

Klingsor

SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT

HERAUSGEBER HEINRICH ZILLICH

NEUNTES JAHR

JANUAR BIS DEZEMBER

1932

*

Literarische Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co.
Kronstadt

Inhaltsverzeichnis

Gedichte, Sprüche, Aphorismen

Seite

Ady Endre, Ankunft des Herrn 454
Ausländer Rose, Gedichte 271
Bartalis János, Gedichte 201
Busch Wilhelm, Kritik des Herzens 121
„Pst“ 156
Ernst Paul, Die Apfelbäume 241
Folberth Otto, Totenburg 8
Fritsch Ludwig, Er spricht 266
Goethe Wolfgang von, Teilen kann ich nicht 93
Selige Sehnsucht 116
Hajek Egon, Goldene Fracht 161
Ließ Otto, Herbstbang 429
Margul-Sperber Alfred, Die Linde 434
Neustädter Erwin, Die Nacht zum Jahre 1932 41
Roth Arnold, Nächtliche Stunde 454
Sân-Giorgiu Jon, Gedichte 281
Scherg Kurt, Bauernballade 254
Schuster Gustav, Wilhelm Busch zum Geburtstag 128
Tompa Lâßló, Junger Baum im Gebirge 220
Vandory Trude, Vielleicht 194
Weinheber Josef, Mit vierzig Jahren 46
Wolf-Windau Michael, Der dichtende Bauer 321
Siebenbürgischer Herbstsonntag 421
Zillich Heinrich, Verwandlung des Jahres 1
Sommergedichte 313
Am Altersee 231
Herbstgedichte 413

Skizzen, Erzählungen, Novellen, Schilderungen

Billinger Richard, Bauernzirkus 167
Goethe, Aus Goethes Mund 81
Heltmann Adolf, Sonntagnachmittag im Pfarrhof 323
Herzog Georg, Unser Nachbar Herr Schuller 251
Kacso Sándor, Die Schmach 210
Neagoe Peter, Kaleidoskop 284
Witting Emil, Des Jägers Passe bei der Schafherde 2
Hirtenfeuer 414
Zillich Heinrich, Anekdoten aus dem großen Krieg 42
Ist der Weihnachtsmann ein Rumäne? 449

Aufsätze, Essays, Sonstiges

Seite

Bonfert Dr. Alfred, Arbeitslager und freiwilliger Arbeitsdienst 421
Capesius Bernhard, Vom Goethe-Mythus unserer Tage 89
Domeier Ernst, Surrogatismus 301
Entwurf zu einem sächsischen Volksprogramm 364
Folberth Otto, Antwort und Rechtfertigung 50
Die Erdbeerstraße, der Sankt-Annensee, und der Maler Nagy Imre . . . 216
Deutsche und Franzosen 288
Geißler Dr. Ewald, Wirklichkeit und Überwirklichkeit bei Raabe 58
Hermann Dr. Albert, Die Arbeitsschule 15
Heltmann Adolf, Ein großer deutscher Bauerngestalter des vorigen Jahrhunderts: Willibald Alexis 188
Th. Fontane und Adalbert Stifter als Bauerndarsteller 476
Härlen Hasso, Paul Ernst 243
Jekelius Ernst, Wilhelm Busch und wir 122
Besuch bei den Széklern 202
Hinweis auf den Székler Roman 208
Jung Peter, Der Schwabe Dr. Fritz Klingler und sein Werk 434
Jünger Ernst, Das Antlitz der neuen Welt 330
Klein Karl Kurt, Friedrich Teutsch 409
Langheld Dr. Gabriele, Der Stand der Frauenbewegung in Deutschland . . 98
Lienert Hans, Die Not unserer Kirche 340
Margul-Sperber Alfred, Über Peter Neagoe 282
Metker Dr. Alfred, Deutscher Idealismus 142
Möckel Dr. Konrad, Glauben und Weltanschauung 295, 333
Wohin treiben wir? 346
Mutius Gerhard von, Verinnerlichung 221
Orend Misch, Deutschtum und Weltanschauung 184
Volk und Kirche 465
Pilder-Klein Dr. Hermine, Rückzug der Mütter aus dem Berufsleben . . . 266
Pomarius Alfred, Volksorganisation und Demokratie 107
Zur Philosophie des Nationalsozialismus 131, 176
Reisner Erwin, Deutsche Religion? 9
Mulier taceat in ecclesia 93
Christentum, Judentum, Heidentum 169
Stapel Wilhelm, Die echte Demokratie 408
Schaser Gerhard, Ein Brief 349
Vom Sinne unserer siebenbürgischen Sendung 430
Schlosser Alfred, Über die Lösungsmöglichkeiten des Nationalitätenproblems . 28
Theiß Dr. Herbert, Herakliteisches 23
Theil Hermann, Gedanken zur Frage des ständischen Aufbaues unserer Volksorganisation 66
Török Árpád, Die ethisch-politischen Grundlagen des Minderheitenrechtes . . 468
Witting Emil, Die deutsche Jägersprache 150
Der Sport 309
Wittstock Erwin, Entwurf zu einem Organisationsstatut der sächs. Volksgemeinschaft 373
Zum fünften Sachsentag 361

Seite
Zillich Heinrich, Aktive Mitarbeit an der Staatspolitik 103
Volk und Kirche in Not 256
Zur Wahl des siebenbürgisch-sächsischen Bischofs 289
Nachwort 355
Denkt an die Gräben! 405
Sendung der jungen Generation 455

Rundschau

Benesch Friedrich, Offener Brief an Otto Folberth 156
Capesius Bernhard, Der aktuelle Goethe 116
Csallner Carl H., Sprachbesinnung 196
Folbert Otto, Antwort an Friedrich Benesch 158
Die deutsche Buchgilde in Rumänien und die Raabe Stiftung 441
Zur Diskussion über Christentum und Idealismus 441
Grasser Dr. Karl, Reineke Fuchs 33
Jekelius Ernst, Gedächtnisausstellung Arthur Coulin 485
Klein Karl Kurt, Goethefeiern in Rumänien 194
Metter Dr. A., Zur Minderheitenerklärung des Ministerpräsidenten Jorga . . 75
Möckel Konrad, Mediascher Volkstag 485
Neugeboren Emil, Proportionalwahlrecht bei innensächsischen Wahlen . . . 316
Pomarius Alfred, 3. Schülerolympiade in Schäßburg 235
In den heurigen Arbeitslagern der sächsischen Jugend 358
Um die Bischofswahl 438
Das Hauptproblem der Landeskirchenversammlungen 481
Reisner Erwin, Meine Antwort an Herrn Dr. A. Metter 196
Rumänisch-Ungarischer Kulturaustausch in Neumarkt 159
Zillich Heinrich, Julius Lang 32
Zentralisation und Dezentralisation 117
Volkserneuerung und 10 Jahrfeier der „Selbsthilfe“ 232
Christodynamik 238
Politische Chronik 272
Sächsisches Volksopfer 276
Politische Chronik 314
Arbeitslager 317
Sachsentag 356
Haben wir bei den letzten Wahlen die 2% erreicht? 357
Zur Wahl des Bischofs 357
Zum Sachsentag 437
Tagung des Verbandes der Deutschen in Rumänien 440
Kein Minderheitenamt mehr! 440
Bischof D. Dr. Viktor Glondys 481
Sachsentag und Volksprogramm 482
Erfolg eines sächsischen Buches 486

Buchbesprechungen

Beginnen auf den Seiten: 35, 77, 118, 159, 197, 238, 277, 317, 359, 443, 487

Mitteilungen der Schriftleitung

Auf den Seiten: 40, 80, 120, 160, 200, 240, 280, 320, 360, 408, 448, 488

Bildbeilagen

Seite

Binder Gustav, Selbstportrait 241
Csaki-Copony Grete, Zigeunerkind 408
Flechtenmacher Otto Wolfgang, Föhn 1
Gawell Oskar, Obsternte 336
Jonita Niculae, Selbstportrait 281
Kimm Fritz, Zeichnung 41
Konnerth Hermann, Portrait Nikolaus Jorga 121
Netoliczka O. G., Sam Schiel 161
Schachl Waldemar, Singende Schüler 449
Siebenbürgisch-sächsischer Halbfayence-Krug 321
Siebenbürgisch-sächsisches Volkswappen 361
Székler Holzschnitt, Jesus 201
Schattenriß, Goethe 81

Markusdruckerei Schäßburg



Otto Wolfgang Flechtenmacher (Inner-Arosa), „Föhn". Ölgemälde

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
9. JAHR JANUAR 1932 HEFT 1

Verwandlung des Jahres

Von Heinrich Zillich

In den bleichen Februarnächten tönte von ferne der Föhn.
März blies uns den Wind in die Stuben, fegte den Schnee mit Gestöhn.
Doch durchs Heulen der Stürme trug schon länger der Tag sein Licht.
Zwischen den Fensterblumen erblaute freundlich das Himmelsgesicht.

Liefst du hinaus in den wirbelnden Regen, suchtest und fandest noch nicht,
wiegte im ersten Knospen der Zweige auch dein erstes Gedicht.
Fülle und Blätterwolken ersprossen, rauschend erblühte der Mai.
Ach, und die Gräser rochen. Doch schweigend schritten die Mäher herbei.

Wieviel Gedanken bauten dir Brücken, wieviel Träume und Lust
glitten ins wartende Strombett des Sommers und waren dir kaum bewußt.
Dunkel erstanden die Sorgen und einsam traf dich der Strahl der Idee.
Ehe die Ernte gor in den Kellern, stürzten die Feinde dich jäh.

Aber die Äpfel fielen vom Baume, aber die Traube war prall.
Frohlockte die Straße, so sahst du des Wandels Bedeutung im Blätterfall.
Höhnte der Alltag und reckte die Hüften: dich rührte der Wirbel schon nicht.
Lachend standst du im bleichen November und spürtest das bleibende Licht.

Niemals rundete so sich des Jahres Erfüllung im eigenen Pfad.
Reißender schnitt dich der Riemen der Bürde, aber die Herrschaft naht.
Dankend nahmst du die männlichste Gnade: daß du verachten gelernt.
Müht sich der Fuß am Wege, du schreitest und bist seinem Staube entfernt.

Nun lasse es schneien, du großer Himmel, wirf Schnee auf Stoppel und Rain.
Im Acker keimen die Samen geborgen und einer darunter ist dein.
Du stehst auf dem Berge und blickst in die Täler: Januar, März und April
und ferne im Dunste der braune September — ach, wie wirst du still.

Des Jägers Passe bei der Schafherde

Eine Bärengeschichte von Emil Witting

Ratlos, machtlos stehen Schafwirte und Hirten vor dem furchtbaren Schrecken der Herden. In ihrer Bedrängnis rufen sie wieder den Herrn Jagdpächter an und zeihen ihn der Zucht des verfemten Raubzeuges und des gottlosen Bündnisses mit den Finsternissen der Nacht, wes Grundes wegen ihn allein alle Verantwortung für den erlittenen Schaden treffe. Der Bär müsse noch vor Anrichtung größeren Unheils, dessen es schon seit langem übrig genug, unverzüglich vertilgt werden, sei es mit der Waffe, sei es mit Eisen oder Gift. Nur müsse er, der erprobte Jäger, so er zu vertilgen begänne, wohl acht haben, daß nicht ein einziger von den treuen Wachhunden dabei zu Gefahr komme. Der Herr Jagdpächter hält geduldig stand allen Anklagen und Befürchtungen, meinend, er sehe wohl ein den triftigen Grund für alle Beschwernisse; aber da ihm selbst in seinen entfernt gelegenen Wohn- und Wirtschaftskreis bis jetzt weder ein einziges Gerücht über solcherlei Vergehen, noch auch ein darauf bezügliches Ansuchen gedrungen sei, er dies der Faulheit und Bekümmernislosigkeit, ja sogar Pflichtschwäche der Hirten zuschreibe und daher jedes Mitwissen abstreite und jede Verantwortung ablehne; daß er aber trotzdem gewillt sei, ihnen zu willfahren, liege ihm doch selbst eine leichte Bärenbeute zur Erhöhung seines weiten Ruhmes am Herzen. Was also an seinen anerkannten Kräften liege — hiebei streckt er sich, innerlich belustigt, mit Würde und Selbstachtung brustgewölbt in die Höhe — so werde er alles tun, hoffe aber auch mit ebensolcher Bestimmtheit, — es streift ein zweifelnder Blick die ganz ergriffenen Kläger — daß auch die Ciobane ebenso handeln und alle seine Anordnungen streng befolgen werden.

„Da, domnule, ja, Herr, darauf sollt ihr Euch verlassen!" beteuern sie gerührt und begeistert, voll Hoffnung und Vertrauen auf das gute Gelingen.

Der Herr Jäger aber schlägt sein Lager in einer der alten Arbeiterhütten aus Wegbauzeit auf und richtet sich für Wochendauer bei offener Feuerstätte häuslich ein, so gut und rasch es eben geht; dann überläßt er die Obhut der Hütte Sonne, Mond und Wolken und verschwindet in den schattendüstern Tiefen des Urwaldes. Er ist allein, er braucht bei seinem Vorhaben keine Mithilfe. Sein erstes ist, des Bären Wechsel zu erkunden, dabei sorglich vermeidend, jeden Verdacht des Bären durch bedachtloses Kreuzen seiner Wege heraufzubeschwören. Gar bald

hat er festgestellt, daß der Bär seinen Paß nach vollführtem Raubzug stets auf dem breiten Rücken in kürzester Linie bergab nimmt, bei der Bachschnelle oder der Talzwillung die steile Bergböschung der alten Waldbrandfläche quer über den Fußsteg hinunterrutscht, wovon in den taugebündelten Grasschwaden ganze Schleifen sich einfurchen; und daß er dann die Schnellen durchschneidet, am jenseitigen Steilhang emporsteigt, um sich dort im dichtesten Fichtenjungmais ins Tageslager einzuschlagen. Die tiefen Mulden im Boden, Losung umher, sind die Zeichen, daß auch dieser Große, mehr noch wie jeder Kleine, nicht frei ist vor Zeugnis und Verrat.

Bevor noch Uraleule und Sperlingskauz den Raub beschließen, hat der Bär seinen Rückpaß vollführt; und lange nachdem schon Fledermaus und Ziegenmelker durch den Nachthimmel zucken, erhöht er sich im Lager, um auf dieser selben Lehne berganzusteigen, im Rundwechsel Stinnen und Herden zu überfallen und vor frühester Morgenstille über Steg und Bach den Kreis zu vollenden. Nie überflieht er dabei den Steg an derselben Stelle, immer zeigt der aufdämmernde Tag die frische Spurfurche um eine Bodenrippe oder Geländeeinsenkung weiter verschoben.

Der Jäger aber macht seine Erkundungen kurz nach Aufleuchten der ersten Farben, um seine Nachwitterung bis Abend ganz erkalten zu lassen. Als er alles recht gründlich und peinlich erkundet, trifft er die Vorbereitungen bei der Herde selbst. Dem Bären etliche Tage den Raub unauffällig leicht werden lassen, ist Grundbedingung für den Zweck, ihn für eine Zeit an ein und denselben Ort zu binden, denn jedweder Widerstand zäh wiederholt, verfehlt seine Wirkung schließlich nicht und verleidet den Genuß des Machtstolzes auch der selbstbewußtesten Kraft. Daher dürfe nicht unnötig übermäßiger Lärm als Ausdruck gestachelten Verteidigungswillens geschlagen werden; es müsse der Schuß im Gewehre bewahrt, es müsse ein Teil der Hunde über Nacht zur Stina gebunden werden. Ein Hund allein werde sich beim Einbruch des Bären weniger vorwagen, um ihn zu belästigen. Hinwieder müßten die Hüter aller übrigen Herden: Ciobane, Hunde und ausgeliehener Schuß sich währenddem zu vermehrter Verteidigung anlassen. Nach ausdrücklicher Versicherung der Hirten, daß allsolches geschehen sei und nun Frate Nicolae, der Bär, seinen nächtlichen Rundgang bei der auserwählten Stina tatsächlich jede Nacht todsicher beginne und nach vollführtem Raub auch beende, so daß der Preis für die gebrachten Not-

opfer im erbeuteten Fell des Bären und in der endlich verdienten Ruhe sich reichlich finden werde, bereitet sich der Jäger für den entscheidenden Schlag vor.

Daß es ja recht leicht und rasch gelinge, wird der weißballige Herdenfleck noch näher in die Krummholzbucht hineingetrieben. Es wird so der Aufhauch der Schafe sich im Winde, der nun schon seit etlichen Nächten stets gegen die untere Zunge der Latschen bläst, unmittelbar dem von schräg unten kommenden Bären entgegenschlagen, so daß der zur geruchlichen Abnahme von Stand und Lage vom Anwechsel aus nicht mehr einen Bogen zu schlagen braucht. Neben der Herde dösen wie gewöhnlich im Halbschlaf die beiden Ciobane. Ein Hund, der bekannt ist als pflichtgetreuer Aufmerker gerade nach der gewöhnlichen Angriffseite hin, da er seinen Posten immer in der Nähe des gefährlichen Latschenkeiles sucht, wird das Geräusch des nahenden Bären rechtzeitig zu des Jägers Bereitsein melden. Alle übrigen Hunde werden nach dieser Anzeige angebunden neben dem Lagerplatz den Feind kläffend erwarten. Der Jäger selbst hat seinen Stand über Wind und Herde gewählt, umgeben und gegen Sicht gedeckt von einem kniehohen Nestwall loser Krummholzäste. So verrät er, oder der Windrichtung bleibend, seinen Herrenduft nicht dem Angreifer und kann über das Blendwerk hinüber unbemerkt seinen Schuß dem breit vorbeiwechselnden Dunkelblatt des Bären antragen, wenn der nach dem Raube siegesstolz mit der Beute im Fang, nicht gefaßt auf weitere Belästigung, dem bergenden Krummholz zustrebt. Gegen alle finsternden Launen von Nacht und Wolke hält er den Scheinwerfer bereit, um in dessen Licht im gegebenen Augenblicke den Bären mit dem Fadenkreuz des Ziehlfernrohres sicher fassen zu können.

Im Schein der letzten müden Flacker teilen die beiden Hirten christlich den duftenden Abendmais. Motten und Schnaken kreisen ums Licht. Finstere Nacht sinkt auf den zusammenschauernden Brand, kaltes Schweigen lastet sich auf die beiden angstzweifelnden Hirtengemüter, mit der bangen Frage, ob die Hand des Jägers auch sicher die Kugel blitzen lassen werde, ob nicht ein schwerer Wundschuß ihnen selbst unter den Branten des rasend gemachten, zu furchtbarer Rache aufgepeitschten Untieres die letzte Stunde bringen werde.

Die unendliche Ruhe der Nacht streicht mit löschender Hand über alle Talschmerzen und Tiefschrammen des Jägers und vermählt ihn mit den ewigen Gängen und Wandlungen, Schrecknissen und Feind-

lichkeiten der Natur, daß auch ihn der Zweifel an sich und seinem guten Beginnen erfaßt. Dort hinter dem Brande kauern die zwei sündigen Menschen, die auch genug betrogen und gestohlen, und dort wird er kommen mit strafender Brante, der uralte Raubritter dieser Waldburgen, er, ein Räuber, weil nun einmal der Raub die Bestimmung eines jeglichen Wesens ist. Und er, der Jäger, hockt hier auf der Lauer zwischen den beiden Erbfeinden, um befangenen Sinnes, voreingenommen, Partei zu ergreifen. Auf wessen Seite ist denn das Recht? Und dann steigt wieder das Raubtier Mensch in ihm, das nicht fragt nach Recht und Tiefsinn, Überlieferung und Mitleid. Er ist ja hier, um zu töten, in Machtbewußtsein zu schwelgen, ist hier, um zu siegen, im Ruhm sich zu erhöhen. Spannung wächst, Erwartung fiebert, heiß rollt das Blut. Finsternis zerfließt, Fahle gießt über, weit an drübigen Waldhängen schauert die Mondflut tiefer und tiefer herab, steigt diesseits kantend empor, macht die Herdenwolle in ihr leuchtend aufschwimmen. Unter dem Jäger schneiden über seinen Rücken hinweg vom aufleuchtenden Mond die Schattenspeere der einzelnen Wetterfichten vor dem Krummholz in die anschwellende Silberströmung. Klärend tropft in die brauende Stille zersprengtes Hundegeglock von der Stina herüber. Von ferner Alm zerknallt warnend ein spitzer Schuß wie Peitschenschmiß die wache Ruhe.

Bei der Stina plötzliches Auffahren, Hundegeschmetter, Brüll und Getobe — Lup — Wolf — und läutend jagt die Meute hinunter in den Wald. Lange noch kocht unter der Alm das schwarze Fichtenmeer von Gebläff, verbrodelt langsam und vertropft schließlich in deutlichem Nahen zu des Jägers Jagdbereich ....

Auf dem gewohnten Wechsel trottet, aufmerksam den Mondschatten suchend, am fichtenstarrenden Krummholzrand ober der Alm Frate Nicolae an den Schlafplatz seiner reich spendenden Herde, der Herde der Jährigen, heran. Aufmerksam verfolgt er die Jagd hinter dem Wolfe.

Er duldet zwar den Grauhund nicht in seinem Bereiche, und jener hält sich sorgsam fern von ihm und dessen Jährigen, wenn er um die Melkschafe der Stina herumschnüffelt — jetzt aber ist Nicolae die Jagd in die Talgründe ganz genehm, beschäftigt sie doch inzwischen die Meute, an deren Geläute er ganz gut die ganze vereinigte Hundeschar der beiden Herden erkannt hat.

Also vorwärts, bevor die Hunde zurückkehren!

In ausgreifendem Trott nähert er sich dem Lagerplatz. Doch schon

pocht hie und da ein Köterverblaff an die Tarla der Jährigen heran. Nicolae wird langsamer. So wie er es immer tut, stürzt er sich nicht blindlings in den Fraß. Von weitem schon nimmt er die ganze Gesellschaft in die Nase und zerstückelt sie nach Form und Zugehör. Diese Seite wäre abgewonnen. Nun leise heran, daß er an der Ecke mit einmal unbemerkt hervortauchen könne. Leicht bewegen sich die Nüstern, die Seher glühen, die Gehöre spähen. Er vertieft sich auf die Keulen, äugt zurück, hinunter, setzt spielend weich, fast im Kreuzgang, Brante vor Brante, lauscht, duckt sich wie der Luchs, der ihn neulich von schiefem Hochsitz angefaucht hat, um dann in ein paar mächtigen Sätzen davonzustieben. Auch er wird solche Sätze beim Angriff ausschwingen.

Vor dem Krummholzeck ist eine kleine Bodenstaffel. An die schiebt er sich im Mondschatten heran, um Ausblick und Einblick in die Herde schief vor sich zu gewinnen. Er fühlt die alte Unbehaglichkeit, als er unter den schirmenden Latschenästen groß ins Freie hineinwächst.

Einen Gedankenblitz nur verhofft er. Da jault es vor ihm auf, und beim nächsten Kopfschwenken schon stürzt, wie aus dem Grund geschachtet, die ganze Hundemeute vor. So plötzlich überrascht zieht er sich in den Schutz der Latschenäste zurück, tappt rauschend und knarrend von Geäst zu Geäst. Hoch schwanken unter den Tritten die Besen. Kein Hund wagt sich in das Gestrick, alle begleiten sie seine Umgehung von draußen.

Nicolae will die Kerle täuschen. Er will sie mit Krach und Gedröhn den Rand entlang sich weit nachlocken; dann will er in das Krummholz tief und rasch hineindringen, im Busch einen Bogen schlagen, zum Ausgangsorte zurückwechseln, und während die Hunde immer noch am jenseitigen Rand verbellen, in die Herde einbrechen.

Da aber zerschlägt mit einemmal eine besondere Entdeckung seinen Schlachtplan, und es ist gut so, denn da dringt er in einen Windstreifen, der voll fremder Menschenwitterung ist, die nicht zu den Schafen dazugehört, einer Witterung, die aus einem Korb frisch gebrochener Latschenäste kommt, wie er ihn nun deutlich durch die Zweige abseits ober der Herde gewahrt, einer Witterung, wie sie fremdes fahrendes Volk an sich hat, das niemals geheuer ist. Verdacht steigt. Frate Nicolae besinnt sich nicht lange. Er achtet nicht mehr auf Hunde und ähnliche Maulhelden. Gewichtig und schwer wie immer, wenn er nicht zu pirschen hat, kracht er durch und über das aufbäumende Latschengekrümm von dannen.

Der Jäger hört es, weiß die Deutung: Windverrat und Windsünden. Schon hatte er den Bären wie die finstere Unnacht vor dem Krummholz starren gesehen, schon zuckte die Hand am Züngel, da verschwand der Bär auch schon wie ein Geist vor der anstürmenden Hundekoppel.

Die Nacht versinkt. Der erste Schauer zieht durch die Pinselbürsten der Legföhre um den im Pelze ob des getröstlichen Ungemaches ruhig entschlafenen Jäger. Perlender Tau schwimmt auf ihm, als er erwacht.

Wäre es wirklich schöner, wenn man jedes heiße Blut, jede höchste Kraft mit einem Handstreich billig löschen könnte, leicht spielend, feig aus sicherem Hinterhalt mit Schieß-, Ziel- und Sehrohr, wie sie irgend einer erfunden?

Ja, wäre es nicht um die Zwiesprache mit der Natur, solch selige Nacht wäre umsonst gelebt. So aber ist sie erlebt, und der Jäger schultert frohgemut die Büchse, verbellt nun selbst im Kreise von der Hunderotte. Schaf glockt auf, Hirtenfeuer springt empor, Treibruf schwillt bei der Melkhürde. In fernes Waldmeer taucht der letzte Stern. So wie immer hat auch diesmal der Cioban in den sorgsam gezogenen Kreis die Lücke gerissen; so wie er ja auch in jedem Hürdenrund irgendwo doch ein Loch für den Wolf, einen Einsprung für den Bären freiläßt. Daß die Hirten die Hunde entgegen dem Befehl nicht angebunden, hat Nicolae gerettet. Eine Woche lang wird Frate Nicolae fern bleiben. Wenn er dann wieder kommt, ist der Jäger schon davon und kann den Hirten ruhig ihr getreues Abzeichen vorhalten.

Doch wie immer auch! Was nicht Frate Nicolae nimmt, verschwindet in ihrem Magen und Darm; und wenn auch der gute Frate Nicolae vom Stammtisch einmal ausbleibt, so wird doch noch immer ein Schaf auf sein Merkholz gekerbt. So ist es denn auch dem Hirten nicht ernst um die Vertilgung des Bären, denn wenn der ganz verschwände, mit wem hätte der Cioban die Sünden zu teilen, wem kreidete er seine eigene Schuld auf die Zechtafel.

So streiten sie denn mit viel Gehabe, Lärm und Geschrei in steiem Kampf gegeneinander und sind doch angewiesen aufeinander, und der Bär, der ehrlichere, edlere unter ihnen nimmt gerne alle Schuld auf sich.

Es ist stillschweigend ausgemachte Überlieferung, daß einer den andern neben sich leben läßt: „Să träim toţi“.

Totenburg

(1916)

Von Otto Folberth

Ein steiler Steinbruch . . .
Warnend wie Ruinentrümmer
ragt er in den Himmel.
Eine harte öde kalte Felsenburg des Tods.

Hier haben wir uns hundertmal zerfleischt
und aller Rassen Blut gleich gierig
saust die verfluchte kalte Felsenkehle,
dies schlüpfrige Geröll,
das Menschenmark gedüngt,
dies wirre wüste Massengrab.
Wer wurde jemals seines Siegs hier froh?

Still! Hört! Es singt und saust,
es heult und hallt schon wieder in den Lüften.
Neues Festgelage künden Kugelmelodien.
Nun rauscht es, braust es, rasselt's, prasselt's,
donnergleich schlägt's ein.
Wozu der Trommelwirbel und der Paukenkrach?
Wozu solch gellender Fanfaren Stoß?

Hier feiern, ja . . . wer denn?
Hier feiern Stein und Eisen grausame Vermählung,
hier rinnt heut rot dazu ein süßer Hochzeittrank
und die Vernichtung schallt ihr geiles Lied.
Seht! Seht! Schon hüpft heran,
schon führt er frech den saubern Reigen an!
Wer? . . . er?

Aus dunkeln Spalten, Schluchten,
Gräbern, Grüften,
Lachen, Löchern
grinst und stinkt
und geigt und singt
verroht, oh, jämmerlich verroht,
Schalk Tod! Schalk Tod!

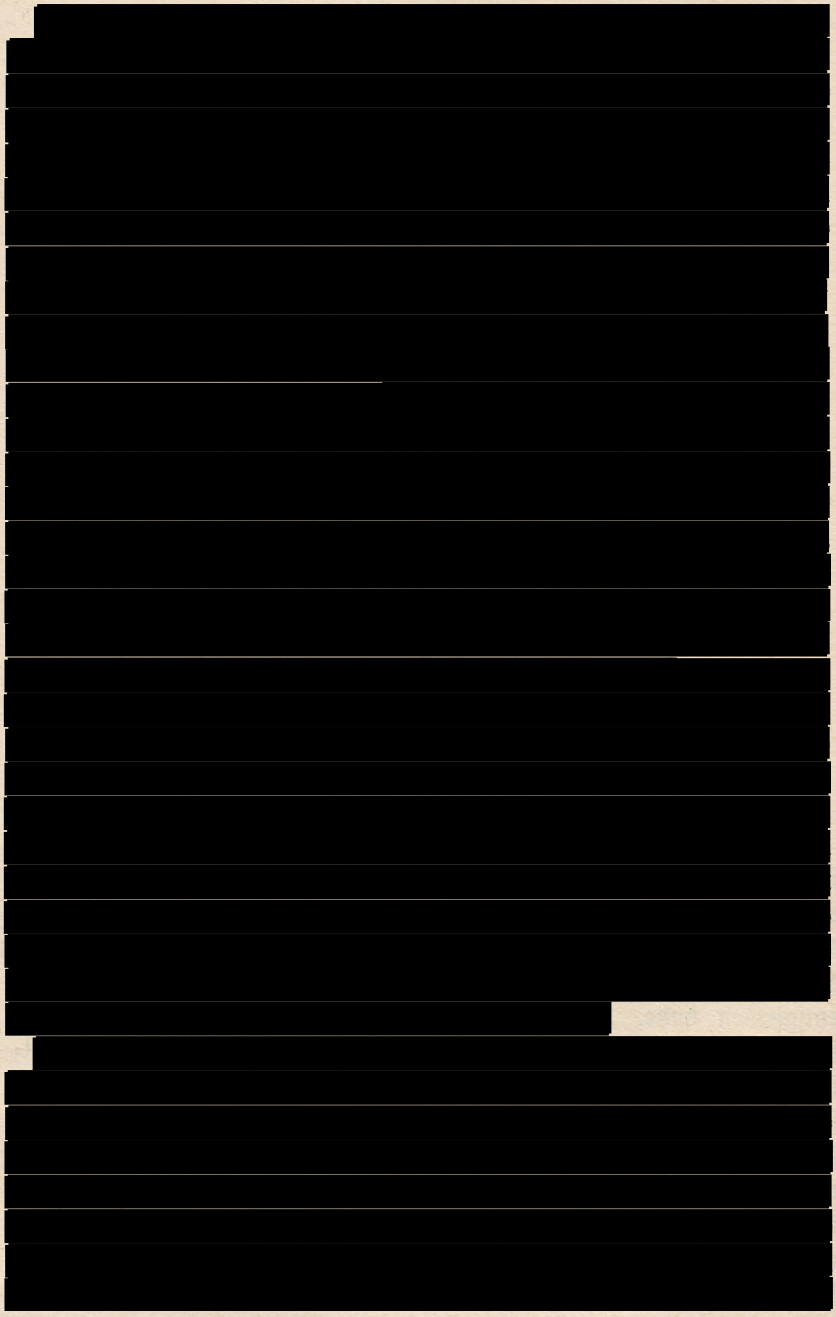
Vorüber rauscht's. Das Fest klingt ab
und aus den öden Trümmern steigt das Grauen...
Noch wart ich nächtlich eines saubern Gasts,
der nie an toten Tischen fehlt.
...Was Wunder? Wie? Sie kommen nicht?
Es schleichen scheu in weitem Bogen
alle Schlachtfeldräuber und -hyänen
um deinen Turm, Totenburg?
So selbst der Henker meidet spätes Mahl
in deinem Schlunde, diesem Galgensaal!

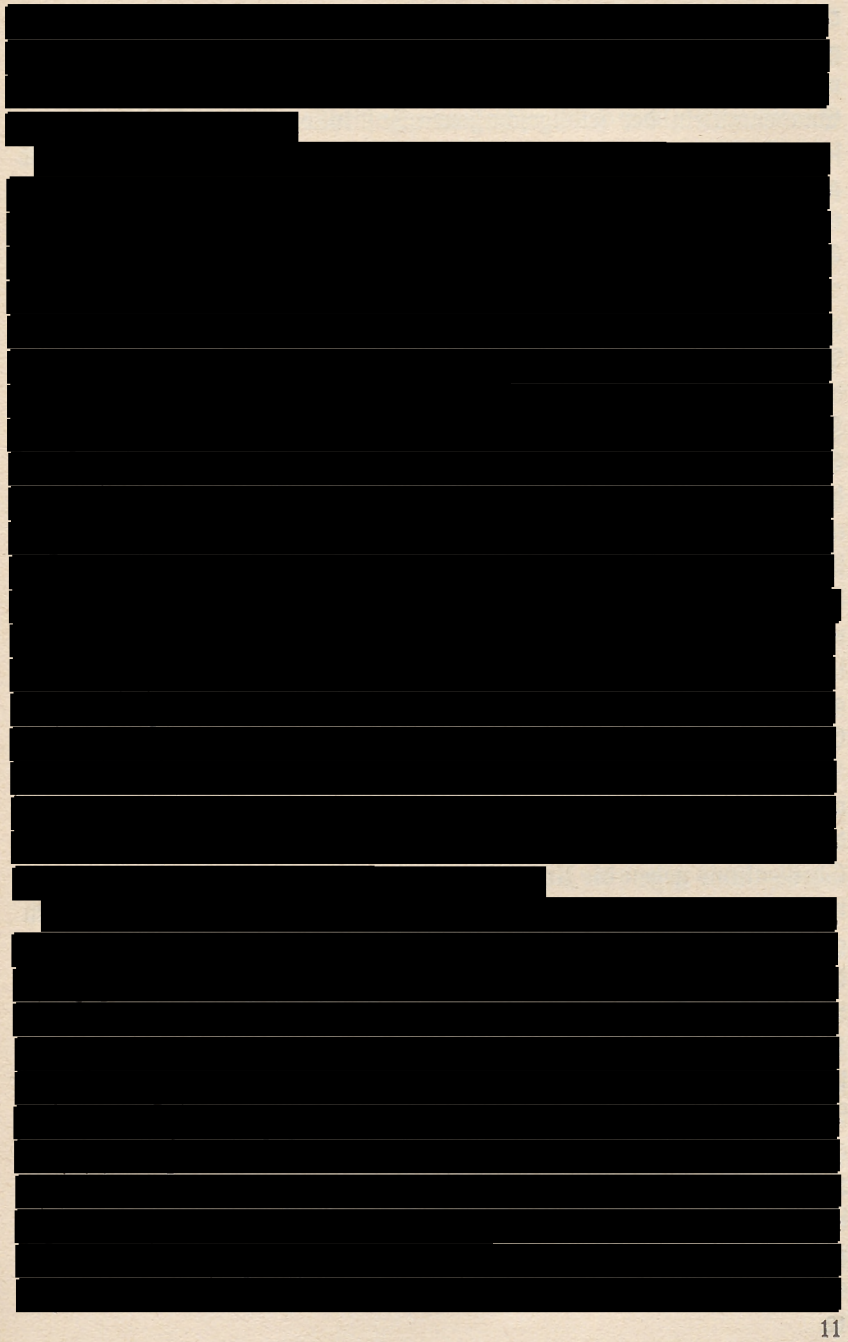
Der Schneesturm, der gute Schneesturm allein
weiß, was sich schickt.
Er weht, weht her mit Macht,
holt fernste Nacht,
bläst unbekümmert über deinen vielgeborstnen,
wie mit Schwären übersäten Rücken.
Spielt einen Augenblick mit den erstarrten, schwarzen Leichen,
fächelt von der Erde ihren Aasgeruch
und deckt auf offene Trichterhöhlengräber
sein weites, kaltes Totentuch...

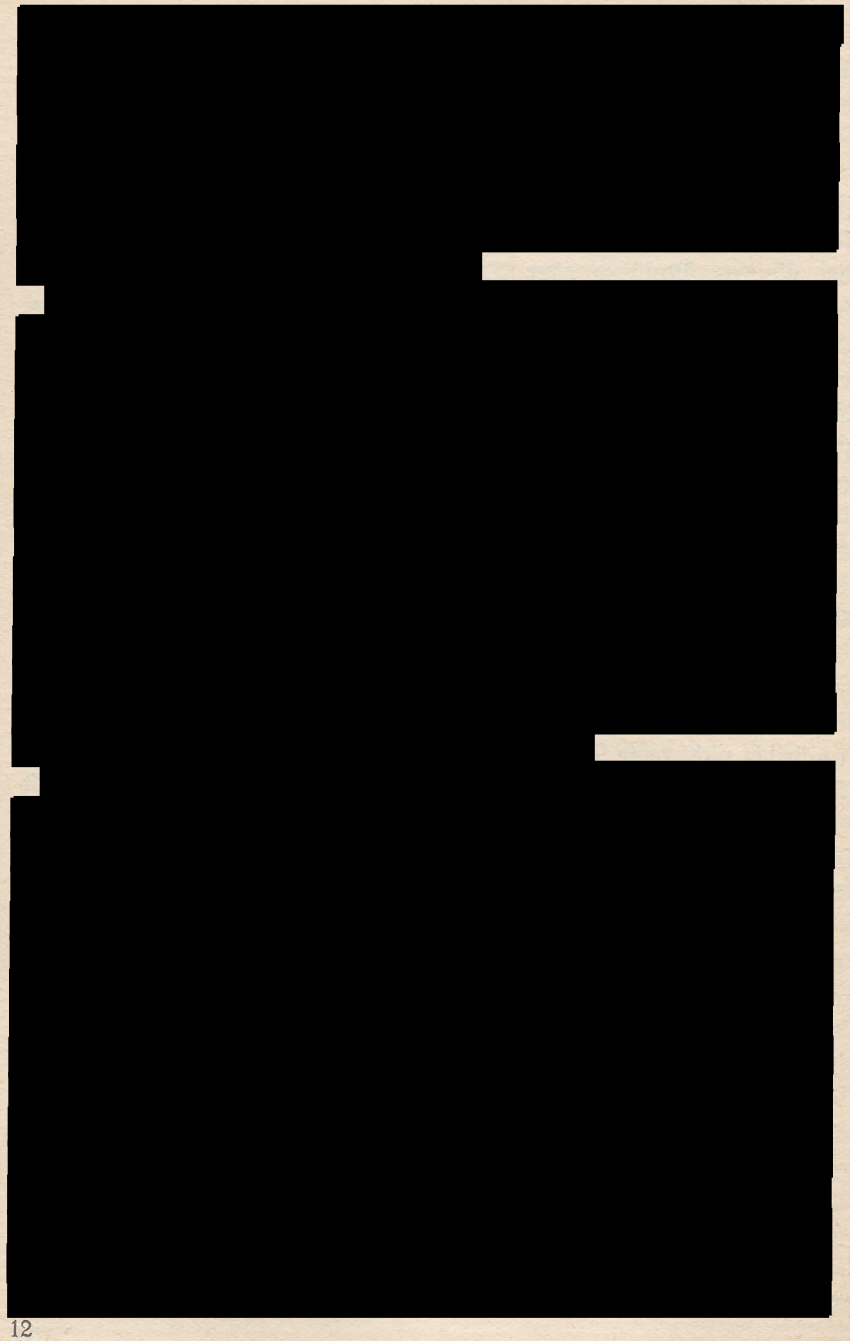
Deutsche Religion?

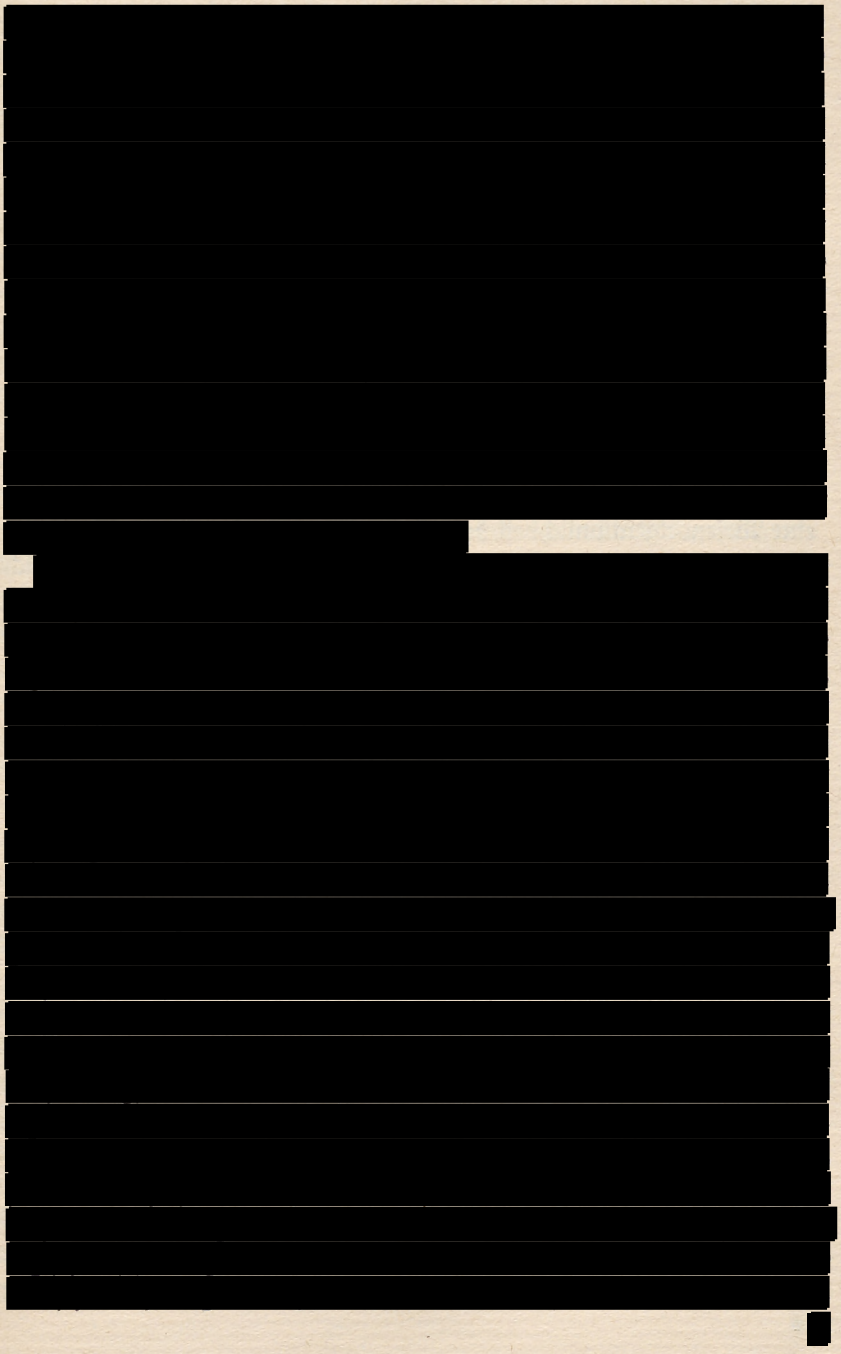
Von Erwin Reisner

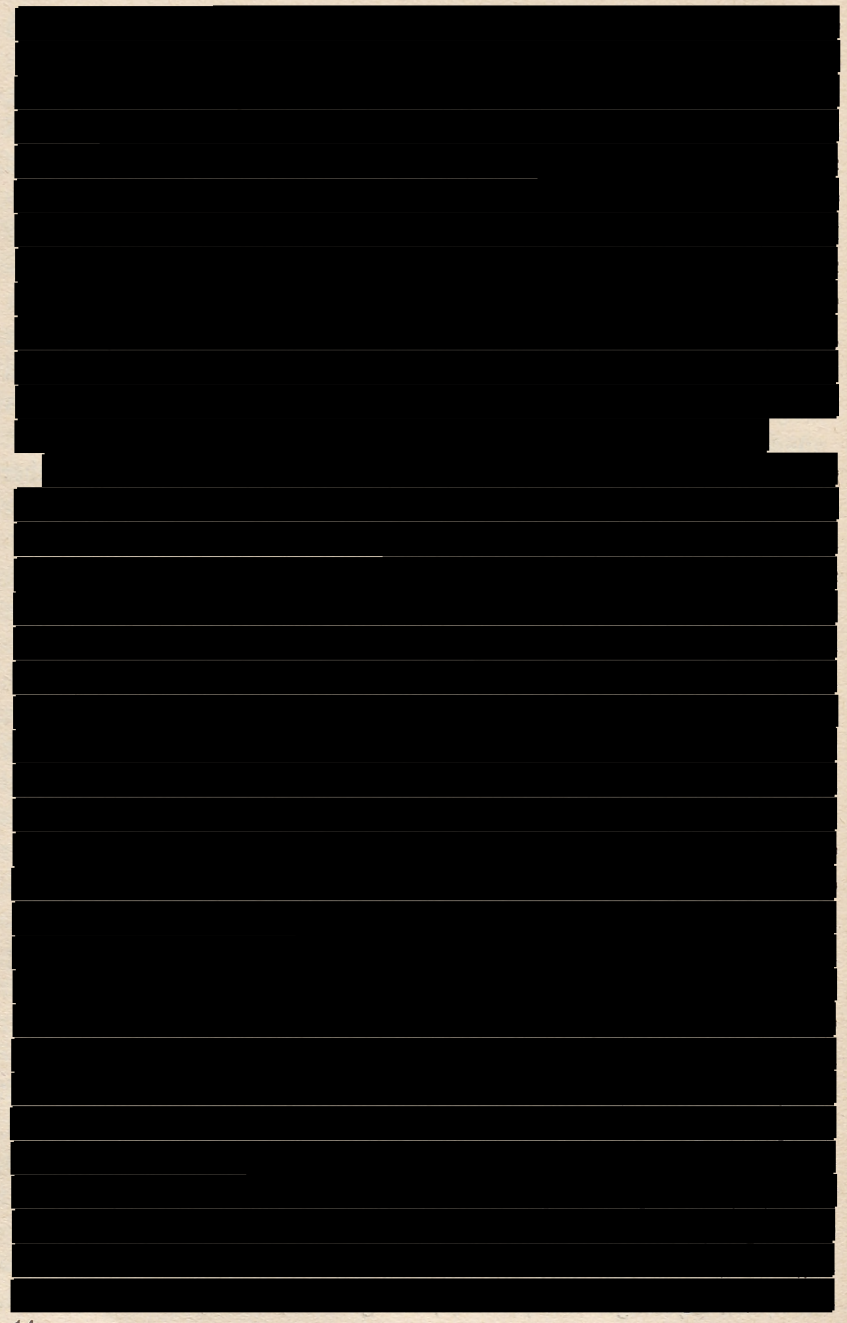
[redacted]













Die Arbeitsschule

Von Dr. Albert Hermann

Um das Problem der Arbeitsschule richtig zu erfassen, ist es notwendig, auf einen Mangel unseres abendländischen Schulwesens hinzuweisen, dessen Entstehung und Bedeutung der Münchner Pädagoge Alois Fischer, wie folgt, charakterisiert. Er führt aus, daß die Erziehung ursprünglich ein Tun war, das „sich im täglichen Umgang von selbst erzeugt, dem die wechselnden Lebensumstände der Gemeinschaft greifbare Zwecke setzen und für das die Erfahrung immer neue Wege bereitstellt." Auf dieser Stufe ist die Erziehung etwas, was sich sozusagen von selbst ergibt, eine „Funktion des Menschentums". Mit fortschreitender Differenzierung der Gesellschaft aber verselbständigt diese „allmählich ihre erzieherischen Aufgaben und Pflichten durch Ausgliederung eines fortschreitend wachsenden und sich weiter gliedernden Erzieherberufes". Erst sind es die Häuptlinge, Priester, Waffenmeister und Zauberer, die für die Schulung der Jugend für besondere Auf-

gaben geeigneter erscheinen als der Vater, sie werden Vorläufer der Erzieher. Mit dieser Verselbständigung der Erziehungstätigkeit als Aufgabe eines besonderen Berufes beginnt jedoch auch die Verengerung dieser Tätigkeit. Nur ein Teil der ursprünglichen Erziehungsaufgabe geht auf den Berufserzieher über, die Vermittlung von Kenntnissen und Fertigkeiten, die Unterweisung. Und mit der zunehmenden Bedeutung der Kenntnisse für das gesellschaftliche Leben nehmen diese auch in der Unterweisung immer mehr Raum ein und füllen schließlich fast den ganzen Begriff der Erziehung, soweit es sich dabei um das planmäßige Tun des Berufserziehers handelt, aus. Und zwar wird die rein gedächtnismäßige Weitergabe von Kenntnissen das herrschende Merkmal der abendländischen Schulunterweisung.

Aus dieser Verengung strebt die Erziehung heraus. Dies Streben kennzeichnet die pädagogische Literatur seit den Tagen der sogenannten „natürlichen Erziehung", wie die der Philantropisten Rousseau, Pestalozzis und Fröbels. Es gewinnt aber besondere Stoßkraft in den letzten Jahrzehnten, wo infolge der Berufstätigkeit beider Eltern, der größeren Geschwister und durch andere soziale Umgestaltungen die Familie als Erziehungsfaktor mehr und mehr ausgeschaltet und schließlich die Schule zum Mittelpunkt der gesamten Erziehungstätigkeit wird. Jetzt erst wird der in der Verengerung des Erziehungsbegriffes enthaltene Mangel deutlich fühlbar und erweckt als Reaktion all die modernen pädagogischen Reformgedanken, zu denen auch der Gedanke der Arbeitsschule gehört. Inzwischen hat auch die Psychologie als Erfahrungswissenschaft Erkenntnisse betreffend die geistige Entwicklung der Menschen und betreffend das Zustandekommen von Vorstellungen und Begriffen des Einzelnen, von Anschauungen und Einstellungen der Gesellschaft gezeitigt, die geeignet sind, diese Bestrebungen wissenschaftlich zu unterbauen.

In diesem Rahmen gewinnt die Arbeitsschule eine andere Bedeutung als ihr gewöhnlich beigemessen wird. Sie ist nicht eine Zeitströmung, sondern ein fundamentales Erziehungsproblem. Ihre wissenschaftlichen Grundlagen sind teils psychologischer, teils soziologischer Natur.

Die Psychologie lehrt uns, daß unser gesamtes gegenständliches Bewußtsein, das wir als Denken zu bezeichnen pflegen, auf Sinneswahrnehmungen zurückzuführen ist. Wenn wir also richtige Vorstellungen haben sollen, so müssen diesen genaue Wahrnehmungen vorangehn und zwar Wahrnehmungen, an deren Zustandekommen alle unsere Sinne beteiligt sind, nicht nur das Auge und das Ohr, wie

das in dem sogenannten Anschauungsunterricht der Schule gefordert wird. Vor allem spielt der Tastsinn und der Muskelsinn eine große Rolle. Es ergibt sich also die Forderung, die Welt auf unsere Sinne einwirken zu lassen, um auf diese Weise richtige Vorstellungen zu erwerben und daraus richtige Begriffe zu bilden. Dieser Forderung kommt eine natürliche Anlage des Kindes entgegen. Es ist „aktiv", d. h. es hat ein Bedürfnis nach körperlicher Betätigung und kommt dadurch mit seiner Umgebung in immerwährende sinnliche Berührung. Diese Aktivität beruht auf dem Vorherrschen der subjektiven Elemente (der Gefühle) im kindlichen Bewußtsein. K. Bühler sagt: „Das ganze Verhalten des Kindes verrät Lust, die bei der Tätigkeit entsteht, die an diesen oder jenen Teil, an dieses oder jenes Moment der Tätigkeit geknüpft ist, und diese Lust ist irgendwie entscheidende Bedingung für die Wiederholungen, die bei rein unlustvollen Tätigkeiten ganz gewiß nicht auftreten". Diese Funktionslust ist also der Motor des rastlosen Probierens. Dieser Motor aber steht mit der Entwicklung in unmittelbarem Zusammenhang, denn dadurch erwirbt das Kind, ohne eine Ahnung von dem tieferen biologischen Sinn der Sache zu haben, das zum Leben erforderliche Grundkapital an körperlicher und geistiger Geschicklichkeit, d. h. es entwickelt seine körperlichen und geistigen Fähigkeiten und erwirbt gleichzeitig richtige Vorstellungen und verläßliche Fertigkeiten. Da aber bei allen seelischen Vorgängen das Produkt der zusammenwirkenden Faktoren etwas Neues ist gegenüber der Summe derselben, so bekommt die menschliche Tätigkeit einen schöpferischen Charakter. Diese Lust des Schaffens tritt besonders stark beim Kinde zutage, welches „die großen Menschheitsschritte der geistigen Entwicklung aus sich heraus noch einmal nachmachen muß." Daraus erklärt sich auch die Gefühlsbetontheit der kindlichen Wahrnehmungen, das Interesse des Kindes für sinnliche Gegenstände und damit im Zusammenhang das Überwiegen der unwillkürlichen Aufmerksamkeit, der triebhafte Charakter seines Wollens und Handelns und sein Trieb zur Nachahmung.

Dieser Eigenart des kindlichen Bewußtseins kommt die Arbeitsschule entgegen, indem sie auf der ersten Stufe des Schulunterrichts Umgang mit konkreten Dingen fordert. So wie das Kind vor der Schulzeit einen Vorrat an Vorstellungen erwirbt, indem es mit den Dingen der Umwelt in unmittelbare Berührung kommt, so soll es auch während der ersten Zeit in der Schule diesen Schatz an Vor-

stellungen erweitern und berichtigen, indem es mit den Dingen selbst umgeht. Das schließt natürlich nicht aus, daß ihm Märchen erzählt werden, daß der Lehrer Gedichte, Lieder und dgl. auf sein Gemüt einwirken läßt. Gerade das Phantasieleben des Kindes ist ja sehr rege und soll gepflegt werden. Aber ein Schatz von richtigen Vorstellungen ist unerläßlich, weil er das Material für das Denken liefert.

Hat nun das Kind einen gewissen Schatz von Erfahrungen auf diese Weise gewonnen, so ist die erste Bedingung für richtiges Denken erfüllt. Es muß natürlich der Vorrat an Vorstellungen auch weiterhin vergrößert werden, aber es müssen nun auch weitere Bedingungen des richtigen Denkens erfüllt werden. Diese sind: Sicherheit im Folgern, Ordnung, Folgerichtigkeit und Angemessenheit im Schließen, also das, was wir formale Bildung zu nennen pflegen, was Kerschensteiner als geistige Zucht bezeichnet. Solche Ordnung entspringt nun für die meisten Personen nicht etwa aus direkten Anforderungen an die Kräfte des Verstandes, sondern aus praktischen Notwendigkeiten, aus dem Zwang, darüber nachzudenken, wie irgend eine praktische Aufgabe gelöst werden kann. Es ist bekannt, daß so mancher Schuldumme Lebhaftigkeit im Denken zeigt, sobald ihm die Sache der Mühe wert erscheint. Daher will die Arbeitsschule den Schüler vor Aufgaben stellen, er soll das Material, das er zum Denken braucht, selbst erarbeiten, um es so zu sicherem Besitz zu machen und gleichzeitig sein Denkvermögen zu entwickeln. Solche Aufgaben sprechen das Interesse des Schülers mehr an, als das stille Zuhören, wenn der Lehrer vorträgt, oder die Betrachtung von Bildern, die der ganzen Klasse gleichzeitig gezeigt werden. Und Interesse, d. h. die Gefühlsbetontheit einer Aufgabe reizt zum Denken. Auf dieser Stufe ist es aber vollständig verfehlt den Unterricht immer mit manueller Tätigkeit zu verbinden. Mit Recht bekämpft Kerschensteiner derartige Bestrebungen, weil sie zu Veräußerlichungen führen. Manuelle Arbeit ist nur dann bildend, wenn Begriffe und Erkenntnisse aus Tatsachen der täglichen Erfahrung herauswachsen und das Vorstellungsmaterial aus sinnlicher Erfahrung gewonnen werden muß. Wohl aber müssen alle Bildungsgüter, wenn sie wirksam werden sollen, erarbeitet werden. Und dies Erarbeiten besteht darin, daß beim Eindringen in die Vorstellungskreise und in die Denkungsweise eines Gebietes, die Arbeitsmethoden angewendet werden, die sich innerhalb des betreffenden Geistesgebietes mit psychologischer Notwendigkeit entwickelt haben. Und gerade

hier liegt der Kernpunkt des Problems der Arbeitsschule. Es wird in unsern Schulen zu viel Stoff den Schülern rein gedächtnismäßig übermittelt. Dadurch wird die Fähigkeit selbständig zu denken nicht nur nicht entwickelt, sondern eher unterdrückt. Es fehlt aber solcherart erworbenem Wissen die Grundlage an richtigen Vorstellungen. Wir können natürlich den Schüler nicht mit allen Dingen, über die er Bescheid wissen soll, in unmittelbare Berührung bringen. Aber je größer die Zahl solcher Vorstellungen ist, die auf Erfahrung im weitesten Sinne des Wortes beruhen, umso sicherer gestaltet sich auch der Schatz indirekt erworbener Vorstellungen. Immer aber ist Wissen nur dann sicherer Besitz und sein Erwerb bildet die Denkfähigkeiten nur, wenn es durch eigenes Erarbeiten erworben wird. Dabei ist manuelle Tätigkeit nur ein untergeordnetes Prinzip und nur dort anzuwenden, wo der Stoff sie erfordert. Kerschensteiner sagt: „Wer durch zeitgenössische Schilderungen und anderes Quellenmaterial oder auch nur aus der Lektüre von historischen Schriften der Gegenwart historische Kenntnisse selbständig erarbeiten läßt, wer durch den Schülern überlassene dramatische Gestaltung von Dichtungen in gebundener und ungebundener Form diese Schüler den Inhalt tiefer erleben und erfassen läßt, ... wer die Schüler anleitet, selbst durch eigene Versuche in den Kern der physikalischen, chemischen, biologischen Gesetze einzudringen, sie alle gestalten den Unterrichtsbetrieb nach dem Prinzip der produktiven Arbeit."

Das Arbeitsprinzip besteht also darin, daß der Schüler die Erkenntnisse selbst erarbeitet. Auf der untersten Stufe gehört dazu Beschäftigung mit anschaulichem Material, dann folgt gebundene Form des Erarbeitens unter Anleitung des Lehrers, wobei die jeweilige Methode durch den Stoff vorgeschrieben wird, und schließlich eine freie Form des selbständigen Erarbeitens, wobei der Schüler in allen aufeinanderfolgenden Phasen, d. h. von der Problemstellung bis zu der Lösung des Problems Freitätigkeit entfalten soll.

Aus den angeführten Beispielen ist ersichtlich, daß die Darstellung in der Arbeitsschule nicht weniger dem Erwerb der Erkenntnisse und dem geistigen Wachstum dient als die Beobachtung. Die Darstellung erfolgt durch manuelle Tätigkeit welcher Art immer (Zeichnen, Modellieren, Bauen 2c.) oder durch Vortrag und Gebärden, durch Wort oder Schrift, ermöglicht eine Kontrolle der erworbenen Erkenntnisse und führt zu ihrer Vertiefung.

Es ist selbstverständlich oder sollte es doch sein, daß der Vortrag des Lehrers aus der Arbeitsschule nicht ausgeschlossen ist. Allerdings darf er nicht zum alltäglichen Mittel werden. Jeder Stoff läßt sich nur auf seine eigene Art in Erkenntnis oder Erleben umsetzen. Es gibt aber Stoffe, die die Seele des Kindes am besten durch den Vortrag des Lehrers packen. Die Arbeitsschule soll ja auch Erlebnisschule sein, sie wird also immer den Weg einzuschlagen haben, der das Interesse des Schülers am meisten weckt und das Aufzunehmende in seiner Seele gefühlsmäßig verankert.

Das Hauptprinzip der Arbeitsschule ist also das Erarbeiten und Erleben der Kulturgüter durch den Schüler selbst. Daneben gibt es aber noch zwei Merkmale der Arbeitsschule, die allerdings sehr wichtig sind, die aber ohne das bisher Behandelte keine Arbeitsschule ausmachen. Dies gilt vor allem von der Handarbeit als Fach. Sicher verdankt die Arbeitsschule diesem Merkmal ihre Bezeichnung, heute ist es nicht mehr die Hauptsache. Doch darf sein Wert keineswegs unterschätzt werden und keine Schule dürfte sich Arbeitsschule nennen, wo die Handarbeit als Unterrichtsfach fehlt. Viele Kulturgüter setzen für ihre Erarbeitung Handfertigkeit voraus. Wer physikalische, chemische und ähnliche Versuche machen will, muß gewisse Techniken beherrschen, er muß Materialkenntnis haben und dgl. mehr. Aber nicht nur hiezu dient die Handarbeit. Sie erzieht zu Genauigkeit und Ordnung, vermittelt Materialkenntnis und entwickelt verschiedene Seiten des Kunstsinns. Schließlich aber entwickelt sie auch die in unsern Schulen so stark vernachlässigte Geschicklichkeit der Hand und wird manchen Schüler eine Begabung in sich entdecken lassen, die ihm verborgen bliebe, wenn ihm diese Gelegenheit zu ihrer Betätigung genommen würde. So bringt die Handarbeit als Fach einen notwendigen Faktor der Erziehungsarbeit in die Schule, der früher außerhalb der Schule im Elternhaus, in der Werkstätte 2c. wirksam war, heute aus der Erziehung fast ganz geschwunden ist. Welche Formen der Handarbeit gepflegt werden sollen, bleibt sich gleich. Zu beachten ist jedoch, daß diese Arbeit nicht in Spielerei ausartet. Es muß ernste, gewissenhafte und genaueste Arbeit von den Schülern gefordert werden. Auch wird dieses Fach nicht auf allen Stufen einer höheren Schule gepflegt werden. Es setzt ungefähr mit dem 11. Lebensjahr des Schülers ein und dauert bis zum 14. oder 15. Dann haben solche Schüler, die eine mehr theoretische Ausbildung anstreben, aus der Handarbeit die Vorteile herausgeholt, die sie ihnen bieten kann,

solche, die ihre manuelle Begabung weiter entwickeln wollen, können eine Fachschule besuchen.

Ein drittes Merkmal der Arbeitsschule schließlich ist die Arbeitsgemeinschaft. Darunter ist der Zusammenschluß von Schülern oder von Schülern und Lehrern zum Zwecke der gemeinsamen Lösung der in der Schule sich ergebenden Aufgaben zu verstehen. Das selbständige Erarbeiten der Bildungsgüter durch die Schüler erfordert an sich schon oft einen Zusammenschluß mehrerer. Kerschensteiner bezeichnet als Gelegenheiten zur Bildung von Arbeitsgemeinschaften Schulfeste, Schulküchenunterricht für Mädchen, Gartenbau und Blumenpflege, den Unterricht in Werkstätten, Schülerübungen in Physik, Chemie, Biologie und alle praktische Tätigkeit überhaupt. Diese Gelegenheiten machen Arbeitsgemeinschaften von verschiedener Ausdehnung und Dauer möglich. Damit aber werden die Grundverhältnisse des sozialen Lebens in der Schule hergestellt, nämlich: a) gemeinsame Arbeit und Arbeitsteilung, b) Eingliederung des Einzelnen und seiner Tätigkeit in einen großen Plan und c) gemeinsame Selbstregierung und Ausgleich der Interessen. Solche Arbeitsgemeinschaften, die vor allem von dem Amerikaner Dewey gefordert werden, kommen dem sozialen Trieb des Kindes entgegen und bilden sein Gemütsleben in und an der Gemeinschaft. Die in der Gemeinschaft hervorgerufenen Willenshandlungen erhalten durch Wiederholung eine eigene Kraft der Beharrung, bilden dadurch nicht nur den Willen schlechtweg, sondern vor allem auch die soziale Willenseinstellung.

Mit diesen drei Merkmalen: Erarbeiten und Erleben der Bildungsgüter durch den Schüler selbst, Handarbeit als Fach und Arbeitsgemeinschaft ist die Arbeitsschule gegenüber der Lernschule charakterisiert. Sie bedeutet eine Erweiterung der Aufgabe des Berufserziehers und ist ein Erziehungsprinzip, das Lebensformen in die Schulerziehung einführen will. Wenn man heute zuweilen die Behauptung hört, die Arbeitsschule sei ein überwundener Standpunkt, so ist dem entgegenzusetzen, daß wohl der Kampf um sie, gegen und für sie nachgelassen hat, daß manche Äußerlichkeiten, die ihr anhafteten, sich abgeschliffen haben, daß sie als pädagogische Forderung aber umso mehr von allen ernst eingestellten Erziehern anerkannt wird. Daß sich diese Forderung im Schulbetrieb selbst noch nicht allgemein durchgesetzt hat, liegt außer an dem gewohnheitsmäßigen Festhalten am Hergebrachten, die uns Menschen nun einmal eigen ist, besonders noch an dem Umstand, daß

in dem Erzieherberuf so wie in jedem andern so viele Menschen tätig sind, die keine ausgesprochene Eignung für diesen Beruf haben, und schließlich noch an Organisationsfehlern, die manchen Schulsystemen anhaften, die nicht von den Erziehern selbst beseitigt werden können, sondern nur durch eine geistige Umstellung der Gesellschaft, welche diese Erziehungssysteme schafft. Es ist z. B. selbstverständlich, daß das Prinzip der Arbeitsschule, angewendet auf die höhere Schule wie z. B. unser Lyzeum sie darstellt, eine vollständige Umgestaltung ihrer Organisation und ihrer Lehrpläne erfordert. Das Selbsterarbeiten und Selbsterleben der Bildungsgüter erfordert mehr Zeit als das gedächtnismäßige Einpauken. Erst muß sich daher die Erkenntnis durchsetzen, daß solcherart erworbenes Bildungsgut seinen Wert nicht in der Menge des angeeigneten Stoffes hat, sondern in der Klarheit und Tiefe des Besitzes und in der mit dem Erwerb selbst verbundenen Entwicklung der geistigen Kräfte. Weiterhin ist es eine bekannte Tatsache, daß viele Schüler für das eine Kulturgut mehr, für das andere weniger aufnahmsfähig sind. Obwohl sich nicht leugnen läßt, daß ein gewisser Vorrat an Vorstellungen und Begriffen für den Absolventen einer höheren Schule unerläßlich ist, wenn er die Aufgabe im Leben erfüllen soll, für die gerade diese Schule ihn vorzubereiten bestimmt ist, so wissen wir doch alle, wie bald ein großer Teil der in der Schule gedächtnismäßig aufgenommenen Vorstellungen sich verflüchtigt. Was bleibt, ist die Schulung des Geistes, die geistige Zucht. Diese aber kann an verschiedenen Bildungsgütern gleich gut erworben werden. Daher bedeutet eine Differenzierung im Bildungsgang keinen Nachteil, sondern einen Vorteil, weil sie es dem Schüler ermöglicht, die Geistesschulung an den Stoffen zu erwerben, für die er ein Organ hat.

Gaudig sagte einmal: „Die Schule der Zukunft wird eine Arbeitsschule sein, oder sie wird nichts vernünftiges sein." Es wird jedoch noch viel versucht und probiert werden müssen, bis sich gangbare Wege für alle gefunden haben werden. Wie weit sich aber die Erkenntnis von dem Wert der Arbeitsschule in Deutschland durchgesetzt hat, zeigt der folgende Absatz aus den „Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen Preußens". „Der Unterricht ist grundsätzlich Arbeitsunterricht. Er fordert vom Lehrer, daß er bei der Stoffauswahl niemals die Stoffübermittlung allein als Ziel seiner Arbeit betrachtet, sondern stets prüft, welche Kräfte des Zöglings in der Schularbeit entwickelt und gesteigert werden können, insbesondere Selbständigkeit des

Urteils, Gemüt, Phantasie und Wille. Das Prinzip des Arbeitsunterrichts macht es nötig, die Klassenarbeit zu einer Zusammenarbeit der Schüler in wechselseitigem Geben und Nehmen unter Leitung des Lehrers zu gestalten. Es kommt darauf an, dieser Arbeit eine Richtung zu geben, die zugleich dem Wesen des Schülers und dem Bildungsziel der Schule entspricht. Die natürliche Spannung zwischen dem Erwerb sicheren Wissens, ohne das höhere geistige Tätigkeit nicht möglich ist, und dem Erwerb der Fähigkeit selbständigen Arbeitens, ohne die bloßes Wissen unfruchtbar bleibt, ist die ernste und große Aufgabe des Arbeitsunterrichts."

Herakliteisches

Von Dr. Herbert Theiß

Unter den Fragmenten des Heraklit ist ein Satz zu finden, der das Verhältnis des Unaussprechlichen zu seinem Ausdruck, auch zum offenbarenden Wort ein für allemal festlegt:

„Der Herr, der das Orakel in Delphi besitzt, sagt nichts und birgt nichts, sondern er deutet an."

Ein anderer Ausspruch Heraklits, der in diesem schon mitgedacht erscheint, heißt:

„Der Seele Grenzen kannst du nicht ausfinden und ob du jegliche Straße abschrittest; so tiefen Grund hat sie."

Wir alle wissen um die hier verkündete Wahrheit, wir erkennen die Inkongruenz zwischen der Endlichkeit des begrifflich Erfaßbaren — und der Unendlichkeit des Erlebens; zwischen dem uns innerlich vorschwebenden Bild des Gedankens — und dem, was daraus wird, sobald die enge Form des fertigen Begriffs ihn verschlungen hat. Wir erkennen die ursprüngliche Unzulänglichkeit dieser Wechselbeziehung. Und doch ist unser ganzes Bemühen darauf gerichtet, das Geheimnis des Lebens zu entschleiern, klare, eindeutige Worte zu finden für die uns unmittelbar und primär gegebenen Erlebnisinhalte, gleichviel ob sie uns beglücken oder ängstigen. Es erscheint vielleicht lediglich als Vorgang der Bewußtseinsentwicklung, was im Grunde viel mehr ist: Auseinandersetzung zwischen Werden und Sein, Allheit und Einheit, Leben und Geist.

Eine andere der bekanntesten Formulierungen aus Heraklits Gedankenwelt

„Wer in dieselben Fluten hinabsteigt, dem strömt stets anderes Wasser zu ...."

also die paradoxe Fassung, daß etwas dasselbe und doch nicht dasselbe sei, enthält das Bild: das Leben ein unaufhaltbarer, sich nicht wiederholender Fluß. Hier liegt der Ausgangspunkt für die Erkenntnistheorie. Wie uns das zunächst Unbewußte bewußt wird, was es heißt, durch den Wahrnehmungsakt gleichsam einzelne Teile festzuhalten und damit aus dem Strom der erlebten Bilder, aus dem Bilderreigen herauszulösen, dieses Problem haben neuerdings besonders Melchior Palágyi und auf ihm weiterbauend Klages erforscht. Ohne auf diese Beziehungen hier näher einzugehen, wollen wir daraus nur einen Sachverhalt herausheben, demzufolge verschiedene Personen, trotz verschiedener Sinneserlebnisse „dasselbige" Ding wahrnehmen oder auch ein Mensch, obwohl er sich in seiner Körperlichkeit selbst stets ändert und niemals sein Erleben auch nur zweimal dasselbe sein kann, gegebenenfalls „dasselbige" Ding wahrnimmt, heute wie vor 10 Jahren. Das drückt Heraklit wieder auf folgende Weise aus:

> „Die Wachenden haben eine gemeinsame Welt, doch jeder Schlummernde wendet sich nur an seine eigene."

Klages schreibt diese Tatsache: der gemeinsamen Welt — der allen Menschen gemeinsamen Anlage des Geistes zu, der Einerleiheit des Geistes in allen Bewußtseinsträgern und des Ichs in allen Lebensabschnitten derselben Person; und er zitiert Nietzsche im weiteren als Beleg für die Zweierleiheit von nur erlebbaren Bildern (denen allein Wirklichkeit zukommt und die unabhängig von unserm Bewußtsein leben) — und bewußt erfaßten Dingen als einen in unserem Denken zwangsweise sich einstellenden Ersatz für die Bilder, auf die alles Gedachte, im Bewußtsein Existente also bloß hinweist. Einige von diesen zitierten Nietzsche-Aussprüchen sind: „Wir können nur eine Welt begreifen, die wir selber gemacht haben" und „Tatsächlich gilt die Logik nur von fingierten Wesenheiten, die wir geschaffen haben. Logik ist der Versuch, nach einem von uns gesetzten Seinsschema die wirkliche Welt zu begreifen."

Und damit wären wir wieder bei unserem Ausgangspunkt angelangt, dem Satz Heraklits vom Delphischen Orakel. Nur hinweisend oder andeutend können wir unsere Erlebnisse über den Weg des Bewußtseins offenbaren.

Worte sind wirkende Wesen, wenn sie aus dem Dunkel der Seele aufsteigen, im Lichte des Bewußtseins sich selber noch geheimnisvoll, noch wie umweht vom Hauch einer fremden Welt, aber unmittelbar

verstanden, von Seele zu Seele sprechend, bannend, beschwörend. Vergleichen wir damit den zu Tode gehetzten Begriff auf dem Papier eines „Gehirnmenschen", der in dem einzigen Bestreben nach absoluter Eindeutigkeit und Exaktheit alle jene ihm unfaßbaren Beziehungen zerstört hat, die jedes lebendige Wort tausendfältig umspinnen und die allein sein Leben erhalten, dann verstehen wir den Satz, daß Geist den Sinn tötet. Die Eindeutigkeit liegt gerade im vielfältigen Beziehungsreichtum; der nackte Begriff ist durch nichts geschützt vor der Vielfältigkeit seiner Auffassung. Im Sinne von Klages, der hier wie auch sonst häufig Schopenhauer'sche Gedanken weiter entwickelt, ist die menschliche Sprache geboren aus dem Kampf zwischen Geist und Leben, sie legt Zeugnis ab vom ursprünglichen Sieg der Lebensmacht, sie zeigt im weiteren Verlauf ihrer Entwicklung den stets erneuten Anlauf der lebenvernichtenden Kräfte. Es ist schwer, genau zu scheiden, was im Wort Anteil des Lebens ist, was Manifestation des Geistes und ebenso, wo — wann die Übermacht des zerstörerischen Geistes einsetzt; denn hier wie dort sind die Grenzen fließend. „Logos" ist bei Heraklit noch das lebendige Wort, wie er sagt:

„Der Seele ist das Wort eigen, das sich selbst mehrt."

Und „Logos" ist der Sinn, wie im eingangs erwähnten Ausspruch:

„..; so tiefen Grund (= logos, Sinn) hat sie" (die Seele).

Und so vermeinen wir, noch an jeder Stelle in Heraklits Fragmenten diese ursprüngliche Bedeutung, wenigstens in der Konzeption des Gedankens, durchzuspüren. Das Wort Gottes war für ihn noch: der unerforschliche Sinn der Welt, der sich auf der Ebene des Menschlichen erfüllt in der bedingungslosen Entsprechung von: gegebenem, aber nicht gekanntem, nicht bewußtem Ziel und unbewußt eingehaltener Richtung auf dies Ziel.

„.. Alles geschieht nach diesem Wort, .."
„Man soll sich auch an den Mann erinnern, der vergißt, wohin der Weg führt."
„Die Schlafenden ... Arbeiter und Mitwirker an den Weltereignissen."

Gleichzeitig zeigt sich uns aber auch die zweite Wurzel des „Logos", das Prinzip der Einheit, des Seins besonders deutlich in dem Satz:

„Der Logos ist allen gemeinsam, obschon die meisten so leben als ob sie eine eigene Einsicht hätten."

Wie dann im Verlauf der folgenden philosophischen Entwicklung „Logos" sich immer deutlicher nur als Vernunft-Geist-Intellekt er-

wies, als bewußtes Ordnungs-Prinzip im Gegensatz zur unbewußten sinnvollen „Ordnung" (die hier keine Tat, sondern einen ewig bestehenden Zustand ohne Anfang und Ende, „ein ewig lebendiges Feuer" bedeutet), das ist noch einmal im großen die Entstehung und Geschichte des Wortes.

Betrachten wir im Sinn dieser heraklitischen Gedanken einmal die konkrete Aufgabe, den Charakter eines Menschen zu schildern; so wie es die Graphologie unternimmt, oder auch, wie jeder Biograph nicht anders kann, wenn er zu dem einmal schon gegebenen Bild: dem Wesen einer gegenwärtig oder früher lebenden Person im Reiche des lebendigen Wortes etwas Entsprechendes schaffen soll.

Mit dem Augenblick, wo eine bewußte Aufgabe besteht, wird aus dem in uns lebenden Bild ein Objekt der Besinnung und der Betrachtung; und das bedeutet allsogleich eine Einschränkung. Das Bild ist eine frei wirkende Macht, von unendlichen Möglichkeiten der Beziehung; wenn auch gerichtet durch den Sinn, der das Ganze unseres Erlebens ausfüllt, so doch nicht anders gebunden durch diese Wesensseite der Gerichtetheit als der Gedanke des Kosmos, ein ewig lebendiges Feuer, durch dessen Erglimmen und Erlöschen. Erglimmen und Erlöschen des ewig lebendigen Feuers sind in Bezug auf die Weltordnung die Maße, und nicht auch der Weltordnung Anfang und Ende.

Heraklit: „Diese Weltordnung, dieselbige für alle Wesen, hat kein Gott und kein Mensch geschaffen, sondern sie war immerdar und ist und wird sein ewig lebendiges Feuer; sein Verglimmen und sein Verlöschen sind ihre Maße."

Die Bewußtwerdung des Bildes ist die Geburt des Gedankens. Während oft von den buntesten Bildern des Traumes nach dem Erwachen nicht mehr vorhanden ist als ein dumpfes ungewisses Gefühl, ein Schimmer von der Gefühlsstimmung der erlebten Situation, so ist ein andermal der ganze Traum bis in Einzelheiten gegenwärtig; solche Eingebungen des Traumes haben dann nicht selten direkt den Ton des glücklichen oder quälenden Gedankens. Der Gedanke unterscheidet sich vom Gedachten durch seine Eigenlebigkeit. Der Gedanke ist selber Subjekt, das Gedachte immer nur Objekt. Ein Gedanke lebt solange und ist selbst eine Macht, als die wirkende Macht des Bildes noch herüberreicht in den Bewußtseinszustand. Je weiter das Ich des bewußten Menschen die Oberhand gewinnt, je weniger wir von den Gedanken noch „besessen" werden, umso mehr rücken sie zum bloß Gedachten hinab, bis die stets gleiche und allen Menschen gemeinsame Form des

Denkens die Begriffe draus macht. Schließlich kommt es so weit, daß das Denken den Begriff gar nicht mehr entbehren kann. Und damit ist in der Übermittlung von Erlebnisinhalten der Riß zwischen dem Auszudrückenden und dem Ausdruck erst eigentlich eingetreten. Die Entwicklung des Denkens drängt immer mehr auf Verabsolutierung und also Loslösung vom Anschaulich-Konkreten. Begriffe sind dabei die Marksteine. Doch schon werden aus den noch sinnvollen Begriffen die leeren Nur-Begriffe, wie wir sie als äußersten Gegensatz zum lebendigen Wort angeführt haben. Und damit beginnt die Inflation des Geistes.

So sieht die Situation aus für alle, die ein Irrationales, wie die menschliche Seele und die Spannungen des Lebens, im Wortausdruck festhalten wollen. Nur der Dichter hat ein glücklicheres Verhältnis zum Wort. Er ist nicht an ein reales Objekt gebunden, er ist nicht Erforscher. Wohl wird auch seine Arbeit zum großen Teil bewußtes Formen sein, aber die Kontrolle an der Individualität einer bereits vorher im Leben existierenden Gestalt fällt weg. Denn was ihn zum Dichter macht, ist die freie, selbst-schöpferische Gestaltungskraft, deren Kreatur nur an sich selbst zu messen ist. Der nur nachschaffende Deuter der menschlichen Seele dagegen muß in der Zwielichtsphäre des halb Erschauenden, halb bewußt und kritisch Sondierenden seine Arbeit durchführen.

Ein einmal Geschehenes ist niemals rückgängig zu machen; so erscheint auch der Weg der Abstraktion uns als notwendig. Mag Klages im Geist zu recht das zerstörerische, satanische Prinzip sehen; mag, entsprechend alter alchemistischer Lehre, die Vereinigung mit dem All, die Rückkehr in den Urschoß der Welt, wo hier und dort, oben und unten, Himmel und Erde zusammenfällt, und die wir alle dunkel ersehnen, auch nur auf dem Wege der „Schauung" zu erlangen sein. Wir sind nun einmal begeistete Wesen — den Weg zurück können wir nicht gehen und was kommt, kann niemals so aussehen wie das, was war. Erkenntnis, ein glückliches Zusammenwirken von Schauung und Abstraktion ist vielleicht erst notwendig, um nachher auch im Geist zu erstarren. Vor der Wiedergeburt ist der Tod.

Heraklit sagt:

> „Wann sie geboren sind, schicken sie sich an zu leben und den Tod zu erleiden, oder vielmehr auszuruhen, und sie hinterlassen Kinder, daß auch sie den Tod erleiden."

Und für Heraklit ist der „Weg abwärts" zugleich auch der „Weg aufwärts".

Über die Lösungsmöglichkeiten des Nationalitätenproblems

Von Alfred Schlosser

Das Nationalitätenproblem ist heute zu einer der brennendsten Fragen der europäischen Politik geworden, von dessen Lösung der Friede und somit die kulturelle und wirtschaftliche Weiterentwickelung unseres Erdteils abhängig ist. Zu dieser Einsicht sind heute nicht nur die Führer der „Minderheiten" gelangt, sondern auch weitere Kreise wirklich verantwortungsvoller Politiker und Schriftsteller haben den vollen Ernst der Lage erkannt und suchen erfreulicherweise ihr Möglichstes zu tun, um der Gerechtigkeitsidee zum Siege zu verhelfen und Europa vor einer Katastrophe zu bewahren.

Was nun die Lösungsmöglichkeiten des Problems anbelangt, so kann man darüber verschiedener Meinung sein. Ich möchte davon bloß einige Hauptlinien ziehen.

Bedeutend begrenzt wird das Problem durch die Feststellung, daß die Nationalitätenfrage nicht ein Problem der Grenzziehung ist. Durch etwas gerechtere territoriale Bestimmungen, als sie in den Friedensdiktaten vorhanden sind, könnte die Zahl der europäischen „Minderheiten" zwar um einige Millionen verringert werden (z. B. die Sudetendeutschen u. s. w.), doch würden dank des Durcheinandersiedelns der verschiedenen Völker dennoch über 30 Millionen „Minderheiten" übrigbleiben. Abg. Hasselblatt hat die interessante Berechnung gemacht, daß wenn man jeder „Minderheit" von nur 500 000 geschlossen wohnenden Volksangehörigen, die nicht unmittelbar an den zuständigen Nationalstaat grenzen, einen eigenen Staat geben würde, die Zahl der Angehörigen der nationalen „Minderheiten" nicht unter 25 Millionen herabzudrücken sei.

Als ein ebenso selbstverständlicher Grundsatz müßte anerkannt werden, daß die Nationalitätenfrage nur unter Wahrung des heiligen Rechtes auf die angeborene Heimat gelöst werden kann. Eine „Lösung", wie sie z. B. zwischen der Türkei und Griechenland erfolgt ist, indem die beiden Staaten ihre „Minderheiten" miteinander tauschten und damit Tausende der Heimat beraubten, ist mit Entschiedenheit abzulehnen.

Auf die Frage, ob die Lösung des Nationalitätenproblems auf internationalem Weg erfolgen oder als innen-

staatliche Angelegenheit jedem einzelnen Land anheimgestellt bleiben soll, läßt sich wohl soviel sagen, daß die Frage dank ihres doppelten Charakters (innen- und zwischenstaatliche Angelegenheit) auch eine beiderseitige Lösung erfahren muß. Eine Regelung nur auf internationalem Wege würde, da das Problem so vielseitig ist, wohl schwer über eine Festsetzung von allgemeinen Rechtsgrundsätzen und deren Garantie hinüber kommen können. Daher ist es die Aufgabe jedes Staates, unter weitgehender Berücksichtigung der, auf eine verschiedene gesellschaftliche Entwicklung und Tradition zurückzuführenden, speziellen Rechtsansprüche der einzelnen Volksgruppen, das Problem in zufriedenstellender Weise zu lösen. Ob das nun im Rahmen eines Staates, durch eine einheitliche Regelung für alle Nationalitäten erreicht werden kann oder ob auch inmitten desselben Staates zur Befriedigung der verschiedenen Ansprüche unterschiedliche Normen geschaffen werden sollen, ist eine Frage, die sich nur unter Berücksichtigung der betreffenden Verhältnisse beantworten läßt. In Rumänien wird, meiner Meinung nach, eine zufriedenstellende und restlose Lösung des Nationalitätenproblems, nur durch Erfüllung auch der von Nationalität zu Nationalität variierenden, speziellen Ansprüche, das heißt also, durch Schaffung auch unterschiedlicher Normen den einzelnen Volksgruppen gegenüber, erreicht werden können. Dabei handelt es sich nicht um ein Mehr oder Weniger, denn schließlich könnte man ja auch den kleinere Rechtsansprüche erhebenden Nationalitäten mehrere Rechte geben, als sie verlangen, sondern vielmehr um ein Anderes. Während die Ruthenen, beispielsweise, in der Schulfrage die Errichtung von Nebenklassen an der Staatsschule fordern (Gesetzentwurf Dr. Duczaks), so können wir Sachsen auf unsere konfessionelle Schule niemals verzichten. Würde sich der Staat den Ruthenen gegenüber auch nur zu einer Beitragspflicht für die Erhaltung einer konfessionellen Schule bewegen lassen, so hätte er ihnen nichts gegeben, weil diese noch keine nationale Kirchenorganisation haben und somit den Staatsbeitrag praktisch nicht verwenden könnten. Ihren Verhältnissen entspricht das Nebenklassensystem, während für uns die konfessionelle Schule allein zufriedenstellend sein kann. Daher jedem das Seine. Wenn sich die deutsche Partei dennoch für ein „Einheitsgesetz" ausgesprochen hat, so tat sie das, ich glaube es annehmen zu dürfen, mit der Voraussetzung, daß im Rahmen eines

Gesetzes trotzdem auch den verschiedenen Rechtsansprüchen grosso modo Rechnung getragen werde, indem der Staat z. B. zur Unterstützung der konfessionellen Schulen, dort wo es solche gibt oder sie noch errichtet werden sollen, sich verpflichtet, während er gleichzeitig gebunden ist, in Gemeinden ohne konfessionelle Schule, an der staatlichen eine Nebenklasse für die betreffende Nationalität zu eröffnen usw. Wie aber, wenn der Gesetzgeber, was leider zu befürchten ist, unter „Einheitsgesetz" eine Regelung nach gleichem Schema verstanden hat?

Als die idealste Lösungsmöglichkeit der Nationalitätenfrage bezeichnen viele die Abschaffung der Nationalstaatsform. Diese aus Frankreich importierte Staatsform, hat sich in den mittel- und osteuropäischen Staaten tatsächlich verhängnisvoll ausgewirkt, da die Vorbedingung dazu, nämlich eine national einheitliche Bevölkerung fehlt. Obwohl das Nationalitätenproblem seine Entstehung letzten Endes nur der willkürlichen Identifizierung von Staatsorganisation mit der Volksgemeinschaft eines, sich gegenüber den andern bloß „geduldeten" und „fremden" Nationalitäten als „Staatsvolk" bezeichnenden Mehrheitsvolkes verdankt, so dürfte angesichts des blühenden Nationalgefühls dennoch nicht auf eine Lösung in obigem Sinne ernstlich gehofft werden.

Es käme daher die Lösung nach estländischem Vorbilde in Frage und zwar Gewährung der Autonomie nicht nur in kulturellen, sondern auch in sozialen Fragen. Die finanzielle Unterhaltung dieser autonomen, auf völkischer Grundlage basierten Volksorganisation hätte der Staat, im Verhältnis zu der Zahl der sich in die völkische Selbstverwaltungsorganisation freiwillig eintragenden Mitglieder zu besorgen. Weiter sollte den „Minderheiten" das Recht gewährt werden, durch Inanspruchnahme der staatlichen Exekutivorgane weitere Gebühren und Steuern von ihren Volksgenossen einzuheben, mit Hilfe deren die vielleicht etwas höheren Ansprüche der betreffenden Nationalität gedeckt werden könnten.

Außer dieser Selbstverwaltung in allen kulturellen und sozialen Fragen, müßte den völkischen „Minderheiten" die Möglichkeit geboten werden, auch in den politischen Organisationen im Verhältnis zu ihrer Zahl und wirtschaftlichen Bedeutung zum Ausdrucke zu kommen.

Rein und geschlossen siedelnden Nationalitäten könnte man daher, unter staatlicher Aufsicht, in der Lokalverwaltung auch die politische

Autonomie zuerkennen. Ich brauche hier bloß an die Sudetendeutschen, Mazedonier usw. zu erinnern. Solchen Nationalitäten, welche wie auch wir Sachsen mit fremden Völkern gemischt siedeln, müßte das Recht gewährt werden, eine ihrer Zahl entsprechende Vertretung in den Verwaltungskörperschaften zu haben, aber nicht nach der Art, wie es heute zu geschehen pflegt, indem wir im Wahlkampf mit den Fremdnationalen, auf Grund eines den „Minderheiten" stiefmütterlichen Wahlgesetzes, durch Wahlpakte (Siehe Landwirtschaftskammerwahl im Großkokler Komitat, Kammerwahl des Jahres 1931 usw.) einige Vertreter mit schwerer Mühe durchsetzen, wenn wir überhaupt einen durchbringen können. Die Wahl der Vertreter müßte dagegen im Rahmen der betreffenden Volksgemeinschaft erfolgen, wodurch jeder Nationalität immer eine, ihrer Volkszahl entsprechende Vertretung sichergestellt wäre. Nach bestimmten Zeitabschnitten könnte die Vertreterzahl für jede Nationalität mit einer eventuell erfolgten Bevölkerungsänderung in Einklang gebracht werden. Diese Wahlart setzt, wie gesagt, für jede Nationalität eine Volksorganisation voraus, wodurch den gerechten Forderungen der „Minderheiten" auch als Gesamtheit anerkannt zu werden, Rechnung getragen würde. Für uns Sachsen wäre es eine moderne Form der universitas saxonum. Leider kennt auch der „Minderheiten"schutzvertrag vom 9. Dezember 1919 nur Rechte des Einzelnen und nicht der Gesamtheit, mit Ausnahme des Art. 11, welcher von den „Gemeinschaften" (communautés) der Szekler und Sachsen spricht.

Das Recht auf den Gebrauch der Muttersprache müßte auf sämtliche Lokalverwaltungskörperschaften und Behörden ausgedehnt werden, indem es an einen ziemlich tiefangesetzten (etwa 10%) Hundertsatz der betreffenden Nationalität gebunden wird. Schließlich möge man dahin trachten, daß die, den Charakter eines Staatsgrundgesetzes tragenden, Beschlüsse der rumänischen Nationalversammlung vom 1. Dezember 1918, wonach „jedes Volk den Unterricht, die Verwaltung und die Rechtspflege in seiner eigenen Sprache durch Individuen aus seiner eigenen Mitte haben" soll (III. 1.) nicht nur toter Buchstabe bleibe.

Die Einwendung, daß im Rahmen eines Staates Gesetze ohne allgemeine Gültigkeit die Idee der Gleichberechtigung verletzen, läßt sich leicht entkräftigen. Gleichberechtigung heißt nicht gleiches objektives

Recht, also einheitliche Normen für alle, sondern vielmehr Anerkennung der vom individuellen Standpunkte gleichen Befugnisse, Entwicklungsmöglichkeiten für alle und wenn sich das durch einheitliche Normen nicht erreichen läßt, so müssen eben auch unterschiedliche erbracht werden. Das Recht ist ja schließlich kein Sebstzweck, sondern bloß ein Mittel zur Regelung jeweiliger gesellschaftlicher Verhältnisse.

Rundschau

Julius Lang. Am 20. Dezember 1931 starb plötzlich der erst fünfunddreißigjährige Direktor der deutschen Handelsmittelschule in Kronstadt Julius Lang. Bei Kriegsausbruch wurde er als Armeerster aus der Hermannstädter Kadettenschule ausgemustert, fiel einige Monate später schwerverwundet in russische Gefangenschaft, wo er entsetzliche und große Erlebnisse mit beispielloser Mannhaftigkeit ertrug. Er war nach Ausbruch der Revolution Zwangsarbeiter in einem Kohlenbergwerk, er organisierte die Kriegsgefangenen in Turkestan und ermöglichte vielen Tausenden einen Weg in die Heimat. Zwei Jahre lang lag er in einem Tschekagefängnis. Nach einem Fluchtversuch fiel er neuerlich in den Kerker und wartete wieder auf die Vollstreckung des Todesurteils. Durch einen Zufall gerettet, wurde er Chef der Gebietsverwaltung von Turkestan. Erst im Jahre 1922 konnte er nach Hause gelangen. In drei Semester absolvierte er die Berliner Handelshochschule, wurde Professor an der Handelsmittelschule in Kronstadt und wenig Jahre später deren Direktor.

In diesen kargen Daten ist ein Leben umrissen von unerhörter Spannung, Not, Kraft und Organisationsfähigkeit, Auf- und Abstieg, Abenteuer und Heldentum, wie es selbst in jenen Jahren, wo sich unglaubliche Schicksale tausendfach häuften, selten war. Prof. A. Heltmann schildert Lang in einem Nachruf so: „Diese Erlebnisse bestimmten seine Weltanschauung. Diese Erfahrungen nahmen ihm jeden Respekt vor Rang, Vermögen, Ehrungen. Hier wurde sein Blick scharf und unbestechlich, eindringlich in den Kern der Dinge. Hier wurde er der Phrase unzugänglich; hier bildete sich in ihm ein heldischer, aktiver Pessimismus heraus, der vom Menschen das Schlimmste erwartet, aber selbst bereit ist, allem Menschlichen zu helfen, aus Abneigung gegen das Niedere und aus Lust an der Gefahr. So reichte die Menschlichkeit schon in dem aus der Gefangenschaft Heimgekehrten weit über sächsische Maße hinaus."

Mit Julius Lang verlieren wir mehr als einen Helden des Weltkrieges. Sein jähes Ende ist entsetzenerregend und unbegreiflich, weil sich ihm, der einst als blutjunger Mann ein fremdes großes Land regierte, auch hier in der Heimat Wirkungsfelder darboten, die er gerade in der letzten Zeit erkannte und gegen jene Widerstände erobert hätte, die sich bei uns solchen in den Weg stellen, die berufen sind. Ich denke hier nicht an sein Lehramt, obwohl er trotz seiner Jugend in wahrem Führertum die Kronstädter Handelsschule zur Blüte brachte und, in seltener Kameradschaft mit seinen Mitarbeitern verbunden, die einzige Handelsbildungstätte des Deutsch-

tums in Rumänien immer gegen die Angriffe zu schützen wußte, die unbegreiflicherweise nicht etwa von rumänischer, sondern von sächsischer Seite gegen den Bestand der Schule geführt wurden. Sein Tod hat uns die Pflicht übertragen, gegen solche Versuche diese Anstalt, die stark besucht ist, deren Notwendigkeit auf der Hand liegt, mit der gleichen Entschiedenheit zu schützen, wie er es getan hat. Ich denke aber vornehmlich an den Mann des öffentlichen Lebens, der nun viel zu früh, noch ehe ihm die bescheidenste Möglichkeit zur führenden Arbeit eröffnet wurde, die Augen für immer schloß. Wir jungen Sachsen verlieren in ihm einen der Treuesten. Er hatte erkannt, daß jener Geist uns nottut, der am 7. Juni 1931 in Hermannstadt zur ersten großen Manifestation führte. Er wählte sich innerhalb dieser Bewegung die Aufgabe der nationalen Organisierung der sächsischen Arbeiterschaft. Noch auf seinem Totenbette gedachte er des Kronstädter Arbeiterbundes, klar und zielbewußt, wie er immer war, auch in dieser letzten Stunde.

In Julius Lang ging ein geborener Führer von uns. Heinrich Zillich

Reineke Fuchs. (Ein Blick in eine Lesebücher-Werkstätte.) In der neuesten Ausgabe des Lesebuches der „Frohen Jugend" (3. Teil) betonen die Herausgeber den Grundsatz, daß „aus ihrem Lesebuch auszuschließen sind alle Stücke mit aufdringlicher Tugendlehre (Moral)."

Das läßt sich hören und ich glaube, daß dieser Grundsatz vollkommen richtig ist. Aber es sollten drum auch in erster Linie diejenigen verpflichtet sein, ihn hochzuhalten, die ihn verkündet haben. Es darf also ein Lesestück, das diesen grundsätzlichen Voraussetzungen nicht entspricht, keinesfalls in das Lesebuch aufgenommen werden. Selbst dann nicht, wenn es zum Verfasser eine Leuchte der Wissenschaft hat.

Als eine solche gilt der verstorbene reichsdeutsche Gelehrte Wilhelm Rein. Von ihm stammen die Lesestücke Nr. 46 bis 51, die eine Inhaltsangabe der uralten Tierfabel „Reineke Fuchs" sein sollen.

Im letzten dieser Lesestücke verfälscht Rein den Sinn und Zweck dieser herrlichen Fabel, indem er unter der Aufschrift „Reinekes Ende" den Ausgang der Fabel in folgender willkürlicher Weise völlig entstellt:

Der König der Tiere rief in heller Wut alle Tiere zusammen, um endlich mit dem Bösewicht abzurechnen. Trotz des großen Aufgebotes konnten sie seiner nicht habhaft werden. Aber Ermelin, sein Weib, war gefangen worden und verriet, vom König bedroht, den Aufenthaltsort ihres roten Gemahles, der gefaßt und auf Befehl des Königs kurzer Hand am nächsten Baum aufgeknüpft wurde.

Der König redete hierauf die Tiere also an: „Seht, so geht es den Bösewichtern. Es hat zwar lange gewährt, bis Reineke seine Strafe erhalten hat, aber er hat ihr nicht entgehen können. Merkt euch: wenn auch die Strafe nicht gleich kommt, später kommt sie gewiß. Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht."

Das heiße ich wirklich aufdringliches Moralisieren und gleichzeitig völlige Verfälschung des ganzen Sinnes der Tiersage von „Reineke Fuchs".

Besonders erbärmlich ist Frau Ermelin gezeichnet. Kaum, daß der König sie anfährt, so verrät sie schon ihren Ehegatten und liefert ihn seinen Todfeinden und dem Galgen aus. Ist das jene tugendsame Mutter des jungen Geschlechtes derer von Reineke und die treue Lebensgefährtin, an die Reineke, als er im Begriff ist,

zu Hofe zu gehen, um sich gegen die Anklagen zu verteidigen, folgende herzige Abschiedsworte richtet:

„Geliebtes Weibchen Ermelin,
Du hörst, ich muß zum König ziehn,"
So sprach der Fuchs, „drum hüte fein
Indes die lieben Kinderlein!
Besonders Reinhard, unsern Kleinen!
Denn, Ermelin, es will mir scheinen,
Als ähnelt er mir allermeist,
Guckt schon so schelmisch und so dreist.
Und sieh nur, wie die Zähnchen blinken,
Barthärchen keck ums Mäulchen winken!
Wird ganz des Vaters Ebenbild;
— Ob auch so sanft, so gut, so mild?
Doch auch der dralle, kleine Russel
Ist mir sehr lieb, der süße Pussel!
Sind beide mir ans Herz gewachsen,
Drum, wenn ich fort bin mit dem Dachsen,
Bewahre, hüte mir sie fein!
Und nun leb wohl, lieb Weibchen mein!"

Nein, die verräterische und feige Seele, die der Herr Professor eingeschmuggelt hat, ist nicht die hochgemute Gattin des roten Reichsbaronen Reineke, wie sie uns in der Tierfabel entgegentritt.

Ebenso entstellt Rein den Sinn und verfälscht den Zweck der alten Tierfabel. Sie ist doch ein treues Spiegelbild menschlicher Verhältnisse und zeigt uns, wie alle Würdenträger des Hofes, voran der König und die Königin, mit Reineke an Lasterhaftigkeit und Schlechtigkeit wetteifern, keiner aber auch nur einen Schimmer der unverwüstlichen Schlauheit besitzt, die uns immer wieder für Reineke gefangen nimmt und ihn zum Helden der Dichtung macht.

Der Verfasser der niederdeutschen Dichtung vom Jahre 1498 bezeichnet selbst als Zweck der Dichtung, was W. Soltau in seiner meisterlichen Übertragung ins Hochdeutsche also ausdrückt:

„Dies Buch zeigt in der Dichtung Schein
Dem, der es liest und recht versteht,
Wie's in der Welt tagtäglich geht.
Wer klug ist und gleich ihm verschmitzt,
Zumeist der Herren Gunst besitzt,
Doch unbeachtet übergeht
Man den, der sich nicht drauf versteht.
Noch heut' gibt's solcher Füchse viel;
Sie treiben stets ihr schändlich Spiel.
Doch stehn sie überall in Gunst
Durch ihre glatte Schmeichelkunst."

Und nun wollen wir sehen, wie das Ende des Reineke Fuchs in der Tiersage aussieht?

Alle Versuche, den schlauen Fuchs in den zahllosen Fallen der Justiz zu fangen, haben fehlgeschlagen und da sieht sein größter Feind, der Wolf, keinen anderen Ausweg mehr, als dem Fuchs den Fehdehandschuh hinzuwerfen, ihn nach Ritterart auf Tod und Leben zum Entscheidungskampf zu fordern.

Der Fuchs nimmt schweren Herzens und gezwungenermaßen, weil er doch zum Hochadel gehört und darum nicht auskneifen darf, die Forderung an, siegt aber im Zweikampf. Es siegt die Schlauheit über die rohe Kraft.

Da wendet sich mit einem Schlage alles zu Gunsten des Erzschelmes. Die Tiere verkünden ihm:

„Ihr, Reineke, habt den Sieg errungen;
Die Alten sprechen's und die Jungen.
Hört nur den Beifall ringsumher!"
Herr Reineke sprach: „Ich dank Euch sehr."
Darauf schloß man die Schranken auf,
Da drängten um den Fuchs zu Hauf
Sich viele Tiere, groß und klein,
Und jedes wollte Freund ihm sein.
Das war ein Jubel ohne gleichen;
Ein jeder wollt' die Hand ihm reichen.
Da ward getanzt, da ward gesprungen,
Gejauchzt, gepfiffen und gesungen.
Rings scholl es: „Reineke soll leben,
Sein Weib, die Kinder auch daneben?"
Zum König zog man mit Gesang,
Mit Pauken und Trompetenklang.
Als Sieger ward er nun, als Held
Dem König festlich vorgestellt.

Der König empfängt den Sieger mit den Worten:

„Du Reineke, hast meisterlich
Mit Isegrim geschlagen dich.
Du sollst hinfort in unserm Staat
Mein Kanzler sein, der erste Rat!"
So stieg der Fuchs zu höchstem Rang,
Was nur durch Schlauheit ihm gelang.
Er schien gerührt und dankte sehr
Dem Könige für soviel Ehr.
Und hiemit endigt das Gedicht.
Gott führe uns zum ew'gen Licht!"

Er erleuchte aber auch die Gehirne der Herren, die unsere Lesebücher machen, auf daß sie in Hinkunft nicht Lesestücke auswählen, die ihren eigenen angekündigten Grundsätzen derart widersprechend sind. Dr. Karl Grasser

Neue Bücher und Schriften

Karl Stauß, Kriegergräber in Rumänien. Morminte de eroi în România. Druck der Honterusdruckerei, Selbstverlag des Verfassers. Während die Erinnerung an den Weltkrieg heute durch eine Flut von Darstellungen tendenziöser Art vielfach in den Kampf der Meinungen und Parteien, ja auch der Nationen gezerrt wird, ist hier ein Werk entstanden, das nichts anderes will, als pietätvoll derer gedenken, die auf dem Boden Rumäniens ihr Leben fürs Vaterland ließen. Es will Zeugnis ablegen von dem, was die vereinte Fürsorge Deutschlands und Rumäniens für das Ehrengedächtnis der im Weltkriege hier gefallenen Deutschen getan hat und noch tut. Nicht in Form trockener Aufzählung und Beschreibung geschieht dies, sondern in einer reich mit Bildern geschmückten und von eingestreuten wertvollen Gedichten durchzogenen Schilderung. Die in Facsimiledruck beigegebenen Zuschriften der Königin Maria, des Patriarchen Miron und des Generalfeldmarschalls v. Mackensen geben dem über ehemalige Feindseligkeit hinweg sich nunmehr die Hand reichenden Verständigungswillen zwischen Nation und Nation beredten Ausdruck.

In rumänischer Erde ruhen über 34.000 deutsche Soldaten, deren Gräber sich auf über tausend Friedhöfe verteilen. Die Betreuung aller dieser Gräber ist eine schwierige Aufgabe, die der Beauftragte der Deutschen Kriegsgräberfürsorge in Rumänien, eben der Verfasser des vorliegenden Buches, durchzuführen hat. Welches reiche Arbeitsgebiet, von dem man im allgemeinen keine Vorstellung hat, das bedeutet, wird einem jetzt erst klar. Es handelt sich um mühevolle Reisen, ausgedehnte Korrespondenzen, zahlreiche Verhandlungen mit Vertretern der verschiedensten Behörden usw. In alle diese Organisationen gewinnt man einen klaren Einblick und Achtung und Dank ihrer Arbeit gegenüber lassen die Verpflichtung erstehen, mitzuhelfen, wo es notkut.

Der siebenbürgischen Friedhöfe und der Leiterin der sächsischen Kriegsgräberfürsorge, Auguste Schnell, wird besonders rühmend gedacht. Auch das schöne sächsische Gedicht Luise Müllers „Mottertrist" sowie Arnold Bruckners „Allerseelen" haben ihre Stelle im Buch gefunden. Die Ausstattung durch die Honterusdruckerei ist des Inhaltes würdig, und man kann dem Werk, das so viel siebenbürgisch-deutsche Blutgemeinschaft in wahrem Sinne des Wortes atmet, gerade auch bei uns größte Verbreitung wünschen. Bernhard Capesius

Neue Kriegsbücher. Gewiß nicht in einem Atem mit Werner Beumelburg oder Dwinger zu nennen, ist Luis Trenker doch ein guter, ehrlicher, aus männlicher Gesinnung schaffender Schriftsteller, der mit seinem Roman „Berge in Flammen"

(Verlag Neufeld & Henius, Berlin, 1931) ein überzeugendes und plastisches Gemälde jener ernsten und verbissenen Kämpfe gibt, die die Kaiserjäger anno 1915 und 1916 in den Dolomiten mit Feind und Natur bestanden. Im Mittelpunkt der Handlung ist der Tiroler Bergführer Dimai, der hoch am Col alto (in der Gegend der Tofana und des Col di Lana) über seinem, von den Italienern besetzten Heimatsdorfe in der Felsenfront klebt, während sein Bergfreund, ein italienischer Graf als Alpinioffizier gegenüber steht. Die Handlung ist einfach, klar und stark; wie überhaupt dies ganze Buch erfreulich ist. Trenker, der als der Schöpfer sehr schöner Gebirgsfilme schon früher bekannt wurde, hat nach dem Roman auch einen Film gedreht. — In dieselbe Welt der Tiroler Kämpfe führt auch ein zweites Werk, eine kurz gefaßte Weltkriegsgeschichte einer der berühmtesten Divisionen der österreichisch-ungarischen Armee, der Kaiserjägerdivision. Das Werk heißt „Tiroler Kaiserjäger im Weltkrieg" (Universitäts-Verlag Wagner, Innsbruck, 1931). Ein ehemaliger Offizier der Kaiserjäger Guido Jakoncig gab es heraus und erwarb sich damit nicht bloß bei den früheren Soldaten der Tiroler Division große Verdienste, sondern bei allen, die an der unheimlichen und schönen Front standen, wo die Berge Freund und Feind zugleich waren. Allerdings schildert das Buch auch die Kämpfe in Galizien, die die vier Kaiserjägerregimenter dort führten, aber der Großteil des Werkes spielt in Tirol. Das Eigenartige ist nun, daß diese Divisionsgeschichte eine Geschichte in Bildern ist. Zwar gibt der Verfasser einen knappen Aufriß der Kriegsleistungen der Jäger, doch seine und unsere Liebe gilt doch der Fülle ausgezeichneter Photographien, die mit viel Verständnis für das Wesentliche ausgewählt wurden. — Aus der Sphäre des ehrlichen und männlichen Widerstandes führt das letzte vorliegende Werk in die größten Niederungen, die der Weltkrieg sah, in die tschechische Legion, die — man kennt seit einigen Jahren immer mehr Einzelheiten aus dieser Anabasis der Räubereien, Morde, Schändungen, — durch einen welthistorischen Verrat den Sieg der Roten in Sibirien über die Weißen ermöglichten. Selbst im Verbande der Weißen, setzten sie den Führer der Armee gefangen, den russischen Admiral und Reichsverweser Koltschak und lieferten ihn den Roten gegen die Zusicherung, sich und ihre Beute ungehindert abtransportieren zu dürfen, aus. Koltschak wurde erschossen und damit war die Seele des Widerstands gebrochen. All dies weiß längst die ganze Welt. Die Einzelheiten der unerhörten Ereignisse belegt nun der russische General Konstantin W. Sakharow in seinem Werke „Die tschechischen Legionen in Sibirien" (Verlag Buchkunst, Graphische Werkstätten, Berlin, 2. Aufl. 1931). Sakharow war Generalstabchef bei Koltschak und später Kommandierender einer weißen sibirischen Armee. Sein Buch ist nicht nur als Quellensammlung wichtig, sondern auch als entschiedene Absage an den Panslawismus. Martin Spahn widmete dem Werke ein Vorwort. Heinrich Zillich

Dr. Hermann Jekeli: Die Herrnhutische Bewegung in Siebenbürgen. Ein Beitrag zur Geschichte des religiösen Lebens im Sachsenlande. Hermannstadt 1931. Die vorliegende Arbeit ist eine Fortsetzung der Forschungen Dr. Jekelis über die Ausbreitung und die Wirkungen des Pietismus in unserer Landeskirche. Sie bringt diese Forschungen zu einem gewissen Abschluß, insoferne die Ausbreitung des Herrnhutertums „der letzte Ausklang der pietistischen Welle" selbst ist, die im 18. Jahrhundert, von offizieller Seite heftig bekämpft, durch unser kirchliches Leben ging. Dr. Jekeli weist an der Hand eingehenden Quellenstudiums nach, daß die Sekte der

herrnhutischen Brüder bei uns einen im Verhältnis zu unserer Volkszahl immerhin beachtenswerten Anklang gefunden hat, da sich nicht weniger als 20 Gemeinden — die Zentren liegen etwa in Bulkesch, Bistritz, Kronstadt, — angeben lassen, wo sich Kreise von herrnhutisch Erweckten bildeten, deren Gesamtzahl der Verfasser auf mindestens 200 schätzt. Bedenkt man die übersteigerte religiöse Schwärmerei und die oft ins krankhafte verzerrte Phantasie der mystischen Vorstellungswelt der herrnhutischen Frömmigkeit, so muß es Erstaunen erwecken, daß diese Bewegung bei uns Fuß fassen konnte. Denn sie widerspricht ganz dem Bilde der Nüchternheit gerade in religiösen Dingen, die der sächsische Volkscharakter im überwiegenden Teil seiner Geistesgeschichte zu offenbaren scheint. Es ist daher besonders verdienstvoll vom Verfasser, hier auf Ereignisse unserer Geistesgeschichte verwiesen zu haben, die scheinbar bisher für die eingehende Beurteilung unseres Volkscharakters zu wenig herangezogen worden sind. Dr. Jekeli zieht denn auch aus seinen Forschungen den Schluß, daß diese Vorstellung von der religiösen Nüchternheit gerade der breiteren Volksschichten des siebenbürger Sachsentums, einer Korrektur unterzogen werden müsse und wendet sich stellenweise sehr heftig gegen die Behauptung einer rationalistischen Einstellung der sächsischen Volksseele.

Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß die Untersuchungen des Verfassers den Nachweis erbracht haben, daß die Sachsen des 18. Jahrhunderts des Sehnens nach religiöser Verinnerlichung fähig waren. Und es ist kaum zweifelhaft, daß sich dies auch für alle anderen Jahrhunderte in ähnlicher Weise wird nachweisen lassen. Ob allerdings die verschiedenen religiös-schwärmerischen Unterströmungen, die sich für unsere Volksseele damit ergehen als *charakteristisch* für sächsisches Wesen sich herausstellen werden, das kann wohl tatsächlich nur die wissenschaftliche Verarbeitung *aller* Dokumente unseres religiösen Lebens entscheiden, die Dr. Jekeli selbst fordert.

Soll eine solche Untersuchung volkscharakterologisch eingestellt sein, so hat sie nicht nur die elementare Schwierigkeit zu überwinden, die jeder charakterologischen Bemühung entgegenstellt: die typischen von den atypischen Verhaltensfällen zu sondern, die bekanntlich im Leben des Einzelnen wie des Volkes oft recht unvermittelt nebeneinander liegen. Sie hat noch die besonderen Schwierigkeiten zu überwinden, auf die gerade die volkscharakterologische Untersuchung der *Religiosität* stößt. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß es überhaupt kein Volk gibt, auf dessen Seelengrund sich nicht Religiosität nachweisen ließe. Einfach deshalb, weil Volksein ohne Gemeinschaft und diese ohne religiöse Fundierung unmöglich ist. Es gibt also jeweils ein Minimum mehr oder weniger ungeformter religiöser Gefühls- und Gemütskräfte, die als Voraussetzung und Vorbedingung lebendigen Volkstums diesem wesensmäßig zu Grunde liegen. Sie werden wechseln je nach Formen der Gemeinschaft, die ein Volkstum aufweist. Ja es gehört außerdem selbstverständlich eine Menge geformter Religiosität, wie Kirche, Kultus, Kultgebräuche, Glaubensformeln 2c. zu jedem Volke. Insoferne hat also *jedes* Volk Religion. Das genügt aber nicht, damit es im volkscharakterologischen Sinn ein *religiöses* Volk genannt werde. Dazu muß Religiosität ein hervorstechender Charakterzug im *schöpferischen* Leben eines Volkes sein.

Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß bei der Beurteilung der Religiosität weniger als bei anderen Geistesäußerungen der Unterschied zwischen wirklicher und

bloß erstrebter Leistung, zwischen Wollen und Können gemacht werden kann. Ganz besonders gilt dies für die Seite der Religiösen, die man als Frömmigkeit zu bezeichnen pflegt. Man begreift darunter wohl in der Hauptsache Stimmung, Sentimentalität, Tradition, Sitte, Brauch und ähnliche seelische Kräfte, die streng genommen sich meist nur als Vorstufen des eigentlich Religiösen erweisen, als eine Art religiösen Wollens und Strebens, gewissermaßen bloß als Vorsatz zum Religiösen. Nämlich als Vorsatz zur religiösen Tat, die als das eigentliche Zentrum des Religiösen anzusehen ist und konkret als die religiöse Entscheidung und ihre lebendige Bewährung zu bezeichnen ist. (Existenzialität im Sinne Kierkegaards.)

Wendet man diese Kategorien auf die Herrnhutische Bewegung in Siebenbürgen an, so ergibt sich sofort die Feststellung, daß kaum einige der Bekehrten es zur wirklich religiösen Entscheidung im Sinne der Sektenreligiosität der Brudergemeinde gebracht haben, die meisten aber der eigenen Kirchenbehörde gegenüber widerriefen. Von der Seite des religiösen Könnens, der religiösen Leistung aus gesehen, liegt also durchaus ein Versagen vor, das schlechter ist, als wenn gar nichts dagewesen wäre, weil es mit dem Makel der Unehrlichkeit und des Verrates befleckt bleibt. Als positiver Niederschlag bleibt die immerhin bedeutungsvolle Tatsache des Unbefriedigtseins von den zu nüchtern-rationalen Formen der damaligen sächsischen Kirche.

Jedenfalls beweist die für die Erforschung unserer Geistesgeschichte sehr wertvolle Schrift Dr. Jekelis, daß die Akten über das Wesen unserer Religiösität noch lange nicht geschlossen sind. Sie beweist allerdings nicht, wie es aus manchen Bemerkungen des Verfassers geschlossen werden könnte, daß die Beurteilung unseres religiösen Wesens als nüchtern nicht doch zuletzt nach entsprechender Klärung der Begriffe volkscharakterologisch den Kern der Dinge richtig sieht. Alfred Pomarius

Oswald Spengler: Der Mensch und die Technik. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1931.

Wer Spenglers „Untergang des Abendlandes" kennt, den wird und muß diese Schrift, die, wie der Verfasser selbst im Vorwort bemerkt, eine kleine Anzahl von Gedanken aus einem seit Jahren in Arbeit befindlichen größeren Werk enthält, schwer enttäuschen. Wir stehen hier vor dem tragischen Phänomen eines Denkers, den sein eigener Genius im Stich gelassen hat. Anders läßt sich die biologistische Verflachung, die Spenglers frühere Philosophie hier erfahren hat, kaum erklären. „Der Mensch ist ein Raubtier", auf diesem schalen und abgegriffenen Grundsatz gründet Spengler seine Entwicklungsphilosophie. Das Organ des Raubtiers ist zunächst das Auge, sodann die Hand, und die Hand schafft sich das Werkzeug, d. h. die Waffe. „Mit der Hand, der Waffe und dem persönlichen Denken ist der Mensch schöpferisch geworden." „Der früheste Mensch horstet einsam wie ein Raubvogel. — — — Noch ist von Stämmen keine Rede, geschweige denn von Völkern." Die Seele dieser einsamen Raubvögel „kennt das Pathos nicht nur des „Ich", sondern auch des „Mein". Sie kennt den Rausch des Gefühls, wenn das Messer in den feindlichen Leib schneidet, wenn Blutgeruch und Stöhnen zu den triumphierenden Sinnen dringt." Man fragt unwillkürlich: Woher weiß das Spengler so genau, nämlich, daß der Kampf aller gegen alle der Urzustand des Menschengeschlechtes war, daß homo homini lupus est, wie der englische Rationalist Hobbes einst behauptete? Wenn Nietzsche zuweilen ähnliche Dinge sagt, etwa das Lob der einsam schweifenden blonden Bestie singt, so klingt das eben doch ganz anders, ungleich wahrer, weil es

dem Mutterboden einer tiefen Mythologie entquillt. Bei Spengler aber wird der Mythos von einer flachen und zudem höchst zweifelhaften prähistorischen Hypothese vertreten. Ebenso glaubt man Nietzsche das Aristokratentum seiner Herrenmoral, während das Raubtierideal, das Spengler hier verkündet, im Grunde nur das Pseudoaristokratentum des Meisterboxers ist, des Stärkeren im rein biologischen Sinn, mag immerhin unter Umständen wie zwischen Kriegstechnikern oder Bankiers auch mit dem Hirn geboxt werden. Daß die wahren Aristokraten immer Brennpunkte des Gemeingeistes sind und gerade nicht einsam horstende Raubvögel, übersieht der Geschichtsphilosoph Spengler. Der Aristokrat übt seine Autorität aus kraft der Autorität, unter die er sich selbst gestellt weiß. Spengler, der Augenmensch hatte uns viel zu sagen, solange er dem Genius seines Auges vertraute, er hat uns nichts mehr zu sagen, sobald er dem Ehrgeiz rationaler Wissenschaftlichkeit erliegt. Erwin Reisner

Karl L. Klossak-Raytenau. Katastrophe 1940. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O. 1930. — Ein Zukunftsroman, der oft einiges Kopfschütteln erregt. Man wird wohl feststellen, daß der Verfasser in seinem Wunsche, Deutschland frei zu sehen, manche Schwierigkeiten unterschätzt, und manche Unglaubhaftigkeiten erfindet, doch der Schwung des Romanes ist groß genug, um stark zu fesseln. Nebenbei erfüllt das Buch einen guten Zweck: es stählt der Deutschen nationale Befreiungsenergie und lehrt sie, manche politische Tatsachen zu sehen — wenngleich das rettende Gas, dessen Wirkung durch ein Gegengas aufgehoben werden kann, wieder recht deutsch erklügelt ist. Ein Buch jedenfalls, das aus einer bewegten Seele geschrieben wurde. Heinrich Zillich

Hans Rosenkranz. Ferdinand Graf von Zeppelin. Verlag Ullstein, Berlin, 1931. Das außerordentlich schön ausgestattete, mit zahlreichen Bildern versehene Werk führt den Untertitel „Die Geschichte eines abenteuerlichen Lebens", aber es ist mehr als nur die Lebensgeschichte Zeppelins, es ist zugleich ein populärer Überblick über die Geschichte der Luftschiffahrt. Mit viel Verständnis wird Leben und Arbeit, Schicksal und Berufung Zeppelins dargestellt. Das Buch hat das Zeug, ein Volksbuch zu werden, weil es in glänzender Schilderung immer das Menschliche an diesem ungewöhnlichen Manne in den Vordergrund stellt, ohne seine sachliche Leistung zu vernachlässigen. Heinrich Zillich

Dacoromania. Jahrbuch des Museums der Rumänischen Sprache an der Universität Klausenburg. Herausgegeben von Sextil Puscariu. VI. Band, Jahrgang, 1929—30. Cartea Romaneasca, Bukarest 1931. VIII + 694 S., Gr. 8°. — Die geistigen Aufgaben, die uns siebenbürgischen Deutschen Archiv und Korrespondenzblatt des Landeskundevereins erfüllen, nehmen für das Rumänentum Siebenbürgens seit dem Übergang der Klausenburger Universität in rumänische Hände die beiden Jahrbücher der Philosophischen Fakultät dieser Hochschule wahr, die philologisch gerichtete „Dacoromania", die Sextil Puscariu herausgibt, und das „Jahrbuch des Rumänischen Geschichtlichen Instituts" (Herausgeber A. Lapedatu und I. Lupas). Puscariu hat eben den VI. Jahrgang der Dacoromania herausgebracht, einen starken, schön gedruckten Band, der sich der jungen, aber stolzen Überlieferung würdig einreiht. Die Hauptarbeit des Bandes ist diesmal eine volkskundliche Untersuchung Theodor Capidans über die albanischen Auslandrumänen, die sogenannten Farscheroten. Daneben kommt, geistvoll wie immer, Puscariu mit sprachwissenschaftlichen „Randbemerkungen" und eine Anzahl von Forschern seines Stabes zu Wort. Besonderen

Reiz für uns hat eine Erwägung, die J. Gherghel in einer Anzeige des F. Langschen Eminescu-Buches anstellt: Ob Eminescu dessen Zweisprachigkeit — deutsch und rumänisch — als erwiesen gilt, einzelne Gedichte zuerst deutsch entworfen und dann erst rumänisch ausgeführt habe. Aus den Eminescu-Handschriften der Akademie führt Gherghel Beispiele an, das eine: An dem Fenster, Wasserfläche, / Steht des Königskind so mild, / Meerestiefe, Meerestiefe / Träumt im Grund ihr bleiches Bild. Der rumänische Wortlaut beginnt: La fereastradinspre mare / Stă copila ca de crin Apa mării... Es wäre lockend und lohnend, der Anregung Gherghels nachzugehen.

Karl Kurt Klein

Wolfgang Goetz. Eine Deutsche Geschichte. Mit 44 Abbildungen. Im Ullstein-Verlag, Berlin. — Für dieses Buch müssen wir dankbar sein. Wenn Geschichte Sinndeutung des Vergangenen ist, so ist diese Aufgabe von dem Dichter Wolfgang Goetz in einem zwingenden Ausmaß erfüllt worden. Auf den 480 Seiten dieses Bandes lebt und spricht das deutsche Werden, das noch immer zu keinem Ende fand, seine große weltgültige Sprache. Ein Dichter schrieb diese Geschichte und es ist wie jede Geschichte eine subjektive Zusammenfassung des Gewesenen, aber von dessen Bedeutung und Berufenheit hat der Verfasser ein tiefes Teil erfahren und mit kräftigen Strichen wiedergegeben. Man soll dankbar feststellen, daß wir dieses Buch brauchen und vermißt haben. Ein freier Mensch schrieb es, ein überlegener Geist, vor dem als Idee das Deutsche schlechtweg schwebt in seiner tausendfältigen Gestalt. Vor seinem ordnenden Blick löst und bindet sich das Verworrene, das Politische und selbst das Militärische, tritt das kulturelle Bewegungs- und Antriebselment in klarer Gestalt hervor. Es sind in letzter Zeit viele populäre Geschichtsdarstellungen erschienen. Hier wird ein wertvolles und bildendes Werk dargeboten, aus einer reinen Gesinnung und tiefer deutscher Bewußtheit. Es ist keine geringe Leistung, den ungeheueren Stoff auf so begrenztem Umfang zu gestalten, ohne oberflächlich zu sein, ohne schematische Aufzählungen anstelle des lebendigen Flusses des Erzählens und der Deutung treten zu lassen. Solche dichterische Lebendigkeit ist hier am Werke gewesen.

Heinrich Zillich

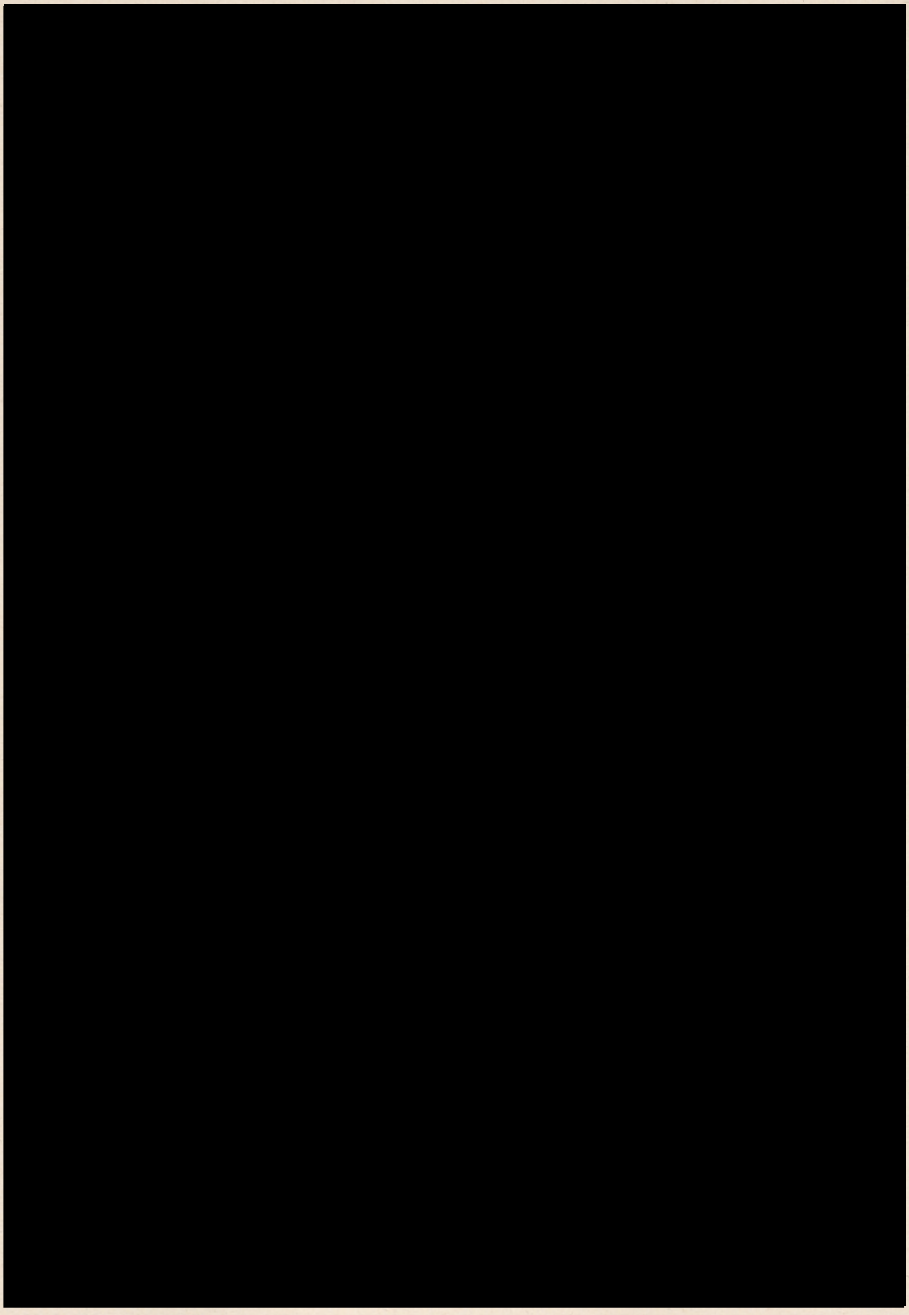
Mitteilungen der Schriftleitung

Ein Plagiat des Klingsor-Signets. Das Merkzeichen des Klingsor, die sieben Türme, das auf jedem Umschlag unserer Zeitschrift zu sehen ist, hat eine Filmverleihanstalt in Bukarest — „Metropol-Film" — mit geringfügigen Veränderungen, die der Nachbildung nicht zum Vorteil gereichen, als Firmenzeichen usurpiert.

Zum Inhalt. Die Skizze von Emil Witting entstammt seinem im Dezember von uns besprochenen Buche „Frate Nicolae, der siebenbürgische Karpathenbär". Hermannstadt, 1931. — Der Verfasser des Aufsatzes „Über die Lösungsmöglichkeiten des Nationalitätenproblems" Alfred Schlosser lebt in Großprobstdorf. — Dr. Herbert Theiß, der Autor des Essays „Heraklitisches" ist Kronstädter, lebt aber seit Jahren als Schriftsachverständiger in Dresden.

An unsere Bezieher! Wir bitten unsere Bezieher, sofern sie den abgelaufenen Jahrgang noch nicht bezahlt haben, dies gleich vorzunehmen. Um pünktliche Bezahlung des neuen müssen wir alle Abnehmer bitten.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Joan Ratiustraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Fritz Kimm, Zeichnung
phot. Reproduktion: Atelier O. Notoliczka, Kronstadt

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
9. JAHR FEBRUAR 1932 HEFT 2

Die Nacht zum Jahre 1932

Von Erwin Neustädter

Wie eine Glocke die stumm im Gestühl hängt,
Abgestorbenen Munds das gedunkelte Erz:
Also wölbet sich, grau verdämmernd ins Ungewisse,
Nächtiger Himmel mir über dem Haupt.

Dunkel entrag ich, mit langem Schatten,
Dem bleichen Schnee, wie die kahlen Stämme,
Deren Gewimmel dort drüben im fahlen sinternden Schimmer
Grauem Geraupe gleich über die Hügel kriecht.

Oder bohret sich dort, von finstrem Befehl,
Nächtlicher Weile, gezwungen ein Heerwurm ins schlafende Land.
Wehe! Die Länder schlafen und stumm hängt die Glocke —
Ringsum aber rüsten Heere Gewalt und Unheil.

Wann wird endlich schweren Schwunges die Glocke
Aus dem Schlummer sie dröhnen: Auf! Schon schatten die Heere
Über den Horizont. Bald werden sie lagern über den
Landen schwer wie ein Alp! Erwachet zur Stunde!

Heere in eurer Mitte und Heere im Umkreis!
Witternd erwiehern die Rosse der Apokalypse
Und in den Zwingern heulet die Meute wilder Vernichtung!
Auf die Ohren dem Ruf mit dem ich beginne das Jahr!

Anekdoten aus dem großen Kriege

Erzählt von Heinrich Zillich

In einem österreichischen Jägerregiment diente im großen Kriege ein Oberleutnant Z...., dessen italienisch klingender Name weit über den Bereich der Brigade berühmt war, weil er einen Angriffsbefehl nicht ausführte und bei der nachfolgenden kriegsgerichtlichen Untersuchung glänzende Rechtfertigung fand. Die seltene Tat geschah im Frühling 1916, als das Regiment auf der Priafora, einem der letzten Berge vor dem lombardischen Tiefland, nicht mehr weit von Schio, aus dem Walde auf eine große Wiese hinausstieß und unter schwerem Maschinengewehrfeuer Deckung suchen mußte, das aus den verschanzten italienischen Stellungen den steilen Hang niederstrich. Das Jägerregiment grub sich am Waldrande ein. Ehe es damit noch fertig war, empfingen die einzelnen Bataillone den Befehl, den Angriff sofort weiterzutragen. Die Kompaniechefs sahen die Unmöglichkeit jedes Vorgehens und zögerten, in der hellen Vormittagssonne die mächtige Bergwiese hinaufzustürmen, aber die Feldtelefone klangen neuerlich an, der Angriff sei in der gleichen Sekunde zu unternehmen. Eine Kompanie erhob sich und stürzte vor. Die Nachbargruppen folgten. Nach wenig Augenblicken lagen vier Abteilungen völlig aufgerieben kreuz und quer im jungen Gras. In prächtigem Sprung setzte Oberleutnant Graf M.... zum Sturm an, zehn Schritte vor seinen Leuten, den Feldspaten in der linken, die brennende Zigarette in der anderen Hand. Er stürzte mit Kopfschuß. Als ihn die Welle seiner Kompanie, schon furchtbar gelichtet, erreichte und neben ihm sank, lag sein Antlitz friedlich zur Seite. Vor dem starren Auge blinkte noch das Monokel.

Da summte bei Oberleutnant Z.... das Telefon.

„Unmöglich!" antwortete er in die Muschel, „unmöglich, weil nutzlos ... Pardon, Herr Oberst, das kann ich beurteilen. Ich trage dafür die Verantwortung, gewiß." Und mit seiner scharfen kalten Stimme setzte der junge Offizier gleichsam als Bestätigung hinzu: „Z ..., Oberleutnant!"

Der Regimentschef summte wieder an. Z ... blickte über das Feld, tief gekrümmt unter dem Geschoßhagel: „Ich bin kein Massenmörder, Herr Oberst!" Und setzte wieder scharf und kalt hinzu: „Z ..., Oberleutnant!"

Ting, ting, tingtingting. Der Telefonist reichte die Muschel. „Nein, Herr Oberst, solange die 10. Kompanie auf dem Bauche liegt, liegt

auch Oberleutnant Z . . . auf dem Bauche." Er lachte. Die 10. Kompanie war Brigadereserve, weit hinten im Tale.

Nun begann der Apparat wie närrisch zu klingen. „Herr Oberleutnant, Sie greifen an. Herr Oberleutnant, ich stelle Sie vor das Kriegsgericht!"

„Geben Sie die Drahtschere her!" sagte Oberleutnant Z . . . Die Ordonanz starrte ihn an. „Wird's bald!"

Der Telefondraht knackte. „Z . . . , Oberleutnant!"

In der Nacht nahm die Kompanie Oberleutnant Z . . . die italienische Stellung mit drei Mann Verlust.

*

Vor Gorlice wurde ein Leutnant eines Berliner Garderegiments zu einem österreichischen Infanterieregiment abbefohlen, um dort weiter Dienst zu tun. Das Regiment lag knapp vor einem Angriff auf freiem Felde, ohne Graben und Unterstand, in knöcheltiefem Morast. Gegen Abend hatte überdies Regen eingesetzt. Kalter Wind schauerte durch die Soldaten. Durch dies Höllenwetter schritt der Leutnant. Als er die Schützenlinie erreichte, fragte er sich, geduckt wegen der Nähe der feindlichen Stellungen, über die von Zeit zu Zeit Leuchtraketen aufgeisterten, bis zu der Kompanie vor, der er zugeteilt war. Seine norddeutsche Aussprache verstanden die Soldaten in Dunkelheit, Wind und Regen nur schwer, aber sie hoben ihm das Haupt doch freudig entgegen, denn schon damals ging das Wort durch die österreichische Front, daß kein Vormarsch glücke, bei dem sich die deutschen Korporäle nicht zeigten. So stand er nach kurzem, jämmerlich durchnäßt, vor einem Mann, der auf dem Boden lag und mit einer Uhr in der Hand zu den Russen hinüberstarrte, dem Hauptmann der Kompanie, der auf die Sekunde des Angriffs wartete, die unmittelbar bevorstand.

Der Leutnant nahm Haltung, legte die Hand an die Mütze und meldete gehorsamst seine Einteilung in die 10. Kompanie.

Der Hauptmann, von Lehm überzogen, reckte ihm die Hand entgegen, zeigte einladend auf die schlammige Erde und meinte, während in seinen Worten die Höflichkeit ganz Österreichs mitschwang: „Servus, servus! Bitte nimm Platz. Ich kann Dir leider nichts aufwarten!"

Es dauerte eine kleine Weile, ehe der Leutnant sein militärisches Gleichgewicht wieder gefunden hatte, aber da lief er schon neben dem Hauptmann den russischen Stellungen entgegen.

*

Hauptmann Tsch . . . eines Kaiserjägerregiments ließ frontein, frontaus mit dem Gefechtstrain die Wasserspülmuschel eines Klosetts mitführen. Wo immer seine Kompanie für einige Zeit Stellung bezog, wurde die Sitzgelegenheit aufgestellt, darüber ein Unterstandshäuschen gebaut, eine Türe gezimmert, die sogar ein Schloß bekam. Den Schlüssel trug Hauptmann Tsch . . . in der Hosentasche. „Ein bißchen herrschaftlichen Komfort muß der Mensch haben", meinte er, wenn auch natürlich die Wasserleitung immer fehlte.

Den Abort durften nur die Offiziere besuchen und am Sonntag — die Einjährigen.

*

In den Augustkämpfen 1918 am Mte Maio wurde ein italienischer Leutnant von den Österreichern gefangen genommen. Er stand in seinem Alpinimäntelchen durchfroren im Nebel vor einer Kaverne und wartete auf den Abschub, der sich von Stunde zu Stunde weiter hinausschob, weil die Anmarschwege in schwerstem Sperrfeuer lagen. Ein österreichischer Offizier forderte ihn auf, in die Kavernenhütte zu treten, die als Offiziersmesse dem Bataillonsstabe diente. Der Italiener, der stundenlang auf einen Fleck gestiert hatte, schlug das Mantelende um die Schulter, kreuzte die Arme vor der Brust und sagte mit einem Ton, der geradewegs aus der Oper bezogen war, in tiefem, traurigem Pathos: „O Italia, o Savoya!"

„Bitte, kommen Sie doch. Sie werden hungrig sein."

Aber der Leutnant winkte mit den Fingerspitzen, abgewandten Gesichts, und begann mit großen Schritten, wobei er mitunter die Arme wie ein Sänger hob und den Ruf „O Savoya!" ausstieß, auf dem engen Felsenweg vor der Kaverne auf und ab zu gehen.

Der Österreicher verbiß sich das Lachen und trat nach einiger Zeit, als der Nebel kälter wurde und der fade Geruch des Ekrasits darin widerlich zu stinken anfing, an den Leutnant heran.

„No," sagte dieser und verhüllte das Haupt, „o Italia!"

Nun hielt der Österreicher nicht mehr an sich und fragte, ob denn der Leutnant wahrhaftig glaube, daß Italien verloren sei, weil gerade er gefangen wurde.

Wie ein Blitz fuhr der Leutnant herum: „Italien verloren?" Und setzte mit dem Hohne eines sterbenden Tragöden fort: „O no, Signore, no, no!" Dann nahm er seine Wanderung wieder auf.

Erst als die Nacht einbrach und ihn der Aufenthalt im Freien totmüde gemacht hatte, öffnete er die Türe zur Kavernenhütte. Der Österreicher nahm keine Notiz von ihm. Der Italiener bat mit natürlicher Stimme um ein Stück Brot. Kaum hatte er sich gesättigt, übermannte ihn wieder der Sturm der Gefühle. „Italia!" rief er tragisch und sah den Österreicher beifallheischend an. Der aber hatte genug — er stand auf und ging selbst auf den Felsenweg hinaus. „Ich bin ja zwar zurückgekommen und da schlief der Leutnant und hatte meinen ganzen Vorrat weggegessen, aber daß ich nicht ‚O Österreich' rief, und ihn aus der Bude schmiß, das — seht ihr — das, glaube ich, ist wie ein Symbol dafür, daß wir den Krieg nicht gewonnen haben . . . es lag uns nicht, ‚O Österreich' zu rufen und doch das Brot zu nehmen, weiß der Kuckuck!"

*

Der Führer einer Sturmkompanie, Oberleutnant F . . ., hatte befehlsgemäß eine italienische Stellung im Handstreich überfallen, aufgerollt und Gefangene gemacht, die sein Kommando aushorchen wollte, da brach plötzlich, noch ehe er und seine Leute den Graben verlassen hatten, ein vernichtendes, außerordentlich gut gezieltes Artilleriefeuer über den Trupp. Ohne recht zu überlegen, packte der Oberleutnant mitten im Heulen und Splittern die Gewißheit, daß dies Feuer durch jemand geleitet werde, der sich noch in der eroberten Stellung befinde. Er rannte, den Dolch in der Hand, von Unterstand zu Unterstand, um den Artilleriebeobachter zu entdecken. Er kam dabei in ein Felsloch, zu dem tiefe Treppen führten, stürzte hinein und sah einen italienischen Offizier im roten Lichte einer Petroleumlampe vor dem Periskop sitzen, ein Telefon vor dem Munde, in der Hand den Revolver.

Der Sturmoffizier wurde nach wenig Augenblicken von seiner Mannschaft gefunden. Er lag ohnmächtig in blutiger Umarmung mit dem gleichfalls besinnungslosen Italiener. Die Jäger trugen beide in die eigenen Stellungen zurück.

Die Sanitätswagen konnten an diese Stellung leicht heranfahren, so daß die beiden verwundeten Offiziere schon einige Stunden später sorgfältig verbunden in einen Lazarettzug gelegt wurden. Der Zufall wollte es, daß keiner von ihnen das Bewußtsein bis dahin wieder erlangte. Der Zug fuhr schon Bozen zu, als Oberleutnant F . . . erwachte

und sich staunend im Bette wiederfand, in einem Zuge, der ihn aus der Betäubung geschaukelt hatte. Er bog sich über die Kante des Bettes und sah unter sich, in einem zweiten Bette, einen Mann, der die Augen offen hielt und dem er eben noch in furchtbarem Sturm der Granaten an die Gurgel gesprungen war. Die Krankenwärter hörten einen Sturz und Schrei. Sie liefen heran und fanden die beiden Gegner wie Tiere in einander verbissen.

Es braucht nicht mitgeteilt zu werden, daß sich Oberleutnant F... ganz wenige Augenblicke später bei dem italienischen Hauptmann S... mit etwas schwacher, aber doch sehr höflicher Stimme entschuldigte. Die beiden Herren stehen heute noch in freundschaftlichem Briefverkehr.

Mit vierzig Jahren

Antike Strophen von Josef Weinheber

I.

Weite Meere aus Blut, im Ohr
brausend dumpfen Gesang, Sturm um die Stirn. Die Bucht
grau der Tränen, das Inselreich
fern geschaut, nur im Traum näher, und spät erkannt.

Preisgegebenes Segel du!
Zollst dem Sturm nach Gesetz, sättigst am Zwang die Kraft,
voll Geheimnis und untertan
fernem Stern — doch der Fahrt dienstbar. Getreu und kühn.

Kühler, trächtiges Schiff, voran!
Unberührt drüberhin, aber des Abgrunds all-
wissend. Weise und ohne Zeit:
Also opfre dein Bug — namenlos! — neuem Land.

Tief bedenkend die Fracht, und tief,
tiefer, was auf dem Grund, wolkiges Dunkel, ruht;
ungehoben und späterm Volk
Sinn für Woge und Blitz, Adel und Untergang.

2.

Tot ist alles Buch und das Wort der Schriften.
Und die Fracht ward leicht, ihr beschwingten, zarten
stillen Vögel, die ihr heraufzieht über
purpurne Meerflut:

Im Gefieder Frieden und kühle Hoheit,
du voran, Jungfräuliche! Reine Kehle
perlend „Süße Ruh, süßer Taumel im Gras" mir
nah überm Haupte.

Wenn der reife Tag, an den Mond gewendet,
wenn das Deutsche, edel und groß — erhabne
dunkle Vögel! — Weylas Gesang tönt, daß ich
dunkler am Himmel,

rauschen hör wie Sturm die verschwebte Schwinge,
die sich aufhob hehr von der Insel, irr in
unserm Meer und heilig: Nur Einen Sommer
gönnt ihr Gewaltgen —:

O dann schau ich, sehne mich: Wilde Schwalbe,
kommst du? Komm und sing über Nacht und Meerflut:
Μή μ' ἄσαιοι μηδ' ὀνίαισι δάμνα,
πότνια θῦμον.

3.

Hohes Gewölke!
Schwebest sehnendem Blick voraus.
Anders liebt der Entrückte;
anders liebt, wer die Erde will.

Dieser liebt nicht. Vorüberweht,
Irrwisch des Todes
seine Scham; doch das ferne
Antlitz rettet dein heiliger Blitz.

Dein sind, wenn in den Ebnen der
Durst uns stachelt, die edlern,
Trauer und Klage,
dein die stillen Beschwörungen.

Ohne Makel begehrt, geliebt
um der Opferung willen:
Nimm mich auf! In den Sturm, den Glanz
großer Gesichte!

4.

Dank und Treu dir, Geschick! Immer aus Not, nimmer aus fettem Nichts
wächst das Große herauf. Willig gebeugt, trag ich mein alterndes
totes Dutzendgesicht; einsam und stolz leerer Verrichtung Joch.
Dank dir, niedrige Frohn! Du vor der Schmach schirmend, die ehrlos und

unstet macht; die Geschenk, Bettlergeschenk, nimmt für die Traumgewalt.
Dank dir, ruhmloser Tag, Widerhalls bar, aber im Schweigen noch
würdig, fruchtend und — nein! — niemals gekauft, ehern Verpflichteter!
Dienst tun: Adel, der heilt, wenn in der Brust, wenn das erstickte Herz

aufschreit! Tragen, doch nie Knecht sein des Knechts, Mörder um feiles Brot.
Dulden, Duldner aus Eis. Und da die Zeit kurz ist, durch Sturm und Ruh
sammeln, sammeln das Blut, tönendes Leid; näher der Finsternis,
todbewußt und die Nacht raunend ums Haupt, wissen: kein sterbliches.

5.

Freunde? Keinen davon. Daß ich der Hehler mich,
mich der Diebe begab! Klarer beginnt das Herz
was es soll, seiner Einsamkeit
tiefer inne zu sein mit Schweigen.

Was ihr sonst ihm getan, Schmach oder Liebestat:
halbgetan, überwands wie die geheime Furcht;
und mein mörderisch Herz es ließ
keine Wahl eurer Armutswürde.

O wie bin ich gesellt! Und unter Toten, wie
athm ich mächtiger. Held, ohne ins Knie zu gehn;
und im Aufschaun der Ehrfurcht noch
und im Traum unter meinesgleichen!

6.

Führ, leicht steigendes Lied, Vogel im Flug, o führ
Traum, hinweg aus der Zeit! Ferne Flöte und du,
lock mich, bogiger Wind und
du leih, Wolke, dem Heimweh Kraft:

Leichte! Nimmer so wild, wenn in der Tiefe nicht
unterirdischen Strom dröhnte der schwarze Schmerz,
ewig — nimmer mit solcher
Liebe flammte die Stirn euch zu.

Was die Erde befiehlt, hören. Geduldig sein,
leiden: Pflicht, der entgeh, wem es am Weg genügt.
Doch die Freiheit der Götter
wird mit Fleische gezahlt und Blut.

7.

Dieses gibt die Zeit, und die Zeit verweht es:
Sommersüber Blumen. Im Herbste ziellos
Gehn im Winde. Winters gehegte Stund bei
breiterem Mahle;

Stilles Glück am Hauch überfangnen Glases,
Hand an brauner Bronze, oder Schritt verhallend
weit in alten Kirchen, im Aufschaun heidnisch
heitrer Gebete;

Lied im Dunkel — selten; und seltner einmal
wühlend in Erinnerung, wirr, die Laute
aus der Wanderschaft, oder jähes Bild ver-
blichner Geliebten.

Warten auf den Brief. Und die Furcht, zu sterben,
wenn die Brust schmerzt. Nacht und erschreckter Zweifel,
ob getan kann werden, was flammend heiligt
all dies Begrenzte.

Einsam irrer Becher, der leis vernichtet,
was zu bleiben keine Gebühr hat; Becher,
tötend dieses Herz, aber heimatfern be-
hütend das andre..

Antwort und Rechtfertigung

Von Otto Folberth

An gegnerischen Stellungnahmen zu einem Aufsatz im Dezemberheft dieser Zeitschrift über „den Nationalsozialismus und das Christentum" sind mir bis jetzt bekannt geworden: Erwin Reisners Aufsatz „Deutsche Religion?" im Januarheft dieser Zeitschrift, die Neujahrspredigt Stadtpfarrers Dr. V. Glondys in der Schwarzkirche in Kronstadt und ein Leitartikel Lyzealdirektors Dr. Hermann Jekeli in der „Mediascher Zeitung". Eine vierte gegnerische Erwiderung von Pfarrer Karl Reinerth, Hermannstadt, sollte in eben diesem Heft erscheinen. Sie ist, bevor ich Einblick in sie hätte nehmen können, bedauerlicherweise auf der Post verloren gegangen und ihr Verfasser hat sich geweigert, sie ein zweites Mal niederzuschreiben.

Zu Reisners Aufsatz habe ich zu bemerken, daß mir niemals eingefallen ist zu behaupten, der von mir vertretene religiöse Gedanke stelle ein deutsches Monopol dar. Vor diesem Mißverständnis hätte ihn allein schon der Umstand bewahren müssen (den er ja selber ausdrücklich erwähnt), daß ich vor Jahren ein Büchlein über Meister Eckehart und Laotse geschrieben habe und in diesem Büchlein nachzuweisen bestrebt war, daß Männer eben jener religiösen Erfahrung, der mein Aufsatz im großen und ganzen das Wort redet, und seien sie durch Welten von einander getrennt, dennoch in den wichtigsten und entscheidendsten Punkten übereinstimmen. Wie hätte ich seither das Bewußtsein dessen verlieren können, daß diese Religionsauffassung, deren wesenhafte Wurzeln in die Schichten so vieler, ja fast aller Völker hinunterreichen (wie Reisner das an meiner Statt ausführlich geschildert hat), unmöglich als Besitzanspruch eines einzigen Volkes geltend gemacht werden dürfe? Das Mißverständnis ist zweifellos dadurch entstanden, daß ich in meinem Aufsatz die religiöse Frage der Gegenwart durch bestimmte Vorfälle veranlaßt eben ausschließlich vom Nationalsozialismus her aufrollte und von diesem Gesichtspunkt gesehen ist sie natürlich in erster Linie eine deutsche Angelegenheit und hat sich mit den religiösen Problemen des deutschen Volkes auseinanderzusetzen. Schon innerhalb dieses Bereiches war so viel Verwischtes und Verschwommenes grundsätzlich zu klären und zu scheiden, daß ich auf den mir zugebilligten 10 Druckseiten einfach nicht dazu kam, das Thema noch darüber hinaus zu führen. Der Umstand, daß ich es nicht tat, hat aber sicherlich keinen

vorurteilslosen Leser auf den Gedanken gebracht, ich hätte es unterlassen, nur um irgend einem Bruch oder einer Inkonsequenz meiner Auffassung aus dem Weg zu gehen.

Denn natürlich ist es so: nicht nur dem deutschen, jedem Volk steht es zu, in der ihm eingeborenen Art vor Gott zu treten. „Jedes Volk ist ein Weg zu Gott" (Dostojewski). In jedem Volk offenbart sich Gott so, wie es ihm, seinem Schöpfer, gerade gefällt. Und jedes Volk besitzt Männer, die diese Offenbarung in unzweideutiger Weise an sich erfahren haben. Ihr gehorsam zu sein, ihr mit religiöser Inbrunst zu folgen, wird sich in der Zukunft kaum ein bewußt lebendes Volk auf die Dauer nehmen lassen.

Sie ist aber — und das blieb den wirklich großen nationalen Geistern, unter uns z. B. einem St. L. Roth, niemals verborgen — nicht die einzige. Dort, wo sie sich ganz tief, ganz rein, ganz voll entfalten konnte, hat sie stets über die völkischen Schranken hinaus allgültige Beziehungen des Menschen zu Gott hergestellt. In dieser Höhe fielen immer alle Unterschiede mehr und mehr ab. Hier ergänzt ein Volk das andere, hier gewinnt eines am andern. Wie könnte dieser letzte schwere Schlußstein, der Gott ist, überhaupt von einer Seite allein getragen werden? Es wäre Vermessenheit, es wäre Frevel, diesen Anspruch von irgendwo aus zu erheben. Und so gibt es also ganz sicher eine religiöse Überzeugung, die gerade auf dem Umweg über die Bejahung selbstbewußten nationalen Volkstumes zur Verehrung und Verherrlichung des allen Völkern gemeinsamen, allen offenbarten Gottes führt.

Eine Randbemerkung: setzt sie sich einmal allgemein durch, so sind die Kriegsmöglichkeiten der Völker unter einander damit zwar ganz gewiß nicht aus der Welt geschafft, aber das Bewußtsein, daß es ein Sich-finden und -verstehen grundsätzlich gibt, ja letzten Endes überhaupt nicht zu verhindern ist, muß sie logischerweise vermindern.

Reisner hat mit seinem Einwand zweifellos die Absicht verfolgt, Wert und Bedeutung der von mir ins Licht gerückten Religiosität bei ihren Anhängern zu erschüttern oder zu verunglimpfen, indem er auf ihr Vorkommen auch außerhalb des deutschen Geisteslebens den Finger legte. Er setzte also — sehr bezeichnenderweise dafür, wie er von ihnen denkt — chauvinistischen Stolz bei ihnen voraus. In Wirklichkeit hat er einen schlagenden Beweis mehr für die Richtigkeit unseres Stand-

punktes erbracht. Denn viele auf verschiedenen Wegen zum selben Ergebnis gelangen zu sehen, hat noch stets als Wahrheitsbeweis ersten Ranges gegolten.

Meine im Dezemberheft vertretene These erfährt nun freilich, nach den oben darüber hinausgeführten Begriffen, aber völlig sinngemäß, die Erweiterung: der Gegensatz Deutschtum — Christentum ist im Grunde genommen nichts anders als der Gegensatz, der zwischen dem Christentum und jedem Volkstum, jedem lebendigen, schöpferischen Volkstum besteht. Warum? Weil das Christentum die göttliche Offenbarung auf ein einziges Volk, das jüdische, beschränkt sieht, dazu zeitlich auf eine verhältnismäßig kurze Spanne seiner Volksgeschichte. Ja, innerhalb dieser wird sie auf eine einzige Gestalt zentriert, ganz einmalig, ganz endlich vorgestellt, diese Gestalt wird dann freilich über den gesamten Geschichtsablauf gestellt, zum Sohn Gottes, ja zu Gott selber erhoben. Das Wort „endlich" im voranstehenden Satze habe ich nicht selber in diesen Zusammenhang gerückt. Ich entlehne es einem modernen Theologen, der wie Barth und Brunner ebenfalls zu jener von Reisner so bevorzugten dialektischen Schule gehört und wirklich einer der führenden Köpfe des Protestantismus der Gegenwart ist: Friedrich Gogarten. In einem seiner Bücher (Illusionen, Diederichs Jena 1926, S. 17) schreibt er z. B. „Die Entscheidung, um deren eindeutige Bestimmung es uns mit diesen Überlegungen zu tun ist, ist diese: ob man diese eine endliche Erscheinung von dem unendlichen Zusammenhang des allgemein Geschehens aus sehen und begreifen will oder ob man diese eine endliche Erscheinung Anfang, Mitte und Ende des eignen Seins und Tuns und Denkens und Anfang, Mitte und Ende von Erde und Himmel sein lassen will." Er fügt hinzu: „Diese eine endliche Erscheinung wird dafür, daß sie das ist, keine Legitimierung haben, die sich vor unserem Urteil als echt auszuweisen vermöchte . . . Hier bleibt nur die Entscheidung als Ausweg. Nur der Gehorsam gegen das Selbstzeugnis einer endlichen Erscheinung, daß sie Anfang, Mitte und Ende sei; nur der Glaube an das Wort." Und an einer dritten Stelle heißt es noch deutlicher, was wir von uns aus ihr entgegen zu bringen haben: „Gehorsam in seiner qualifiziertesten Form. Also Gehorsam, der nichts ist als das, der also nicht der Ausdruck eigener Überzeugung ist und für den darum die eigene Überzeugung, mag sie nun mit ihm übereinstimmen oder nicht, jedenfalls ohne jede Bedeutung ist." (S. 11.)

Reisner hat mir die Lieblingsschimpfworte aller Theologen im Kampfe gegen Andersgläubige zugeworfen: die Worte von der „Menschensatzung", von der „Vergötzung" menschlicher Werke in den Religionen außerhalb des Christentums. Ich kann mir nicht helfen, aber der in den obigen Zeilen vertretene Gedanke der ausschließlichen Offenbarung Gottes in Christus und den Worten der Bibel, der nötigenfalls auch blind und ohne alle Überzeugung zu vertrauen Pflicht sein soll, jetzt und in alle Ewigkeit, muß als ungeheuerlichste geistige Anmaßung der Weltgeschichte bezeichnet werden, und geht insoweit ganz sicherlich auf Menschenwerk zurück, auf eitles und herrschsüchtiges. Trifft das zu, kann man sie aber dann noch anders als eine unerträgliche Beschränkung, Fesselung, ja Beleidigung Gottes empfinden, als die Vergötzung κατ' ἐξοχήν einer menschlichen Fixion? Ich bin immer überzeugt davon gewesen, daß Jesus wirklich gelebt habe und werde nie aufhören ihn zu verehren, aber ebenso habe ich mich von seiner Vergottung und Vergötzung als von einer unerlaubten Blasphemie stets mit Abscheu abgewendet. Vom Standpunkte jener Religiösität, die ich im Anzuge sehe, kommt sie geradezu einer Entthronung Gottes gleich. Jawohl, denn dadurch, daß sie den Anspruch auf Absolutheit der göttlichen Offenbarung durch ihn und in ihm erhebt, gibt sie ohne Bedenken alle Schöpfung außer ihm der Verdammnis preis. Ich weiß nicht, wie weit Jesus selber Anlaß dazu gegeben hat, daß sich diese Meinung über ihn bilden konnte, ich weiß nur, daß ihr in höchstem Maße der Geruch von Menschenwerk und -satzung anhaftet.

Wie nahe der Abgrund liegt, an den sie heranführt und wie bodenlos tief er ist — das zu spüren ist früheren Jahrhunderten erspart geblieben und deshalb bis heutigen Tages wenig beachtet worden. Wir aber sehen ihn sich riesenhaft weiter und weiter öffnen. Die Gefahr droht, nein, sie ist ja schon da, daß der Glaube solcher Provenienz, sobald er dann doch einmal ins Wanken gerät, aus seiner absoluten Position logischerweise in die absolute Negation fällt. Die in beängstigendem Ausmaße sich verbreitende Gottlosenbewegung in Rußland und Deutschland ist insoweit eine unmittelbare Reaktion auf den zu Tode geritten christlichen Standpunkt: daß göttliche Offenbarung sich entweder in Christus manifestiert habe oder überhaupt nicht.

*

Aus der Neujahrsrede Stadtpfarrers Glondys, die ich selber leider nicht angehört habe, greife ich mit absichtlicher Umgehung aller andern nur seinen sachlichen Einwand gegen mich auf: Luther. Aus meiner Anschauung, hat er gesagt, folge, Luther sei entweder kein Deutscher oder kein Christ gewesen. Nein, muß ich natürlich antworten, Luther war selbstverständlich beides und außer ihm waren es noch eine ganze Reihe höchst bedeutender Männer. Ich habe doch niemals behauptet, daß es im deutschen Volk keine Christen gegeben habe und gebe. Ich habe nur gesagt und an Hand von sehr gewichtigen wissenschaftlichen Werken nachzuweisen versucht, daß sie alle nicht jene Religiösität vertreten haben, die dem deutschen Volke unmittelbar d. h. in der Mehrzahl seiner schöpferischen Menschen offenbart worden ist und daß es in der Zukunft aus bestimmten Gründen wahrscheinlich nicht mehr möglich sein werde, zwischen dem Christentum und dieser Religiosität dauerhafte Brücken zu schlagen.

Es drängt mich hier im Vorbei zu erwähnen, daß ich zu meinen allerbesten Freunden einen echten und überzeugten Christen zähle und ihn gerade so, wie er ist, überaus liebe und schätze. Ich nehme auch an, daß es Menschen wie ihn auf dem Erdenrund noch gibt. Aber daß sie dünn, sehr dünn gesät sind, ist sicher. Und daß zehntausendmal größer die Zahl aller Arten von Scheinchristen ist — muß man das heute Kennern unserer kirchlichen Verhältnisse noch umständlich auseinanderlegen? Das Allertraurigste daran aber scheint mir zu sein, daß zu ihnen auch jene gehören, die den Namen ihres Herrn gutgläubig im Munde führen. Ich habe daraus geschlossen, daß dem Christentum ein Etwas eignen müsse, das, wahrscheinlich seit jeher schon keimhaft in ihm vorhanden, heute in wachsendem Maße die Menschen zu einer gewissen Untreue sich selber gegenüber, ja zur Heuchelei führt. Ich spüre diesem Etwas seit vielen Jahren nach. Mein Aufsatz im Dezemberheft hat, glaube ich, einen Teil der Ursachen aufgedeckt, die, wenigstens was uns Deutsche betrifft, diese verhängnisvolle Verwirrung der Gefühle hervorgerufen haben und ein einfaches, ehrliches, ungebrochen blühendes religiöses Leben in uns zu ersticken drohen. Vielleicht wird uns aber gerade am Einwand Luther noch manches davon klar.

Luther! Wer, wahrlich, stellte sich nicht freudig auf die breiten Schultern dieses kühnen deutschen Mannes! Wer insbesondere von jenen, die aus Gewissenszwang und innerster Ueberzeugung sich gegen

überkommene Autoritäten auflehnen, vermöchte es, sich nicht dauernd dankbar seiner mutigen Tat zu erinnern, die in welthistorischem Augenblick die Überlegenheit der wahren Stimme Gottes über alle Satzungen der Menschen verkündete! Daß Luther dadurch grundsätzlich für alle Zeiten zu dieser Haltung aufforderte, eben durch sein Beispiel dazu aufforderte, verleiht ihm ja seine geistesgeschichtliche Bedeutung über alle Grenzen des Protestantismus hinaus.

Doch gemach, gemach! Dieser selbe Luther, dessen Haltung, dessen Tat, dessen Leben wie aus frisch gepflügtem Erdreich bricht und der sich in seinen jüngern Jahren dem Geist der deutschen Mystik so verwandt fühlt, wie aus seiner innigen Liebe zur „Theologia Deutsch" des Frankfurter Deutschherrn hervorgeht, wandelt sich, sobald er als christlicher Theologe (wohlverstanden!) denkt und schreibt. Ich kann mich hier auf eine umständliche theoretische Erörterung der Theologie Luthers nicht einlassen (schreibe ja auch nicht als Fachmann für Fachmänner), vielleicht wird aber an einem kurzen Zitat schon klar, was ich meine. In den Predigten über das 1. Buch Mose (1527) finde ich die Stelle: „Ich habe oft vermahnet, daß man weit solle von einander scheiden Leben und Lehre. — Die Lehre ist, daß ich an Christum glaube, mein Werk, Leiden und Tod für nichts achte und dem Nächsten diene und darüber lasse fahren, was ich soll. — Das Leben aber ist, ob ich so oder so wandle und darnach tu. — So liegt nun weit nicht so viel am Leben als an der Lehre, daß, wenn schon das Leben nicht rein ist, kann dennoch die Lehre wohl rein bleiben und mit dem Leben Geduld getragen werden."

Wie anders hat doch Eckehart in diesem Punkt gedacht! „Ein Lebemeister frommte mehr denn tausend Lesemeister!" rief er aus und forderte zur leibhaftigen Nachfolge Jesu, zu einem schon hier realisierten Leben in Gott auf. Und das Endergebnis? Ihm wird der Ketzerprozeß gemacht und, da er während desselben stirbt, wenigstens über seine Bücher das vernichtende Urteil gesprochen.

Treten uns aus diesen beiden Worten aber nicht wie aus klaren Spiegeln überhaupt die beiden Möglichkeiten entgegen, die das Leben dem Christentum gegenüber immer wieder bezogen hat und allein beziehen kann? Den Standpunkt Eckeharts sehe ich zuerst die Urgemeinde aufgreifen. Dann lebt er in einigen Mönchsorden, jedoch vor ihrer kirchlichen Organisierung, weiter, zieht sich als roter Faden durch alle mystischen und wiedertäuferischen Gemeinschaften des Mit-

telalters, wird schließlich von den Pietisten und ihren neuzeitlichen Nachfolgern, besonders in angelsächsischen Ländern, in vielerlei Schattierungen fortgeführt. In Wirklichkeit schreitet er von Scheitern zu Scheitern. Den Eindruck, daß er sich aus einem Irrtum herleite, bestätigt jedes Jahrhundert. Sein bestes Schicksal heißt — Sektiererei.

Den andern Standpunkt greift zuerst Paulus entschlossen auf und erweist sich damit unzweideutig als erster christlicher Theologe. Denn er ist der spezifisch theologische. Von vorneherein wird hier mit der Unmöglichkeit der Nachfolge gerechnet und daher das Hauptgewicht auf die Lehre verlegt. Damit ist ein Stein ins Rollen gebracht, für den es kein Zurück mehr gibt. Diese Lehre muß notwendigerweise fort und fort ausgebaut werden. Ein Theologe übertrifft, übertrumpft den andern mit Zusätzen, neuen Deutungen und Steigerungen. Zwischen Christus und Mensch klafft schließlich ein unüberbrückbarer Abgrund. Jede persönliche Annäherung ist Selbsterhöhung, Schamlosigkeit, das dem gemeinen Menschen zukommende religiöse Gefühl: das der Sündhaftigkeit. Das Gebäude der „Christologie" türmt sich in die Wolken. Sündenbewußtsein wird nun gegebenenfalls mit erfindungsreichen Mitteln hervorgerufen. Jedenfalls bleibt es überall und unwiderruflich die Voraussetzung für das Teilhaben an der Erlösung durch den über alle Kreatur erhöhten Christus. Wie lautet doch der II. Artikel des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses? „Weiter wird bei uns gelehrt, daß nach Adams Fall alle Menschen, so natürlich geboren werden, in Sünden empfangen und geboren werden, das ist, daß sie alle von Mutterleibe an voller böser Lust und Neigung sind und keine wahre Gottesfurcht, kein wahren Glauben an Gott, von Natur haben können: daß auch dieselbe angeborene Seuche und Erbsünde wahrhaftiglich Sünde sei, und verdamme alle die unter ewigen Gottes Zorn, so nicht durch die Taufe und heiligen Geist wiederum neu geboren werden."

Wieder eine Randbemerkung bloß: sollte es heutzutage einen Menschen geben, der, theologisch nicht vorgebildet, in einem religiösen Augenblicke seines Lebens — sagen wir eine junge Mutter bei der Geburt eines Kindleins, das sie neun Monate unter dem Herzen getragen hat — solche oder auch nur daran anklingende Gefühle in der Seele aufsteigen spürt?

Alle christlichen Kirchen haben aus dem Dilemma der beiden eben geschilderten Wege den letzteren gewählt. Zwischen der katholischen

und protestantischen Kirche besteht darin grundsätzlich kein Unterschied. Diese betrifft vielmehr nur die Art der Realisierung des gleichen Prinzips. Zu welch' grotesken Erscheinungen es innerhalb der katholischen Kirche geführt hat, ist aller Welt bekannt, braucht uns Protestanten aber keineswegs die Brust schwellen zu machen. Die Widersprüche in unserer Kirche liegen nur etwas verborgener und werden vielleicht auch etwas weniger zynisch abgetan. Aber im Grunde genommen ist nichts anders. Alles, was bei uns unter dem Begriff Sonntagvormittagschristentum zusammengefaßt werden kann, belastet das wesentlich gleiche Schuldkonto. — Am schwersten haben darunter entschieden unsere Pfarrer selber (nicht unsere Theologen, aber die Pfarrer unserer Gemeinden) die Hirten unserer Herde zu tragen. Und zwar deshalb, weil das Volk, ganz besonders wiederum gerade unser siebenbürgisches Volk, sie sich nicht anders als beispielgebend in Leben und Tat vorstellen kann. Tut es doch immer alles, sie in dem nahen und dichten Beieinander seiner dörflichen Existenz möglichst tief zu verankern. Wo aber die Kluft zwischen Leben und Lehre erwiesenermaßen unüberbrückbar ist, wo das, was sie tun, im Vergleich zu dem, was sie verkünden, immer wieder jämmerlich erscheinen m u ß, ist da ihrem Hirten- und Führerberuf nicht a priori die Axt an die Wurzel gelegt?

Was würden wir zu einer fremden Religion sagen, die aus dem Zwiespalt zwischen Leben und Lehre in zweitausendjähriger Geschichte keinen Ausweg gefunden hätte? Sicher ist: wir Deutsche würden den Kopf dazu schütteln, denn unser Geist drängt seit jeher schon zur Synthesis hin, schätzt über alles die Vereinigung, die Vermählung, die Durchglühung aller Seelen- und Lebenskräfte zu einigem Sein.

*

Lyzealdirektor Dr. Hermann Jekeli lehnt meine Ausführungen einfach damit ab, daß er schreibt, ihnen „fehle leider aller konkrete Inhalt". Diesen Vorwurf, der dazu an einem ganz sicher unpassenden Ort mir gegenüber erhoben worden ist, habe ich bestimmt nicht verdient. Ich habe vielmehr in einer durchaus positiven Weise zu den von mir angeschnittenen Fragen Stellung genommen, indem ich jeweils dem Standpunkt des traditionellen alten Glaubens den Standpunkt des neuen kommenden gegenübergestellt habe. Den Hinweis auf ihre Unvereinbarkeit und die Offenheit, mit der ich davon sprach, wird man mir auch nicht als Mangel an konkretisierendem Sinn auslegen können. Übrigens habe ich diese Unvereinbarkeit ausschließlich durch Dokumente

von der christlich-theologischen Seite her sich erweisen lassen. Denn der neue Glaube ist zwangsläufig viel toleranter als der alte und im Ablehnen behutsamer. Daß ich nicht gleich im ersten Aufsatz sein Glaubensbekenntnis in Paragraphen und seine Dogmatik aus dem Ärmel geschüttelt habe, wird mir doch billigerweise kein Einsichtiger verübeln.

*

Soweit die Antwort. Und die Rechtfertigung? Es gibt für mich keine — es sei denn, sie sei in zwei Worten enthalten, die ich mir noch als Universitätsstudent in mein Kollegheft eintrug. Das eine, datiert aus Heidelberg, lautet: „Das Auftreten und die Ausbreitung von Ketzereien ist immer der Gradmesser persönlichen religiösen Lebens." Und das andere, datiert aus Paris: „Ketzereien entspringen niemals dem Unglauben."

Wirklichkeit und Überwirklichkeit bei Wilhelm Raabe

Ein verspätetes Gedenken zu seinem 100. Geburtstage am 8. September 1931

Von Dr. Ewald Geißler

Der Gegenwartsstil unserer Dichtung mit seiner vielberedeten „Sachlichkeit" hat den kaum erst verrauschten Taumel des Expressionismus gleichwohl noch im Blut; das neue Verlangen nach Gegenständlichkeit ist noch durchbebt von einer Erregung, die zugleich hinter die Gegenstände greifen will. Die Oberflächlichkeit, wie der Naturalismus sie abschrieb, genügt nicht, man tastet nach einer wirklicheren Wirklichkeit, und zwar mit dem Leidenschaftsatem der auto- und weltkriegge-hetzten Zeit. „Magischer Realismus" heißt das Schlagwort.

Es verbindet absichtlich-widerspruchsvoll zwei Kräfte, die wir bereits das ganze 19. Jahrhundert im Kampfe sehen. Schon in der jüngeren Romantik war ein Drang nach Gegenwart hervorgetreten, der sich dann im Realismus verselbständigte, aber mit den nun gleichfalls freigewordenen überwirklichen Bestandteilen neue Verbindungen einging. So lehnten zum Beispiel die Realisten Keller und Storm das Jenseitige ab, liebten aber zugleich noch den Märchenton, wenn auch nicht ohne Ironie. Die eigentümlichste Verschmelzung aber zeigt Wilhelm Raabe. Ein Dichter unserer Väter und Großväter, Realist deutschen Bürger- und Kleinbürgertums im 19. Jahrhundert, offenbart er in

seinen Lieblingsgestalten doch das „Bürgerrecht in einem Reiche, von welchem jenes Volk nichts weiß", den „Bürgerbrief" von etwas über dieser Welt. Allerlei Schustertum erzählt er, doch unter der Glaskugel des Jakob Böhme. Und wenn es auch zu weit gehen mag, ihn geradezu als Mystiker zu bezeichnen, so dürfen wir doch zu seinem 100. Geburtstag fragen: was bedeutet uns gerade in der dichterischen Lage des Heute der kosmische Atherstrom, der bei Raabe um das irdisch Erscheinende fließt?

Sein Zugang ins Überwirkliche ist zunächst der Hunger. „Aus der Welt würde nicht viel werden, wenn es nicht den Hunger darin gäbe. Mit dem Hunger nach der Unendlichkeit wird der Mensch geboren." Es ist der Hunger, von dem die Bergpredigt kündet, er wird gestillt werden. Ja, inmitten des Hohnes der Weltkinder, der über sie weggeht, sind die Hungernden schon die Begnadeten, die um keinen Preis tauschen könnten. Das ist ihr Königsstolz, in dem Plato die Frage beantwortete, wo denn die Gerechtigkeit bleibe, da die Ungerechten in allem Glanz sitzen: sie sind verdammt, dabei ein Leben ohne Gott zu führen. In allem „Glück" Unseligkeit in sich.

Dieser Grundgedanke bindet zusammen, was — stofflich unzulänglich und unraabisch großartig — die Raabetrilogie genannt zu werden pflegt.

Der Hungerpastor führt an die Schwelle. Er zeigt, was die Hungrigen nährt: nicht Verstand, Schöngeist und Kritik, wie den Moses Freudenstein, sondern „Unschuld, Treue, Sanftmut, Liebe".

Abu Telfan zeigt die Entwicklung des Erwählten. Da das tägliche Leben ihm nicht genügt, wie den Kindern des Tages, auf die es eingerichtet ist und die sich pudelwohl darin fühlen, will er zuerst einfach darüber weg. Er will etwas Besonderes für sich haben. Und strandet. Er wird klein und nichtig, und im Mondgebirge ist er wie gestorben. Jeder Mensch hat sein Tumurkieland, unter der Fuchtel der Madame Kulla-Kulla. Auf die Überheblichkeit des natürlichen Menschen folgt sein Zerbrechen. Auf daß er neu geboren werde zum Geistmenschen. Und dazu findet Leonhart Hagebucher als Führerin eine, die aus tiefstem Menschenleid schon mitten im Überwindungsreich steht. Aber die Frau Claudine ist für die Erzählung nur helfende Randgestalt.

Als Heldin treffen wie die Jenseitige im Schüdderump. Toni Häußler, der elternlose Findling, ist begnadet schon von Kindheit an: „die klaren, klugen Augen und der lachende Mund waren gleich der Mitgift eines Königskindes zu achten, und der verständige Sinn,

das leichte, gute Herz des Kindes, an welches niemand ein Recht hatte, stammten aus dem tiefsten, reichsten Grunde der Welt". So wandelt sie in ihrem eigenen Licht durch die Erzählung, bis zum bittern Ende.

Ihre Schwester aber geht in dem Buch, das Raabe am unmittelbarsten ewigkeitdurchgeistet hat, unter den „Unruhigen Gästen". Es ist geradezu christlich — während Mystikgedanken an sich ja auch auf anderm Boden möglich sind. Schon der Name „Phoebe" ist Jesusbotschaft: Paulus sendet den Römerbrief „durch unsere Schwester Phoebe", „denn sie hat vielen Beistand getan". Zugleich ist es ein strahlender Griechenname, vom Lichtgott Phoebus Apoll. Das ganze wundersame Büchlein ist von Schimmer übergossen durch die rührendzarte Mädchenheit. Und doch ist sie „die einzige Gewappnete unter all den Rüstungslosen, die einzige Ruhige unter all den Aufgeregten, die einzige Gesunde unter all den Kranken, die einzige Starke".

Gegenüber aber stehen den Kindern von oben stets die Kinder des Hier. Im Hungerpastor die hochwohlgeborene Frau Geheimrätin mit der schillernden Tochter Kleophea, in Abu Telfan die ordenbedeckte Exzellenz von Glimmern, im Schüderump der zu alles kaufendem Reichtum emporgekommene Dorfbalbier, und in den Unruhigen Gästen die vornehme Valerie. Die Begüterten also fast stets, die Feinen, beneidet auf einer Höhe. Denn wie sie der Welt gehören, gehört die Welt auch ihnen.

Zwei Arten von Menschen also, durch einen Abgrund geschieden. Ganz im Sinne des deutschen Idealismus. Über diesem nur stofflichpsychologischen Treiben ist ein selbständiges Geistesleben gewölbt, die Überwelt der Idee, des Gültigen, der Werte, an der der Mensch teilhaben kann oder nicht. Wessen Augen zu stumpf sind für das jenseitige Geheimnis, das uns jeden Augenblick umwebt, den nannte die Romantik gern den Philister. Tieck, Brentano, vor allem E. T. A. Hoffmann! In Hoffmanns „Goldenem Topf" ist der Herr Archivarius Lindhorst zu Dresden unter seinem äußeren Schein in Wahrheit ein König der feurigen Salamander, und auch der Student Anselmus erwirbt sich im Seeleneiland Insulinde wenigstens ein kleines Gütchen. Der Konrektor Paulmann dagegen und der Registrator Heerbrand, die nichts sind als diese ihre bürgerlichen Existenzen, sind, vom Standpunkt der wahren Welt, überhaupt nicht da. Daß sie sich gleichwohl heftig gebärden und selber sehr wichtig nehmen, ist das Putzige an

ihnen. Sie sind bestenfalls verunglückte Ansätze zu Menschen. Denn wer wäre nicht eigentlich „Geisterkönig"? Jede wirkliche Seele ist es! Den Archivarius baut man nicht nur als Schutz um sich herum, daß einen die Spießerschaft nicht erkennt, und damit man einen Verkehrston mit ihr hat, den einzigen, den sie versteht. Dem Lande des Wesenhaften — von der Erde aus gesprochen: dem Lande der Wunder — verbunden sein, ist für Dichter-Geisteraugen das selbstverständlichst Menschliche. Wer aber nur im Erscheinenden daheim ist, im Gewöhnlichen, der Philister also, ist ein armseliges oder drolliges Bruchstück.

Diese Metaphysik, aus den Gedankenbauten von Kant bis Hegel errichtet, steht auch hinter Raabe. Freilich spricht er sie nur vereinzelt geradezu aus. In der köstlichen Sommerspukgeschichte „Vom alten Proteus" wirbelt er die Geister- und das Spießervolk sichtbar durcheinander, und der Emerit Konstantius hat in langer Buße begriffen, wo der Schein und wo das Sein ist. Im ganzen aber ist Raabe nicht mehr Romantik genug, um uns die Dinghaftigkeit dieser Erde auf Schritt und Tritt durchsichtig zu machen, damit wir die Geniewelt schauen, die überall dahinter webt. Er ist kein Fabulierer ins Blaue wie Hoffmann; die greifbare Taghaftigkeit, die schon dieser in sein Geisterspiel schob, hat beim Realisten Raabe den breitesten Raum ergriffen. Aber der tiefe Hintergrund, durch den ewige Gegnerschaft gesetzt ist zwischen den beiden Arten von Menschen, ist bei ihm auf jeder Seite lebendig und gibt seinem lieben Gesicht in Ernst wie Humor den philosophierenden Grundzug.

Dabei braucht die Gegensätzlichkeit nicht immer bis ins Religiöse hinaufzustoßen. In dem prächtigen „Deutschen Mondschein" erscheint sie einfach als Gabe zur Seelenbetrunkenheit auf der einen und als eisige Nüchternheit auf der anderen Seite. Der deutsch-wackere Kreisrichter Löhnefinke aus Groß-Fauhlenberge muß in der Nordseenacht gegen die Geisterkugel oben am Himmelsgewölbe abwehrend seinen Schirm aufspannen: denn er kennt zu gut ihren dämonischen Zauber. Sie aber weiß ihn dennoch zu packen und taumelt ihn in seelige Schwärmerei. Er ist Erbe unendlicher Prosa — „mein Vater war königlicher Beamter, mein Großvater gleichfalls, und es wäre lächerlich, wenn ich zweifeln wollte, daß auch mein Urgroßvater königlicher Beamter gewesen sei" —, aber im Mondgeflimmer überfällt ihn die Rache der unterdrückten Poesie, und er muß den Haideschaften Lyrik vordeklamieren und möchte seine Akten künftig nur noch in Stanzen

schreiben. Bis ihn die Strafe ereilt! Elfenhaft aussehend, aber durchaus keine Else, ruft ihn messerscharf sein Fräulein Tochter an: „Da bist du endlich, Papa! Wir haben recht lange auf dich gewartet, und die Mama ist sehr böse!“ Denn mitten durch die Familie geht der Schnitt, zwischen Brautpaaren sogar. Es kommt vor, daß zwei, die einander begegnen, erst zu spät merken: wir kommen ja aus verschiedenen Welten. Dann wird's schlimm! Meist aber spüren sie's gleich beim ersten Anhauch: der gehört zu mir, der nicht. Ob einer hinter dem Gemeinen ein Jenseits erschauen kann — das ist's. Oder ob er ein Piepenschnieder ist!

Denn die Piepenschnieder, das sind die ewigen Philister. Die in aller Gier doch innerlich Satten, die Selbstzufriedenen; ohne lechzendes Verschmachten nach einem Höhenbild über ihnen, können sie im Grunde nicht umhin, sich selber vortrefflich zu finden. Sie kennen die Augen des Staunens nicht: „sich nicht verblüffen lassen“ ist ihre Weisheit, „es wird überall mit Wasser gekocht“, die ganze Welt ist ihnen so entsetzlich selbstverständlich. So kennen sie auch das Neigen der Scheu und Ehrfurcht nicht. Fertig mit sich, sind sie ohne Dämon, letztlich ohne Schicksal, und darum in einer Unsterblichkeit unvorstellbar: sie würden sich dort tödlich langweilen. Mit all diesen Verneinungen brauchten sie den schaffenden Geistmenschen einfach nichts anzugehen. Aber leider kann ihre Kraft der Trägheit bejahend werden: Anmaßung macht ihre Nichtförderung des Echten zu Verhinderung und Zerstörung. Der Philister erträgt es nicht, keinen Anteil am Großen zu haben, und es dennoch als Großes anzuerkennen. Damit würde er ja seine Kleinheit zugeben. Er haßt es mit der Kraft des Beleidigten. Gilt das Große, so gilt ja das Kleine nicht, das Kleine soll aber gelten, und so darf das Große nicht sein. Damit die eigene platte Behaglichkeit nicht gestört wird durch geheimes Minderwertigkeitsbewußtsein. So bleibt das Kennzeichen der Wahrheit, daß sie den Juden ein Ärgernis und den Heiden eine Torheit ist. Alles Lebendige muß den Philistern abgerungen werden. Und „Krieg den Philistern“ heißt hienieden das Feldgeschrei.

Kampf, gesetzt zwischen Gottkind und Spießer, ist der eigentliche Inhalt des Weltgeschehens. Als Leonhart Hagebucher aus der Höllenfahrt in die Heimat zurückkehrt, dämmert's ihm auf, „daß er seine mannigfaltigsten, buntesten, gefahrvollsten Abenteuer nicht in Ägypten, Nubien, Abessinien und im Königreich Darfur erlebte, sondern da, wo

der mythische Name Deutschland auf der Landkarte geschrieben steht". Und richtig ist eine hohe Polizeidirektion im Namen der residenzlichen Gesellschaft durch die Kühnheit seines ersten Vortrags derartig peinlich berührt, daß sie die weiteren verbietet, mit weltmännisch-verbindlichem Lächeln, hinter dem die steinerne Spießerfratze des ewig Gestrigen glotzt. So ist es ein ungleicher Kampf, denn die Kinder der Erde sind ja hier zu Haus, und alle Waffen der Erde fechten für sie. Auch die Zahl ist allzu verschieden: „wir sind wenige gegen eine Million, wir verteidigen ein kleines Reich gegen eine harte wilde Welt, aber wir glauben an den Sieg. Und mehr ist nicht nötig, um ihn zu gewinnen".

Das „Reich" kann also kein Quietismus sein, kein faules Geruhsamsein in bloßer „Innerlichkeit". Darin scheidet sich Raabe von vieler Mystik und ihrer steten Gefahr. Und vor allem auch von den „magischen Realisten" des Heute. Als Franz Werfels „Spiegelmensch", sich selbst gestorben, zur Schau höherer Wirklichkeit aufsteigt, die nicht mehr Überschlammung der Ichsucht ist, erkennt er: die höchste Stufe, durch die selber die Gottheit erst „erlöst" wird, sind hockende Mönche, unbeweglich, ungerührte, mild grinsend den Blick auf den Nabel gesenkt. Auch Georg Kaisers „Koralle" weist das Kreuz ab, die Leidüberwindung, um dafür mit dem Sinnbild eines geschenkten Kindheitglückes die Lebensaufgabe zu umgehen. Und selbst Ernst Barlachs „Armer Vetter" kennt gegen die gemeine Welt im Grunde nichts als: ausreißen und das Leben wegschmeißen. In aller niederdeutschen Farbe ein Nihilismus, jedenfalls ein wehrloses Waffenstrecken. Es ist die Ratlosigkeit einer bei allem Geschäftigsein im letzten noch immer unschaffenden Zeit.

Raabes Gotteskinder aber bewähren die deutscheste Religion rüstig zufassender Weltverwirklichung gerade in der Welt, tapferer Gotthineintragung gerade in das fluchbeladene Widerstreben. Das ist deutsches Erbe von Luther bis Hegel und Goethe, den nie müden Künder der Gegenwart als der wahren Ewigkeit. Freilich, auf die Tat als solche kommt es dennoch nicht an. Denn, so heißt das tiefe Wort in Abu Telfan, das schon bei Schiller steht im „Geisterseher": „was sind wir allesamt anders als Boten, die versiegelte Gaben zu unbekannten Leuten tragen?" Wir wissen ja gar nicht, wohin eigentlich unser Auftrag zielt und was Gott mit uns will. Was er webt, das weiß kein Weber. Und darum kommt es nicht darauf an, was wir tun: ob wir Erbsen zählen oder Linsen, nach Goethe. Wer ich innerlich dabei ge-

worden bin, das entscheidet, nicht, was äußerlich glückt. Da kann alles mißlingen! Faust wird erlöst als der immer strebend sich Bemühende, obwohl die Dammbauten des Greises nur ein Trugbild waren und ein Schmaus für die wieder eintosenden Wasserdämonen. Hienieden müssen wir nicht nur entsagen, wir müssen letztlich unterliegen: Tragödie Faust, Tragödie jedes Lebens. Die Weltanschauung der Kinder der Welt ist freilich plätschernder Optimismus: das Leben ist einfach gut. Als Leonhart Hagebucher seinen großen Vortrag hält, da „fühlten das Komische fast alle, die Bitterkeit sehr wenige". Und er endet mit dem Wort, das als Leitspruch zu Beginn steht: „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, sprach Mohammed, würdet ihr viel weinen und wenig lachen".

Und doch durfte Raabe, auch in der düstersten Zeit seiner dreißiger Jahre, stets bestreiten, daß er mit dem eben damals bekanntwerdenden Schopenhauer etwas zu tun habe. Denn der Anblick der Welt ist bei ihm stets zwiefach: auch hinter der düstersten Nacht ein ewiges Licht. Und dies Doppelbewußtsein, daß der Mensch zugleich ein kleines und ein großes Wesen ist, diese Grundlage aller Gottesbeziehung: unentrinnbare Abhängigkeit und zugleich eigener ewiger Wert, ist zugleich der Quell des Raabe'schen Humors. Wie bei Jean Paul leitet sich sein Humor gerade aus der Nichtigkeit des Endlichen ab. Ein schmerzliches Gefühl von den Grenzen alles Menschlichen, eine wehmütige, ja hypochondrische Ader ist bei den großen Humoristen — denken wir außerdem an Hoffmann, an Dickens und an den größten, an Shakespeare — geradezu eine Voraussetzung. Zuweilen ist sogar noch ein Rest Bitterkeit spürbar, aber in den reinsten Stunden löst sich auch er in ein Friedegefühl, das nur noch ganz leise schmerzlich lächelt. Es ist die endgültige Überwindung des Daseins.

Mit diesem Humor kann Raabe gerade der Gegenwart manches ins Stammbuch schreiben. Die glaubt, weil sie den Bürger „überwinde", habe sie auch den Philister abgetan. Aber einerseits sind des nordischen Raabe süddeutsche Gegenstücke, sind Spitzwegs Kleinleutgestalten, die Kakteenzüchter und Bücherwürmer, zwar Zipfelmützbürger, doch keine Spießer. Denn im Idyll kraus-liebenswürdiger Philosophie und goldener Poesie hauchen sie etwas aus oberer Welt aus — wenn dabei auch der Widerspruch der Göttlichkeit und des allzu irdisch Begrenzten als notwendige Stimmung den Humor gibt. Und andererseits wimmelt der Dielenbetrieb moderner Bars von Herrchen und Weiblein,

die sich sehr weltstädtisch mondän vorkommen und im Innern nichts sind als waschechte Spießer. Die Gegenwart mit ihren Ullsteinbüchern, Uhu-Magazinen, Berliner Illustrierten und mit Sport- und Kinostumpfsinn hat wahrlich kein Recht, sich über irgend ein sogenanntes Biedermeiertum geistig und seelisch erhaben zu fühlen.

So ist Raabes Welt freilich oft eng, sein ganzer geistiger Haushalt überhaupt nicht so sprühend wie etwa bei Hoffmann. Dafür ist er um so deutsch-inniger. Hat der Literat Recht, der von oben geringschätzt: die große Welt kenne Raabe nicht? In der Tat, wieviel Schillerndes muß der Deutsche von heute lesen, um „gebildet" zu sein — Raabe gehört nicht dazu. Aber wenn E. T. A. Hoffmann bei den Franzosen in Ehren stand, als ihn sein Vaterland vergaß — ein Ruhmestitel Hoffmanns, darauf wir stolz sind, denn er widerfährt nicht vielen deutschen Dichtern —, Raabe in Frankreich ist freilich nicht vorzustellen. Ich weiß nicht, ob man ihn übersetzt hat; übersetzbar ist er nicht. Hoffmann auf französisch ist möglich: vielleicht, weil mehr blendendes Aufflammen in ihm ist, aber zugleich ist damit doch auch eine geringere Wortgebundenheit seines Dichtertums, an das einmalige, das deutsche Wort, gegeben. Raabe ist ruhiges, stetes Leuchten und Wärmen, und so eigentümlich-deutsch, wie die Reihe von Luther bis Eichendorff oder Hans Grimm, daß er niemals „weltgültig" werden kann.

Aber hinter der Weltzivilisation von heute steht ein ewiger Raabe: für uns Deutsche eine ewige Raabenweisheit. In einem Winkel unseres Wesens sind wir ja selbst ein Stück Raabe. Sein Dichtername ist im Grunde der Gattungsname einer Landschaft der deutschen Seele. Dieser Raabe, der sich sagt und dich zugleich, der Raabe in uns, der baut auch im Umbruch der Zeiten mit am heimlichen künftigen Deutschland.

*

Dieser Artikel erschien auch im Septemberheft 1931 der Zeitschrift „Deutsche Frauenkultur". Herausgeber: Verband „Deutsche Frauenkultur". Verlag Otto Bayer, Leipzig.

Gedanken zur Frage des ständischen Aufbaues unserer Volksorganisation

Von Karl Hermann Theil (Hermannstadt)

Die Richtungslosigkeit und Zerfahrenheit unserer Zeit zeigt sich nicht zuletzt auch auf staatlichem Gebiete. Die Meinungen stehen sich schroff gegenüber, These steht gegen These, und die Gegensätze sind unüberbrückbar tief. Das Kampfgeschrei der streitenden Parteien pflanzt sich fort über die ganze Erde und verkündet den Bankrott einer Zeit, die auf falschen Bahnen wandelnd an sich selbst irre geworden ist und aus dem Chaos nicht mehr herausfindet...

Wer kennt wohl größere Gegensätze als Rußland und Italien, das Land des antinationalen, antireligiösen Massenbreis einer bis auf wenige Hunderttausende von Fanatikern in ödes Fellachentum versunkenen Bevölkerung und den aufstrebenden Staat einer auf ihre völkischen Werte stolzen und selbstbewußten Nation? Und wo gibt es wohl gegensätzlichere Entwicklungen, als in Spanien und in Deutschland? In Spanien die atomisierende, auf liberalistisch-individualistischen Ideen fußende und die französische Revolution sklavisch nachahmende Politik einer sogenannten Volksregierung. In Deutschland dagegen eine vollständige Abkehr von diesem auch dort durch die Revolution verkündeten Grundsätzen und das Streben nach einer dem deutschen Volkscharakter angepaßten, auf der organischen Einheit des Volkes und seiner Glieder, der Stände, beruhenden Staatsform. Wer mag die Gegensätze ermessen, die sich hier auftun, wer versteht das passive Verhalten der übrigen Welt angesichts solcher Gegensätzlichkeiten? Das sind Fragen, die in die Tiefe der unsere Zeit beherrschenden Krise staatlicher Formung greifen, es sind Fragen, deren Beantwortung uns nötigt zurückzugreifen auf das Werden der heute noch allgemein giltigen Grundsätze für den Staatsaufbau. Wie entwickelte sich der heute maßgebende Gedanke staatlicher Formgebung, und wie weit ist er schuldig an der Zerrissenheit und Richtungslosigkeit, an den chaotischen Zuständen auf staatlichem Gebiete in unserer Zeit?

Vor nicht einmal anderthalb Jahrhunderten verkündete die französische Revolution die Menschenrechte. Mit den Mauern der Bastille zerbrach die Jahrhunderte alte ständische Ordnung und begrub alles Gewesene unter sich. Damit trat eine geistige Richtung in das praktische Leben, die bis dahin nur in Gelehrtenstuben geherrscht hatte

und unter dem Namen des naturrechtlichen Individualismus bekannt ist. Ihre Erfolge verdankte diese Lehre dem allmählichen Erstarren der mittelalterlichen ständischen Ordnung und dem Siegeszug der Naturwissenschaften, der das Wissen um die Dinge dieser Welt auf ganz neue Grundlagen stellte. Die „aufgeklärte" Menschheit ließ sich nicht mehr in die feste Ordnung mittelalterlicher Ständegliederung pressen, und es bedurfte nur einer Verschiebung der Kräfte innerhalb dieser Gliederung, des Zusammenklappens des Adels, um die ganze mittelalterliche Ständeordnung umzustoßen. Die damalige Menschheit wußte aber nicht, was für ein kostbares Gut ihr mit dem Zusammenbruch dieser Ordnung verloren ging. Sie sah nur die Freiheit des Einzelnen winken, und vergaß darüber das Grundprinzip mittelalterlicher Staatskunst, die Auffassung des Staates als eines Ganzen, eines Organismus, dessen Glieder die Stände sind. Entgegen der mittelalterlichen Auffassung, die den ganzen Staatskörper als Mittelpunkt betrachtete, für dessen guten Zustand gesorgt werden müsse und von dem der Einzelne nur ein kleiner unbedeutender Teil sei, gleichsam wie eine Zelle im Organismus, die mit dem Ganzen auf Wohl und Wehe verknüpft ist, stellte die neue Lehre den einzelnen Menschen in den Mittelpunkt und forderte die Vorsorge für dessen Wohlergehen. Das Wohl des Einzelnen sollte hinfort maßgebend sein, der Einzelne den Mittelpunkt bilden, um den sich alles dreht und dementsprechend sollte jeder tun und lassen können, was er wollte, keiner sollte dem andern Vorschriften machen dürfen. Die notwendige Folge aller dieser Forderungen, war der Ruf nach der Gleichheit aller. Denn in einem Staatswesen, wo jeder tun und lassen kann, was er will, kann selbstverständlich niemand dem andern übergeordnet sein. So wurde die mittelalterliche ständische Ordnung, die auf dem in Wohl und Wehe Verbundensein der Staatsangehörigen beruhte, abgelöst von einer atomisierenden, das einzelne Individuum in den Mittelpunkt stellenden Staatsform. Man nannte sie, weil sie auf dem Individuum beruhte, individualistisch, weil sie die Freiheit des Handelns für den Einzelnen forderte, liberal, woraus, da die Freiheit aller auch die Gleichheit aller voraussetzt, die Volksherrschaft oder Demokratie wurde. Die äußere Ausdrucksform der Demokratie aber wurde, da unter Gleichen jeder mitreden darf, der Parlamentarismus, der theoretisch den Einzelnen durch seinen Abgeordneten mitreden läßt.

Die Zeit seit der französischen Revolution bis auf unsere Tage ist

ausgefüllt mit dem Lärm des Kampfes um die endgiltige und weltgiltige Durchsetzung der Grundsätze dieser Lehre. Die Marksteine des Kampfverlaufes sind in Frankreich die Jahre 1789, 1830 und 1848 und in Deutschland 1807, 1848 und 1918. In diesem letzten Jahre erlebte die individualistisch-liberalistische Lehre ihren größten Triumph, als es ihr nach Beendigung des Weltkrieges gelang, auch Deutschland, das letzte Land Europas, welches ihre Grundsätze noch nicht voll angenommen hatte, vollständig zu erobern. So bezeichnet das Jahr 1918 und die Einführung der Demokratie in Deutschland den Höhepunkt der Entwicklung der individualistischen Lehre, aber zugleich auch den Beginn des absteigenden Astes, wofür die Anzeichen sich auf allen Gebieten ständig mehren.

Diese Anzeichen gehen zurück auf die Zersetzungserscheinungen, die der Individualismus durch seine atomisierenden, lösenden Tendenzen mit sich bringt. Der Individualismus hat die Bindungen des Mittelalters gelöst, ohne imstande zu sein, etwas Neues an ihre Stelle zu setzen. Er vermochte es nicht, dem Einzelnen, der ja doch nur in der Theorie der Individualisten etwas Selbständiges ist, einen ähnlich festen Halt zu geben, wie ihm früher sein Stand einen geboten hatte. Das bedeutete aber nichts anders, als daß der festgefügte Organismus des ständischen Staates mit seinen Gliedern, den Ständen, einem Staate weichen mußte, der sich in seine Atome, in die einzelnen Menschen aufgelöst hatte, die kein ideeller Gedanke mehr, nichts anderes zusammenhielt, als die Furcht voreinander, die Furcht von dem Kampf aller gegen alle. Und dieser in ihre Atome aufgelösten Staaten bemächtigten sich dann die politischen Parteien, die auf dem durch den Liberalismus verseuchten Boden üppig gedeihen konnten und die vereinzelt dastehenden Individuen nach ihren eigenen Gesichtspunkten zu Gruppen zusammenfaßten. Damit aber war schrankenloser Demagogie Tür und Tor geöffnet, skrupellose Stellen- und Geldjäger bemächtigten sich unter Ausstreuung von hemmungslosen Schlagworten der führerlosen, instinktlos gewordenen Masse; wer den größeren Mund hatte, wer mehr versprechen konnte, erhielt die meisten Stimmen und damit die Macht. Der liberalistisch-individualistische Gedanke hatte seine Arbeit verrichtet, die Zersetzung auf politisch-staatlichem Gebiete war eine vollständige.

Die Beispiele für die zersetzende Tätigkeit des Individualismus ließen sich natürlich noch vermehren. Man könnte solche auf kultu-

rellem und wirtschaftlichem Gebiet anführen, doch würde dies zu weit führen. Deshalb soll nun von dem Gegner des Individualismus gesprochen werden, der ihm nach dem Kriege erstand, eben als er seinen Höhepunkt erreicht hatte. Es ist der organische Staatsgedanke, der an die mittelalterlichen Traditionen anknüpfend die ständische Ordnung wieder aufleben lassen will. Der Begründer dieses organischen Staatsgedankens, der im Gegensatz zum Individualismus auch Universalismus genannt wird, ist Prof. Dr. Othmar Spann in Wien. Es war kurz nach dem Kriege, im Jahre 1920, als Prof. Spann an der Wiener Universität Vorlesungen über „Abbruch und Neubau der Gesellschaft" hielt, die er später unter dem Titel „Der wahre Staat" in Buchform herausgab. Was damals im Jahre 1920 Wahnsinn schien, nämlich sich der Hochflut der revolutionären, individualistischen Gedanken entgegenzustemmen, erscheint heute durch sein Wirken als aussichtsreich und als die alleinige Rettung aus dem Chaos der Jetztzeit.

Es ist nicht romantische Vorliebe für das Mittelalter, die Prof. Spann predigt. Man darf ihn auch nicht in einen Topf mit unfruchtbaren „völkischen" Idealisten werfen, die eine Wiederkehr altgermanischer Zustände erträumen. Was Spann will, läßt sich klar und nüchtern aussprechen, läßt sich aus den Schäden der Demokratie und den Lehren des mittelalterlichen Ständestaates für jeden sichtbar ableiten. Einer der Hauptvorteile des mittelalterlichen Staates gegenüber den Staatssystemen der Jetztzeit wird wohl für immer der geringere politische Lärm, das Fehlen des heute üblichen, bis aufs Messer ausgetragenen Parteigezänkes bleiben. Man führe gegen diese Tatsache nicht die üblichen Phrasen von den primitiven Zuständen des Mittelalters, vom „dunkeln Zeitalter" ins Treffen! Denn nicht die Primitivität jener Zeit hat das Verdienst an der Abgeklärtheit und Ruhe der damaligen Zustände. Dieses gebührt vielmehr Einrichtungen, die unseren heutigen Staaten fehlen und die Prof. Spann als Wegweiser für die ganze ständische Staatsidee aufpflanzt. Sie lassen sich in die Worte zusammenfassen: Gliederung und Versachlichung. Gliederung gegen die mit Schlagworten arbeitende und sich auf den Brei von Individuen stützende Demagogie, und Versachlichung gegen das Emporkommen von Nicht-Fachmännern nur auf Grund ihres Parteibuches auf allen Gebieten des staatlichen Lebens. Prof. Spann drückt das in seinem „wahren Staate" folgendermaßen aus: „Die

politische Arbeit im Ständestaate wird weniger Werbearbeit, weniger Massengewinnungs- und Massenführungsarbeit sein, als vielmehr ein Kampf großer körperschaftlicher, in sich bereits organisierter Gruppen gegen einander und auf diese Weise auch mehr als bisher eine sachliche, schöpferische Gestaltungs- und Organisierungsarbeit." Spann legt also recht viel Wert auf die Schaffung „in sich bereits gegliederter Organisationen", was nach dem Prinzip der immer größer werdenden Gliederungseinheiten einer Staffelung der Staatsorganisation gleichkommt. Es stehen sich daher im ständischen Staate an Stelle von Massen, Gliederungen und Gruppen, Verbände und Körperschaften gegenüber, die wohl wissen, was sie wollen und unempfindlich gegen demagogische Künste wirklich sachliche Arbeit leisten können. Die Staffelung des Staatsaufbaues hat aber auch bedeutende Vorteile bei der Wahl der Führer aufzuweisen. Die Masse wählt den Führer nur in ihrem eigenen engen Wirkungskreis, wo sie seine Fähigkeiten beurteilen kann, und diese „Führer der mannigfach gegliederten Massen wählen sich ihre Oberführer." Dadurch aber umschlingt das Vertrauen in die Führerschaft, beginnend mit dem der Masse bekannten Unterführer, wie ein einigendes Band den ganzen Staat.

Wie man aus diesen kurzen Angaben ersehen kann, erstrebt die ständische Staatsidee nicht ein restloses Kopieren des Mittelalters. Aber das Gute zu übernehmen, das die Einteilung in Stände mit sich brachte, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Standesgenossen, das Standesehrgefühl als Grundpfeiler des Staates wieder zu schaffen, das soll auf dem Wege über Gliederung und Versachlichung die Aufgabe der wiedergeborenen ständischen Idee sein.

Wir Sachsen nun haben, wie viele andere aus dem Westen kommende Geistesrichtungen, auch die liberalistisch-individualistische Strömung übernommen. Es war bei uns umso leichter, eine auf diesen Prinzipien beruhende Volksorganisation zu schaffen, als gerade zu der Zeit, da die neuzeitlichen Ideen anfingen sich auch hier bemerkbar zu machen, unsere alte, in vielen Punkten einer organischen Auffassung entsprechende Volksgemeinschaft unter den Schlägen der Staatsgewalt in Trümmer ging. Die nach der Zerschlagung des Königsbodens und der Nationsuniversität nach einander von Franz Gebbel, Dr. Carl Wolff und dem in Jahre 1919 in Schäßburg stattgefundenen Volkstag geschaffenen „Sächsischen

Volksprogramme" beruhen voll und ganz auf liberalistischen Anschauungen und sind nach dem Muster eines modernen, parlamentarisch regierten Staates geschaffen worden. Was wir nun weiter oben als Fehler des liberalen Systems feststellen konnten, zeigt sich seit seiner Einführung auch bei uns. Wir stellen die geradezu bedenkliche Häufung der Parteienbildung, das Überhandnehmen von Personenstreitigkeiten, die Bildung herrschsüchtiger, unduldsamer Cliquen, die immer öfter vorkommende Hintansetzung des Volkswohles gegenüber dem Eigen- und Parteiwohl, mit einem Wort auch bei uns einen zersetzenden, auflösenden Einfluß des Liberalismus fest. Nun ist aber das liberale System bei uns noch verhältnismäßig jung und Reste der alten ständischen Ordnung (Zünfte) haben sich in einzelnen Orten bis in die jüngste Vergangenheit erhalten. Was ist da leichter, als nach Erkennung der Schäden des Liberalismus an die Reste der früheren Ordnung anzuknüpfen und eine auf dem Prinzip der Gliederung und Versachlichung und auf der unserem deutschen Wesen näher liegenden ständischen Ordnung aufgebaute Volksorganisation zu schaffen? Wir müssen nur wollen und uns freimachen von dem Schielen nach fremden Vorbildern, die für uns doch nicht maßgebend sein dürfen.

Als Abschluß dieser Gedankengänge sei mit kurzen Worten eine in großen Zügen gehaltene Skizze wiedergegeben, wie der ständische Aufbau bei uns durchgeführt werden könnte. Wir haben weiter oben mit Spann eine weitgehende Staffelung und Gliederung der Volksorganisation gefordert. Dieser Forderung gemäß wird eine kleinste Einheit geschaffen werden müssen, die den Baustein für alle größeren Organisationseinheiten abgeben soll. Diese kleinste Einheit wird die Berufsgruppe sein, in der alle Volksgenossen vereinigt werden, die demselben Berufsstande angehören und irgendwie beruflich aneinander gekettet sind. Die Aufgaben der Berufsgruppe werden sich nach zwei Richtungen teilen: In der Richtung der wirtschaftlichen Zusammenarbeit und damit der Stützung des Einzelnen im Kampfe um das Dasein, und in der Richtung der Erfassung der Volksgenossen von obenher, d. h. die Berufsgruppen sollen die Mittler sein, die von der Volksführung kommenden Anregungen ins Volk tragen und ihnen dort den notwendigen Nachdruck verleihen. Wie aber aus diesem allem hervorgeht, wird

die Berufsgruppe ein rein ausführendes Organ sein. Auf die Volksführung wird sie nur mittelbaren Einfluß durch die übergeordnete Körperschaft haben, welche der Berufsstand sein wird.

Für die Zugehörigkeit zu dem einen oder anderen Berufsstande wird die Tatsache maßgebend sein, wo das wirtschaftliche Interesse des Einzelnen am leichtesten mitvertreten werden kann. Der Bevölkerungsschichtung gemäß werden fünf Berufsstände gebildet und zwar: 1. die geistigen Arbeiter, 2. die Kaufleute, 3. die Gewerbetreibenden, 4. die Handarbeiter, 5. die Bauern. Außer an den beruflichen Aufgaben, die im größeren Maßstabe denen der Berufsgruppen entsprechen, beteiligen sich die Berufsstände an dem Aufbau der Volksorganisation durch Entsendung von Vertretern in die von ihnen zu bildenden Körperschaften. Die Entsendung erfolgt auf Grund einer innerhalb des Berufstandes abgehaltenen Wahl. Die Stellung der von den örtlichen Berufsständen gewählten Körperschaften entspricht ungefähr der unserer Orts- und Kreisausschüsse. Wir wollen sie Orts-Ständevertretung und Kreis-Ständevertretung nennen.

Den Kreisausschüssen oder auch Kreisständevertretungen übergeordnet ist der Volksrat. Er wird von den Kreisausschüssen, wie schon oben gesagt wurde, durch Entsendung von Mitgliedern aus ihren eigenen Reihen gebildet und setzt sich ebenfalls nach berufsständischen Prinzipien zusammen. Seine Hauptaufgaben bestehen in der Weiterleitung der von unten von den Körperschaften kommenden Anregungen und Wünsche, und umgekehrt in der Rückleitung der von oben kommenden Anordnungen. Außerdem stellt der Volksrat eine beratende Stelle des Führers dar, dem er in allen wichtigen Fällen durch Beistellung von Fachleuten bei der Fällung von Entscheidungen zu Seite steht.

Dem Volksrat nebengeordnet sind die Abgeordneten, die von den Kreisausschüssen kandidiert und in den allgemeinen Wahlen gewählt werden. Sie stellen die Verbindung des Führers mit dem Staat her, sind also seine „außenpolitischen" Agenten, die in der Hauptstadt Interventionen durchzuführen, über geplante und vorliegende Gesetze zu berichten und nach Befragung der Berufsstände durch das Arbeitsamt dessen Weisungen für eine Stellungnahme im Parlamente entgegenzunehmen haben.

Beide zusammen, Volksrat und Abgeordnete wählen aus ihren Reihen den Führer des sächsischen Volkes auf eine be-

stimmte Anzahl von Jahren. Der Führer bildet die arbeitende und zusammenfassende höchste Stelle der Volksorganisation, die über den Ständen stehend eine gedeihliche Zusammenarbeit aller Stände miteinander in die Wege zu leiten hat. Zu diesem Zwecke steht ihm der eine oben schon erläuterte Zweig der Volksorganisation zur Verfügung, der von der Volksgemeinschaft über Kreisausschüsse, Volksrat und Abgeordnete bis zu ihm führt. Gilt dieser Zweig der Volksorganisation als der anregende Teil, so schafft sich nun der Führer in Gestalt des Arbeitsamtes und seiner Unterabteilungen einen ausführenden Zweig, der wieder zu der Volksgemeinschaft zurückführt. Wie der anregende Zweig der Volksorganisation ist auch der ausführende in Stufen geteilt. So entspricht die nach dem Führer kommende Stufe, das Arbeitsamt, mit seinen Unterabteilungen dem Volksrat auf der anregenden Seite. Ihm unterstellt sind die Gauämter, die die nächste Stufe bilden und entsprechend ihrer Lage in der Volksorganisation dem Obmann des Kreisausschusses zur Verfügung stehen. Sie schließen den Kreis der Volksorganisation, da mit ihnen der von der Volksgemeinschaft ausgehende Kreislauf wieder zu ihr zurückkehrt.

Das Arbeitsamt teilt sich in vier Unterabteilungen und zwar: 1. Erziehung. Dieser Abteilung unterstehen Schule, Kirche und Jugend. Der Führer hat dafür zu sorgen, daß sich in dieser, wie überhaupt in jeder Abteilung Fachmänner befinden, die das betreffende Gebiet genauestens kennen und imstande sind, die Verbindung zwischen Führer und der entsprechenden Einheit der Volksgemeinschaft aufrecht zu erhalten. 2. Berufsvertreter. In dieser Abteilung befindet sich ein Fachmann für jeden Berufsstand, der die Angehörigen der Stände in allen fachlichen und sonstigen Fragen beraten kann. 3. Siedelung und Geldausgleich. In das Interessengebiet dieser Abteilung gehören die Genossenschaften, der Landwirtschaftliche Verein und das zu schaffende Amt für Arbeitsdienst. Eine hervorragende Aufgabe dieser Abteilung wird es sein, die Siedlungstätigkeit zu fördern, eine Zusammenarbeit der Raiffeisenvereine mit dem Landwirtschaftsverein in die Wege zu leiten und den freiwilligen Arbeitsdienst zur Schaffung eines Volksvermögens zu benützen. 4. Rechtsfragen. Die Aufgaben dieser Abteilung sind schon in ihrem Titel zusammengefaßt. Sie hat sich mit Rechtsfragen im weitesten Sinne des Wortes zu befassen und alle dementsprechenden Aufgaben (Na-

tionsuniversität, Siebenrichterwaldungen, Vorbereitung eventueller Schritte beim Völkerbund) zu lösen.

Die dem Arbeitsamte unterstehenden Gauämter, ihre Zahl ist gleich der der völkischen Wahlkreise, werden, ähnlich wie das Arbeitsamt dem Führer zur Seite steht, den Kreisausschußobmännern als Durchführungs- und Arbeitsorgan an die Seite gestellt. Ihre Mitglieder sind hauptamtlich angestellt und bestehen hauptsächlich aus einem landwirtschaftlichen (Wanderlehrer) und einem genossenschaftlichen (Revisor) Fachmann.

Mit den Gauämtern ist der Kreis der Volksorganisation geschlossen. Wir sehen, daß der Führer die Möglichkeit hat nach beiden Richtungen, auf dem Wege der Exekutive, d. h. des Beamtenapparates und auf dem Wege der gewählten Körperschaften eine Beeinflussung der Volksgemeinschaft vorzunehmen. Umgekehrt können ihm auf beiden Wegen Wünsche, Beschwerden und Anregungen zugetragen werden. Was aber das Wichtigste ist: der Führer hat es in der Hand, durch eine derart aufgebaute Volksorganisation jede schädliche Kräftezersplitterung zu vermeiden und durch die Einleitung der Zusammenarbeit der Stände die ganze Volkskraft in einer Richtung zusammen zu ballen.

Der von uns vorgeschlagene Neuaufbau unserer Volksorganisation ist gewiß für unser auf liberalistische Ideengänge eingestelltes Denken etwas Neues und Ungewohntes. Er wird daher mit Bestimmtheit auf Widerstand stoßen und es wird an Stimmen nicht fehlen, die ihm Undurchführbarkeit vorwerfen werden. Wir aber dürfen uns durch die Wahrscheinlichkeit derartiger Urteile nicht abhalten lassen, für die Durchführung des einmal als richtig Erkannten zu kämpfen und müssen uns immer wieder auf die am Anfang dieses Aufsatzes gewonnenen Erkenntnisse berufen, die im Stande sind, so manchen Fehler unserer heutigen Volksorganisation in das richtige Licht zu rücken.

*

Literatur über ständische Fragen: „Ständisches Leben" Zeitschrift. Herausgeber Othmar Spann Wien, Schriftleiter Dr. W. Longert Berlin. Es erscheinen sechs Hefte im Jahr. Othmar Spann „Die Irrungen des Marxismus". Dr. Longert „Liberale oder organische Staats- und Wirtschaftsordnung"? Dr. Heinrich „Staat und Wirtschaft". Richard Störk „Die ständische Kreditverfassung". Othmar Spann „Hauptpunkte der universalistischen Staatsauffassung". Alle im Erneuerungsverlag Berlin-Wilmersdorf 1, Berlinerstraße 6—7. Othmar Spann „Der wahre Staat" bei Quelle und Meier, Leipzig.

Rundschau

Zur Minderheitenerklärung des Ministerpräsidenten Jorga. Die Minderheitenfrage in Rumänien ist wieder zum großen Staatsproblem geworden, seit Ministerpräsident Jorga für die Minderheiten Stellung genommen hat. Seine Erklärungen, die er in der Parlamentssitzung vom 14. Dezember 1931 über die Beziehungen des Minderheitenamtes zum rumänischen Staat und zur rumänischen Gesellschaft abgegeben hat, ist allgemein bekannt und hat im Ausland, insbesondere im Deutschen Reich großen Eindruck gemacht. Man hält es in Kreisen, die sich im Reich mit Staatslehre und Staatsrechtslehre befassen, auf Grund der Aussagen des Ministerpräsidenten nicht für unmöglich, daß auf dem Wege, auf dem das Unterstaatssekretariat für Minderheiten zustandegekommen ist, auch zur vollständigen Lösung der Frage der Minderheiten fortgeschritten werden könnte. Es sei hier an den Wortlaut der Erklärung des Ministerpräsidenten erinnert, in der es u. a. heißt: „Dieses Unterstaatssekretariat für Minderheiten muß aufrechterhalten werden! Wir, die wir mit Herrn Brandsch zusammenarbeiten, sind sehr zufrieden mit der Art, wie er es verstanden hat, die Minderheiten in Beziehung zu bringen zu der Regierung und durch die rumänische Regierung mit der rumänischen Gesellschaft. Wir Rumänen, eine so zahlreiche Bevölkerung, welche sich behaupten kann, ohne daß ein Zwang des Staates notwendig wäre, wünschen nicht, daß die völkischen Gruppen mit historischer Vergangenheit, welche wir in den angeschlossenen Gebieten vorfanden, welche unser Recht und ein glücklicher Augenblick uns für immer gegeben hat, vernichtet werden. Wir wünschen auch nicht, aus einem guten Deutschen oder beispielsweise einem guten Ungarn einen rumänischen Hypokrit zu machen, der seine Vergangenheit aufgibt und seine Seele für irgendwelche Vorteile verkauft; denn es wäre für die Nation kein Vorteil, sondern ein schleichendes Gift, das der ganzen Nation schädlich sein könnte. Der auf die nationale Seele ausgeübte Zwang wendet sich immer gegen diejenigen, die den Zwang ausüben."

Diese sehr richtige Auffassung des Ministerpräsidenten über die Bedeutung der nationalen Seele für den Aufbau des Staates gibt nun zu interessanten Erörterungen Veranlassung. Denn es läßt sich leicht zeigen, daß die Auffassung Jorgas, des bedeutenden Gelehrten, ganz richtig ist, wenn sie konsequent in die Tat umgesetzt wird. Zunächst taucht nämlich im Zusammenhange mit dieser Erklärung Jorgas die große Frage auf, ob das Unterstaatssekretariat für Minderheiten, oder kurz das Minderheitenamt, die Lösung oder bloß den Anfang einer Lösbarkeit der Minderheitenfrage in Rumänien ist. Besteht nicht, so müssen wir fragen, trotz Errichtung dieses politischen Amtes die Gefahr, daß die inhaltliche Erfüllung der Pflichten des Staates gegenüber den Minderheiten problematisch bleibt? In unsrer gegenwärtigen übertriebenen politischen Betrachtungsweise, die das Wesen der Politik meist nicht in Zusammenhang zu bringen vermag mit dem Geistesleben, liegt die große Gefahr, daß wir alles bloß politisch beurteilen wollen, auch wenn es einen anderen höheren Wertmesser erfordert, der auch über den Wert der Politik erst entscheidet. Man vergißt heute über der Sorge um Politik und Wirtschaft sehr oft das Ganze der menschlichen Bestimmung, das sich nicht auf Politik und Wirtschaft als sozusagen Generalnenner menschlicher Bestimmung reduzieren läßt. In der menschlichen Bestimmung sind Politik und Wirtschaft nur zwei Seiten, nicht aber das

Ganze einer Idee, das die gesamte kulturelle Entfaltung eines Volkes auch in Wissenschaft, Kunst, Religion, Sittlichkeit usf. leitet. Da jedoch Politik und Wirtschaft in einem Ganzen der Idee der menschlichen Bestimmung ihre Stelle haben, so ist es ohne weiteres einleuchtend, oder sollte es wenigstens einleuchtend sein, daß auch ihre Problematik nur mit bezug auf das Ganze der Idee zur Lösung gebracht werden kann. Den gleichen Gedanken meint wohl Ministerpräsident Jorga, wenn er die Seele eines Volkstums als Einheit faßt und sie vor jeder politischen Übertreibung bewahrt wissen will.

Die Frage der nationalen Minderheiten in Europa — das ist das Erfreuliche an dieser Frage, durch die die Wahrheitsgebundenheit auch unsrer Gegenwart konkret zum Ausdruck kommt —, trägt in die Problematik der europäischen Staaten immer konkreter die Frage nach dem sittlichen Werte auch des staatlich-politischen Denkens und Handelns hinein. Die Staatslehre erkennt im Wesen des Staates immer mehr das Machtgebilde, das die Möglichkeit des Kulturschaffens durch das Volkstum gewährleisten soll, das in ihm in staatlich-politischer Bindung lebt. Diese Herrschaftsorganisation eines Staates muß aber von einer Idee getragen sein, und zwar in dem Sinne, in dem am konsequentesten Koellreutter (Universität Jena) den Sachverhalt in seiner Staatslehre wie folgt zum Ausdruck bringt: „Weder der Einzelne noch eine Volksgemeinschaft können ohne eine Idee vom Sinne ihres Daseins leben. Und deshalb bedingt die Staatsgesinnung eines Volkes, die in ihm herrschende Überzeugung vom Wert seines Staates die Existenz und das Gedeihen dieses Staates wesentlich mit. So bildet neben der Erkenntnis der historisch-politischen Wirklichkeit des Staates und seiner verschiedenen möglichen Organisationsformen auch die Erkenntnis der herrschenden staatsphilosophischen Ideen und ihre Wertung für den Staat eine wichtige Aufgabe der allgemeinen Staatslehre. Eine allgemeine Staatslehre muß deshalb insofern positiv gerichtet sein, als sie beherrscht sein muß von der weltanschaulich bedingten Bejahung des Staates als sittliche Verkörperung einer nationalen Volkheit." Wir sehen also, wie von der Staatslehre der Staat gerade auf Grund des nationalen Prinzips als Kultur- und Rechtsstaat erkannt wird. Insofern fordert nun aber die nationale Entfaltung zur Kultur auch den Staat als Herrschaftsorganisation. Es herrscht hier also zwischen Staat, Nation, Volkstum, Kultur eine Beziehung, die auch das Dasein der nationalen Minderheiten in ein Ganzes menschlicher Bestimmung und kultureller Entfaltungsmöglichkeit einbezieht.

Für unseren Zusammenhang ist darum die folgende Erkenntnis entscheidend: wer die Nation und das nationale Leben im Staat als „sittlicher Verkörperung einer nationalen Volkheit" bejaht, der muß notwendig auch die Frage der nationalen Minderheiten bejahend und konsequent zu lösen versuchen, indem er eben die Kulturautonomie der Minderheiten als wesentliche Staatsaufgabe erkennt, als Staatsmann bewußt in Angriff nimmt und durchführt. Mit Recht sagt Koellreutter: „Die Anerkennung und der Schutz der nationalen Minderheiten bedeutet die Anerkennung der Tatsache, daß die nationale Gemeinschaft als solche höchster Wert ist, den auch der staatliche Herrschaftsverband als solcher anzuerkennen und zu schützen hat. Dabei können sich starke Spannungsverhältnisse zwischen der nationalen Gemeinschaft und der staatlichen Organisation ergeben, wenn sich eine staatliche Organisation nicht über einer nationalen Volksgemeinschaft aufbaut, ganz oder

doch im wesentlichen sie umfaßt (Nationalstaat), sondern wenn mehrere Nationen in einem staatlichen Verbande vereinigt sind (Nationalitätenstaat). Hier gibt es Nationalbewußtsein und Staatsbewußtsein in Einklang zu bringen, wie das in der Schweiz gelungen ist." Wenn also Ministerpräsident Jorga die kulturelle Entfaltung der nationalen Seele als höchsten Staatswert erkennt, wie aus seiner Erklärung unzweideutig hervorgeht, so weist er damit dem rumänischen Staat eine Aufgabe, die für diesen Staat größer nicht gedacht werden kann. Die Aufgabe ist diese: den nationalen Minderheiten die vollständig durchgeführte Kulturautonomie auf allen Gebieten der Betätigung innerhalb des Staates zu geben. Erst dann wird das Minderheitenamt für Staat und Minderheiten das leisten können, was man sich von ihm versprechen darf. Dr. A. Metter

Deutsche Buchgilde in Rumänien. Wir machen die Verfasser deutscher Bücher in Rumänien darauf aufmerksam, daß die Einreichefrist für Handschriften, die uns zum Druck angeboten werden, heuer genau wie im letzten Jahr am 15. April abläuft. Es gelten überhaupt nach wie vor die Bestimmungen unseres Merkblattes B (für Autoren). Zu spät einlangende Handschriften können keinesfalls dem Schriftleitungsausschuß zur Auslese vorgelegt werden. Anfragen bezw. Manuskripte sind zu richten an den geschäftsführenden Vorsitzer der Buchgilde, Prof. Dr. Otto Folberth, Mediasch, St. L. Rothgasse 17.

Neue Bücher und Schriften

Nichifor Crainic: „Țara de peste veac". („Das Land einer fernen Zukunft"). Gedichtband; Cartea Românească, Bukarest.

Vor zehn Jahren etwa erschien Crainics erster Gedichtband „Gaben der Erde" und zeigte uns — schon in der herrlichen Zueignung — das Bild des lebensbejahenden, kraftvollen Dichters, der den engsten Zusammenhang mit Volk und Land bewahrt und immer wieder neue Kraft aus der mütterlichen Erde seiner Väter schöpft.

Mir schien schon damals das Wesentlichste und Originellste in der Natur dieses Dichters nicht — wie Lovinescu meint — der enge Zusammenhang mit dem Land und der Tradition des Landes, sondern die trotzige und starke Lebensbejahung. Auch im neuen Gedichtband finde ich die Gedichte am gelungensten und hinreißendsten, in denen Land und Leute nur der Ausgangspunkt sind zum Subjektiven, eben zur Lebensbejahung. Diese gesunde, G. Keller'sche Lebensfreude ist unter den wirklichen rumänischen Dichtern sehr selten, bildet beinahe ein Privileg Crainics. Freilich hat sie jetzt auch bei Crainic nicht mehr den breiten, ungehemmten Schwung der Jugend, denn daneben finden wir feine Gespinste der Nachdenklichkeit, der Melancholie, der Skepsis, mit allem Duft wahrer Dichtung und vor allem überwiegt — als ein poetischer Niederschlag und als poetische Dokumentierung seiner Theorie einer Wiederbelebung der alten rumänischen Orthodoxie für unsere haltlose Zeit — die religiöse Note. Es findet sich schließlich, was im 1. Band mit seiner allgemein menschlichen Tendenz nicht der Fall war, ein Ansatz zur sozialen Anklage; z. B. ein Gedicht „Vila Blanca".

Den echten, kraftstrotzenden Crainic von früher erkennen wir im „Thrakischen Lied" („Cântecul tracic"): „Füllt Goldlicht aus den Krügen!" — „Ein Rieſenwein-

stock ist die Milchstraße!" — „Ich trinke, Freunde, auf die Seele!" Noch subjektivbezeichnender ist das Gedicht „Ich habe gelebt", das unverwüstliche Naturkraft und Lebensmut ausströmt:

„Când ce clădeam s'a dărâmat, am reclădit;
N'am izbândit ca Meşterul Manole,
Dar am zidit mereu: eu am trăit".

(„Wenn stürzte, was ich schuf, ich baute wieder auf.
So Großes tat ich nicht wie Manole der Meister,
Doch baut ich immer wieder auf: das war mein Lebenslauf.")

Und der ganze Crainic spricht aus dem Gedichte „Glas din câmp" („Stimme des Feldes"), mit der wundervollen Strophe, die ihn freudig und unbekümmert freigebig, wie die Natur selbst ist, zeigt:

„Nu samăn niciodată ca s'adun,
Adun întotdeauna ca să samăn —
Nici rău nu sânt, nici bun".

(„Nie säe ich nur um zu ernten,
doch immer ernte ich, damit ich säe") —.

In der umfangreichen religiösen Lyrik findet sich auch das Selbstvertrauen; so ist bezeichnenderweise der zweite Teil des Gedichtes „Der neue Adam", mit dem Titel „Mühe" („Trudă") besser und schwungvoller als der erste Teil „Das Paradies"; hier klingt der Triumphgesang menschlicher Kraft in den Zeilen aus:

„Şi duduie pământul luminat;
Sânt mulţi şi sfinţi şi falnici ca profeţii —
E însuş Dumnezeu multiplicat
In fraţii mei, în faurii vieţii".

(„Es dröhnt die erleuchtete Erde;
Viele sind da, heilig und stolz wie Propheten —
Gott selbst ist vervielfacht in ihnen,
In meinen Brüdern, den Schmieden des Lebens".)

Vielfach finden wir aber auch Zweifel: so im Gedicht „Călătorul", wo des Dichters Haus nicht bereit ist zum Einzug des Herrn. Häufig innige Sehnsucht, Gottes Wort zu hören und ihm nahe zu kommen („Nor" und „Aproape") Gefühle des Alterns und der Todesnähe sind ergreifend gestaltet in dem „Herbstgebet" (Herr lass' mich wie einen Baum im Herbste sterben!),

Wo Religion und Subjektives zusammenfließen, gelingen Gedichte wie das „Lied des Wassers": nicht als Berg, nicht als Meer, will der Dichter zu Gott empor, sondern als Wassertropfen.

Zarte, gebrochene Farben, bei Crainic bisher ungewohnt, sind in den Naturbildern mit tiefer Sehnsucht nach Bergeshöhe: „Cântec de seară", und meisterhaft eine ängstliche beklemmende Abendstimmung im Gedichte „Seară" wiedergegeben.

Ich stelle fest, daß auch in den Liebesliedern, sowie in den philosophischen Gedichten über Vergänglichkeit, Todesnähe nur (eines mit dem schönen Bild des Todes als treue Zwillingsschwester) das Melancholische und Aufgelöste überwiegt. Als schönstes Gedicht möchte ich aber das Lied vom „Weißen Vogel" bezeichnen, der in's Jenseits aus dem verlassenen Nest fliegt; in seiner geheimnisvollen Unerklärbarkeit ist es voll Funken.

Wenn man nun noch in Betracht zieht, daß Crainic in seinen Bildern einfach, natürlich, eigentlich selbstverständlich ist, daß auch die kühnsten Bilder nie gesucht sind, so läßt sich ermessen, eine wie außerordentliche Bereicherung der rumänischen Lyrik dieses Zeugnis ungebrochener, aber teilweise umgewandelter Dichterkraft ist.

A. Heltmann

Josef Ponten. Rhein und Wolga. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 1931. — Der zweite Teil des großen Romans „der deutschen Unruhe, Volk auf dem Wege" liegt hier vor. Der erste trug den Titel „Wolga, Wolga" und führte in die seltsam verschlungenen Geschicke einer wolgadeutschen Familie ein, deren Geschichte hier nun der Lehrer Christian Heinsberg in der Heimat nachforscht. Es ist allerdings bei diesem zweiten Bande das Historische stark in den Vordergrund getreten. Die dichterische Handlung ist recht dünn. Im wesentlichen wird hier nur der Vormarsch Ludwig XV. ins Rheinland geschildert, geschildert mit außerordentlicher Kunst und nicht ganz ohne Zuspitzung gegen dieses Frankreich, das damals in unerhörter Grausamkeit brannte und verwüstete — das Echo dieser Schilderung wird gerade heute weit zu hören sein! — aber der Band stellt sich doch bloß als eine Brücke zu den weiteren Geschehnissen dar. Er ist in sich nicht abgerundet. Man kann ihn deshalb auch nicht gesondert betrachten.

Heinrich Zillich

Friedrich Sieburg. Gott in Frankreich? Societäts-Verlag, Frankfurt a. M. 1931. Wir wollen angesichts dieses ernsten und ganz ausgezeichneten Buches einmal die Standpunkte feststellen. Dazu bedienen wir uns durchaus der Sieburgschen Feststellungen. Er setzt Frankreich in Gegensatz zu Europa. Frankreich ist ein Vollendetes, Europa das Werdende. Dies Werdende ist wesentlich Deutschland oder bezeichnen wir es in seiner geistigen Trächtigkeit: das Deutsche. Frankreich ist — immer nach Sieburg, der es liebt — das Land, das Gott zum Franzosen macht, das Land, dem alles Werthafte nur werthaft ist, wenn es französisch ist und alles Französische demnach werthaft. Es ist also das Land mit greisenhafter Mentalität, mit ungeheuerlicher Selbstvergottung, mit einem unerlaubten, sündhaften Hochmut, den es nicht einmal zu erkennen fähig ist. Es ist das Land der vollendeten menschlichen Übersteigerung, der Entthronung Gottes. Gott ist mediatisiert. Damit aber — und diese Folgerung zieht Sieburg nicht — ist es im tiefsten von Gott abgefallen. Es ist nicht bloß unchristlich, wennauch vielleicht in einer äußerlichen, heidnischen Art katholisch, sondern antireligiös. Es ist der Antichrist. Diese aus all seinen Feststellungen hervordringende Konsequenz, die das Religiöse, die Schuld, die Sünde, das Gericht streift, zieht Sieburg nicht. Daher wird er dem Problem in seiner ganzen Hintergründigkeit nicht gerecht. Deshalb bleibt sein packender Versuch nur eine ästhetische Angelegenheit. Deshalb kann er dieses Frankreich auch nur lieben wie man eine Frucht liebt, weil sie schön und süß ist, nicht wie eine schreckliche Versuchung. Gewiß, auch er nimmt es nicht mehr ganz für voll. Aber den Gegensatz, den er zum französischen Wesen als die Artung der übrigen Welt umreißt, ist ebenfalls nicht in tieferen Gründen aufgespürt. Er bleibt bei der Oberfläche haften, wenn er ein amerikanisiertes Europa, ein demokratisch-pazifistisches Einheitsgefühl dem verengten eigensüchtigen französischen entgegensetzt als den neuen Geist, der siegen wird und den auch Frankreich annehmen muß, um nicht zurückzubleiben, wenngleich es schade ist um die süße französische Vollendung, die solcherart geopfert wird, weil sie ungenial geworden ist. Nicht dies ist der Gegensatz. Das Amerikanertum ist ebenfalls Oberfläche und das Demokratische-Pazifistische ist

gar nur Tünche einiger weniger, die von Tag zu Tag geringer werden. Der Gegensatz zwischen Frankreich und der Welt liegt tiefer. Es ist die Spannung zwischen Verstand und Religion, Nation und Idee, Wohlfahrt und Opfer, Hoffahrt und Sühne. Deshalb ist Frankreichs Situation so aussichtslos. Wird man also im wesentlichen Sieburg nicht zustimmen können, so ist sein Essay doch eine überraschend kluge Detailschilderung, ein köstliches Gemälde eines Volkes, das in solcher Art wirklich einzig ist. Heinrich Zillich

Kirchenkunst, Österreichische Zeitschrift für Pflege religiöser Kunst, II. Jahrgang, Heft 2, Krystallverlag, Wien.

In dem angegebenen Heft dieser schön ausgestatteten Wiener Zeitschrift finden sich zwei Beiträge, die uns angehen. Im ersten schreibt Arch. Ing. Michel Engelhart kurz und allgemein orientierend über „Siebenbürgisch-Sächsische Kirchenburgen". Sechs Abbildungen fügt er seinen sehr sympathischen Erörterungen hinzu, von denen einige eigenhändige Zeichnungen des Verfassers sind, entstanden auf einer Studienreise im Jahre 1929. Einen zweiten Aufsatz widmet der Wiener Kunsthistoriker Dr. Franz Juraschek dem Mediascher Flügelaltar, in dessen „Kreuzigung" er im Hintergrund, die Behauptung Th. B. Streitfelds bestätigend, das mittelalterliche Stadtbild von Wien wiedererkennt („Das mittelalterliche Wien in einer unbekannten Ansicht"). Auch dieser Aufsatz ist mit zwei schönen Abbildungen geschmückt und erläutert. Die eine stellt die ganze Tafel der Kreuzigung dar, die andere deren oberen Teil in bedeutender Vergrößerung mit dem so interessanten Hintergrund. Kurz wollen wir nur noch unserer Freude darüber Ausdruck geben, daß die „Kirchenkunst" auch Siebenbürgen kunstgeschichtlich zu betreuen begonnen hat. Wir hoffen zuversichtlich, daß es ihr nicht zum Schaden gereichen wird. Enthüllungen, ähnlich jener oben erfolgten, sind hier jedenfalls noch viele zu machen. Auch dürfte es ihr unseres Erachtens nicht sehr schwer fallen, einige gewissenhafte regelmäßige Mitarbeiter in Siebenbürgen zu gewinnen. Otto Folberth

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Josef Weinheber, der in diesem Hefte einen Zyklus von Gedichten veröffentlicht, ist unseren Lesern nicht ganz unbekannt. Schon einmal brachten wir eine Probe seines starken lyrischen Schaffens. Er gehört heute zu den bedeutendsten österreichischen Dichtern. Es tut uns recht leid, daß wir den ausgezeichneten Aufsatz von Dr. Ewald Geißler über Raabe nicht früher bringen konnten. Der Aufsatz ging uns aus Deutschland wohl auch etwas verspätet zu, trotzdem ist die Ursache in starker Stoffhäufung zu suchen. Karl Hermann Theil ist als sehr aktives Mitglied der „Selbsthilfebewegung" in Hermannstadt vor allem durch seine Aufsätze über ständische Fragen bekannt geworden. Wir behalten uns vor, auf die von ihm vorgelegten Vorschläge demnächst näher einzugehen, da wir ihm nicht in allen Einzelheiten zustimmen können.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Joan Ratiustraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Goethe im dreiunddreißigsten Lebensjahre
Nach einem Schattenriß aus dem Jahre 1782
Im Hintergrunde Goethes Haus am Frauenplan zu Weimar

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
9. JAHR MÄRZ 1932 HEFT 3

Goethe starb vor 100 Jahren, am 22. März 1832

Aus Goethes Mund

Die Menschheit steckt jetzt mitten in einer religiösen Krisis; wie sie durchkommen wird, weiß ich nicht, aber sie muß und wird durchkommen.

Seit die Menschen einsehen lernen, wie viel dummes Zeug man ihnen aufgeheftet und seit sie anfangen zu glauben, daß die Apostel und Heiligen auch nicht bessere Kerle waren als solche Burschen wie Klopstock, Lessing und wir andern armen Hundsfötter gewesen, muß es natürlich wunderlich in den Köpfen sich kreuzen.

Wenn du sagst, man könne Gott nur glauben, so sage ich dir: ich halte viel aufs Schauen . . . dich hat Gott mit der Metaphysik gestraft und dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet, daß es mir im Anschauen seiner Werke wohl werde.

Was ist heilig? Das ists, was viele Seelen zusammenbindet: bänd es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz. Was ist das heiligste? Das, was heut und ewig, die Geister, tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

Das Wahre ist gottähnlich; es erscheint nicht unmittelbar, wir müssen es aus seinen Manifestationen erraten.

Die Menschen, die das ganze Jahr weltlich sind, bilden sich ein, sie müßten zur Zeit der Not geistlich sein; sie sehen alles Gute und Sittliche wie eine Arznei an, die man mit Widerwillen zu sich nimmt, wenn man sich schlecht befindet; sie sehen in einem Geistlichen, einem Sittenlehrer nur einen Arzt, den man nicht geschwind genug aus dem Hause loswerden kann: ich aber gestehe gern, ich habe vom Sittlichen den Begriff als von einer Diät, die eben dadurch nur Diät ist, wenn ich sie zur Lebensregel mache, wenn ich sie das ganze Jahr nicht außer Augen lasse.

Die Natur verbirgt Gott; aber nicht jedem.

Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens; deswegen schadets dem Dichter nicht, abergläubisch zu sein.

Der Mensch ist nur schöpferisch soweit er Religion hat.

Wenn ich an Gott dachte, war ich heiter und vergnügt.

Urworte. Orphisch

ΔΑΙΜΩΝ, Dämon

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

ΤΥΧΗ, Das Zufällige

Die strenge Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig,
Und handelst wohl so wie ein andrer handelt.
Im Leben ist's bald hin- bald widerfällig,
Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.
Schon hat sich still der Jahre Kreis gerundet:
Die Lampe harrt der Flamme, die entzündet.

ΕΡΩΣ, Liebe

Die bleibt nicht aus! — Er stürzt vom Himmel nieder,
Wohin er sich aus alter Öde schwang,
Er schwebt heran auf luftigem Gefieder
Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder:
Da wird ein Wohl im Weh, so süß und lang.
Gar manches Herz verschwebt im Allgemeinen,
Doch widmet sich das edelste dem Einen.

ΑΝΑΓΚΗ, Nötigung

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille;
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt sich Will' und Grille.

So sind wir scheinfrei denn, nach manchen Jahren,
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

ΕΛΠΙΣ, Hoffnung

Doch solcher Grenze, solcher ehrnen Mauer
Höchst widerwärt'ge Pforte wird entriegelt,
Sie stehe nur mit alter Felsendauer!
Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt:
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer
Erhebt sie uns mit ihr, durch sie beflügelt;
Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt durch alle Zonen;
Ein Flügelschlag — und hinter uns Äonen!

Aus der Geschichte Gottfriedens von Berlichingen

5. Akt: Nacht. Wilder Wald. Zigeunerinnen beim Feuer kochen

Älteste Zigeunerin. Im Nebelgerieſel, im tiefen Schnee
Im wilden Wald, in der Winternacht,
Ich hör der Wölfe Hungergeheul,
Ich hör der Eule Schrein.

Alle. Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!

Eine. Withe hu!

Älteste Zigeunerin. Mein Mann, der schoß ein Katz am Zaun,
War Anne, der Nachbarin, schwarze liebe Katz;
Da kamen des Nachts sieben Werwölf zu mir,
Warn sieben sieben Weiber vom Dorf

Alle. Wille wau ꝛc.

Älteste Zigeunerin. Ich kannt sie all, ich kannt sie wohl!
's war Anne mit Ursel und Käth,
Und Neupel und Bärbel und Lies und Gret,
Sie heulten im Kreise mich an.

Alle. Wille wau ꝛc.

Älteste Zigeunerin. Da nannt ich sie all beim Namen laut:
Was willst du, Anne? was willst du, Käth?
Da rüttelten sie sich, da schüttelten sie sich,
Und liefen und heulten davon.

Alle. Wille wau ꝛc.

Mutter. Brauner Sohn, schwarzer Sohn, kommst du? was bringst du?

Sohn. Einen Hasen, Mutter. Da! — einen Hamster. Ich bin naß durch und durch.

Mutter. Wärm dich am Feuer, trocken dich!

Sohn. 's is Tauwetter. Zwischen die Felsen klettert ich, da kam der Strom; der Schneestrom schoß mir um die Bein; ich watet und stieg und watet.

Mutter. Die Nacht ist finster.

Sohn. Ich kam herab ins tiefe Tal, sprang auf das Trockene; längs am Bach schlich ich her; das Irrlicht saß im Sumpfgebüsch; ich schwieg und schaudert nicht und ging vorbei.

Mutter. Du wirst dein Vater, Junge! Ich fand dich hinterm dürren Zaun, im tiefen November, im Harz.

Hauptmann. Vier Zigeuner.

Hauptmann. Hört ihr den wilden Jäger?

Erster Zigeuner. Er zieht grad über uns hin.

Hauptmann. Das Hundegebell, wau! wau!

Zweiter Zigeuner. Das Peitschengeknall!

Dritter Zigeuner. Das Jagdgeheul! Holla ho! Holla ho!

Zigeunerin. Wo habt ihr den kleinen Jungen, meinen Wolf?

Hauptmann. Der Jäger gestern lernt ihn ein fein Weidmannsstückchen, Reiter zu verführen, daß sie meinen, sie wären beisammen und sind weit auseinander. Er lag die halbe Nacht auf der Erd, bis er Pferde hörte; er ist auf die Straße hinaus. Gebt was zu essen! (Sie sitzen ums Feuer und essen)

Zigeuner. Horch! Ein Pferd!

Adelheid. (allein zu Pferd) Hilf, heilige Mutter Gottes! wo bin ich? wo sind meine Reiter? Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Ein Feuer? Heilige Mutter Gottes, walte! walte!

Ein Zigeuner und die Alte (gehn auf sie los). Sei gegrüßt, blanke Mueter! Wo kommst du her? Komm an unsern Herd, komm an unsern Tisch! nimm vorlieb, wie du's findst!

Adelheid. Habt Barmherzigkeit! Ich bin verirrt, meine Reiter sind verschwunden.

Hauptmann (zum andern). Wolf hat sein Probstück brav gemacht. (Laut) Komm, komm fürcht nichts! Ich bin der Hauptmann des armen Völkchens. Wir tun niemanden Leids; wir säubern's Land vom Ungeziefer, essen Hamster, Wieseln und Feldmäus. Wir wohnen an der

Erd und schlafen auf der Erd und verlangen nichts von euern Fürsten, als den dürren Boden auf eine Nacht, darauf wir geboren sind, nicht sie.

Zigeunerin. Setz dich, blanke Mueter, auf den dürren Stamm ans Feuer. Ein harter Sitz! Da hast du die Decke, in die ich dich wickle; setz dich drauf.

Adelheid. Behaltet euer Kleid!

Hauptmann. Es friert uns nicht, gingen wir nackend und bloß. Es schauert uns nicht vorm Schneegestöber, wenn die Wölfe heulen, und Spenster krächzen, wenn's Irrlicht kommt und der feurige Mann. Blanke Mueter, schöne Mueter, sei ruhig! du bist in guter Hand.

Adelheid. Wolltet ihr nicht ein Paar ausschicken, meinen Knaben zu zu suchen und meine Knechte? Ich will euch reichlich belohnen.

Hauptmann. Gern! Gern! (Heimlich). Geht hin und sucht Wolfen; ich biet ihm, er soll den Zauber auftun.

Zigeunerin. Gib mir deine Hand, seh mich an, blanke Mueter, schöne Mueter, daß ich dir sage die Wahrheit, die gute Wahrheit! (Adelheid reicht ihr die Hand.) Ihr seid vom Hof — geht an Hof. Es ehren und lieben Euch Fürsten und Herrn. Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid. Ihr lügt nicht.

Zigeunerin. Drei Männer kriegt Ihr. Den ersten habt Ihr — Habt Ihr den zweiten, so kriegt Ihr den dritten auch. Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag die Wahrheit, die gute Wahrheit!

Adelheid. Ich hoff's nicht.

Zigeunerin. Kinder! Kinder! schöne Kinder seh ich, wie die Mueter, wie der Vater. Edel! schön! — Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid. Diesmal verfehlt Ihr sie; ich hab keine Kinder.

Zigeunerin. Kinder seh ich, schöne Kinder, mit dem letzten Mann, dem schönsten Mann. Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag die Wahrheit, die gute Wahrheit. — Viel Feind hat Ihr, viel Feind kriegt Ihr. Eins steht Euch im Weg, jetzt liebt Ihr's. Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid. Schlimme Wahrheit!

(Sohn setzt sich nah zu Adelheid; sie rückt.)

Zigeunerin. Das ist mein Sohn! Seh ihn an! Haare wie ein Dornstrauch, Augen wie's Irrlicht auf der Heide. Meine Seel freut sich, wenn ich ihn seh. Seine Zähn wie Helfenbein. Da ich ihn gebar,

druckt ich ihm das Nasbein ein. Wie er stolz und wild sieht. Du gefällst ihm, blanke Mueter.

Adelheid. Ihr macht mir bang.

Zigeunerin. Er tut dir nichts. Bei Weibern ist er mild wie ein Lamm, und reißend wie ein Wolf in der Gefahr. Künste kann er wie der älteste. Er macht, daß dem Jäger die Büchs versagt, daß 's Wasser nit löscht, daß 's Feuer nit brennt. Sieh ihn an, blanke Mueter, du gefällst ihm. Laß ab, Sohn, du ängstest sie. — Schenk uns was, blanke Mueter, wir sind arm. Schenk uns was!

Adelheid. Da habt ihr meinen Beutel.

Hauptmann. Ich mag ihn nicht, wir sind keine Räuber. Gib ihr was aus dem Beutel für die gute Wahrheit. Gib mir was für die andern, die gegangen sind. Und behalt den Beutel. (Adelheid gibt.)

Zigeunerin. Ich will dich was lernen. (Sie redet heimlich. Sohn nähert sich Adelheid.) — Und wirf's in fließend Wasser. Wer dir im Weg steht, Mann oder Weib, er muß sich verzehren, und verzehren und sterben.

Adelheid. Mir graust. (Sohn rückt näher. Adelheid will aufstehen, er hält sie.) Um Gotteswillen! Laß mich!

Sohn. (beißt die Zähne zusammen und hält sie). Du bist schön.

Adelheid. Wehrt Eurem Sohn, Mutter!

Zigeunerin. Er tut dir kein Leids.

(Adelheid will los, Zigeuner faßt sie mit beiden Armen und will sie küssen.)

Adelheid (schreit). Ai!

Aus den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten

Seit fünf oder sechs Monaten hatte ich bemerkt, so oft ich über die kleine Brücke ging — denn zu der Zeit war der Pont neuf noch nicht erbaut — daß eine schöne Krämerin, deren Laden an einem Schilde mit zwei Engeln kenntlich war, sich tief und wiederholt vor mir neigte und mir so weit nachsah, als sie nur konnte. Ihr Betragen fiel mir auf; ich sah sie gleichfalls an und dankte ihr sorgfältig. Einst ritt ich von Fontainebleau nach Paris, und als ich wieder die Brücke heraufkam, trat sie an die Ladentüre und sagte zu mir, indem ich vorbeiritt: Mein Herr, Ihre Dienerin! Ich erwiderte ihren Gruß, und indem ich mich von Zeit zu Zeit umsah, hatte sie sich weiter vorgelehnt, um mir so weit als möglich nachzusehen.

Ein Bedienter nebst einem Postillon folgten mir, die ich noch diesen Abend mit Briefen an einige Damen nach Fontainebleau zurückschicken wollte. Auf meinen Befehl stieg der Bediente ab und ging zu der jungen Frau, ihr in meinem Namen zu sagen, daß ich ihre Neigung, mich zu sehen und zu grüßen, bemerkt hatte: ich wollte, wenn sie wünschte, mich näher kennen zu lernen, sie aufsuchen, wo sie verlangte.

Sie antwortete dem Bedienten, er hätte ihr keine bessere Neuigkeit bringen können; sie wolle kommen, wohin ich sie bestellte, nur mit der Bedingung, daß sie eine Nacht mit mir unter einer Decke zubringen dürfte.

Ich nahm den Vorschlag an und fragte den Bedienten, ob er nicht etwa einen Ort kenne, wo wir zusammenkommen könnten? Er antwortete, daß er sie zu einer gewissen Kupplerin führen wollte, rate mir aber, weil die Pest sich hier und da zeige, Matratzen, Decken und Leintücher aus meinem Hause hinbringen zu lassen. Ich nahm den Vorschlag an, und er versprach, mir ein gutes Bett zu bereiten.

Des Abends ging ich hin und fand eine sehr schöne Frau von ungefähr zwanzig Jahren, mit einer zierlichen Nachtmütze, einem sehr feinen Hemde, einem kurzem Unterrocke von grünwollenem Zeuge. Sie hatte Pantoffeln an den Füßen und eine Art von Pudermantel umgeworfen. Sie gefiel mir außerordentlich, und da ich mir einige Freiheiten herausnehmen wollte, lehnte sie meine Liebkosungen mit sehr guter Art ab und verlangte, mit mir zwischen zwei Leintüchern zu sein. Ich erfüllte ihr Begehren und kann sagen, daß ich niemals ein zierlicheres Weib gekannt habe, noch von irgend einer mehr Vergnügen genossen hätte. Den anderen Morgen fragte ich sie, ob ich sie nicht noch einmal sehen könnte, ich verreise erst Sonntag; und wir hatten die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag miteinander zugebracht.

Sie antwortete mir, daß sie es gewiß lebhafter wünsche, als ich; wenn ich aber nicht den ganzen Sonntag bliebe, sei es ihr unmöglich; denn nur in der Nacht vom Sonntag auf den Montag könne sie mich wiedersehen. Als ich einige Schwierigkeiten machte, sagte sie: Ihr seid wohl meiner in diesem Augenblick schon überdrüssig und wollt nun Sonntags verreisen; aber Ihr werdet bald wieder an mich denken und gewiß noch einen Tag zugeben, um eine Nacht mit mir zuzubringen.

Ich war leicht zu überreden, versprach ihr, den Sonntag zu bleiben und die Nacht auf den Montag mich wieder an dem nämlichen Orte einzufinden.

Darauf antwortete sie mir: Ich weiß recht gut, mein Herr, daß ich in ein schändliches Haus um Ihretwillen gekommen bin; aber ich habe es freiwillig getan, und ich hatte ein so unüberwindliches Verlangen, mit Ihnen zu sein, daß ich jede Bedingung eingegangen wäre. Aus Leidenschaft bin ich an diesen abscheulichen Ort gekommen, aber ich würde mich für eine feile Dirne halten, wenn ich zum zweitenmale dahin zurückkehren könnte. Möge ich eines elenden Todes sterben, wenn ich außer meinem Mann und Euch irgend jemand zu Willen gewesen bin und nach irgend einem anderen verlange! Aber was täte man nicht für eine Person, die man liebt, und für einen Bassompierre? Um seinetwillen bin ich in das Haus gekommen, um eines Mannes willen, der durch seine Gegenwart diesen Ort ehrbar gemacht hat. Wollt Ihr mich noch einmal sehen, so will ich Euch bei meiner Tante einlassen.

Sie beschrieb mir das Haus aufs genaueste und fuhr fort: Ich will Euch von zehn Uhr bis Mitternacht erwarten, ja noch später; die Türe soll offen sein. Erst findet Ihr einen kleinen Gang; in dem haltet Euch nicht auf; denn die Türe meiner Tante geht da heraus. Dann stößt Euch gleich eine Treppe entgegen, die Euch ins erste Geschoß führt, wo ich Euch mit offenen Armen empfangen werde.

Ich machte meine Einrichtung, ließ meine Leute und meine Sachen vorausgehen und erwartete mit Ungeduld die Sonntagsnacht, in der ich das schöne Weibchen wiedersehen sollte. Um zehn Uhr war ich schon am bestimmten Orte. Ich fand die Türe, die sie mir bezeichnet hatte, sogleich, aber verschlossen, und im ganzen Hause Licht, das sogar von Zeit zu Zeit wie eine Flamme aufzulodern schien. Ungeduldig fing ich an zu klopfen, um meine Ankunft zu melden; aber ich hörte eine Mannsstimme, die mich fragte, wer draußen sei?

Ich ging zurück und einige Straßen auf und ab. Endlich zog mich das Verlangen wieder nach der Türe. Ich fand sie offen und eilte durch den Gang die Treppe hinauf. Aber wie erstaunt war ich, als ich in dem Zimmer ein paar Leute fand, welche Bettstroh verbrannten, und bei der Flamme, die das ganze Zimmer erleuchtete, zwei nackte Körper auf dem Tische ausgestreckt sah. Ich zog mich eilig zurück und stieß im Hinausgehen auf ein paar Totengräber, die mich fragten, was ich suche? Ich zog den Degen, um sie mir vom Leibe zu halten, und kam, nicht unbewegt von diesem Anblick, nach Hause. Ich trank sogleich drei bis vier Gläser Wein, ein Mittel gegen die pestilenzialischen Einflüsse, das man in Deutsch-

land sehr bewährt hält, und trat, nachdem ich ausgeruht, den andern Tag meine Reise nach Lothringen an.

Alle Mühe, die ich mir nach meiner Rückkunft gegeben, irgend etwas von dieser Frau zu erfahren, war vergeblich. Ich ging sogar nach dem Laden der zwei Engel; allein die Mietsleute wußten nicht, wer vor ihnen darin gesessen hatte.

Dieses Abenteuer begegnete mir mit einer Person von geringem Stande, aber ich versichere, daß ohne den unangenehmen Ausgang es eines der reizendsten gewesen wäre, deren ich mich erinnere, und daß ich niemals ohne Sehnsucht an das schöne Weibchen habe denken können.

Auch dieses Rätsel, versetzte Fritz, ist so leicht nicht zu lösen; denn es bleibt zweifelhaft, ob das artige Weibchen in dem Hause mit an der Pest gestorben, oder ob sie es nur dieses Umstandes wegen vermieden habe.

Hätte sie gelebt, versetzte Karl, so hätte sie ihren Geliebten gewiß auf der Gasse erwartet, und keine Gefahr hätte sie abgehalten, ihn wieder aufzusuchen. Ich fürchte immer, sie hat mit auf dem Tische gelegen.

Vom Goethe-Mythus unserer Tage

Von Bernhard Capesius

Da alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist, werden wir gedrängt nach seinem Sinn zu suchen, wenn es vergangen ist, und so entsteht um einen Verstorbenen alsobald sein Mythus. Je bedeutender das war, was er gelebt und gedacht hat, umso weiter wirkt, umso dauernder bleibt dieser Mythus. Aber wie die alten Göttermythen dem Gestaltwandel unterlagen und jede Zeit sie nach ihrem eigenen Wesen umbildete, so hat auch jede Zeit ihren eigenen Mythus von den großen geschichtlichen Menschen. Und selbst innerhalb der Zeit schwankt das Bild nicht unerheblich je nach persönlicher Auffassung des einzelnen. Dies wird umsomehr der Fall sein, je weiter und umfassender die dem Mythus zugrunde liegende Persönlichkeit war und je näher ihr vergängliches Sein unserer Zeit liegt.

*

Wollen wir nun versuchen unter den obigen Voraussetzungen den Goethe-Mythus unserer Tage mit einigen Strichen zu umreißen, so darf die erste Feststellung wohl die sein, daß sich das Bild des „alten Goethe" heute wohl in den Vordergrund des Bewußtseins stellt. Das

hat zunächst seinen psychologischen Grund darin, daß mit dem Gedenken an den Todestag die Totenmaske und die letzten Bilder des Lebenden von selbst mehr Beachtung finden als andere, daß die Erzählungen von seinen letzten Tagen den Blick auf seine letzten Werke und Gedanken richten. Dieser „alte Goethe" aber trägt nicht mehr die Züge des in vollkommener Schönheit und Heiterkeit thronenden „Olympiers", wie ihn wesentlich Eckermann mythisch herausgebildet hat, sondern es ist der leidende und entsagende Dichter der Marienbader Elegie und der „Wanderjahre", der dem Gefühl unserer Tage am nächsten zu stehen scheint, am meisten zu sagen hat.

Dem ist aber gleich hinzuzufügen, daß es die Kraft des Leidens und die Kraft des Entsagens ist, was gerade diesen „alten" Goethe für uns zum fruchtbaren Mythus, die „Begegnung" mit ihm zum „Werke" macht. So wie er sich Freiheit und Leben täglich erobern mußte im Kampf gegen die Dämonen seiner Leidenschaften und seines Schicksals, wie seine Werke und Briefe aus dieser Zeit den erfochtenen Sieg widerspiegeln, während der Kampf selbst in seinem Innern unausgesprochen tobte, so allein kann unsere Haltung in dieser verwirrten und unheimlichen Zeit den geistigen und sittlichen Gütern unserer ganzen Kulturepoche zur Fortdauer verhelfen.

Goethes Lehre vom „Entsagen" verlangt den Verzicht auf ein „Sichausleben" seiner rein persönlichen Neigungen und Wünsche und die Umwandlung dieser Kräfte in fruchtbringende Arbeit für die Gesamtheit. „Nach seinem Sinne leben ist gemein, der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz." Es mag einer äußerlichen Betrachtungsweise schwer fallen, in dem eigenen Leben Goethes solchen Verzicht festzustellen, da der unerhörte Aufstieg des Bürgersohnes zum Glanzgestirn seiner Zeit eher als Erfüllung aller Wünsche angesehen werden dürfte. Und doch sieht der Tieferblickende zahlreiche „Möglichkeiten", deren Ausnützung das Individuum Goethe zu noch weit höherer augenblicklicher Befriedigung seiner Wünsche geführt, freilich aber jenes für die Ewigkeit fortdauernde Phänomen Goethe frühzeitig zerstört hätte. Weil er sich zu zähmen wußte, zerrann sein Leben und Dichten ihm nicht wie so vielen andern, sondern wurde eine Gnade für unzählige andere.

Und so gewinnt Entsagung, wie Goethe sie versteht, ihren Wert dadurch, was man dafür eintauscht. Es ist kein Pessimismus, keine Weltflucht darin, sondern der Verzicht auf Unmögliches, um das Mög-

liche zu tun, zu erhalten und zu genießen. „Mir bleibt Idee und Liebe" sagt der Achtzigjährige voll freudiger Genügsamkeit, und bejaht damit ein Alter, dessen trübe Seiten der Faust der letzten Szenen so schmerzdurchwühlt geschildert hat. Ihm blieb die Freude am kleinsten wie am größten Schönen in Natur, Menschheit, Wissenschaft, Kunst und Religion, ihm blieb das lebendige Gefühl des liebevollen Verbundenseins mit Gott und Welt, ihm blieb das Vertrauen auf die ewige Dauer seines Wesens. Wahrlich ein reicher Ersatz für den Verlust so vieler vergänglicher Freuden.

*

Eine weitere Feststellung wird sich der Frage zuzuwenden haben, ob der Goethe-Mythus noch echt sei, d. h. zeugende Kraft in Geistern und Herzen unserer Tage besitze, oder ob er nur eine schöne Reliquie sei, wie irgend ein in einer protestantischen Kirche vergessenes Heiligenbild. Die Antwort auf diese Frage hängt davon ab, wie weit sein Wesen und Wort zu unseren Nöten noch in unmittelbarer Beziehung steht.

Da kann denn kein Zweifel sein, daß überall dort, wo es sich um weltanschauliche, sittliche und religiöse Probleme und Formulierungen handelt, das Denken unserer Zeit wesentlich durch Abhängigkeit von Goethe bestimmt ist. Und hier gilt am stärksten die Variabilität des Mythus nach subjektiven Bedürfnissen. Aus der Universalität seines Geistes, aus der Totalität seiner Welt- und Lebensbetrachtung heraus hat Goethe über so viele Dinge so vieles und so Verschiedenes gesagt, daß sich die extremsten Anschauungen seiner als Kronzeugen bedienen können. Und wer aus irgend einem Grunde ihn bekämpfen will, dem liefert er auch genügend Rüstzeug aus der eigenen Waffenkammer. Jeder Versuch einseitiger Festlegung auf einem dieser Gebiete muß erlahmen vor der Fülle des lebendigen Stromes, der aus Goethes Werken unerschöpflich quillt bis auf den heutigen Tag. Wenn er dem einen eine zerschlagene Welt in positiv christlichem Sinne wieder hat aufbauen helfen, so war er dem andern ein Führer zur modernen Religion des „Monismus". Und so schöpft jeder mit seinem Becher und jeder Dürstende wird gestillt.

Weniger klar ist Goethes Wirkung auf die Naturwissenschaft von heute zu erkennen. Es scheint als ob die von ihm konzipierten großen Gedanken der organischen Entwickelung mehr, als er es gewollt hätte, durch die mechanistische Auffassung des 19. Jahrhunderts aufgenom-

men und verwandelt worden seien. Aber wenn heute gerade die Naturwissenschaft auch wieder bescheidener geworden ist im Hinblick auf das, was sie an letzten Erkenntnissen leisten kann, so tritt auch Goethes Maxime, „das Unerforschliche ruhig zu verehren", wieder mehr in ihr Recht.

*

Hat im Goethe-Mythus unserer Tage auch das Raum, was uns heute als „völkisch" zum tief innersten Grund unseres Lebens zu gehören scheint? Gewiß möchte jeder gute Deutsche in „seinem" Goethe auch den guten Deutschen sehen können, und da im Hause des Vaters viele Wohnungen sind, so finden sich bei ihm genug solcher Räume, in denen sich auch der „völkische Gedanke" heimisch fühlen darf. Nur ist jeder Versuch, für Goethe ausschließlich Deutsches in Anspruch zu nehmen, Vergewaltigung. Das Deutschsein ist für ihn eine Selbstverständlichkeit, wie für jedes Eigengewachsene das Gesetz gilt, daß es sich nur innerhalb der geprägten Form lebend entwickeln kann. So wie das Individuum kein höheres Ziel haben kann, als sich selbst zu vollenden, so ist auch dem Volke ein anderer Weg zur Vollkommenheit nicht möglich. Aber gleich wie die Pflanze, der Baum desto schöner, desto größer wird, je weiter seine Wurzeln sich erstrecken, je mehr fremder Stoffe sie sich assimilieren, so wird auch das Volk in seinem geistigen Wesen immer höher wachsen, das immer wieder neue Nahrung aus fremden Kulturen aufsaugt. Weil Goethe sich organisch-notwendig als Deutscher fühlte, konnte es ihm nicht beifallen, Deutschsein als Forderung oder Aufgabe aufzustellen. Ihm mußte vielmehr daran gelegen sein, immer wieder darauf hinzuweisen, was dem Deutschen zur Ergänzung seines Wesens noch fehlte. Nur dort, wo der internationale Gedanke als Gegensatz und nicht als Ergänzung zum nationalen Gedanken auftritt, mag man Goethes „Entscheidung" in diesen Dingen mit Bedauern vermissen. Die erhebende Kraft aber, die vom Gedanken ausgeht, daß in Goethe ein Deutscher an die Spitze der Weltliteratur getreten ist, darf über dies Bedauern getrost hinweghelfen.

*

Von den einzelnen Dichtungen Goethes haben wir hier nicht besonders gesprochen. Denn einerseits sind sie es ja, aus denen sich in der Hauptsache das mythische Bild seiner Persönlichkeit ergibt, da sie vom Herzblut des Dichters getränkt sind wie kaum irgend welche

andern in der Weltliteratur. Andererseits aber leben sie wieder unabhängig vom Wandel dieses Bildes ihre eigene Unsterblichkeit. Seine Lieder und Balladen, seine Novellen, Epen und Romane, seine Dramen und Sprüche wandern millionenfach wiedergegeben um die ganze Erde, und selbst in solchen Tiefen und Weiten der Völker, in denen sein Name garnicht gekannt oder ein bloßer Schemen ist, ist vielleicht ein Wort, ein Gedanke, ein Reim von ihm lebendiges Gut. Am 22. März 1832 ging die irdische Form in Stücken, um die sich alsobald der unsterbliche Mythus von der Persönlichkeit Goethes bilden sollte. — Werther und Götz, Iphigenie und Tasso, Hermann und Dorothea, Faust und Wilhelm Meister lebten schon damals ihr geisterzeugtes Eigenleben neben der Lebensbahn ihres Schöpfers. Und gleichsam als ihr Bruder wandelt heute mit ihnen vereint göttlich unter Göttern Johann Wolfgang Goethe.

Teilen kann ich nicht

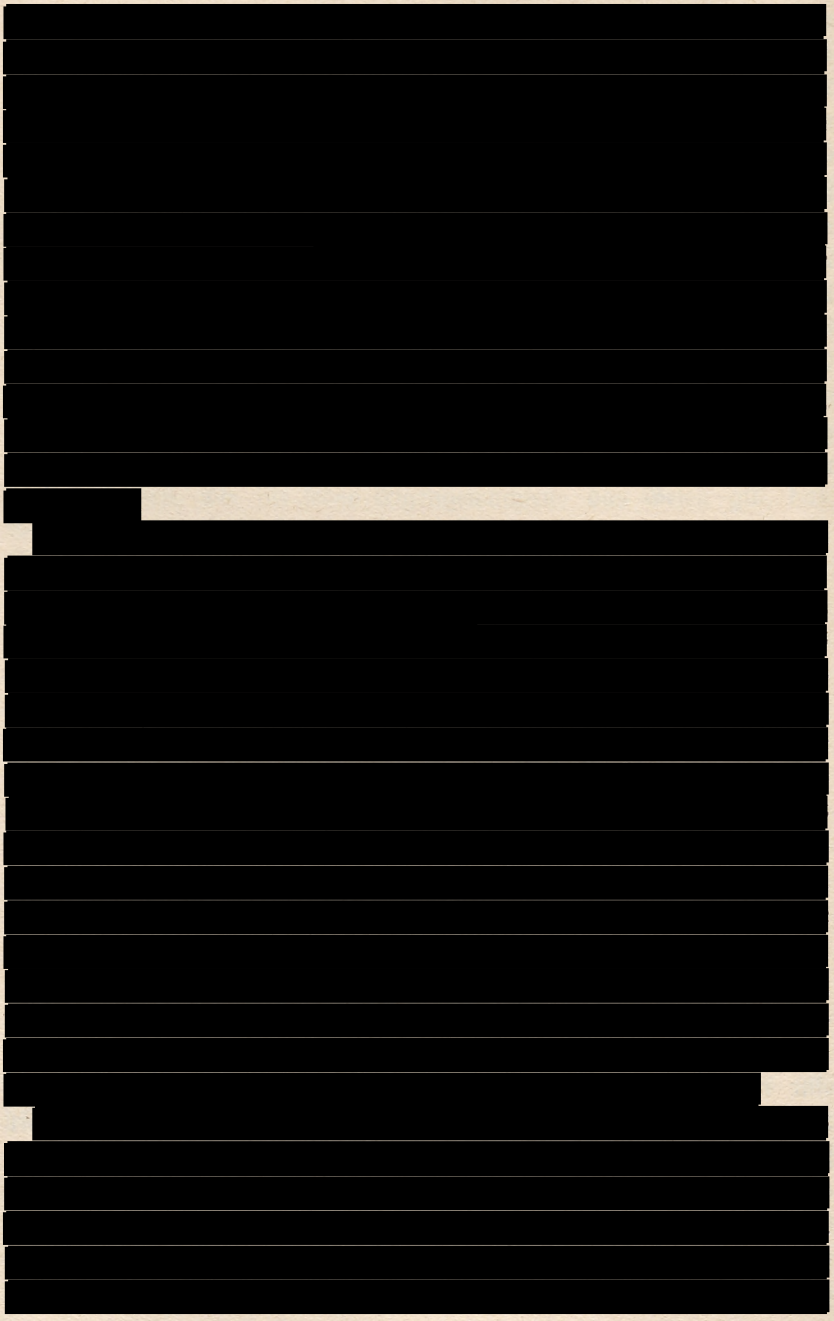
Von Johann Wolfgang von Goethe

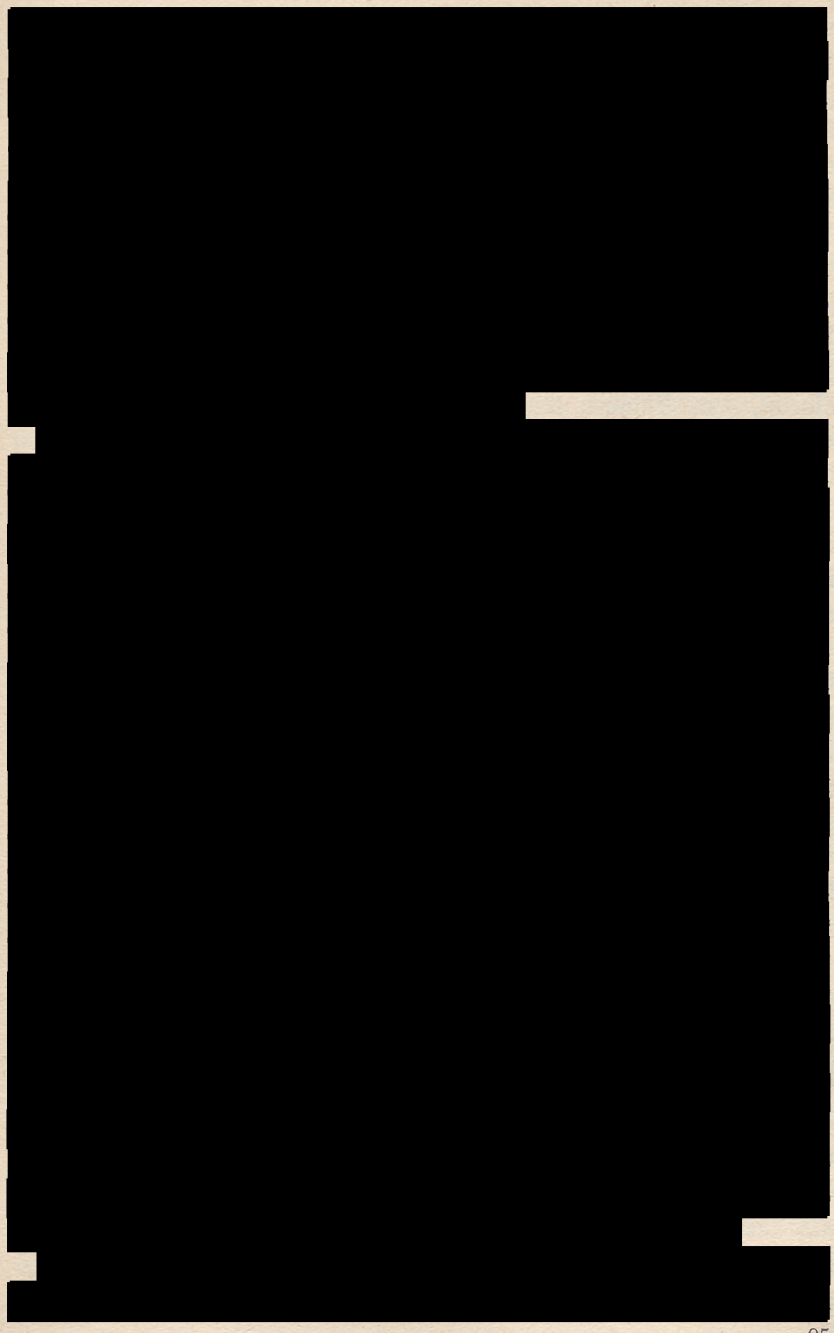
Teilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben,
Um mit euch und mir zu hausen.
Immer hab' ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und so spalt' ich mich ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

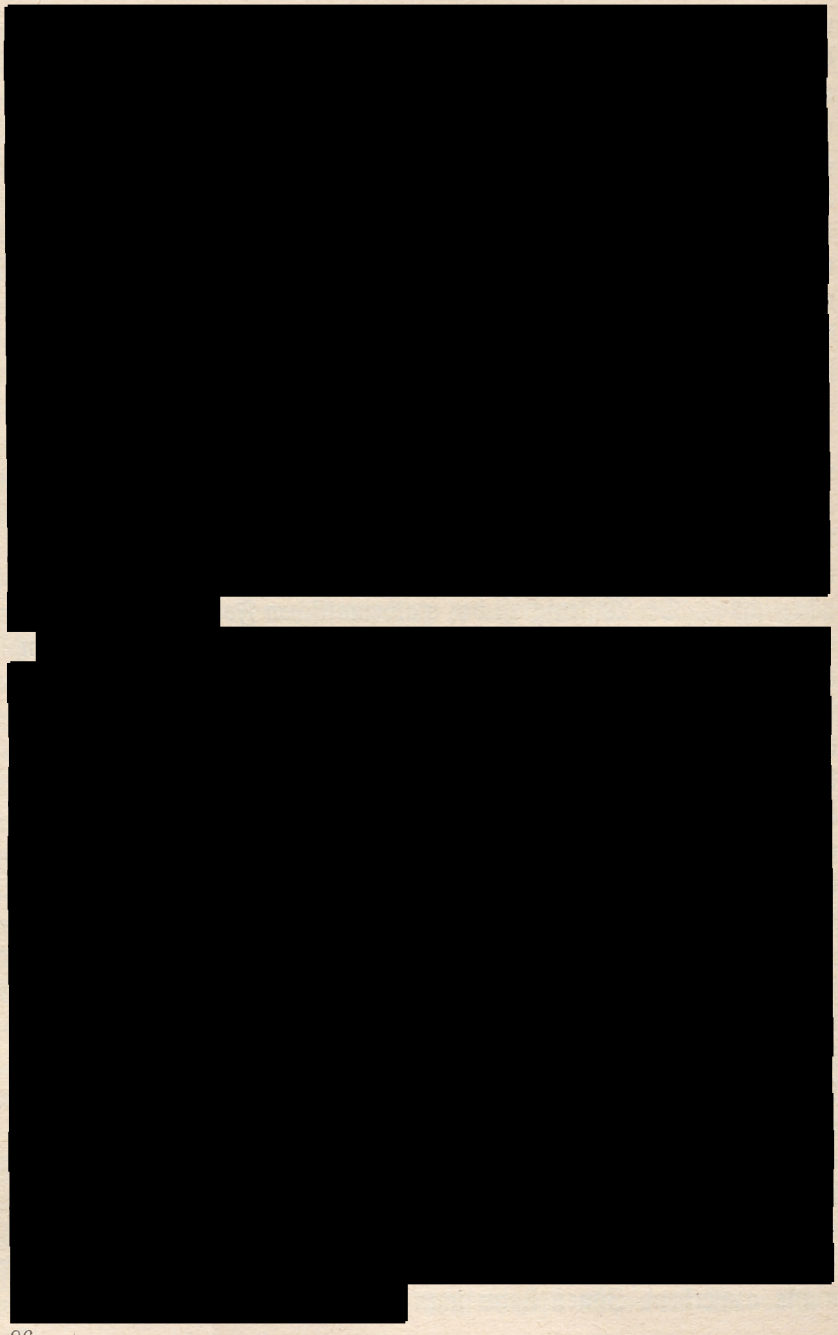
Mulier taceat in ecclesia

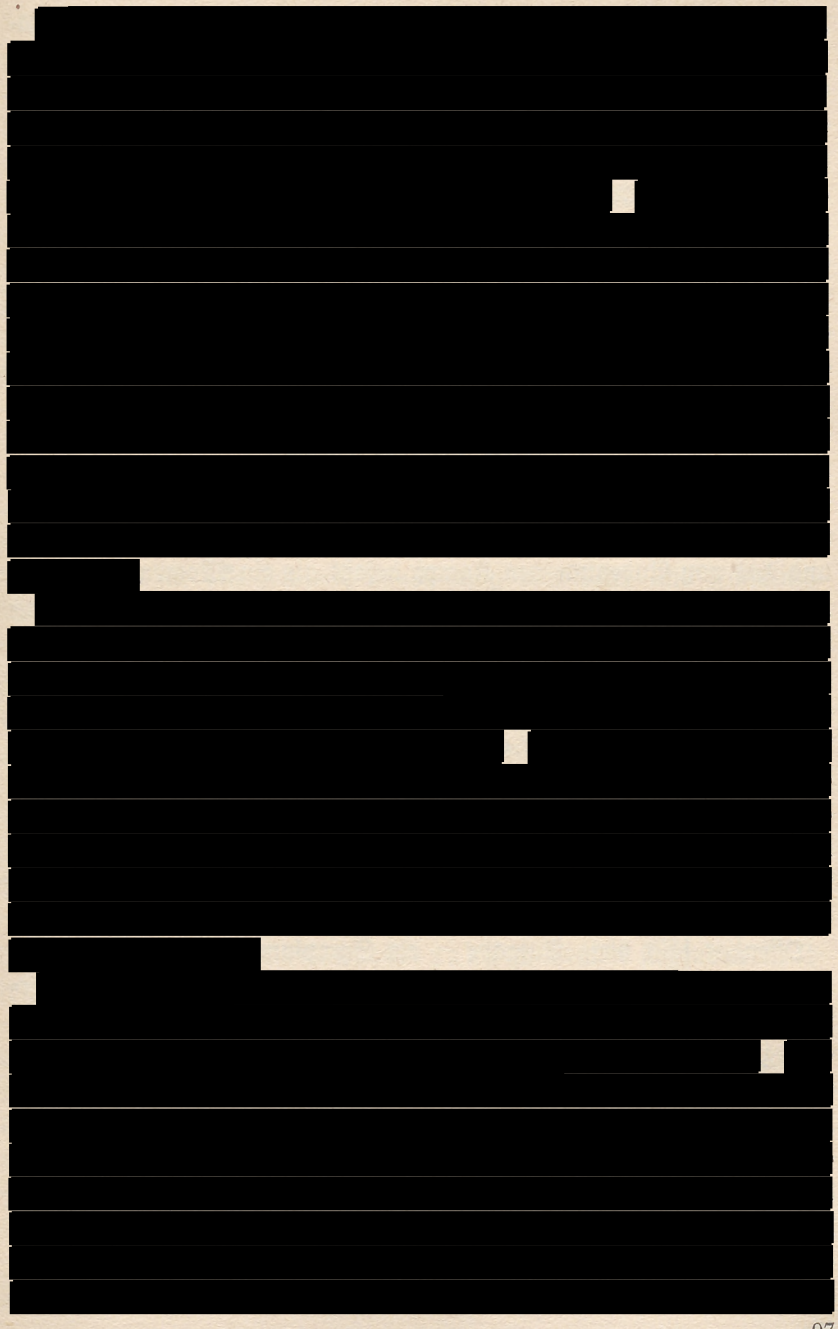
Von Erwin Reisner

[redacted]











Der Stand der Frauenbewegung in Deutschland

Von Dr. Gabriele Langheld

Die Frauenbewegung in Deutschland befindet sich in einem kritischen Stadium. Sie ist seit ihren Anfängen gewöhnt bekämpft zu werden, und hat von Anbeginn den Kampf bejaht als ein Moment der Kraft. Das Neue an der gegenwärtigen Situation aber ist, daß ein Frontenwechsel stattgefunden hat: der Kampfplatz ist von außen nach innen verlegt worden. Der Kampf gegen die Männer ist mit dem formellen Sieg der Frauenbewegung in der Weimarer Verfassung wenigstens programmatisch zur Ruhe gekommen. Dafür ist ein neuer Kampf entstanden: die Auseinandersetzung innerhalb der eigenen Gruppe nach der Übernahme der Verantwortung. Der Schwung der Bewegung wird bedroht durch die Realitäten. Die führenden Geister sind vor die schwierige Aufgabe gestellt, das Gros der „Pflichtanhängerschaft" einzugliedern.

Offenbar fällt diese Aufgabe — ein Symptom jeder politischen Bewegung — der Führung schwer, nicht weil sie mit zu großen Versprechungen, wohl aber mit zu hohen ideellen Maßstäben belastet ist. Die zweifellos hervorragend befähigten Führerinnen wollen eigene Erkenntnis und Erfahrung zur Norm für alle machen, ohne mit den natürlichen Ungleichheiten zu rechnen. Während die sozialistische Bewegung aus dem Naturrecht die Gleichheit aller herleitete, droht die Frauenbewegung aus der Ausnahmebefähigung eine gleiche Pflicht für alle ableiten zu wollen. Das aber würde bedeuten, daß hier aus einer Segnung für wenige ein Fluch für viele zum Schaden der Gesamtheit des Volkes entstehen könnte.

Wenn auch der Mensch mit seinen höheren Pflichten wächst, so doch nur in den Grenzen seiner Fähigkeit. Hierbei soll Fähigkeit durchaus kein Werturteil bedeuten, sondern den gesamten Komplex der geistigen und materiellen Voraussetzungen im Einzelfall. Daß die Verschiedenartigkeit dieses Komplexes ihre letzte Grenze in der Zahl der Menschen überhaupt hat, ist selbstverständlich; ebenso selbstverständlich ist, daß eine politische Führung nicht alle Verschiedenheiten berücksichtigen kann; aber sie wird Gruppenunterschiede erkennen und sie bei ihren Entscheidungen in Rechnung stellen müssen. Insbesondere aus dieser Erwägung heraus wird daher zurzeit der Ruf nach Auslese immer deutlicher.

Den natürlichen Unterschieden zwischen Mann und Frau trägt die deutsche Frauenbewegung grundsätzlich Rechnung und fordert daher — manchmal sogar unter zu starker Betonung der weiblichen Eigenart — wesensgemäße Arbeit für die Frau. Überwiegend aber fordert sie, allerdings unter Betonung des Rechtes auf Arbeit, die Berufsarbeit für alle Frauen, unabhängig von Alter und Familienstand. Wie in den Anfängen der Bewegung ist noch heute „Beruf und Ehe" im Gegensatz zu „Beruf oder Ehe" das heiß umstrittene Zentralproblem. In der Opposition, die überwiegend von der jüngeren Generation getragen wird, regen sich Zweifel, ob die Forderung, „Beruf und Ehe" für alle Frauen das rechte Ziel zum Wohle des gesamten Volkes ist. Mit Erstaunen und Beschämung wird dagegen bei den Führerinnen festgestellt, „daß die Argumente, mit denen sie einst das Recht auf Arbeit und Berufsausübung auch in der Ehe Männern gegenüber zu verteidigen hatten, jetzt den jungen Mädchen gegenüber Anwendung finden müssen."

Die der älteren Frauenbewegung zu Grunde liegenden Leitgedanken sind etwa folgende: Das Leben des Menschen besteht aus zwei Sphären, aus Beruf und Ehe. Im Beruf dient der Mensch der Gesamtheit. Hier allein wird ihm die Möglichkeit gegeben, eine Leistung zu erfüllen. In der Ehe, in der Familie dient der Mensch der persönlichen Gemeinschaft in der Liebe. Abgesehen von wenigen beglückten Einzelerscheinungen, die im Zölibat zu höchster Leistung gelangen, vermag nur die Erfüllung beider Lebenskreise ein volles Menschentum zu gewähren.

Wir befinden uns in einer mehr als 50jährigen Ehekrisis, die ihre Ursache einmal darin hat, daß nur in wenigen Fällen der Beruf noch

in der Berufung seine Wurzel hat, zum andern darin, daß der Mann zur Berufsausübung das Haus verließ und somit eine örtliche und als Folge wiederum eine geistig-seelische Entfernung zwischen den Ehegatten sich vollzog. Hieraus entstand einerseits die Minderbewertung der Haushalts- resp. Familienfunktionen der Frau, andererseits verkennende Verhimmelung des Mannes und fehlendes Verständnis für die Schwere des Berufslebens. Das Schwergewicht des Mißverhältnisses aber lag bei der Frau infolge des Fehlens einer Leistung und damit einer Verselbständigung und Beglückung durch Entgelt und Anerkennung. Ehe und Kindererziehung sind keine Leistung, sondern etwas ganz anderes, nämlich Liebe. Bei Kindererziehung kommt es weniger auf Dauer als auf Intensität des Beisammenseins an, und auch das Kind kann nur wahre Achtung vor der Mutter haben, wenn es hinter ihr eine ganze Persönlichkeit spürt. Aufs Entschiedenste muß daher im Interesse der Frauen und der Männer, ja zum Wohle der Menschheit, die Berufsausübung gefordert und die Frau zur Bejahung dieser doppelseitigen Lebensauffassung erzogen werden.

In verschiedensten Variationen werden diese Gedanken immer wieder neu formuliert und mit leidenschaftlicher Begeisterung vorgetragen und zwar vorwiegend von Frauen, die das Problem praktisch mit Erfolg erprobt haben. Allen diesen Frauen ist gemeinsam — und das ist das Bestrickende an ihren Ausführungen — daß sie die Probleme von höchster, gewissermaßen intellektueller Warte und mit großem Idealismus im Hinblick auf eine durch die Frauen angeregte Besserung der Menschheit im allgemeinen und der Wirtschaftsmethoden im besonderen betrachten. Ihre Wünsche eilen dabei bis zu der Vorstellung einer allgemeinen 4-Stunden-Arbeitszeit, die eine Betätigung und hohe Befriedigung aller bringen soll.

Bemühen wir uns jedoch, uns auf den Boden der Tatsachen zu stellen, so können wir uns der Beobachtung nicht verschließen, daß der Glückszustand der doppelseitig beschäftigten Frau zu mindest zweifelhaft erscheint. Insbesondere in der Arbeiterbevölkerung droht die Frau im allgemeinen unter der Doppelbelastung zusammenzubrechen. Unlängst wurde ein Preisausschreiben vom Textilarbeiterinnenverband veranstaltet mit dem Thema: „Wie verbringe ich mein Wochenende?“ Die Ergebnisse sind ein erschütternder Beweis für die Not der berufstätigen verheirateten Frau, der Notschrei einer tief leidenden Gruppe. Frauen, die enge Fühlung mit der Industriearbeiterin haben, ver-

treten die Auffassung, daß 95% der Arbeiterinnen bereit sei, für einen eigenen zu versorgenden Haushalt die schönste Maschine im Stich zu lassen. Das Gleiche ist von dem Gros der weiblichen Angestellten zu sagen. An diesem allerorts zu beobachtenden Wunsche, dieser häuslichen Bereitschaft, kann auch die statistisch erwiesene Tatsache nichts ändern, daß nach 5—6-jähriger Ehe die Frauen zu Bedingungen in die Berufsarbeit zurückkehren, die schlechter sind als sie vorher waren.

Es ist hier nicht der Ort, den Ursachen und Wirkungen der Arbeitsbewegungen bei den weiblichen Arbeitern und Angestellten im Einzelnen nachzugehen. Daß die Rückkehr in den Beruf jedoch bei den Frauen im allgemeinen in berufsethischen Gründen zu suchen ist, dürfte ernsten Zweifeln unterliegen. Denn sollte nicht für die Durchschnittsfrau auch heute noch Haushalt und Familie größere Glücksquellen bedeuten als das Tagespensum in Fabrik oder Büro?

Besondere Erwähnung verdient die Beobachtung, daß auch eine große Zahl der studierenden und studierten Frauen der Berufsausübung im Falle einer Eheschließung verneinend gegenübersteht, was zur Folge hat, daß sie von vornherein ihren Berufsaufgaben nicht mit der gleichen Energie nachgehen, wie wenn sie es hier wirklich mit einer Lebensaufgabe zu tun hätten. Liegt das wohl auch zum Teil an der gegenwärtig, infolge der Unsicherheit aller Verhältnisse, allgemeinen Neigung zu Zwischenlösungen, so doch sicherlich auch an der Tatsache, daß eben heute mehr Durchschnittsfrauen — ohne jede innere Berufung — an die Universität gehen. Sie wissen schon um die ihnen im Berufsleben bevorstehenden Schwierigkeiten, und daß die Aufstiegsmöglichkeiten äußerst gering. Sie empfinden die Last des Studiums stärker als die Freude und erhoffen sich im Familienleben ohne Berufsausübung größere Entfaltung.

Abgesehen von diesen gefühlsmäßig betonten Zweifeln an der Richtigkeit der Zielsetzung der Frauenbewegung sprechen auch wirtschaftliche Gründe für eine ernste Revision: Die Entwicklung der vergangenen Jahre hat zwei Grundvoraussetzungen der Frauenbewegung als abwegig erscheinen lassen: 1. die unbegrenzte volkswirtschaftliche Ausdehnungsfähigkeit im Hinblick auf die Aufnahmefähigkeit von Arbeitskräften und 2. die unabänderliche Eingliederung der 11½ Millionen Frauen (nach der Gewerbezählung von 1925) in den Produktionsprozeß.

Gegen die erste Annahme sprechen Rückkehr zum Schutzzoll auf der ganzen Welt und Rationalisierung. Dem zweiten Argument ist entgegenzuhalten, daß durch den im Krieg künstlich erzeugten Bedarf (bei gleichzeitigem Mangel an männlichen Arbeitskräften) zwar die große zusätzliche weibliche Arbeitskraft in den Produktionsprozeß aufgenommen und während Inflation und Scheinblüte auch gehalten werden konnte, daß aber die lang anhaltende Millionenarbeitslosigkeit für die Vermutung spricht, daß der Produktionsprozeß diese erhöhte Arbeitskraft nicht dauernd zu beschäftigen imstande ist. Weit davon entfernt, die gegenwärtige Wirtschaftslage in Deutschland als Normalzustand ansprechen zu wollen, muß doch angenommen werden, daß die Krisis ein — wahrscheinlich noch langes — Vorstadium zu neuer stetiger Entwicklung ist.

Das für die Frauenfrage Bemerkenswerte an der Arbeitsmarktlage ist, daß die Frauen von der Arbeitslosigkeit weniger betroffen werden als die Männer. Ein Beweis für die Bewährung der Frau, könnte hieraus gefolgert werden; in Wirklichkeit ist es nichts als ein Beweis für das Gesetz des geringsten Widerstandes wegen der billigeren Löhne. Es hat zu der grotesken Erscheinung geführt, daß in ganzen Orten des sächsischen Textil-Industriegebietes z. B. schon seit dem vergangenen Sommer die Ernährung der Familien der Frau allein und dem Mann die Fürsorge für Haushalt und Kinder obliegt (ohne von letzteren in der Praxis immer erfüllt zu werden). Wenn von seiten der berufsbejahenden Frauen Kinderpflege und Erziehung schon für die Frau nicht als ausreichende „Leistung" beurteilt wird, wie viel wertvolle Kraft geht dann erst der Gesamtheit bei dieser Verteilung verloren. Denn es läßt sich nicht leugnen — von Ausnahmen abgesehen — daß der normale Mann heute von Natur aus noch über größere physische und für den Berufskampf auch psychische Widerstandskraft verfügt als die Frau. Außerdem ergibt die Bilanz einer solchen Verteilung eindeutig die Beschleunigung der Verpauperisierung des gesamten Volkes. Andererseits dürfte angesichts der großen Not und Verarmung unseres Volkes wohl auch die diskreditierte Verwaltung und Erhaltung von Volksgut im Haushalt wieder den Anspruch auf „Leistung" im Interesse der Gesamtheit erheben.

Es gibt keinen Rückschritt in der Geschichte. Wer aber wagt den wellenförmigen Ablauf des Geschehens zu bestreiten? Für die Frauen

von heute kommt es nicht darauf an, die alten Formen wiederherzustellen, sondern darauf, unter Auswertung der alten Form zu verhüten, daß die Errungenschaften in ihrer tatsächlichen Auswirkung ein Schaden für Frau und Volk werden. (In Wien ist sogar schon ein Gesetz gegen die Ausbeutung der Frau durch ihren Mann angeregt worden.) Der Entlastung der Männer von der Verantwortung müssen Grenzen gesetzt werden. Aus dem Recht der geistig, persönlich und materiell Bevorzugten darf nicht eine Pflicht der Durchschnittsfrau gemacht werden. Vielleicht kann der Versuch gemacht werden, den Gedanken der Enge des rein häuslich gewandten Sinnes zu Gunsten eines trotz Häuslichkeit weiten Sinnes aufzugeben.

Grundsätzliche Zukunftsarbeit zu leisten ist schwer, wo die Gegenwartsgefahr alle Entscheidungen hemmt und die Forderung des Tages mächtiger wird als weltanschauliche Erwägungen. Und doch wird es auch für die deutsche Frauenbewegung dringend erforderlich, Richtung gebend zu den großen Fragen der praktischen Politik Stellung zu nehmen, insbesondere unter Berücksichtigung der natürlichen Ungleichheiten, sich mit der eigenen Gefolgschaft auseinanderzusetzen. Sie darf nicht mehr „Sklavenbefreiung" ausposaunen und ihre Fraueninteressen herausstellen, sondern muß aus der Erkenntnis ihrer bedingungslosen Verbundenheit mit dem Volksschicksal handeln.

Aktive Mitarbeit an der Staatspolitik

Von Heinrich Zillich

Zwei Gesichtspunkte bestimmen unsere Politik im Rahmen Rumäniens, der eine richtet sich auf den Schutz unseres Volkes und schließt alle Maßnahmen der Volksführung im weitesten Sinne ein, die den kulturellen und wirtschaftlichen Bestand, die völkische Schlagkraft und die Fähigkeiten der Selbsterhaltung bewahren und steigern. Der zweite ist mehr geistiger und schöpferischer Art. Er unterstellt unser Volk einer geschichtlichen Aufgabe, die sich aus unserer Lage in diesem in Gestaltung befindlichen Osten Europas ergibt. Es ist die ursprüngliche Aufgabe unserer Ansiedlung, die Kolonisation. Aber sie wandelte sich im Laufe der Jahrhunderte aus dem Schaffen um Herd und Haus, aus der soldatischen Grenzwehr in den Dienst eines kulturellen Relaisposten um, über den die geistigen Ausstrahlungen Westeuropas

in den Osten weitergegeben werden. Unser Blut, unsere Geschichte, unsere Tradition weisen uns diesen Vermittlerdienst zu, dessen Früchte im kulturellen Bilde Siebenbürgens leicht zu finden sind und dessen einzelne Aufgaben sich nach der Angliederung unseres Heimatsgebietes an Rumänien belebten, weil die Neugestaltung Europas die Spannungen zwischen östlichem und westlichem Geist verschärfte und zugleich auch den Gegensatz zwischen dem heute noch bestimmenden Prinzip des Nationalstaates und eines vorerst noch in vagen Umrissen auftauchenden neuen Europa, das die Idee des Minderheitenrechtes auch in der staatlichen Konstruktion verwirklicht und damit einen der ernsten Gefahrenherde ausschaltet. Da sich nun östliche und westliche Lebensart und minderheitliches sowie nationalstaatliches Prinzip überkreuzen, sich ineinander verwirren, ist das Durchsteuern durch diese verknüpfte Vielfalt unserer geistigen Vermittlertätigkeit nicht eindeutig auszusprechen, auch die Gesamtrichtung unseres Verhaltens zur Wahrnahme dieser Aufgabe ist schwer anzuzeichnen. Nur unser Instinkt, nur unsere kulturelle Empfindungswelt wird hier die Linie festlegen können, auf der wir über das einfache Kampffeld der Selbsterhaltung hinaus eine geschichtliche Idee in unserem Volksdasein erfassen und erfüllen können.

Der erste Gesichtspunkt — der eingangs erwähnt wurde als bestimmender Faktor für unsere Politik, — ist dagegen leicht zu umreißen. Er ergibt sich aus den einfachen Gegebenheiten, unter denen wir alltäglich hinleben, aus den Angriffen gegen unseren Bestand, aus den Vorkehrungen, die wir gewissermaßen aus dem Verwaltungsdienst unserer Volksinteressen als Notwendigkeiten auftauchen sehen. Betrachten wir diesen Aufgabenumfang und fragen, ob sich daraus unsere aktive Mitarbeit an der Staatspolitik als nötig erweist, so wird man nicht mit einem einfachen Ja oder Nein antworten können. Es gibt augenblickliche Situationen, die es als richtig erscheinen lassen, unsere Mitarbeit einzustellen, uns bloß auf die Abwehr zu beschränken, uns völlig der inneren Stärkung unserer nationalen Reserven, wobei materielle und seelische gemeint sind, zuzuwenden. Das Gesetz der Tagespolitik, die Überlegung der Tunlichkeit bestimmt von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet unsere Mitarbeit an der Staatspolitik. Allerdings wird man grundsätzlich feststellen, daß jede aktive Mitarbeit an der staatspolitischen Front die inneren Gegensätze, die sich zwischen uns und dem Rumänentum oft aufhäufen, mildern muß. Hoffnung auf eine solche allmähliche Beseitigung der Gegensätze ist Grund genug, um

in jedem Einzelfall die rein politische Erwägung über die momentane Taktik wesentlich zu beeinträchtigen. In ruhigen Zeiten, wo unser Dasein keiner augenblicklichen Gefährdung ausgesetzt ist, wird man den Grundsatz der aktiven Mitarbeitsbereitschaft mehr beachten können als in unruhigen, wie sie uns seit 1918 ohne Unterbrechung beschieden waren. Es wird aber wieder unter ganz bestimmten Voraussetzungen vielleicht gerade in unruhigen oft klüger sein, sich im Dienste der staatspolitischen Aufgaben unentbehrlich zu machen und dabei immer darauf zu achten, die gewonnene Position als Kampfmittel für das Wohlergehen unseres Volkes zu betrachten. Bei einiger Ruhe der Erwägung wird man dies tun können, ohne seine staatspolitischen Aufgaben zu vernachlässigen, denn das Gesamtwohl ist durchaus bei richtiger Auffassung erst dann wirklich gefördert, wenn das Einzelwohl auch unseres Volkes als Baustein ins Gesamtgebäude eingefügt werden kann. Läßt sich beides nicht vereinen, so bleibt uns immer als wirksame Waffe der Rückzug aus der staatspolitischen Arbeit.

Grundsätzlich also ist unsere aktive Mitarbeit an der Staatspolitik unbedingt zu fordern. Sie läßt sich auf die einfache Formel bringen, daß wir uns dem Rumänentum unentbehrlich machen müssen.

Dieser Gedanken leitet zurück auf den zweiten Gesichtspunkt, den unsere Volksführung beachten muß und den wir darstellten als die geschichtliche Aufgabe, die sich uns durch die europäische Verschiebung infolge des Weltkrieges in neuer Lebendigkeit bot. Unentbehrlich können wir uns nur dann in wirksamer Weise machen, wenn wir jene schöpferische Vermittlertätigkeit, diese wahrhaft europäische Aufgabe hier erfüllen. Es ist eine europäische Aufgabe, die sich aus unserem Minderheitendasein ergibt und es ist zugleich eine deutsche Aufgabe, weil die Spielart des neuen europäischen Geistes, dem im Gegensatz zu dem heute bestimmenden westlerischen schematischen Geist des nationalstaatlichen Prinzips die Zukunft Europas gehört, aus deutschen Quellen der Weltbetrachtung und -gestaltung gespeist wird. Unser Lebenskampf ist, recht und tief genug aufgefaßt, diese Idee. Allerdings wird man mit Beklemmung fragen müssen: hat unser Volk ein Bewußtsein dieser Aufgabe, fühlt es sich wirklich in diese wesenhafte Strömung hineingestellt? Die Antwort ist wieder nicht klar zu geben. Die Masse ist immer Rohstoff, Boden und Acker. Die Führung hat die Aufgabe, die Saat zu säen und die Frucht zu schneiden. Es wäre eine Selbsttäuschung, wollte man behaupten, daß bisher alles getan wurde, um

unserem Volksleben diesen tieferen und es auf weitere Sicht einzig erhaltenden Sinn zu geben. Unsere Politik verlief hauptsächlich unter dem erstgenannten Gesichtspunkt der, wie wir es nennen wollen, leiblichen Verteidigung. Aber die Männer mehren sich, die von dem Schauer der Bestimmung berührt werden, die in die Hintergründe des Schicksalhaften einblickten und uns im Dienste einer Sendung erleben. Noch ist Ungeheueres zu tun, bis diese Ansätze wirkend und bestimmend werden. Eine unabsehbare Fülle von innerer Volksarbeit ist zu leisten, um aus diesem in Not geratenen Volk die Kolonistenschar zu machen, die ihre eigene Art aus wahrem Reichtum ausströmen kann.

Das bloß Vorläufige, das für die ganze europäische Lage charakteristisch ist, kennzeichnet auch unsere Situation und doch wirkt unbewußt schon in dem starken Artempfinden unseres Volkes der fruchtende Boden, auf dem eine bewußte Politik schon heute die Sendlinge unserer „Unentbehrlichkeit" als Staffette zu dieser Aufgabe abbefehlen kann. Ein sehr großes Gebiet dieser Arbeit wird rein kulturell sein müssen. Und hier sind schon manche Brücken auch zum Staatsvolk geschlagen worden. Der andere Teil der Aufgabe aber öffnet sich in die Staatspolitik.

Die Frage unserer aktiven Mitarbeit an der Staatspolitik darf also nicht bloß von dem Gesichtspunkt der reinen Nützlichkeit betrachtet, sie muß auch dieser geschichtlichen Aufgabe unterstellt werden. Vermag man es — und es wird viele geben, die sich für Realpolitiker halten und es nicht erfassen werden — so wird unsere Mitarbeit an der Staatspolitik zur Pflicht. Es wird gewiß, auch bei voller Beachtung des ganzen Komplexes, vielleicht einmal in größter Notwehr der Augenblick kommen, wo wir als Demonstration, die vorgeschickten Truppen zurückziehen müssen. Wenn das Haus brennt, wird man nicht ackern gehen. Aber unser Schicksal bleibt es deshalb doch, mitgestaltend und möglichst weit mitbestimmend diesen Staat zu dem unseren zu machen. Zu dem unseren wird er nur, wenn er uns an seinem Werke sieht, wenn wir selbst uns innerlich an seinem Bau beteiligt fühlen und uns zum Bau heranwagen.

Daß überhaupt die Frage nach der Nützlichkeit unserer staatspolitischen Mitarbeit gestellt wird,[1] beweist, wie ungelöst das Problem der organischen Eingliederung unseres Volkes in diesen Staat ist, wie

[1] Wie kürzlich in einem Preisausschreiben in Hermannstadt, von dem angeregt diese Zeilen geschrieben wurden.

ungelöst nicht nur wir es empfinden, sondern auch die Rumänen. Durch Abschließung, durch Abwehr, durch tagespolitische Taktik löst man keine grundlegende Frage — und unsere organische Einfügung in das Staatsganze ist eine solche — man löst bloß Einzelheiten. Ja, man löst auch diese nur vorläufig. Die Rumänen können es vielleicht, mit großen Verlusten an den Möglichkeiten, die ihnen die Vielfältigkeit ihres Landes keimhaft bereitstellt, ertragen, wenn wir uns absondern. Wir nicht! Es ist das Zeichen jeder wahren politischen und geschichtlichen Sendung, daß sie kein Ausweichen zuläßt — es sei denn die Selbstaufgabe. Dieser Zwang richtet sich auf uns. Wir müssen ihn erkennen und ihm nachgeben, so schwer es auch mitunter scheinen mag. Diese Erkenntnis drängt uns in erster Linie zur kulturellen Wirksamkeit und zugleich in ebenso starkem Ausmaß zur aktiven Mitarbeit an der Staatspolitik.

Volksorganisation und Demokratie

Bemerkungen zu den Vorschlägen von O. Wittstock und K. H. Theil

Von Alfred Pomarius

Von Erwin Wittstock zuerst angeschnitten ist das Problem eines Neuaufbaues unserer Volksorganisation durch Schaffung einer Volksverfassung nicht mehr zur Ruhe gekommen, begünstigt offensichtlich durch die Krise der Demokratie und des Parlamentarismus, die in der Nachkriegszeit offenkundig geworden ist und bei uns, wie überall, den Drang nach neuen Formen erweckt hat. Neuerdings sind zwei Beiträge zu diesem Problem durch unsere Presse gegangen, die deshalb zur Stellungnahme auffordern, weil sie ihrer Terminologie und ihren programmatischen Grundbegriffen nach, teilweise genau Entgegengesetztes als erforderlich für einen zeitgemäßen Umbau unserer politischen Volksorganisation bezeichnen. Gemeint ist die für eine Verstärkung der Demokratie eintretende Aufsatzreihe von Prof. Oskar Wittstock „Volksverfall oder Erneuerung“ (Kronstädter Zeitung 1932 Nr. 2, 3, 4 und 8) und die antiliberal und antidemokratisch sich gebende Forderung von K. H. Theil nach einem ständischen Aufbau der Volksgemeinschaft (zuletzt zusammengefaßt in dem Aufsatz: „Gedanken zur Frage des ständischen Aufbaues unserer Volksorganisation“ Klingsor, Februar 1932).

Im Nachfolgenden soll zu beiden Vorschlägen, deren Inhalt vorausgesetzt wird, kritisch Stellung genommen werden. Dabei ist zu beachten, daß ein bemerkenswerter methodischer Unterschied zwischen ihnen besteht. Prof. Wittstock will nur Bausteine zu einer Volksverfassung geben, greift also ein Teilproblem heraus, das er aber klar und sozusagen endgültig in seinen praktischen Einzelheiten zu formulieren vermag. Theils Blick ist auf das Ganze gerichtet, das er aber nur in einer unscharfen nebelhaften, die Einzelheiten kaum erkennen lassenden Skizze umreißen kann. Daher sind es gerade seine Ideen, die den Charakter des Fragmentarischen, Unfertigen an sich tragen, während denen Wittstocks eine fertige abgeschlossene Reife innewohnt. Dies Verhältnis ist natürlich, wenn man erwägt, daß Theils Vorschläge ein Anfang sein wollen, eine Wendung zu etwas ganz Neuem, das noch ungewiß in der Zukunft liegt; Wittstocks Forderungen dagegen sind wesentlich als ein Abschluß zu werten, seine Bausteine zu einer neuen Verfassung sind im Grunde Schlußsteine zu einem schon fertigen Bau, d. h. er will die wesentlichen Grundzüge unseres heutigen organisatorischen Aufbaues gar nicht antasten, sondern gedenkt das Bestehende durch Hinzufügung noch fehlender, abschließender Elemente innerlich zu vollenden.

*

Ausbau der bisherigen Demokratie ist daher das Leitmotiv der Wittstockschen Gedankengänge und daraus fließend der programmatische Inhalt seiner Forderungen: Übertragung von größeren Befugnissen an das Volk, als dies bisher der Fall war, vor allem um das Volk stärker als bisher politisch zu aktivieren und zu erziehen. In der Fachsprache ausgedrückt fordert Wittstock Ergänzung der rein repräsentativen Demokratie der bisherigen Volksorganisation durch Züge der unmittelbaren Demokratie. Verwirklicht soll diese Forderung werden durch Schaffung zweier neuer Volksrechte und einer neuen Volkspflicht. Die ersteren sind: Das Recht jedes Volksgenossen, auch wenn er keiner politischen Körperschaft angehört, Anträge zu stellen, die bei einer gewissen Resonanz für die Volksgemeinschaft Verhandlungsverbindlichkeit nach sich ziehen: Initiativrecht. Zweitens das Recht des Volkes, wann immer seine Führung (den Volksrat) abzusetzen: Abberufungsrecht. Beide Rechte sind deut-

lich Ausnahmsrechte, weshalb sie, um praktische Ergebnisse zu zeitigen, die Mitwirkung der ganzen Volksgemeinschaft erfordern. Hier führt Wittstock die bisher bei uns ungebräuchliche Volksabstimmung als entscheidendes Forum ein, die sich ihrem geistigen Wesen nach deutlich als eine Pflicht zu erkennen gibt, nämlich als die Pflicht jedes Volksgenossen, sich zu entscheiden und aus dem Verantwortungsgefühl für das Ganze heraus Stellung zu nehmen.

*

Abbau der bisherigen Demokratie verlangt demgegenüber K. H. Theil. Auf seine allgemeinen Einwände gegen die Demokratie sei später eingegangen. Hier sei zunächst eine kurze Kennzeichnung des positiven Inhaltes seiner Vorschläge versucht. Es durchkreuzen sich bei ihm zwei Momente, die nicht unbedingt zusammen gehören. Das eine ist die Idee des Führerprinzips. Es verlangt streng durchgeführt, daß die bisherige Art, das bewußte Gemeinschaftshandeln aus Mehrheitsbeschlüssen gewählter Körperschaften hervorgehen zu lassen, abgeschafft werde, und die Entscheidung jeweils in die Hand einer Persönlichkeit, des Führers, gelegt sei, neben dem den Körperschaften bloß beratende Funktion zustehen würde. Das zweite Moment ist die Forderung nach ständischem Aufbau des Volkes, die Theil im Anschluß an den Universalismus Othmar Spanns näher zu formulieren unternimmt. Versucht man sich streng logisch zu vergegenwärtigen, was das Neue ist, das Theil hier an Stelle des Alten setzen will, so findet man etwa folgendes:

Die heutige Volksgemeinschaft ist volkspolitisch im Wesentlichen nur nach geographischen Gesichtspunkten untergeteilt, sie zerfällt nämlich in Gaugemeinschaften und Ortsgemeinschaften (Vereine, Berufsgenossenschaften usw. haben grundsätzlich privaten, nicht offiziellen Charakter). Demgegenüber stellt Theil die Forderung, das volkspolitische Schwergewicht von den geographischen oder landschaftlichen Untergemeinschaften (die aber selbstverständlich erhalten bleiben) auf die soziologischen Untergemeinschaften zu verlegen, in die von Natur aus jedes Volk sich organisch „ausgliedert" (Spann), eben die Stände. (Stand ist also die Gemeinschaft der durch ein gleiches soziologisches Schicksal verbundenen Volksgenossen. Dabei ist zwar nicht das einzige aber das praktisch nächstliegende Einteilungsprinzip das nach Berufs- und Wirtschaftsinteressen, das Theil denn auch an-

wendet und demgemäß er zu seinen fünf Berufsständen der Bauern, Handwerker, Handarbeiter, Kaufleute und geistigen Arbeiter kommt.)

Praktisch wirkt sich nach den Andeutungen Theils diese Verschiebung des volkspolitischen Schwergewichtes so aus, daß ich in der Ausübung meiner elementaren volkspolitischen Rechte und Pflichten nicht wie bisher in erster Linie Schäßburger oder Repser, sondern Bauer, Kaufmann usw. bin. Die Ortsvertretung rückt daher bei Theil logischer Weise zu einem Vertretungskörper höherer Ordnung auf, indem sie nicht mehr aus direkt gewählten Vertretern, sondern aus den Delegierten der örtlichen Berufsstände besteht. — Das bemerkenswert Neue, das sich aus diesen Gedankengängen heraushebt ist dies, daß der bisherige rein politische Charakter der Volksorganisation sich ins Kulturpolitische verschiebt. Daher auch Theils Forderung nach einem Arbeitsamt als einem Stab fachmännisch geschulter kulturpolitischer Volksbeamter. Der Sinn des Arbeitsamtes, verfassungsrechtlich gedacht als ausführendes Organ des Führers, ist ganz offensichtlich der, Politik, Kultur und Wirtschaftsleben des Volkes zu einem einheitlichen, sinngemäß zusammenhängenden, organischen Ganzen zu gestalten.

*

All diese Forderungen Theils werden eingeleitet durch eine scharfe Kriegserklärung an die Demokratie. Sie ist für Theil eine ausschließlich negative Gesellschaftsordnung, die auf individualistischem, liberalem und egoistischem Geiste fußend, das Wohl des Einzelnen in den Mittelpunkt aller öffentlichen Veranstaltung rückt, daher die Gemeinschaft in eine Summe von ichsüchtigen Einzelindividuen aufspaltet, sie atomisiert und damit in Grunde zersetzt und auflöst. Ihr setzt Theil die universalistische Gesellschaftsordnung Spanns entgegen, die das Wohl des Ganzen den Interessen des Einzelnen überordnet, ja das Leben und Sein des Einzelnen auch metaphysisch nur als fließend aus überindividuellen geistigen Ganzheiten verstehen kann, und deshalb allein als gemeinschafterhaltend anzusprechen sei. Wittstocks positive und Theils negative Bewertung der Demokratie stehen in einem so scharfen Widerspruch zueinander, daß hier eine Klärung der Begriffe unbedingt erforderlich erscheint. Bleibt dieser Widerspruch bestehen, dann ist eine Entscheidung für Theil eine solche gegen die Demokratie. Man merkt aber schon nach einigem Nachdenken, daß dann Theil wohl überhaupt aus der Diskussion auszuscheiden hätte, weil es nach Volkscharakter,

Tradition und Lage unseres Volkes kaum möglich erscheint, daß es sich jemals gegen die Demokratie entscheiden könnte. Eine nähere Besinnung auf das Wesen der Demokratie zeigt aber, daß Theils negatives Urteil einer zu einseitigen Begriffsbestimmung, also einem teilweisen Mißverständnis entspringt. Waren wir Sachsen z. B. nicht im Mittelalter ständisch-zünftlerisch organisiert und war dies nicht auch Demokratie? Demokratie und Universalismus sind gar nicht jene starken Gegensätze als die sie Theil erscheinen. Vielmehr ist der Universalismus wahre Demokratie und die wahre Demokratie Universalismus. Denn recht verstanden besagt sie doch die Herrschaft des Volkes und zwar des Volksganzen und nicht den Schutz des Einzelinteresses in seiner Einseitigkeit. So haben wir Sachsen immer die Demokratie verstanden und so werden wir sie auch immer verstehen. So ist auch Wittstocks Demokratie gemeint, da sich doch ihr Sinn, wie schon erwähnt nur in der Voraussetzung des Denkens aus dem Ganzen heraus erfüllen kann. Trotzdem bemerkt Theil ganz richtig, daß die Demokratie in gewissem Sinne Individualismus ist, aber es ist ein Irrtum oder eine willkürliche Bedeutungseinschränkung mit Individualismus nur den materialistischen Egoismus zu bezeichnen. Nicht entartete Demokratie ist individualistisch, indem in ihr der Einzelne zur Ausbildung seiner Eigenpersönlichkeit und zum Einsatz derselben für das Ganze aufgerufen ist und insoferne der Führerrang durch die persönliche Eigenleistung für das Ganze errungen wird.[1] Ein Abgleiten dieses Individualismus in materialistischen Egoismus ist nun gleichbedeutend mit einer Entartung der Demokratie, und diese Entartungserscheinungen, nicht Demokratie als solche, bekämpft eigentlich Theil allein.

Theils Auffassung des Begriffes „Individualismus" entstammt übrigens zum größten Teil der Terminologie Othmar Spanns, der auch den Sprachgebrauch so weit verbiegt, daß er Individualismus für Atomismus gebraucht, also für eine Anschauung, die die Individualität oder Einzigartigkeit der Einzeldinge leugnet. Seinen Universalismus basiert er demgegenüber gerade auf der Lehre von der

[1] Vergl. hiezu meine Ausführungen über Demokratie und Individualismus in „Brukenthal und seine Zeit" Mitt. des Brukenth. Museums, Heft 1, 1931 sowie den Aufsatz „Gedanken zur Krise des Bürgertums" Klingsor 1930, Februarheft. Ebenso sei hier verwiesen auf die Unterscheidung von formaler und funktionaler Demokratie in Wilhelm Stapel „Die Fiktionen der Weimarer Verfassung".

Individualität alles Einzelnen. Daß man hier, wenn man ungezwungen dem Sprachgebrauch folgt, geradezu von einer „individualistischen" Fundierung dieses Universalismus sprechen kann, leuchtet ein. Und dies wird noch klarer, wenn man bedenkt, daß Spanns Universalismus eine Mittelstellung zwischen anarchischem Individualismus und mechanistischem Kollektivismus einnimmt, derart daß er logische Beziehungen nach beiden Lagern hat, indem ihm die Ganzheitsidee mit dem einen, die Individualitätsidee mit dem andern gemeinsam ist.[1]

Ganz ähnliches gilt auch für den Nationalsozialismus, der die zweite Quelle ist, aus der Theil seine Einstellung zu Demokratie und Individualismus schöpft. Auch hier finden wir eine oft erbitterte Gegnerschaft gegen Bürgertum, Demokratie und Individualismus, wo doch andererseits alles von der kraftvollen Persönlichkeit des Einzelnen erwartet wird. Es handelt sich hier jedenfalls um noch gährende Ungeklärtheiten in der weltanschaulichen Grundlegung der Bewegung, zu deren Klärung beizutragen, die Pflicht jedes geistigen Menschen ist.[2]

[1] Als Beleg setze ich die betr. Stelle aus Spanns „Kategorienlehre" hierher, dem Werk, das die logische Grundlegung seines Universalismus enthält. Es heißt dort S. 145: „Das Ganzheitliche oder Organische ist niemals homogen (sondern gegliedert). Hieraus folgt die Grundtatsache der unwiderholbaren Einzigartigkeit alles Seienden. Kein Glied kann dem andern gleichen, weil jedes Glied in seiner Weise, durchaus unwiederholbar, einmalig das Ganze widerspiegelt.... Die Unwiederholbarkeit oder Einzigartigkeit nennen wir Individualität der Glieder und Ganzheiten..... In dieser einsichtigen Ableitung der Unwiederholbarkeit und Einzigartigkeit alles Seienden feiert die Ganzheitslehre ihren schönsten Sieg über Atomismus und Individualismus."

[2] Vergl. hiezu die in der Fichte-Gesellschaft gehaltene Rede des deutschen Dichters Hans Grimm „Von der bürgerlichen Ehre und bürgerlichen Notwendigkeit" (veröffentlicht in der Nummer vom 25. Dez. 1931 der D. A. Z.), wo es unter anderem heißt: „Aber auch der Nationalsozialismus im besonderen nennt den Bürger verächtlich seinen Gegener und wettert gegen den Individualismus und ist wenigstens hin und wieder geneigt, im Eigentum zunächst eine Art Makel zu erblicken. Ich sehe im Nationalsozialismus mit einigen anderen die erste und bisher Einzige echte demokratische Bewegung des deutschen Volkes. Ich höre die Nationalsozialisten als erste Volksfreie sich nicht zur Gleichheit, sondern zur Gemäßheit, und das heißt, sich zur Führerschaft der jeweils Besten bekennen, wodurch eben sie ganze Deutschheit dartun. Um so mehr erschrickt mich der Angriff auf das, was eigene Grundlage des Nationalsozialismus vom Ausgang bis zum Ziele ist und was auch von den neuesten und gefährlichsten Zerstörern deutschen Wesens, von jenen Marxisten und Nihilisten, die erborgte Löwenfelle des Nationalismus tragen, als solcher Angriff händereibend empfunden wird."

Es war deshalb notwendig so nachdrücklich auf gewisse geistige Grundlagen der Ideen Theils einzugehen, weil diese in ihren sachlichen Forderungen ernstester Beachtung wert sind und gerade die betont universalistische Einstellung warm zu begrüßen ist. Denn jene angedeuteten Entartungserscheinungen der Demokratie, wie materialistischer Egoismus, kleinlicher Parteihader, Zerbröckeln der Gemeinschaft durch Verlorengehen des Blickes fürs Ganze, — sie sind auch bei uns fortwährend im Steigen begriffen und fordern zur Bekämpfung heraus.

Es ist selbstverständlich, daß eine ständische Organisation allein an diesen Erscheinungen nichts ändern würde. Ja ein voreiliges Organisieren in dieser Richtung würde wahrscheinlich bei Benutzung der Wirtschaftsinteressen als Einteilungsprinzip den Egoismus verstärken statt abschwächen und so die Zersetzungserscheinungen vergrößern. Es gilt auch hier die heute immer wieder erforderliche Mahnung, daß eine ethisch-geistige Krise sich nicht durch äußere Organisation, sondern nur von innen heraus, also durch einen neuen Geist überwinden läßt. Erst wenn dem ganzen Volk das Fühlen, Denken und Wollen aus dem Ganzen heraus neuerworbenes seelisch-geistiges Eigentum geworden ist, könnte ein ständischer Aufbau den Sinn erfüllen, den Theil in ihn hineinlegt. Dasselbe gilt übrigens auch für Wittstocks Ideen, wie aus verschiedenen Hinweisen deutlich geworden sein dürfte.

So weisen sowohl Theils als Wittstocks Vorschläge auf eine ethische Erneuerung des völkischen Gemeinschaftsgeistes als auf die Vorbedingung ihrer fruchtbaren Verwirklichung hin. Diese entscheidende Leistung bei uns zu vollbringen, von der vielleicht in allem unsere Zukunft abhängt, wäre jene Bewegung berufen, die die Losung „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ auf ihre Fahnen geschrieben hat, die Selbsthilfe. Wie weit sie noch von diesem Ziele entfernt ist, soll hier nicht untersucht werden; es wird in späteren Aufsätzen Gelegenheit sein, näher auf diese Bewegung einzugehen. Da sie aber in der angegebenen Richtung schon positiv-schöpferische Kräfte gezeigt hat, wächst von Stunde zu Stunde ihre Verpflichtung, alle ihre Kräfte auf dies Ziel der inneren Erneuerung des Gemeinschaftsgeistes einzustellen und so ihrem Losungswort die Leistung folgen zu lassen.

Das Ergebnis dieser Betrachtung ist, daß wir uns auch in Zukunft ruhig im demokratischen Fahrwasser bewegen können und wenn es sein muß, auch vor dem „Mut zur Demokratie“ nicht zurückzuschrecken brauchen. Demokratie ist für kleine Gemeinschaften bestimmt und ist

auch ihren verschiedenen Entartungsformen dort weniger unterworfen, als in großen Gemeinschaften. Sie wird auch in Zukunft die Gesellschaftsordnung sein, die uns am angemessensten ist. Es wird daher keine zukünftige Volksverfassung an Wittstocks Vorschlägen vorübergehen können. Sie können richtig gefaßt und bei Beschränkung der Volksabstimmungen auf wichtige Ausnahmsfälle zur hohen Schule der völkischen Erziehung werden.

Ebenso verdient aber auch Wesentliches aus Theils Gedankengängen festgehalten und der Verwirklichung zugeführt zu werden. Dies ist nicht ein Vorschlag zu einem Kompromiß, nachdem ja die Betrachtung längst die thematische Verschiedenheit zwischen Wittstock und Theil in der Hauptsache ihrer scheinbaren Gegensätzlichkeit entkleidet hat.

Am stärksten kollidiert von Theils Gedanken mit Wittstock und ist daher am undemokratischesten die Idee des Führerprinzips. Tatsächlich halte ich ihre strenge Durchführung, derart, daß allen unseren Vertretungskörpern bloß beratende Funktion zugestanden würde, für unsächsisch sowohl was unsere Volksseele als auch was unsere Volkslage anbetrifft, und lehne sie daher ab. Der Aufbau streng nach dem Führerprinzip ist entsprechend für Orden, Bünde, Parteien, mit bestimmten zeitlichen Zielen, und allenfalls durchführbar für Volksgemeinschaften, die über exekutive Regierungsgewalt verfügen. Je mehr staatlich festgelegte Autonomie wir hätten, desto mehr würde unsere Volkslage eine absolute Durchführung des Führerprinzips ermöglichen, der Volksseele entsprechend wäre sie auch dann nicht. Wohl aber ist eine relative Geltendmachung dieses Prinzips in einer zukünftigen Volksverfassung anzustreben. So ist z. B. unser Volksrat eine viel zu schwerfällige Körperschaft um eine permanente kulturelle und politische Volksführung zu verbürgen. Hier wäre erforderlich, daß alle Fäden in der Hand einer mit weitgehenden Vollmachten ausgestatteten Persönlichkeit zusammenliefen, die aber doch dem Volksrat gegenüber verantwortlich und rechenschaftspflichtig bleiben müßte. Ebenso wären auch in Zukunft die großen Richtlinien des völkischen Lebens durch den Volksrat abzustecken. Ein solch oberster Volksbeauftragter wäre umso notwendiger, je mehr sich die bei Theil so stark in den Vordergrund drängende Tendenz durchsetzen würde, außer dem politischen auch das kulturelle und wirtschaftliche Leben des Volkes einer Erfassung von der Idee des Volksganzen her zu unterwerfen. Und gerade diese Tendenz ist das Wertvollste an Theils Gedankengängen, das un-

bedingte Bejahung verdient. (Zahlreiche Bestrebungen innerhalb des Klingsorkreises — ich erinnere etwa an Zillichs Wirtschaftsrat — gehen schon lange in derselben Richtung). Darum muß die Errichtung eines Arbeitsamtes in dem oben angegebenen Sinne eines der vornehmsten Wunschziele des künftigen Neubaues der Volksgemeinschaft sein.

Was nun den ständischen Aufbau selbst betrifft, so bedarf diese Frage, abgesehen davon, daß zu seiner Verwirklichung nur eine langsame Entwicklung führen könnte, noch vieler Klärung. Hier nur zwei kritische Anmerkungen. Erstens leidet die Reihe der 5 Berufsstände ziemlich offensichtlich an einem inneren Bruche. Denn der Stand der geistigen Arbeiter ist gar kein eigentlicher Berufsstand, weil in ihm die Berufs- und Wirtschaftsinteressen zu sehr auseinandergehen. Er ist vielmehr, was Spann einen Bildungsstand nennt. Hier ist also Theils System in Gefahr, aus dem Innerlich-Organischen in das Äußerlich-Formale umzuschlagen. Zweitens vermeidet Theil, die große Grundschwierigkeit in einem ständischen Aufbau der Volksorganisation anzuschneiden, die nämlich, wie sich in ihr das Prinzip der Rangordnung der Stände widerzuspiegeln habe. Was hier gemeint ist, zeige ein Zitat aus Spanns „Gesellschaftslehre", S. 385: „Eine Grundtatsache, ein Grundgesetz alles Ständewesens ist die rangordnungsmäßige Schichtung in höhere und niedere .... Daraus folgt, daß der niedere Stand geistig vom jeweils höheren geführt werde." Diese Rangordnung weist also zweifellos den verschiedenen Ständen einen verschiedenen Führerrang zu, eine Tatsache, die in der Zusammensetzung aller Vertretungskörper zum Ausdruck zu kommen hätte. Die Schwierigkeit, hier ein gerechtes, das lebendige Aufsteigen der wertvollen Führerkräfte nicht unterbindendes System zu finden, ist sehr groß. Zweifellos wäre z. B. die naheliegende Kontingentierung der Vertreteranzahl der einzelnen Stände dem heutigen Zustand gegenüber ein Rückschritt. — Eine Äußerung Theils gerade über diesen Punkt würde die Diskussion des Problems um einen wesentlichen Schritt der Klärung näher bringen.

Selige Sehnsucht

Von Johann Wolfgang von Goethe

Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet:
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Überfällt dich fremde Fühlung,
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen
In der Finsternis Beschattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du Schmetterling verbrannt.

Und solang' du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Rundschau

Der aktuelle Goethe. Zweifellos werden sich in Goethes Werken Hunderte von Stellen finden, die so lauten, als ob sie heute geschrieben seien. Wenige aber scheinen so sehr gerade jetzt für uns zu passen als die folgende aus der „Reise der Söhne Megaprazons".

Nachdem der Dichter davon erzählt hat, daß die sechs Söhne Megaprazons auf ihrer Fahrt über das Meer sich plötzlich in einen vollkommenen theoretischen und nutzlosen Streit über den „seltsamen Krieg der Kraniche mit den Pygmäen" verwickelt hätten, läßt er einen ehrwürdigen Mann dazu kommen, den sie als Schiedsrichter anrufen. Er aber sagt: „Die Sache ist von der größten Wichtigkeit, und sie werden mir erlauben, daß ich erst morgen früh meine Meinung darüber eröffne. Trinken Sie mit mir vor Schlafengehen noch eine Flasche Madera, den ich sehr echt mit mir

führe und der Ihnen gewiß wohl bekommen wird." Am nächsten Morgen haben die Brüder ihren Streit ganz vergessen und schämen sich, wie der Fremde in ihrem Gedächtnis die Umstände davon nach und nach hervorruft.

„Sind wir krank gewesen?" fragte einer. „Das ist doch sonderbar". „Ich kann Sie versichern" versetzte der fremde Schiffer, „Sie waren vollkommen angesteckt, ich traf Sie in einer heftigen Krisis".

„Und was für eine Krankheit wäre es denn gewesen?" fragte Alciphron „Ich verstehe mich doch auch ein wenig auf die Medizin".

„Es ist das Zeitfieber" sagte der Fremde, „das einige auch das Fieber der Zeit nennen, indem sie glauben, sich noch bestimmter auszudrücken; andere nennen es das Zeitungsfieber, denen ich auch nicht entgegen sein will. Es ist eine böse ansteckende Krankheit, die sich sogar durch die Luft mitteilt, ich wollte wetten, Sie haben sie gestern abend in der Atmosphäre der schwimmenden Inseln gefangen".

„Was sind denn die Symptome dieses Übels?" fragte Alciphron.

„Sie sind sonderbar und traurig genug" versetzte der Fremde. „Der Mensch vergißt sogleich seine nächsten Verhältnisse, er mißkennt seine wahrsten, seine klarsten Vorteile, er opfert alles, ja seine Neigungen und Leidenschaften einer Meinung auf, die nun zur größten Leidenschaft wird. Kommt man nicht bald zu Hilfe, so hält es gewöhnlich sehr schwer: es setzt sich die Meinung im Kopfe fest und wird gleichsam die Achse, um die sich der blinde Wahnsinn herumdreht. Nun vergißt der Mensch die Geschäfte, die sonst den Seinigen und dem Staate nutzen, er sieht Vater und Mutter, Brüder und Schwestern nicht mehr."

Als ob Goethe manche Zeitungspolemik in unsern Tageblättern gelesen hätte!

Bernhard Capesius

Zentralisation und Dezentralisation. Es ist bekannt, daß vor einiger Zeit der nationalzaranistische Führer R. Boilă das Projekt einer dezentralen Verwaltung Rumäniens bei Errichtung von autonen Provinzen ausarbeitete. Die Broschüre wurde heftig angegriffen, kam aber verhältnismäßig rasch aus der Diskussion. Daß der Krebsschaden der rumänischen Verwaltung die Zentralisierung ist, sieht jeder, der Augen hat, doch nahm man bisher an, daß Einwände gegen diese schematische und ungeniale Verwaltungskunst im wesentlichen nur von Seite der neuangeschlossenen Gebiete, vornehmlich in Siebenbürgen erhoben werden. Eine Broschüre des Jassyer Universitätsprofessors Giorge Pascu gewährt unter dem Titel „Autonomiea Moldovei" (Biblioteca Revistei Critice, Jassy 1932) überraschende Einblicke in die Gedankengänge einer moldauischen Autonomiebewegung, zu der einstmals Leute gehörten wie Jorga, Cuza, der bekannte Dichter Sadoveanu, der frühere Minister und Nationalbankgouverneur Manoilescu, um aus einem Kreise erfolgreicher Staatsmänner und Professoren nur die bekanntesten zu nennen. Besonders überraschend ist für uns Siebenbürger die Erbitterung, mit der der Autor der Broschüre über die „Tyrannei" der 4 Millionen Muntenier (eigentlich der Bukarester), über die 14 Millionen Moldauer und anderen Bewohner Rumäniens spricht. Die „Muntenier" seien schuld daran, daß die Moldau vom Staate vernachlässigt werde. Obgleich wir Siebenbürger nicht gerade die Muntenier anklagen, sondern eine bestimmte geistige Haltung, die fast jeden erfaßt, der zur Bukarester Krippe findet, ist die Geschichte der Moldauer Autonomiebewegung sehr aufschlußreich für die Spannungen, die innerhalb Rumäniens bestehen und noch immer auf den schöpferischen

Reformer warten. Pascu gibt wichtige Zitate. Ende 1918 bildete sich in Jassy eine Gesellschaft, die sich auf Vorschlag Jorgas und unter dessen Führung den Namen „Frăţiea Moldovei Unite" gab. Sie forderte eine Dezentralisation der Verwaltung nach den historischen Gebieten mit energischen Ausfällen gegen „das zentralisierende, oligarchische Regime", sie forderte munizipale Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Beamten durch Einführung der Unversetzlichkeit. Das damals an den König gerichtete Memorandum wurde 1919 durch ein Projekt ergänzt, das die Schaffung von drei Provinzen mit folgenden Hauptstädten verlangt: 1. Bukarest für Oltenien, Muntenien und Dobrudscha, 2. Jassy für Moldau, Beßarabien und Bukowina, 3. Klausenburg für Siebenbürgen; die Provinzen sollen Landtage mit Provinzbudgetrecht und Provinzministerien erhalten. Marschall Averescu verlangte am 23. Dezember 1918 ebenfalls die Autonomie der Gemeinden, Komitate und Provinzen. Die damals noch nicht mit der siebenbürgischen Nationalpartei vereinigte Bauernpartei nahm am 20. und 21. November 1921 solche Forderungen ins Parteiprogramm auf, wobei man nach Auslegungen Steres an 5 Provinzen dachte. Argetoianu wollte als Innerminister 1921 Regionen schaffen. Der Plan scheiterte, weil das Kabinett stürzte. Argetoianu setzte sich auch später für die Dezentralisation ein, indem er 1926 in einem Vortrag die unsinnigen, vor einigen Monaten immer wieder auch gegen Boila vorgebrachten Vorwürfe des Separatismus und der Staatsfeindschaft überzeugend entkräftete und mit den Worten abtat: „Das Wort Regionalismus wird täglich als gleichbedeutend mit dem Ausdrucke Separatismus gebraucht. Das ist nicht nur eine rumänische Spracheigenschaft, sondern eine Blödigkeit in allen Sprachen." Averescu führte seine Verwaltungsideen nicht durch, auch die Nationalzaranisten verrieten ihre Dezentralisationspläne an ein windschiefes Kompromiß in der Form der sattsam bekannten Regionaldirektorate. Als Jorga die Macht übernahm, erklärte er sich in Jassy neuerlich für die Errichtung einer Moldauischen Provinz aus der heutigen Moldau, Beßarabien und Bukowina. Die Taten seiner Regierung sind einen anderen Weg gegangen, für den auch Argetoianu zeichnet. Die Bukarester Luft ist anscheinend stärker als die Vorsätze, mit denen sich die Politiker den Weg zur Macht pflastern.

Eines lehrt die Broschüre Pascus und die darin mitgeteilten Tatsachen: die Organisationsfrage Rumäniens ist bloß vorläufig gelöst; die historischen und landschaftlichen Kräfte des Landes drängen nicht nur in Siebenbürgen auf einen synthetischen Ausgleich; dieser wird allein durch die Dezentralisation in einer oder der anderen Form gefunden werden können, wobei man in gleicherweise an die Politik wie an die Kultur denken muß.

Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Wie sah Goethe aus? Bei berühmten Männern, wie etwa Bismarck, Luther oder Beethoven, pflegt, sobald wir ihrer gedenken, jedesmal ein ganz bestimmtes Bild unwillkürlich in uns aufzutauchen — eine fest umrissene deutliche Vorstellung ihres Äußeren, wie es sich der Um- und Nachwelt ein für allemal unauslöschlich eingeprägt hat. Anders verhält es sich bei Goethe. Erinnern wir uns seiner, dann steigt eine Reihe von Bildern in uns auf, die ihn vom feurigen Jüngling mit dem gepuderten Haarzopf bis zum Greis, der olympische Würde ausstrahlt, zeigen —

also eine Galerie von Bildnissen, die untereinander bis zur Unkenntlichkeit verschieden sind. Verdanken wir diesen Reichtum verschiedenartigster Darstellungen nun allein den verschiedenen Begabungen und persönlichen Auffassungen der einzelnen Künstler, die den Dichter portraitierten? Gewiß nicht: Für die starke Verwandlungsfähigkeit, die ein Hauptwesenszug Goethes war und seine Erscheinung so häufig, ja oft von Stunde zu Stunde umgeprägt hat, gibt uns, wie wir aus dem soeben in neuer Auflage erscheinenden bekannten Goethe-Büchlein von Fritz Stahl (de Gruyter, Berlin) erfahren, Goethe selbst einen Kommentar: Bezeichnet er sich doch schon in einem Brief aus seiner Knabenzeit als ein „Camaeleon". Daß er diese Eigenschaft bis ins hohe Alter beibehalten hat, beweist die Schilderung eines Zeitgenossen, der dem fast Sechzigjährigen im Salon Johanna Schopenhauers begegnete: „Man hatte bald einen sanft-ruhigen, bald einen verdrießlich-abschreckenden (auch Kummer drückte sich bei ihm durch Verdrießlichkeit aus), bald einen sich absondernden schweigsamen, bald einen beredten, ja redseligen, bald einen episch-ruhigen, bald — wiewohl seltener — einen feurig-aufgeregten, begeisterten, bald einen ironisch-scherzenden, schalkhaft-neckenden, bald einen zornig-scheltenden, bald sogar einen übermütigen Goethe vor sich". Dr. H.

10. Band des „Großen Brockhaus". (Kat—Kz, 800 Seiten, in Ganzleinen M 23·40; bei Rückgabe eines alten Lexikons nach den festgesetzten Bedingungen M 21·50.)

Mit diesem Band, der trotz aller Nöte und Schwierigkeiten der Gegenwart pünktlich zum angesetzten Zeitpunkt erschienen ist, liegt die Hälfte des großen Werkes vor. Dies mag Veranlassung sein, einmal rückblickend zu betrachten, was bisher geleistet worden ist, um daran zu ermessen, was uns der „Große Brockhaus" nach seiner Vollendung bieten wird. Der Verlag hatte beim Erscheinen des ersten Bandes ein Werk versprochen, das ganz auf die Erfordernisse des Menschen von heute eingestellt ist. Wenn wir die stattliche Reihe der vorliegenden zehn Bände daraufhin durchsehen, müssen wir rückhaltlos eingestehen, daß er damit nicht zuviel versprochen hat. Die Vorzüge früherer Auflagen des Brockhaus — gewissenhafte objektive Berichterstattung über alle Gebiete und dauerhafte Ausstattung — sind heute in glücklichster Weise dadurch ergänzt worden, daß man sich bewußt auf die praktische Verwendbarkeit des Werkes im täglichen Leben eingestellt hat. Der „Große Brockhaus" ist ja nicht zur Belastung unseres Gehirnes mit ungeheurem Wissensstoff da — man soll ihn gewiß nicht auswendig lernen! —, sondern gerade zur Entlastung: der Deutsche von heute wird darin nachschlagen können, was ihm irgend von Nutzen sein kann. Sei es, daß er Tatsachen wissen will: den Erreger und die Bekämpfung einer Krankheit, das Leben eines Nobelpreisträgers, den Verlauf der Marneschlacht, einen ihm unbekannten Fachausdruck, die Aussprache eines Namens wie etwa Los Angeles, Grevenbroich, Kuklux-Klan. Oder daß er praktische Hilfe wünscht: bei Vergiftungen zum Beispiel werden nicht nur kurz und treffend Symptome und Gegenmittel angegeben, sondern auch Ratschläge für erste Hilfe. Durch Umrandung hervorgehoben, können wir sie auf den ersten Blick finden. Unsere Aufmerksamkeit sei auch den Kartenbeigaben geschenkt: das ganze Werk wird etwa 220 bunte Hauptkarten und Stadtpläne und zahllose Nebenkarten und Textkarten bringen, die einen vollständigen Weltatlas bilden. Ihre praktische Benutzbarkeit wird dadurch wesentlich erhöht, daß am Anfang der Artikel über Orte, Flüsse, Gebirge sowohl die Karte

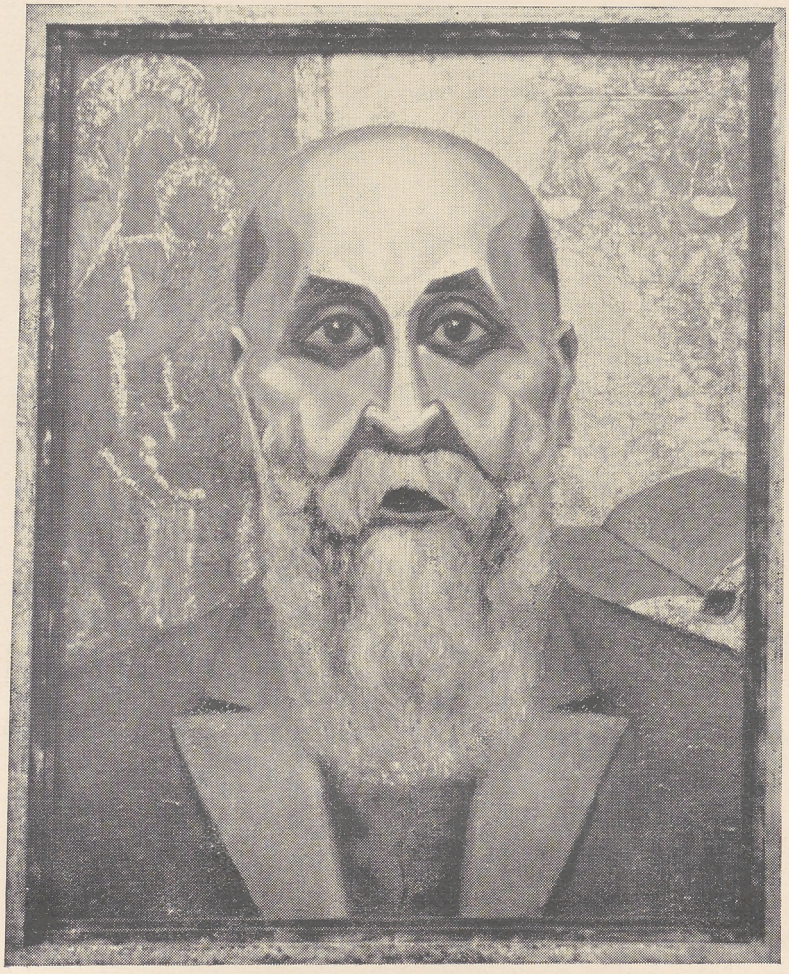
wie auch das Planquadrat angegeben sind, in dem der gewünschte Ort oder Fluß liegt: das findet man sonst in keinem anderen Lexikon — eine große Hilfe für den Leser! Aus all diesen Einzelheiten, die nur willkürlich herausgegriffen sind, ergibt sich das Gesamtbild eines Nachschlagewerks, das uns jeden Tag in tausenderlei Dingen beraten kann. Gewiß, die Zeiten sind schwer und der „Große Brockhaus" ist ein umfangreiches Werk, aber der Deutsche hat gerade in Notzeiten immer wieder bewiesen, daß es kulturelle Werte gibt, die er sich nicht nehmen läßt, sich nicht nehmen lassen darf. Zu diesen Werten rechnen wir den „Großen Brockhaus". Wenn sich auch die wenigsten alle bereits erschienenen Bände auf einmal werden anschaffen können, so kann das Werk ja auch bandweise nach und nach erworben werden.

August Gailit. Nippernaht und die Jahreszeiten. Roman. Propyläenverlag Berlin, 1931. — Der erste estnische Roman, der in eine Weltsprache übersetzt wurde. Es lohnt sich, ihn zu lesen. Der Autor, in seiner Heimat sehr geschätzt, steht unter dem starken Einfluß Hamsuns, wenn er auch dessen meisterhafte Komposition nicht beherrscht. Er schildert einen phantastischen Vaganten, der durch das gesunde Bauernvolk hinstromert und überall seine Teufeleien anrichtet, scharf hinter den Weibern und rein im Verzicht, eine sympathische und köstliche Figur. Köstlich auch die Vielfalt der Gestalten, derbe und eigenwillige Bauern und Mädchen. Das ganze Buch lebt aus einer Reihe von Episoden; es ist frisch und läßt von dem Verfasser noch manche reifere Frucht erwarten. Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Der Inhalt dieses Heftes gliedert sich in drei Teile. Der erste ist dem Andenken Goethes gewidmet. Wir veröffentlichen aus seinen Werken einige Abschnitte, die teilweise weniger bekannt sein dürften. Der zweite greift ein Thema — die Frauenfrage — das uns schon früher oft beschäftigte, auf. Die Berliner Verfasserin des Berichtes über die deutsche Frauenbewegung der Gegenwart hat, wie sie uns schrieb, absichtlich den Schwerpunkt ihrer Ausführungen auf die wirtschaftliche Seite des Problems gelegt, denn „über Frau und Mutter im engeren Sinne etwas zu sagen, fühle" sie sich als Kinderlose nicht berufen. Wir wissen, daß besonders die Ausführungen Erwin Reisners auf Widerspruch stoßen werden, wenngleich sie in die Tiefe des Problems sehr scharf hineinleuchten. Wir beabsichtigen, Gegenäußerungen nach einiger Zeit gesammelt, zugleich mit den Antworten der angegriffenen Autoren, zu veröffentlichen. Der dritte Teil unseres Heftes führt die Aussprache über die notwendige organisatorische Reform unseres Volkes und seine politische Erneuerung weiter. Der Aufsatz von H. Zillich beschäftigt sich mit unserer Einstellung zum Staate — im Anschluß an ein Hermannstädter Preisausschreiben, das diesem Thema diente, während der Artikel von Alfred Pomarius der erste einer Reihe ist, die der Verfasser über verschiedene, unsere Öffentlichkeit beschäftigende Probleme vorbereitet. Der nächste Aufsatz wird sich mit dem Nationalsozialismus und unserer Stellungnahme dazu befassen.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Joan Ratiustraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Hermann Konnerth, Portrait Nikolaus Jorga

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
9. JAHR APRIL 1932 HEFT 4

Kritik des Herzens

Von Wilhelm Busch (geb. 15. April 1832)

Wenn mir mal ein Malheur passiert,
Ich weiß, so bist du sehr gerührt,
Du denkst, es wäre doch fatal,
Passierte dir das auch einmal.
Doch weil das böse Schmerzensding
Zum Glück an dir vorüber ging,
So ist die Sache anderseits
Für dich nicht ohne allen Reiz.
Du merkst, daß die Bedaurerei
So eine Art von Wonne sei.

Die Liebe war nicht geringe.
Sie wurden ordentlich blaß;
Sie sagten sich tausend Dinge
Und wußten noch immer was.

Sie mußten sich lange quälen,
Doch schließlich kam's dazu,
Daß sie sich konnten vermählen.
Jetzt haben die Seelen Ruh.

Bei eines Strumpfes Bereitung
Sitzt sie im Morgenhabit;
Er liest in der Kölnischen Zeitung
Und teilt ihr das Nötige mit.

Früher, da ich unerfahren
Und bescheidner war als heute,
Hatten meine höchste Achtung
Andre Leute.

Später traf ich auf der Weide
Außer mir noch mehre Kälber,
Und nun schätz ich, sozusagen,
Erst mich selber.

Wilhelm Busch und wir

Von Ernst Jekelius

Wenn wir die erfrischende Tat, die das Werk des Zeichners und Versemachers Wilhelm Busch darstellt, verstehen wollen, müssen wir uns in die etwas stickige Atmosphäre des liberalen Bürgertums versetzen. In eine Zeit, da Muckertum und Sittlichkeitsschnüffelei sich dem Spießertum verbanden und es shoking war, von natürlichen Dingen offen zu sprechen. Das Gesellschaftsspiel öffentlich zu leugnen, daß es unter dem Nabel auch noch Dinge gebe, gibt der ganzen Zeit diese Verlogenheit nach außen und diese Überhitztheit nach innen. Diese reichlich sentimentale und gekünstelte Pose, die sich ein in Auflösung begriffenes Bürgertum zu guter Letzt noch gibt, ist genügend gekennzeichnet durch die mit Fischbein gepanzerte Dame mit dem großen Federhut, durch den Ehrenkodex und durch den Trompeter von Säckingen. Vor allem aber durch den Schmachter: „Nun leb denn wohl, es wär zu schön gewesen, nun leb denn wohl, es hat nicht sollen sein", worauf unsere Zeit schnoddrig antwortet: „Wer wird denn weinen, wenn man auseinandergeht, wenn an der nächsten Ecke schon ein andrer steht". Kurz und gut in eine Zeit, die malerisch durch das Makartbukett, geistig durch die sentimentale Butzenscheibenromantik Viktor Scheffels, die gekünstelte Problematik Spielhagens und die überwucherte Lyrik Miroca Schaffis genügend gekennzeichnet ist. In diese muffige Welt brach der Kampf der freien Geister ein; ein gesunder Platzregen verjagte die dumpfe Schwüle. Zu den Kämpfern, die einer gesunden Natürlichkeit gegen diese Welt der Altrappen das Wort redeten, gehörte neben Wilhelm Raabe, dem Freund des bescheidenen und wahrhaft menschlichen kleinen Mannes, und Jeremias Gotthelf, dem Entdecker eines kerngesunden und urwüchsigen Bauerntums, mit polterndem Lachen auch der Humorist Wilhelm Busch, der unsere Vorfahren über Pfeife, Schlafrock und Nachttopf, die geheiligten Penaten dieser Zeit, das Lachen lehrte.

Am 15. April 1832 wurde Wilhelm Busch in dem altfränkischen Wiedensahl, einem lieblich im Tal sich ausbreitenden Weiler mit freundlich unter heimeligen Strohdächern hervorguckenden Bauernhäusern mit Teich und Mühle, dem, einem Bauerngeschlechte entstammenden Krämer Busch als Ältester von sieben Kindern geboren. Wiedensahl liegt in einer Ebene, wie sie Busch „mit ihrem hohem Himmel, ihren herr-

lichen Sonnenuntergängen, ihrer duftigen Ferne, ihrer weiten Fläche, auf der alle Gegenstände groß und bedeutungsvoll erscheinen, Kirchtürme, Windmühlen, Ortschaften, Bäume, Menschen und Tiere," sein Lebenlang vor allem liebte. Von seinem Onkel, dem frommen Pastor und gemütvollen Bienenzüchter Kleine auf dessen Dorfpfarre erzogen, entwickelte sich in dem Knaben frühe eine warme Liebe zur Natur, die sich mit einer scharfen Beobachtungsgabe für das Leben und Treiben der Menschen paarte. Nach kurzem Aufenthalt auf dem Polytechnikum in Hannover zieht der ernste und zurückhaltende Jüngling, dessen kurze, sarkastische Bemerkungen auffallen, zum Schrecken des nüchternen Vaters, zum Schmerz der frommen Mutter nach Düsseldorf, um Maler zu werden. Nach fleißiger Arbeit im Antikensaal dort ziehen ihn die Freunde nach Antwerpen, wo er zum ersten Male in seinem Leben die Werke alter Meister sieht: Rubens, Brouwer, Tenniers, später Frans Hals. „Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung, die nicht patzt und kratzt und schabt, diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, welche nichts zu vertuschen braucht, dabei der stoffliche Reiz eines schimmernden Juwels haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen", gesteht er. „Und gern verzeih ichs ihnen, daß sie mich zu sehr geduckt haben, als daß ich's je recht gewagt hätte, mein Brot mit Malen zu verdienen, wie manch andrer auch. Die Versuche freilich sind nicht ausgeblieben, denn geschafft muß werden, und selbst der Taschendieb geht täglich auf Arbeit aus." Dies Geducktsein hat Busch auch trotz aller immer wieder mit Feuer und Unrast einsetzender Malversuche zum Karikaturenzeichner und nicht zum Maler werden lassen. Auf einem durch Krankheit erzwungenen anderthalbjährigen Aufenthalt im Elternhause vertieft sich der Zweiundzwanzigjährige liebevoll in das Leben seiner Landsleute, sammelt Märchen, Bauernsprüche und Volkslieder und füllt sein Skizzenbuch mit bäuerlichen Gestalten und ländlichen Bildern. In München, wo Busch bald darauf fünfzehn Jahre hindurch das übermütige Leben eines wahren Bohems führt, worüber uns die 10 charakteristischen Lieder eines Lumpen Bescheid geben, findet er doch zwischen dem tollen, weinseligen Treiben des Künstlervölkchens „Neumünchen", dessen Karikaturenmappe er mit köstlichen Zeichnungen bereichert, in der Kneipe zum Lettenbauer und fruchtbaren Fußwanderungen in die schöne Umgebung Zeit zum ernsten Studium der Anatomie und lebhafter Mitarbeit an den „Fliegenden Blättern" und den „Münchner Bilder-

bogen". Hier entstanden seine ersten Bücher: der tolle Ulk, der heilige Antonius von Padua und die übermütige Bubengeschichte Max und Moritz. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Frankfurt, der durch Reisen unterbrochen, die Entdeckung Schopenhauers und lebhaften Verkehr in Künstlerkreisen bringt, übersiedelt der Vierzigjährige in seine Heimat nach Wiedensahl, wo er zu seiner Schwester, der Pastorin, in das Pfarrhaus zieht. In Wiedensahl, „dem klimperkleinen Plätzchen vom großen Weltall abgesondert, gemütlich erwärmt und feierlich beleuchtet", wo er von da ab fast zwei Jahrzehnte hindurch hauste, wurde Busch zum Einsiedler. „Wer einsam ist, der hat es gut, weil niemand da, der ihm was tut." Anfangs wurde der Aufenthalt noch durch Reisen nach München, in das geliebte Holland, nach Italien, durch Besuch bei den alten Freunden, wie Lenbach und Gedon, unterbrochen. Bald vergrub er sich ganz in seinem Dachsloch, das er sich bei seiner Schwester nach dem Tode seines Schwagers durch behagliche Herrichtung des wohnlicher Pfarrerwitwenhauses schuf. Hier lebte er nun zwischen morgendlicher Lektüre in Goethe und Shakespeare, Kant und Brehm, Chervantes und Luther und abendlichem Spaziergang in den nahen Wald, liebevoller Gartenarbeit und gelegentlichem Besuch in der Bauernschenke so stille vor sich hin. Hier schuf er sein aus Tausenden von Zeichnungen, und Hunderten von Bildern bestehendes Werk. Fast alles, was wir ihm verdanken, ist in der Einsiedelei in Wiedensahl entstanden. Die letzten zehn Jahre verbrachte er mit seiner Schwester in abgeklärter Stille bei einem ihrer drei Söhne, die er hatte erziehen lassen, auf dem Pfarrhof in Mechtshausen am Harz. Bei seinen Rosen im schönen Garten, bei seinen Büchern im Lehnstuhl am gemütlich kullernden Kamin, während Kinder zu seinen Füßen spielten. Am 9. Januar 1908 entschlief der 86-jährige still und leicht.

Wilhelm Buschs, des stattlichen, fülligen Mannes, eigenwilligen Schädel mit der mächtigen Stirne, von der das spröde Lockenhaar zurückweicht, mit der kühnen Adlernase und dem üppigen Mund zwischen dem buschigen Bart und dem mächtigen Schnurbart, beherrschen die von Herzensgüte und Schelmerei strahlenden Augen.

Hinter einer rauhen Schale, hinter oft bissigen Sarkasmen, hinter einer manchmal bäuerischen Grobheit verbarg sich bei ihm ein liebendes Herz. Mit der Stille und Schweigsamkeit abgeklärter Weisheit und einem feurigen Herzen schritt er durch das Leben, unduldsam gegen

jeden Zwang, der Freiheit und Unabhängigkeit so völlig ergeben, daß er mit den Mächtigen und Großen gar nichts zu tun haben wollte, während er am Leben der Kleinen warmen Anteil nahm. Der Natur innig verbunden, beobachtete er ständig mit Liebe „den Himmel mit Wolken, Luft und Winden, alles Keimen und Wachsen vom ersten Unkraut an, das im frühen Frühjahr sich stark und keck ans Licht wagte, bis zum letzten Blatt, das spät im Herbst frosterstarrt und müde vom Baume fiel, das Hühnervolk auf dem Hofe, die Meise und Stare im Garten, denen er Nistkästen hinhängen ließ und dadurch Brutplätze verschaffte, und die andern Vögel, die er alle kannte, deren Nester in Busch und Hecke er wußte, an deren Ergehen in Lust und Leid er lebhaften Anteil nahm."

Gewöhnlich von ernster Freundlichkeit konnte er sich im vertrauten Kreis bei einer Flasche Wein und guten Scherzen zu ausgelassenem Übermut steigern, konnte er aber auch für Tage in unnahbare Schweigsamkeit versinken. Obwohl ihm die Bitterheiten des Lebens mit ihrer ganzen Problematik bekannt waren, bejahte er es. „Enthaltsamkeit ist das Vergnügen an Sachen, welche wir nicht kriegen" stellt er weise fest.

Mit seinem aus vornehmer Gesinnung geborenen Abscheu gegen alles Tägliche und Gemeine, verband er doch eine milde und weitherzige Beurteilung der Menschen, die von der Macht des Bösen beherrscht, Böses tun und nicht davon loskommen können, verdienten sie doch seiner Meinung mehr Mitleid, als Verdammnis. „Wer kann denn aus seiner eigenen Haut. Jeder bedarf der Gnade und wird sie empfangen" pflegte er zu sagen. „Ich selber habe den Hahnenruf des Verrates oft gehört, wenn ich in der Fremde vom nächtlichen Gelage kam; er rief mir dann ein ländliches, wohlbekanntes Haus vor die Seele, das Haus meiner Eltern." Wenn wir diese aus dem Innersten quellenden Bekenntnisse recht betrachten, so werden wir in ihnen die Grundelemente des Christentums erkennen, das allem Moralismus und jeder ideologischen Selbsterlösungsbemühung fremd, seine Kraft aus der Erkenntnis der Unzulänglichkeit dieses Daseins und der Sündhaftigkeit der Welt als unumstößliche Realität schöpft. Es wird uns daher nicht Wunders nehmen, wenn wir erfahren, daß Wilhelm Busch, dem aller kirchlicher Bigottismus ebenso in tiefster Seele verhaßt war, wie das platte Freidenkertum, wie seine bedeutenden Zeitgenossen Wilhelm Raabe und Jeremias Gotthelf in aller Stille ein wahrer Christ war, der ein schlichtes, kindliches Vertrauen zu dem Vater im Himmel hatte,

der von Herzen fühlte, daß er nichts taugte und an die Unsterblichkeit der Seele glaubte und den das Gesangbuch aus der Kindheit und das Neue Testament durch das Leben begleiteten, was dem alten Knaben nichts schaden konnte, wie er einmal scherzhaft sagte.

Sein Humor ist deshalb unwiderstehlich, weil er aus der Tiefe einer ernsten Weltanschauung quillt. „In meisterhaft hingeworfenen Skizzen und Bildern eines wundervollen Spiels der Phantasie, mit feiner Satire und köstlichem Humor, wird das tolle Menschengewimmel uns vorgeführt, hoch und niedrig, reich und arm, unentwirrbar verstrickt in Irren und Sünde und Schuld." Das, was man gemeinhin Wirklichkeit nennt, war ihm nicht das Wesenhafte, sondern nur das bunte Spiel des Scheins der Dinge. „Man ist ein Mensch und freut sich gerne an den kleinen Verdrießlichkeiten und Dummheiten anderer Leute. Selbst über sich selber kann man mitunter lachen und das ist ein Extrapläsier, denn dann kommt man sich sogar noch klüger vor, als man selbst", sagt er mit einem Lächeln über die Unzulänglichkeiten des Menschen.

In aller Stille schuf der Einsiedler von Wiedensahl aus reiner Freude am Schaffen „zum Selbstpläsier", wie er sagte, während die Welt um ihn versank, sein Werk. Unzählige Zeichnungen entstanden so von dem Künstler, vor seinen Nächsten und vor der Welt durch ein Geheimnis verborgen, wobei er die Bilderbücher, wenn sie nach vielen Vorarbeiten fertig waren, von sich stieß, wie eine Schlange die Hülle, die sich gehäutet hat, die Bilder aber bei sich verborgen hielt bis zu seinem Tode. Sein Werk wurde aus Schauen, wobei ihm eine fabelhafte Beobachtungsgabe half, und Gestalten, bei dem es ihm darauf ankam, mit einfachsten Mitteln das Wesentliche eigenartig zu sagen, geboren.

„Genau studiert Busch die Anatomie des Menschen; ihn interessiert jede Bewegung des Körpers, jedes Mienenspiel, auch das der Hose; alles Getier, sei's Affe, Hund, Katze, Maus, Hahn, Schwalbe, betrachtet er und hält es charakteristisch fest in allen möglichen und unmöglichen Stellungen, stückweise oder im Ganzen." Tausende von Zeichnungen entstehen, bis er die letzte Fassung seiner Bilderfolgen aus der Hand gibt".

Von seinen Holzschnitten sagt er: „Wer sie freundlich in die Hand nimmt, etwa wie Spielwaren, wird vielleicht finden, daß sie trotz bummelichten Aussehens, doch teilweise im Leben geglüht, mit Fleiß gehämmert und nicht unzweckmäßig zusammengesetzt sind."

Aus solcher Arbeit entstehen dann seine Bilderbücher in Schwarz

und Weiß, die in Millionen von Exemplaren und in allen Sprachen auf der Welt verbreitet sind: 1872 „Hans Huckebein, der Unglücksraabe", „Kunterbunt", „Die kühne Müllerstochter", „Die fromme Helene", 1874 „Bilder zur Jobsiade", 1876 „Dideldum" und „Pater Filuzius", 1876 „Abenteuer eines Junggesellen" und „Der Geburtstag", 1877 „Herr und Frau Knopp" und „Julchen", 1878 „Die Haarbeutel", 1879 „Fipps der Affe", 1881 „Der Fuchs", „Die Drachen" und „Balduin Bählmann", 1882 „Plisch und Plumm" und „Geschichten für Neffen und Nichten", 1884 „Maler Kleckfel". „In diesen Werken schuf Busch", schreibt der Pariser Kunstkritiker Arsene Alexandre „mit einem bizarren, auf die Hauptsache gehenden, aber stets unübertrefflich exakten Strich unvergeßliche Typen, wahre und gleichzeitig drollige Bewegungen von außerordentlicher Richtigkeit". Buschs große Kunst ist es, mit so wenigen Strichen so viel zu sagen.

Obwohl die den Bildern beigegebenen Verse nur als Kommentar gedacht sind, danken wir ihm auch für sie, denn wer hätte seine Zeichnungen charakteristischer deuten können, als er selbst. Diese Verse, die oft mit leichter Treffsicherheit eine Weisheit aussprechen (wie die „Das Gute, dieser Satz steht fest, ist stets das Böse, was man läßt", lassen es sich gar nicht anmerken, wie sauber sie gearbeitet und sorgfältig sie gefeilt sind. Er betrieb dazu gründliche Sprachstudien und schreibt „Was herzig, lieb und drollig ist in einer Sprache, das kann man nur empfinden und begreifen, wenn man's mit Nachbars Hänschen im Korn und mit Nachbars Grethe über den Zaun gesprochen hat".

„Ein brauner Krug mit einem Glanzlicht drauf ist mir bereits eine Idee", bekennt Busch einmal. „Geht denn so ein Ding durch ein originelles Menschenhirn und eine geschickte Hand, so wird, der Teufel weiß, ein Bild daraus. Ich habe bei Tenniers und Brouwer unglaublich geistige Töpfe gesehen." Er malte zeitweilig mit einer solchen Leidenschaft, daß sich die Bilder in den Zimmern so sehr anhäuften, daß sie oft halbdutzendweise zusammen klebten. Von Zeit zu Zeit hielt er dann Gericht über seine Gemälde und verbrannte das Meiste wieder im Garten. Was, zumeist gegen seinen Willen, von seinen Bildern erhalten wurde, sind oft „mit Pinsel und Farbe spielend leicht hingeworfene Improvisationen von prachtvoll geschlossener Wirkung". Erst Jahre nach seinem Tode, als die Gallerie Heinemann in München seinen malerischen Nachlaß in einer Ausstellung vereinigte, wurde Busch als Maler endeckt und gewürdigt.

Die Unrast unserer Zeit stolpert vielfach über die naive Art von Buschs behäbigem Humor hinweg und wendet sich seinen in einer härteren Schule geprüften, sarkastischeren Nachfolgern, einem Joachim Ringelnatz, einem Christian Morgenstern, einem Erich Kästner zu. Die behagliche Geruhsamkeit, die stille Lebensfreude, der breite Humor jener Zeit unserer Großväter, die uns die Brust weit machen, wenn wir an sie denken, ist vorüber. Wenn auch in jener Zeit der lange, schalkhafte Zeigefinger, der die natürlichen Triebe im Menschen verborgen hielt, zu einem sauern Moralismus führen mußte, den wir heute nicht mehr ertragen könnten, so war es doch eine Zeit, die noch reicher an Kräften des Gemütes war. Sie konnte bei diesem Manne zu dem befreienden, offenen Lachen über die verspießerte Enge ihres Lebens finden. Wenn wir kichern, so ist es Galgenhumor und es wird einem ein wenig enge um den Hals, denn unser Lachen ist viel schadenfroher, boshafter und gemeiner geworden. Wir sind mit unserer Freiheit ganz verteufelt in die Enge geraten.

Um so wohler tut es uns gelegentlich in der Kinderstube, also in rein menschlichen Bezirken, wo Busch noch immer der beste Onkel ist, uns mit einem tiefen Atemzug in solchem Humor des Gemütes zu baden.

Wilhelm Busch zum Gedächtnis

Von Gustav Schuster

Einszweidrei im Sausesschritt
Läuft die Zeit: wir laufen mit.

Der Mensch, in Zeiten so wie diesen,
Voll Wirtschaftsnot und Wirschaftskrisen,
Und folglich ach! so arm an Dingen,
Die Freude und Erhebung bringen,
Ist trotz- und alledem beflissen,
Gelegentlich sich nach Genüssen
Für Herz und Seele umzuschaun,
Um sich an ihnen zu erbaun.
Er sucht und spricht mit weisen Mienen:
„Was könnt dem Zweck wohl füglich dienen?“
Und er versenkt sich auf die Gründe
Des tiefsten seiner Hirngewinde

Und sucht von dort Erinnrungsbrocken
Zu jener Schwelle still zu locken,
Die Unter- und Bewußtsein trennt
Und die man selber wenig kennt.
Und wenn er so, sich selbst entfernt,
Hervorlockt, was er einst gelernt,
So wird dabei vielleicht ihm klar,
Daß heuer ein besonders Jahr.
Zum ersten: weils, trotz aller Nöten,
Uns Anlaß bietet, Wolfgang Goethen
Zu feiern hoch in Wort und Zeile;
Zum zweiten: weils in aller Eile
Des flüchtigen Vorüberhuschens
Uns stille mahnt: „Gedenkt auch Buschens!"
Denn jener ist vor hundert Jahren
Zur Ewigkeit Walhalls gefahren,
Und dieser ist zur selben Zeit
Geschlüpft in diese Zeitlichkeit,
Was der gemeine Mensch zumeist
Tod und Geburt prosaisch heißt.
Da anfangs nun und auch im Weitern
Die Rede war vom Sich-Erheitern
Mög Herr von Goethe sich nicht kränken,
Wenn heute wir an Busch bloß denken,
Denn er, wenn auch nicht der Gescheitre,
Ist doch der ausgesprochen Heitre.
Und siehe da! Schon sind die miesen
Und trüben Zeiten samt den Krisen
Vergessen und versenkt gar schnelle
Bis unter die bewußte Schwelle,
Von der wir vorhin sprachen, und
Ein Lächeln legt sich auf den Mund.
Denn vor dem geist'gen Auge halten
In langem Zuge die Gestalten,
Die uns der Meister, liebenswert,
In Wort und Bildnis froh beschert.
Voran Tobias Knopp, der biedre,
Zwar an Gestalt ein bißchen niedre,

Doch an Gemüt auf höchster Höh
Mit seiner guten Dorothee;
Auch Julchen und ihr Försterfritze,
Frau Demuth mit der langen Spritze,
Die fromme Lene, die nie wollte,
Was schicklich, mit dem Onkel Nolte,
Der Vetter Franz, der mit Gelüste
Sie in den Schnabelbohnen küßte,
Die Mutter Fittig und der Vater,
Filuzius, der schwarze Pater,
Angelika, gar gütiglich,
Der höchst fatale Kaspar Schlich,
Der Rektor Debisch, Meister Fibel,
Herr Mücke und der Bullerstiebel,
Der pfiffig-dumme Krischan Stinkel
Mit dem bewußten Augenwinkel,
Der Mister Pief, die Mutter Köhm,
Baldwin Bählamm samt Poem,
Der Maler Kleckſel mit Palette,
Schön Suschen auch, die dicke, nette,
Zum Schluß, jedoch nicht just bescheiden,
Der Max und Moritz, diese beiden,
Voll Tück und Hinterlist auf jeden,
Zusammen mit den Quadrupeden,
Dem Affen Fipps und drum herum
Den beiden Hunden Plisch und Plum.
Und freundlich strahlt ein mildes Lichte
Aus einem jeglichen Gesichte,
Denn Knopp spricht jetzt mit Sprachbemeistrung,
Gerührt von innerer Begeistrung,
In wenig Worten — nämlich vieren —:
„Geliebter Busch, wir gratulieren!“
Und alles stimmt begeistert ein
Mit Hoch- und Heil- und Hurraschrein,
Die Quadrupeden, die ergänzen
Die Lust durch Wackeln mit den Schwänzen,
Dann ist auf einmal wieder Ruh,
Denn ratsch! man zog den Vorhang zu.

Verschwunden plötzlich sind die alten
Vertrauten, fröhlichen Gestalten,
Der Mensch erwacht, das Leben hat ihn,
Und zwar in Form von seiner Gattin,
Die zärtlich: „Mein Geliebter", haucht,
Weil sie ein bißchen Kleingeld braucht.
Und er, um dieses zu erhaschen,
Fährt raschen Griffs in seine Taschen,
Doch vorn wie gleicherweis auch hinten
Ist nichts als Wirtschaftsnot zu finden,
Die weit und breit sich geltend macht.
Jedoch er flucht nicht sondern lacht,
Und spricht vergnüglich: „Hör, Elise,
Heut pfeife ich auf Welt und Krise,
Denn Wilhelm Busch, hast dus gewußt?,
Ist heute hundert Jahre just!
Komm, Schatz, auch wir wollen zu zweien
Ein Feierstündchen heut ihm weihen.
Du spielst auf deinem Klavizymbel,
Daß alle Englein in dem Himmbel
Aus vollem Halse ins Tedeum
Einstimmen zu dem Jubiläum,
Ich blas auf der Posaune Tusch!
Auch unsern Dank, geliebter Busch!"

Zur Philosophie des Nationalsozialismus

Rasse — Volkstum — Judentum

Von Alfred Pomarius

Der Nationalsozialismus ist seinem eigenen Bekenntnis nach nicht eine politische Partei im herkömmlichen liberalen Sinne, sondern eine Volkserneuerungsbewegung. Sein ganzes Tun und Lassen ist also letzten Endes nicht von politischen Macht- und Nützlichkeitserwägungen bestimmt, sondern von weltanschaulichen Ideen. Deshalb gibt es eine Philosophie des Nationalsozialismus als eine Besinnung auf die Ideen, die ihm als geistige Triebfedern zu Grunde liegen. Wenn im Nachfolgenden eine solche Besinnung versucht werden soll, so entspringt

sie zunächst einem persönlichen Bedürfnis nach Auseinandersetzung, wie es der geistige Mensch den schöpferisch auf den Plan tretenden Zeitmächten gegenüber empfindet. Dann aber auch der Überzeugung von einer Verpflichtung des Auslanddeutschtums als solchen, deutsche Volksbewegungen vom Range des Nationalsozialismus mit dem Einsatz des letzten geistigen Ernstes zur Kenntnis zu nehmen, ja zu ihrer ideellen Läuterung beizutragen. Ich glaube, daß uns Auslanddeutschen diese Verpflichtung erwächst vermöge des besonderen Ortes, den wir innerhalb der gesamtdeutschen Volksgemeinschaft einnehmen. Es ist dies ein Ort, der schicksalsmäßig jenseits der binnendeutschen politischen Kämpfe liegt. Da aber der Abstand von den Unwesentlichkeiten der Tageskämpfe empfänglich macht für die Wesentlichkeiten der ideellen Triebkräfte, so verwirklicht sich gerade in der Bezeugung solcher Empfänglichkeit die Sonderform der deutschen Sendung, die uns ideell aufgetragen ist.

Daneben aber sind solche geistige Besinnungen auch notwendig für die praktische Gestaltung unseres völkischen Sonderlebens. Denn das grundsätzliche Eingeschlossensein in den Ideenkreis aller deutscher Volksbewegungen bewirkt, daß wir mit ihnen innerlich mitverändert werden. Über diese Veränderungen aber müssen wir in der Lage sein, uns Rechenschaft ablegen zu können und ihre Auswirkung in unserem engeren Lebensraum und seiner Umwelt abschätzen zu können.

Das große geschichtliche Thema des Nationalsozialismus ist die Erneuerung des deutschen Volkstums und des deutschen völkischen Staates. Aufgabe einer philosophischen Betrachtung ist es, die bei der dramatischen Gestaltung dieses Themas auf den Plan gerufenen letzten Prinzipien des allgemein-menschlichen und völkischen Daseins aufzudecken und ihre Rollenverteilung festzustellen. Einer solchen Absicht erscheinen die herrschenden staatlichen und gesellschaftlichen Zeitmächte Deutschlands, wie Sozialdemokratie, Liberalismus, Parlamentarismus, Kapitalismus usw., denen der praktische Kampf des Nationalsozialismus gilt, in einem ganz bestimmten Sinne nur als Oberflächenerscheinungen, als Symbole und Äußerungen eines umfassenden, ihnen gemeinsam zu Grunde liegenden Prinzips, das in ihnen seine vielfältige geschichtliche Gestalt gefunden hat. Erst wenn dies Ursprungsprinzip erkannt ist, ist in einem philosophischen Sinne der Gegner des Nationalsozialismus festgestellt. Dieses Prinzip aber ist der Intellekt. Von seiner revolutionären Seite aus gesehen, stellt sich der

Nationalsozialismus letzten Endes dar als der Versuch eines Aufstandes gegen den Intellekt.

Ebenso ist auch all das, was der Nationalsozialismus an positiv praktischen Erneuerungszielen in rassischer, staatlicher, sozialer, wirtschaftlicher Hinsicht auf seine Fahnen geschrieben hat, von einer einzigen tragenden Grundidee innerlich beherrscht. Diese Idee ist die der Aufrichtung einer seelisch verankerten Herrschaft des Geistes. Darüber, daß der weltanschauliche Kampf des Nationalsozialismus ein solcher für den Geist im weitesten Sinne ist, herrscht innerhalb der nationalsozialistischen Lehre nicht eine restlose Klarheit. Viele Äußerungen des nationalsozialistischen Schrifttums lassen das Verhältnis so erscheinen, als ob es sich um einen Kampf für die Seele und gegen den Geist handele. Daß dies ein grundsätzlicher Irrtum ist, zeigt schon die Besinnung auf die unleugbare Männlichkeit der nationalsozialistischen Bewegung. Geist und Seele aber stehen in dem Verhältnis zueinander, daß Geist das männliche, Seele aber das weibliche Prinzip ist. Daher vollzieht sich der weltanschauliche Kampf des Nationalsozialismus immer zu Gunsten des Geistes, gerade in entscheidenden Punkten aber allerdings auch zu Ehren der Seele, und das, weil er für die Seele kämpft, um sie wirbt, wie der Mann um das Weib kämpft und wirbt. Sie ist das „Ewig-Weibliche", das ihn „hinanzieht", das Andere, das Rätsel, das Wunschbild, vor dem sich die eigene Kraft in Liebe beugt.

Intellekt, Seele, Geist sind also die drei allgemein menschlichen Prinzipien, von denen eine Deutung des Nationalsozialismus als weltanschaulicher Kampf- und Erneuerungsbewegung auszugehen hat. Über sie wird daher noch kurz einiges Grundsätzliche, ihr Wesen betreffend, vorausgeschickt werden müssen. Wenn das Verhältnis von Geist und Seele soeben unter der Analogie des Männlichen und Weiblichen gefaßt wurde, so ist hiezu anzumerken, daß solche Analogien selbstverständlich nicht zu weit getrieben werden dürfen, um nicht ihren Sinn zu verlieren. Aber gerade diese Analogie trifft in den metaphysischen Kern der Dinge und erhellt, entsprechend abgewandelt, mit einer unübertrefflichen Anschaulichkeit Beziehungen, die kaum anders als im Bilde einfach darstellbar sind. Daß sie Vergleichsbilder sind, soll allerdings niemals vergessen werden. So darf dies Bild nicht etwa dazu verführen, grob mechanisch anzunehmen, daß Geist und Seele nach Geschlechtern auf die Menschen verteilt seien. Geist und Seele

sind vielmehr polare Prinzipien im Menschen, die einander fordern und erst in ihrem Zusammenwirken ein Vollmenschentum ergeben. Aber allerdings wird jeweils die Führung bei dem einen der beiden Prinzipien sein, woraus sich ein geistiger oder seelischer Hauptcharakter ergibt. Sie können sich bei reinem Zusammenklang im Sinne kosmischer Totalität ergänzen, aber sie können sich auch gegenseitig aufreiben, ähnlich wie Mann und Weib in der Ehe. Langatmige Ableitungen hier noch zu geben, würde zu weit führen. Es genügt im Hinblick auf das nähere Wesen von Geist und Seele daran zu erinnern, daß das hervorstehendste Merkmal des Seelischen, der unbewußte Instinkt, das Nachtwandlerische des organischen Gattungsdaseins, dasjenige des Geistes, der bewußte Wille, die Wachheit des Ichseins ist. Der Intellekt — und es ist sehr wichtig dies festzuhalten — ist ein Ableger des Geistes selbst. Und zwar verhält er sich zur Vollform des Menschengeistes etwa wie der Reflex zur Seele. Wie diese veräußerlichte Seele ist, der gewissermaßen das Gefühl abhanden gekommen ist, so ist der Intellekt veräußerlichter Geist, dem die schöpferische Idee „abhanden" gekommen ist. Er ist der kleinlich und hochmütig gewordene Geist, der sich auf die Kirchenturmspitze des Ichseins zurückgezogen hat, und hier, umgeben von einem leeren Luftraum den Zusammenhang mit der Seele verloren hat. Der Kampf des Geistes gegen den Intellekt ist also im Grunde ein Kampf des Geistes gegen sich selbst. Es ist klar, daß ein solcher Kampf außerordentlich schwer zu führen ist, weil hier die Grenzen naturgemäß ineinanderfließen und die Fronten oft nicht klar auseinandertreten. Es ist wie in einem Nachtgefecht, wo immer wieder der Fall eintritt, daß die Gegner einander nicht mehr sehen und einer die Sache des Anderen vertritt, indem er gegen die eigenen Leute kämpft. Zum Intellekt sich zu veräußerlichen, ist eine Gefahr, der der Geist immer wieder erliegt, und wo dies in einem Weltanschauungskampf, wie ihn der Nationalsozialismus auf sich genommen hat, eintritt, dort bedeutet es die Selbsthaufhebung, das Sinnloswerden dieses Kampfes. Es wird eine besondere Aufgabe dieser Betrachtung sein müssen, gerade auch diese Grenzlagen aufzuzeigen, in denen der Nationalsozialismus in die Gefahr des Verrates an seinem eigenen Geist kommt.

Der polare Gegensatz von Geist und Seele zieht sich durch alle Stufen des menschlichen Seins, angefangen vom Einzeldasein über das Familiendasein und Volkdasein bis zum Menschheitsein. Von all

diesen Stufen beansprucht die größte Aufmerksamkeit bei einer Deutung der nationalsozialistischen Weltanschauung die Stufe des Volkseins, weil ihr ganzes Denken, Sorgen und Trachten um diese Stufe kreist. Dabei ergibt sich, daß als die geistige Seite des völkischen Daseins das zu betrachten ist, was man Volkstum, als seine seelische Seite aber das, was man Rasse nennt. Und nun folgt daraus entsprechend der oben gegebenen allgemeinen Darstellung mit restloser innerer Folgerichtigkeit jene Einstellung des Nationalsozialismus, die der Rasse und dem „Blut" Altäre der Liebe und Verehrung errichtet, diese Mächte umwirbt und verherrlicht. Diese Verehrung gilt dem weiblichen, seelischen Prinzip und wird gezollt im Namen der geistigmännlichen Macht des Volkstums. Dieses soll seine Vollendung erhalten, indem Rasse und Blut ihm ihre Gunst schenken.

Daß tatsächlich Volkstum überwiegend geistig, Rasse aber seelisch bedingt ist, erweist sich schon darin, daß Rasse in den Untergründen des biologisch Unbewußten ruht, während Volkstum in der Luft der wachen geistigen Umgebung wächst, als Ergebnis von Erziehung, Lehre, Sprache, Beispiel, Sitte. Rasse wird dem Keim im Mutterleibe geschenkt und erscheint als angeborene Formung des Leibes und als angeborene Weise des Temperamentes, Lebensrhythmus und der seelischen Grundhaltung. Volkstum wird erst dem Kind in der Familien- und Heimatsgemeinschaft vermittelt.

Es läßt sich leicht einsehen, daß sich für das Verhältnis von Volkstum und Rasse das Vergleichsbild des Männlichen und Weiblichen zu dem von Mutter und Sohn verschiebt und besondert. Rasse erscheint als das mütterliche und darum ursprünglichere Prinzip, Volkstum als der „Sohn", darum in gewissem Sinne als das bloß abgeleitete Prinzip. Wie aber auch im praktischen Leben des Erwachsenen die Führung von der Mutter auf den Sohn übergeht, so ist auch in der geschichtlichen Gegenwartswelt Volkstum vor Rasse die führende Macht. Das zeigt sich auch darin, daß die europäischen Volkstümer von heute durchaus nicht auf je einer besonderen Rasse ruhen, sondern von mehreren und zwar alle von denselben Rassen unterbaut erscheinen. Daraus ergibt sich auch die andere wichtige Tatsache, daß Volkstum in weiten Grenzen nicht von Rasse abhängt, also nicht überwiegend biologisch bedingt zu sein braucht. Trotzdem fühlt die weltanschauliche Rassenlehre und mit ihr der Nationalsozialismus richtig, daß es im Verhältnis von Rasse und Volkstum einen ideellsten Fall des rein-

sten Zusammenklanges geben müsse, wie dies auf einer anderen Ebene das Problem des Zusammenklanges von Männlichem und Weiblichem in der Ehe vor Augen führt. Dieser Idealfall ist der, wo Volkstum auf der einheitlichen Seelengrundlage einer Rasse organisch ruhend erscheint. Daß dieses bei allen europäischen Volkstümern, das deutsche miteingeschlossen, nicht der Fall ist, läßt diese alle als in bestimmtem Sinne seelisch brüchig erscheinen. In dieser Einsicht liegen die Wurzeln dessen, daß Rassenlehre und Nationalsozialismus aus allen das deutsche Volk zusammensetzenden Rassen eine herausheben als diejenige, die die stärkste seelische Verwandtschaft zum deutschen Geist habe, es ist diese die nordische Rasse des hochgewachsenen, schlanken, blonden und blauäugigen Menschen. Es ist bedeutsam, daß dies die Rasse ist, die seelisch als die Trägerin des Leistungstypus erscheint (vergl. Clauß: Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker), also als die Rasse, deren seelische Grundhaltung den Nährboden für höchstbetonte Männlichkeit und Geistigkeit darstellt.

Diese Sehnsucht nach Rasse, nach Vermählung des Geistes mit Seele und Leib, ist als der Einbruch einer tiefen metaphysischen Wahrheitserkenntnis in den deutschen Geist zu werten. Da sie einen Zustand herbeisehnt, der früher in einem weitgehenden Maße verwirklicht war, ist sie heute die Sehnsucht nach etwas Verlorenem, Verscherztem, und deshalb zwingt sie den Geist in die Haltung der Demut und Bescheidenheit. Vom männlichen Prinzip in der Welt nichts anderes als das Verharren in solcher Demut zu erwarten, wäre allerdings das Verlangen nach Aufhebung dieser Welt. Es liegt vielmehr im Wesen des männlichen Prinzips, sich strebend um Verlorenes zu bemühen. Daß also der Nationalsozialismus für die rassische Veredelung des deutschen Volkes aktiv kämpft, liegt in der Natur seines männlichen Wesens notwendig beschlossen. Gerade hier aber gelangt er in eine jener Grenzlagen, die die Klarheit seiner Front gegen den Intellekt trübt und ihn in einem tiefen geistigen Sinne mit Selbstaufhebung bedroht. Und zwar tritt dies ein, indem die Wege, die ein die Keuschheit und Würde wahrender Geist allein gehen kann, verwechselt werden mit Wegen, wie sie der Intellekt geht. Einem solchen Geist, wie ihn der Nationalsozialismus zu beschwören unternimmt, ist streng genommen allein erlaubt die gläubige, innerlich werbende Annäherung an das erkannte Wunschbild. Dagegen kann es nur der Intellekt, das ist der für das Wesen der Seele stumpf gewordene

Geist, unternehmen, Rassenfragen, wie etwa die „Aufnordung", d. h. die Vermehrung des nordischen Rassenanteils, durch äußere „zweckmäßige" Veranstaltung, Parteibefehl, Programmpunkte, im Verordnungswege „durchzuführen". Es soll nun nicht gesagt sein, daß der Nationalsozialismus schon hundertprozentig in diesen Weg eingebogen sei. Aber hier liegt für ihn die große innere Gefahr. Denn es ist als ruhe eine metaphysische Schuld auf dem Geiste, daß er immer wieder die hier zulässige Grenze überschreitet und versucht, das, was zusammenzufügen er einer höheren Macht überlassen müßte, aus eigener Machtvollkommenheit zusammenzufügen. Das aber ist Vergewaltigung und ist dem zu vergleichen, wenn der Mann dem Weibe Gewalt antut. Wie der Mann in diesem Falle gerade das nicht findet, was er ersehnt, die Liebe, und ihm nichts oder höchstens die Begierde bleibt, so zieht alle Vergewaltigung des Seelischen durch den Geist Entwertung des Entwertenden nach sich: es verwandelt den Geist in die niedrigere Erscheinungsform des Intellektes, im äußersten Fall in die teuflische Form des verderbten Intellektes.

Gerade heute, wo der Nationalsozialismus sich in der Phase des erbitterten Kampfes um die Erringung der politischen Macht befindet, wird er immer empfänglicher für intellektualistische Züge. Und dies deshalb, weil die parteimäßige Verpolitisierung der Bewegung den Sinn für das Verstandesmäßige, das Zweckhafte, das äußerlich Nützliche hervortreibt. Ja er lehnt es aus Furcht, die politische Kampffront innerlich zu schwächen, heute oft geradezu ab, in eine klärende Diskussion über die eigenen weltanschaulichen Fundamente einzugehen, ohne zu bedenken, daß diese von Anfang an durchaus nicht so sicher gelegt waren, als etwa die des Kommunismus oder der Sozialdemokratie. Eines Tages kann das dazu führen, daß das Weltanschauliche überhaupt verkümmert und nur die Partei übrigbleibt, oder daß man einmal überstürzt nachzuholen versucht, was am Anfang versäumt wurde. Dann würde die Welt vielleicht das traurige Schauspiel erleben, daß weltanschauliche Glaubenssätze verkündet werden, die sich nur äußerlich als solche gebärden, innerlich aber nur den Rang von Parteibefehlen haben. Es wäre furchtbar, wenn diese große deutsche Erneuerungsbewegung in dieser Richtung entarten würde. Aber weil sie den Keim dazu schicksalsmäßig in sich trägt, muß ihr geistiges Gewissen täglich hiefür neu geschärft werden.

Eine Mittelpunktstellung in dem Rassenkampf des Nationalsozia-

lismus nimmt die Judenfrage ein. Aus verschiedenen, noch zu erörternden Gründen kommt ihr eine solche Stellung auch teilweise zu. Um so unangenehmer ist es für den nach den weltanschaulichen Fundamenten der Bewegung Grabenden, daß gerade hier Sachliches und Vorurteil von ihr so ineinandergewirrt werden, daß es fast aussichtslos erscheint, die Fäden dieses Gewebes voneinander zu trennen. Lauter Gründe, sich hier besonders um den reinen Kern der Idee zu bemühen.

Der nationalsozialistische Antisemitismus hat zwei weltanschauliche Wurzeln: einmal erscheint der Jude als die Verkörperung des Intellektes, also als Geistesgefahr, dann aber auch als der rassisch stärkere, also als Rassengefahr. Betrachten wir zunächst die letztere. Es ist wirklich so, daß jüdisches Blut und jüdische Rasse biologisch stärker sind, als die den europäischen Volkstümern zu Grunde liegenden Rassen und bei einer Mischung die Merkmale der letzteren unterdrücken. Diese Stärke wird noch eindrucksvoller dadurch, daß das jüdische Volk all diesen Rassen rassisch sehr ferne steht, viel ferner als sie selbst sich untereinander stehen. Für den rassenbewußten Geist ist dieser rassezerstörende Vorgang wie ein Abspenstigmachen, ein Raub der von der Vorsehung ihm bestimmten Seele. Er erlebt also den diese Rolle einnehmenden Juden, wie der Mann den Verführer seines Weibes erlebt, als überlegenen Rivalen in dem Werben um die Gunst des eigenen Blutes. Und er empfindet dies nicht bloß als eine subjektive Schmach, sondern auch als einen objektiven Frevel, als eine Verletzung des göttlichen Gesetzes, das vorsehungsgemäß den Geist an eine bestimmte Seele bindet, eine Anschauung, wie sie im Grunde auch die religiösen Gebote des Judentums selbst enthalten. Daher mischt sich in die so entstehende Gegnerschaft Furcht und Angst und damit Haß.

Handelt es sich hier um eine Vergewaltigung „deutscher" Rasse durch den jüdischen Geist, so verwickelt es die Judenfrage außerordentlich, daß auch der umgekehrte Fall und zwar viel häufiger auftritt: der der Vergewaltigung deutschen Geistes durch die jüdische Seele. Diese Feststellung muß im ersten Augenblick stutzig machen. Wie, es sollte das Männliche durch das Weibliche vergewaltigt werden? Gewiß, es gibt dies. Man spricht dabei allerdings besser nicht von Vergewaltigung als von Überlistung. Und sie tritt dann ein und nimmt dann den Charakter des Mißbrauchs an, wenn ein star-

kes Weib einem schwach und innerlich klein gewordenen Mann gegenübersteht. Auf das hier vorliegende Problem übertragen, heißt das, daß es das Zeitalter der Intellektualisierung war, jene Zeit, da der deutsche Geist klein und stumpf für das Wesen der Seele geworden war, wo die Juden Deutsche wurden und im deutschen Geistesleben jene führende Stelle eroberten, die ihnen zweifellos nicht zukommt. Dieses trat in Deutschland und dem übrigen Europa übrigens unter Mißbrauch des früher erwähnten Gesetzes ein, daß Volkstum als eine überwiegend geistige Angelegenheit nicht notwendig von einer einzigen Rasse bedingt sein muß, sondern auf dem Grunde der verschiedensten Rassen wachsen kann. Es ist deshalb — entgegen verschiedenen, gerade auch nationalsozialistischen Annahmen — möglich, daß ein Jude in das deutsche Volkstum einschmilzt. Es ist aber nicht möglich, die Rassenferne zwischen jüdischer und etwa nordischer Rasse so zu überbrücken, daß der deutsch gewordene Jude zur stilechten schöpferischen Führergestalt deutschen Volkstums werden könnte. Dazu braucht es das „Genie des Volkstums". Und wo dieses von jüdischer Seite beansprucht wird, dort liegt eben der Fall des Mißbrauchs des oben erwähnten Gesetzes vor.

Wenn hier die Ausdrücke „Überlistung" und „Mißbrauch" gebraucht wurden, so sind sie selbstverständlich nicht in einem platt wörtlichen Sinne zu nehmen, sie wollen nicht von einem nach vorbedachtem Plane entworfenen bewußten Betrügen und Ausnützen sprechen, sondern von einem Handeln aus dem Unbewußten, welches sich so darstellt, als ob eine Überlistung usw. vorläge. Sie sind also in übertragenem Sinne gemeint und reden von einer metaphysischen Schuld. Der Parteinationalsozialismus allerdings ist geneigt, die Lage so aufzufassen, als ob die obigen und ähnlichen Ausdrücke wörtlich zu gelten hätten, und merkt nicht, daß er eben damit wieder in eine jener Grenzlagen kommt, wo er den kosmisch weiten Blick des freien Geistes mit der Froschperspektive des Intellektes einzutauschen, und damit seinen eigenen Geist zu verraten im Begriffe ist.

Denn es ist klar, daß, wenn hier von Schuld gesprochen werden kann, und es kann und muß von solcher gesprochen werden, sie nicht einseitig eine solche des Judentums ist, sondern mindestens eine eben solche des deutschen Geistes. Und es ist ebenfalls sicher, daß die jüdische Seele unter diesen Vorgängen genau so auch leidet, wie die deutsche. Denn ist sie auch die stärkere, so wird ihr im Grunde mehr Gewalt

angetan, so daß eine Art ausgleichender Gerechtigkeit am Werke ist, die die Verletzung der Rassengesetze sich niemals nur einseitig auswirken läßt.

Ganz ähnlich ist es mit dem auf die ganze europäische Kulturwelt und Kulturgeschichte übergreifenden Problem: Judentum und Intellekt. Auch hier wird die Intellektualisierung der europäischen Kultur, die Demokratisierung und Liberalisierung des Staats- und Volkslebens, der Kapitalismus und Mammonismus des Wirtschaftslebens, der Materialismus und die Ichsucht des Gemeinschaftslebens, kurz all das, was die europäischen Kulturvölker innerlich seelisch ausgehöhlt und entleert hat, dem Judentum zur Last gelegt. Ja es wird in einer grotesken Weise der bewußten Urheberschaft beschuldigt: alles dies soll nach einem überlegten, teuflisch gewissenlosen Plane entworfen und ausgeführt sein, um die europäischen Völker zu entnerven und die jüdische Weltherrschaft vorzubereiten. (Vergl. z. B. Peter Schwerber: Nationalsozialismus und Technik, die geistigen Grundlagen der Bewegung. Heft 21 der nationalsoz. Bibliothek.) Es ist klar, daß eine so primitive Ansicht keine Ahnung von den wirklichen Gesetzen der Geschichte hat, denen gemäß, selbst wenn ein solcher Plan vorliegt, er nur verwirklicht werden kann, wenn die Völker, gegen die er sich richtet, ihm einen entsprechenden inneren Widerhall zuteil werden lassen. Und das ist nur der Fall, wenn sie innerlich schon die Wendung zu dem Geist vollzogen haben, der ihnen eingeimpft werden soll. Auch hier also fällt die Urschuld auf die abendländischen Völker selbst zurück, ja man kann geradezu sagen, daß die Erscheinung des intellektuell führenden Judentums eine Folge der inneren Entwickelung des geistigen Europa ist, und nicht umgekehrt.

Gerade in diesem Punkte wird die nationalsozialistische Lehre im eigenen Schrifttum eine gründliche Reinigung vornehmen müssen, um Geschichtsfälschungen zu verhüten und zu verhindern, daß durch ein Weibisch-, ja Hysterischwerden des männlichen Geistes, der ihr als Sinnbild ihres inneren Wesens zukommt, in ihre eigene Geschichte ein Blatt der Ruhmlosigkeit eingefügt werde. Es kann nur die Waffe des Intellektualisten im schlimmsten Sinne sein, den Gegner über Gebühr moralisch zu verunglimpfen, für sich dagegen in naiver Selbstüberhebung die Reinheit der Unschuld in Anspruch zu nehmen.

Wenn es auch für die soeben erwähnte Oberflächlichkeit keine Entschuldigung gibt, so hat andererseits die sachliche Ablehnung jüdi-

scher Art durch den Nationalsozialismus tiefe, teilweise im Unbewußtsein ruhende Gründe, auf die hier kurz eingegangen werden muß. Wieder entspringt jene Ablehnung nicht bloß einem Gefühl der Fremdheit, sondern im tiefsten Grunde einem solchen der Angst. Wohlgemerkt der Angst, nicht der Furcht. Furcht ist eine Angelegenheit des Intellektes und hängt mit Feigheit zusammen, Angst eine solche des Geistes und der Seele und hängt mit Grauen zusammen. Angst hat man vor etwas Dämonischem, vor dem Übernatürlichen, vor Gott und dem Teufel. Und etwas von diesem Dämonischen und Übernatürlichen haftet dem Judentum in unseren Augen an. Der Hauptgrund hiefür liegt darin, daß es in einem fast vollkommenen Maße das besitzt, was die europäischen Völker nicht haben und was ihnen, wenn es wirklich wird, kaum begreiflich erscheint, das Aufeinander-Abgestimmtsein von Geist und Seele, den Zusammenklang von Rasse und Volkstum. Dies hat zur Folge, daß der Jude die Intellektualisierung leichter verträgt, als der Abendländer. (Vergl. hiezu und zum Folgenden Hans Blühers Buch: Die Erhebung Israels gegen die christlichen Güter.) Es ist durchaus nicht so, daß der Jude von Natur aus die Verkörperung des Materialismus und eines ethisch bösen Intellektualismus sei. Er ist vielmehr von Natur durchaus geistig, jenes Andere ist im tiefsten Grunde die ihm von der Umwelt aufgezwungene Abweichung von seiner echten Natur, die er vermöge seiner rassisch-völkischen Festgefügtheit verhältnismäßig leicht erträgt. Gerade dies gibt ihm aber den Nymbus des Dämonischen. Es ist als könnten ihm die negativen Mächte dieser Welt nichts anhaben, als stünde er mit dem Teufel im Bunde. Und es verführt dazu, etwas, das als Einzelerscheinung sicher oft vorkommt, als den typischen Fall aufzufassen: die bewußte Verwendung des Intellektes als Maske und Waffe im Kampf ums Dasein. Wer genauer zusieht, wird allerdings feststellen können, daß all dies nun bis zu einem gewissen Grade getrieben werden kann. Im Grunde genommen, ist der weitaus größte Teil des intellektualisierten, europäisierten Judentums innerlich genau so entwurzelt und für das eigene Volkstum verloren, als jene, die sich als die von ihm Entwurzelten gebärden.

Daraus ergibt sich mit voller Unzweideutigkeit, als der weltanschaulich allein zu rechtfertigende Weg des praktisch werdenden Antisemitismus der Progermanismus, d. h. das Zu-sich-selbst-Finden des deutschen Geistes. Ist einmal dem Überwuchern des Intellektes von

innen her der Nährboden entzogen, dann schrumpft die Bedeutung des Judentums selbsttätig auf das Maß ein, das einem Volk inmitten eines fremden Volkes billiger Weise zukommt. (Schluß folgt.)

Deutscher Idealismus

(Erster Teil)

Von Dr. Alfred Meller

Ich möchte das, was ich im folgenden gegen die Behauptungen Erwin Reisners (siehe Januar 1932) über den Idealismus zu sagen habe, mit den folgenden Sätzen Hegels einleiten: „Die wahrhafte Widerlegung muß in die Kraft des Gegners eingehen und sich in den Umkreis seiner Stärke stellen; ihn außerhalb seiner selbst angreifen und da Recht zu behalten, wo er nicht ist, fördert die Sache nicht." (Hegel, Wissenschaft der Logik, Bd. II.) Leider hat E. Reisner in seinem Aufsatz „Deutsche Religion?" (Jan. 1932) diese Forderung Hegels nicht beachtet. Er hat — man verzeihe mir den harten Ausdruck — den Idealismus verleumdet, u. zw. auf eine Weise, wie es heute eines ernsthaft philosophierenden Deutschen unwürdig ist. Es ist gewiß über den Idealismus auch sonst schon viel Unsinn geredet und noch mehr geschrieben worden; daß nun auch bei uns Sachsen in Siebenbürgen — wo unser Dasein ganz auf idealistischer Grundlage beruht und nur darum als wahrer achthundertjähriger Heldenkampf zu verstehen ist —, der Idealismus in ein so schiefes Licht gestellt wird, ist tief bedauerlich. Die Modeströmungen in der Philosophie, die in Deutschland — Gott sei Dank! — schon seit Jahren überwunden sind, scheinen erst jetzt bis nach Siebenbürgen gedrungen zu sein und Vertreter gefunden zu haben, die auch hier das Leben mit volksfremden Vorstellungen über Sinn und Zweck des Lebens zu verwirren suchen. Wir müssen das gegen alles Volksfremde einmal mit aller Entschiedenheit sagen, um uns auch künftighin als Volk im idealistischen Geiste weiterzubilden und auf den Werten der Vergangenheit unsre Zukunft aufbauen. Man beleidigt nicht den Einzelnen, sondern ein ganzes idealistisches Volk, wenn man das Beste und Tiefste, was in ihm der Geist gewirkt hat, verleumdet. Wer uns neue Gedanken bringen will, der muß sich zuerst als Meister des Gedankens bewähren und seine Anschauung vom Wesen der Dinge nicht bloß subjektive Meinung — was ich meine, ist auch bloß

mein, sagt einmal Hegel — vortragen. Das fördert die Sache nicht! Klarheit brauchen wir, nicht Verwirrung. Energisches, zielbewußtes Handeln ist nur dort, wo der Geist das Leben mit Klahrheit durchdringt und den ewigen Gedanken ins Leben zieht. Nur dann können wir mit Goethe sagen: „Dasein ist Pflicht und wär's ein Augenblick!" Als deutsches Volk haben wir diese Pflicht, den klaren, zielbewußten Gedanken zur Richtlinie unseres Handelns zu machen. Wir haben die Pflicht, die Bedingtheit unseres Lebens durch Aufnahme ewiger Gedanken in unser Dasein wahrzumachen, wie es der Idealismus lehrt. Die Taten, zu denen wir dann erst wieder heranreifen werden, können uns und durch uns der Menschheit, die des deutschen Geistes bedarf, gerade in der Verwirrung der Gegenwart die einzige Rettung bringen. Sind wir uns dieses Geistes als Volk nicht mehr bewußt, sind wir unfähig geworden, zu handeln, groß und deutsch, wie es uns geziemt, so gestehen wir uns wenigstens diese beschämende Tatsache ein! Suchen wir nicht unsre eigene Unzulänglichkeit als negative Bestimmung eines Gottes auszugeben, dem die Welt ein Fremdes geworden sein soll, weil wir degeneriert und blasiert genug geworden sind, sein Walten in der Welt nicht mehr als ewige Bestimmung unseres Daseins fassen zu können.

Was als Volkheit aufgehört hat, zu sein und zu wirken, das hat auch aufgehört, sich zur Tat vom Geist bestimmen zu lassen. Es ist reif zum Untergang, wie alles Welke und Morsche, das nur als Dünger neuem Werdenden dient. Wenn wir als deutsche Volkheit in diesem Stadium sind, dann mögen bei uns Gedanken Einzug halten, die die Auflösung umso rascher bewerkstelligen! Aber daß wir in diesem Stadium nicht sind, das beweist gerade das, was wir als einzigen Beweisgrund für unsre Bestimmung haben: die Bestimmung selbst und die Notwendigkeit ihres Vollzugs auch als deutsche Nation. Dies ist der gesunde „Instinkt" in uns, als ein Gemeinschaftsgefühl, das auf einer Idee vom Zweck unsres Daseins als deutsches Volk beruht.

Wir erkennen im Volksein, in der Nation, die Unmittelbarkeit unsres Lebens zu Gott und die Aussicht in eine Ordnung der Dinge, die uns nicht erst jenseits des Grabes anbricht, sondern, um mit Fichte zu reden, mitten in die Gegenwart hereinkommt. Wenn wir uns die Kraft zum Vollzug bewahrt haben, so ist es unsre Pflicht, uns als Volk rein zu erhalten und unsre „Volksseele" nicht preiszugeben. Der Gehalt der Religion, die Wahrheit, ist gewiß ein allgemeingülliger, ewiger, die

Volkheit scheinbar ausschließender Begriff. In Wahrheit herrscht hier aber nicht die Negation, sondern die Limitation, und die Nation ist im Sinne einer Limitationsdialektik, wie ihr Begründer Bruno Bauch folgerichtig sagt, „selbst eine Einheitsbeziehung von Natur und Kultur". Nation und Religion müssen darum in der Wahrheit ihre Einheit finden, und können sie auch finden, wenn sich die Nation die Kraft zum Vollzug bewahrt hat. Zwischen Nation und Religion gibt es eine unlösbare Beziehung, nur darum können wir überhaupt die Frage nach dem Kriterium der Wahrheit auch einer religiösen Vorstellung aufwerfen und in der Wahrheit selbst den Ewigkeitsgehalt der Religion erkennen. Wie könnten wir überhaupt auch nur von einem Ewigkeitsgehalt reden, wenn wir ihn nicht erfahren könnten? Und wie könnten wir ihn erfahren, wenn wir in unsrer Existenz als Glieder einer Gemeinschaft nicht die Möglichkeit hätten, das wirklich zu machen, was uns als Ideal und Zweck des Daseins notwendig erscheint? Wir kommen zu lauter leeren und nichtigen Abstraktionen, wenn wir diese Beziehung preisgeben und unser „Heil" in einem „Jenseits" suchen. Die abstrakte Vorstellung von einem „Jenseits" verpflichtet zu nichts. Nur wo der konkrete Gehalt des Lebens als wahrheitsgebundener Sinn erkannt wird, gewinnt der Gedanke vom „Jenseits" wahre inhaltliche Bedeutung. Es ist dann nicht ein unerreichbares Reich, das erst jenseits des Grabes anbricht, sondern die inhaltliche Möglichkeit, auf Grund deren wir überhaupt sind. Auch jenseits des Grabes kann uns das Ewige nichts anderes sein, als was es uns schon im Diesseits ist. Wer an der Aufgabe des Diesseits, des Lebens, vorbeisieht, der hat die Ewigkeit schon preisgegeben, bevor er im Grab liegt. Das Schielen auf den Tod als Erlöser zur Ewigkeit ist Selbstflucht vor dem eigenen konkreten Dasein, in dem die Aufgabe erst das ist, was den ewigen Sinn ins Leben zieht und uns zum Werkzeug Gottes macht.

Unsre Religiosität ist nicht bestimmt durch einen abstrakten, toten Buchstaben, oder vom „Sein" eines Gottes, der in unerreichbarer Ferne die Welt und uns vergessen hat. Der lebendige Glaube ist uns identisch mit dem Wissen um Gottes Walten in der Welt, das uns in jeder Erscheinung faßbar wird, wenn wir uns selbst begreiflich werden in unsrer Bestimmung und der eigenen notwendigen Vernunfterkenntnis nicht ausweichen. Ich sage: diese Vernunfterkenntnis ist notwendig und diese Notwendigkeit ist nur im Idealismus begreiflich

zu machen. Auf ihr baut sich erst der lebendige Glaube auf, der Berge, nämlich des Irrtums und Zweifels, zu versetzen vermag. Sollen wir am Dasein verzweifeln, weil wir am Ende doch alle ins Grab kommen?

Der Tod bedeutet dem Idealismus nicht einen Eingang des Individuums in ein abstraktes, leeres und starres Nichts, sondern ein Aufbewahren des Resultats der Lebensarbeit des gewesenen Individuums im Reich objektiver Werte. Die Unsterblichkeit ist nicht eine Tatsache, sondern ein Postulat, eine Forderung, die nur erfüllt werden kann, wenn wir uns das Leben als transzendental bedingt und nicht als ein metaphysisches Sein denken. Was aufgehoben, d. i. im Sinne Hegels, aufbewahrt wird, ist nicht das Sein des Individuums, sondern sein Wesen als Resultat der Lebensarbeit des gewesenen Individuums. Dieses Wesen ist nicht ein Seiendes, sondern der aller Metaphysik unbegreifliche Wert, der nur gefunden werden kann, weil das Wesen zu seinem innern Selbst die Idee hat. Das Wesen bildet sich überhaupt nur auf Grund der Beziehung zum Selbst; es ist nicht ein dem gewesenen Individuum beigegebenes Fertiges gewesen. Es bildet sich nur im Vollbringen der Lebensarbeit. Der objektive Zweck, der das Existierende bestimmen muß, um es zur Wesensbildung zu bringen, ist eine objektive transzendentale Gesetzlichkeit, nicht ein subjektives Vermögen des Individuums. Aber die Fähigkeit des Individuums, Werte zu entdecken und darzustellen, ist nur möglich auf Grund der Beziehung seiner Existenz zum Ewigen, das im Individuum das wahre Selbst ist und seine Wesensbildung bedingt. Der Mensch ist frei, nicht als Sinnenwesen, sondern als Vernunftwesen, und darum betrifft die Frage seiner Unsterblichkeit einzig und allein seine objektive Wertbestimmung. Das Sterben ist eine rein biologische Tatsache und nur durch das Gesetz des Lebens zu begreifen. Der Tod ist kein Argument für ein Jenseits für individuelle Seelen, er ist kein Wert, sondern eine Tatsache, die uns mahnt, den Wert des Lebens in der Vernunfterkenntnis zu suchen und, in wie bescheidenem Maße auch immer, den Wert der Vernunfterkenntnis auch handelnd wirklich zu machen. Die Besinnung auf den Tod drängt uns ins Leben zurück, da nur in ihm die Unsterblichkeit errungen wird. Das Individuum hörte auf, ein bloßes Individuum zu sein, sobald es sich auf sein Selbst besinnt und in ihm sein Unsterbliches erkennt. Die Möglichkeit dieser Selbstbesinnung aber ist das Problem, das nur der Idealismus zu lösen vermag, der den Grund der Existenz nicht

in Seinsbestimmungen, sondern in objektiven Vernunftbedingungen erkennt. Das „Sein" ist dem Idealismus immer ein in Beziehungen gegründetes Sein. Das Sein des Daseins ist Funktion, darum ist sein Nicht-Sein (nach dem Tode) nicht ein leeres Nichts, sondern Funktion einer Einheit, in der Sein wie Nicht-Sein ihre Bedeutung nicht durch die Negation, sondern nur durch die Limitation bekommen. Die Einheit von Sein und Nicht-Sein ist nicht eine seiende Tatsache, sondern im Sinne von Br. Bauch die übergreifende Einheitsgesetzlichkeit der Idee über alles, was im unendlichen Weltprozeß werden kann. Entstehen und Vergehen sind notwendig bedingt; nur darum hat das Leben einen Sinn durch die Aufgabe, die in dieser Bedingtheit liegt. Das Vergehen, der Tod, ist nicht die Negation des ewigen Sinnes, der in aller Erscheinung lebt; er ist die Erlösung nicht als eine Tatsache, sondern im Sinne der Forderung, unter der der Mensch hat leben und wirken müssen, um sich seinen Eingang in das nichtseiende Reich objektiver Zwecke zu erringen: „Des Todes rührendes Bild steht nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen. Jenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln, diesem stärkt es, zu künftigem Heil, im Trübsal die Hoffnung." (Goethe).

Was ich hier in aller Kürze gegeben habe, ist noch keine Philosophie des Todes. Die werde ich in gründlicherer und ausführlicherer Weise erst geben können, wenn ich zuvor in einem selbständigem Artikel die Grundlagen der Philosophie erörtert habe. Wir sehen aber schon hier, daß man sich auf den Tod nicht berufen kann, um Wert oder Wertlosigkeit des Faktums Leben oder Sterben zu beweisen. Das Prinzip der Begründung ist etwas ganz anderes! Nur die Erkenntnis, daß das Leben transzendental bedingt sein muß, um überhaupt möglich zu sein, erschließt uns die Aufgabe lebender Wesen, die der Freiheit fähig sind, weil sie sich in ihrem Selbst zu dieser Kausalität nach objektiven Zwecken bestimmt fühlen. Die objektiven Zwecke sind keine Kulturwerte, sondern das, was diese überhaupt erst möglich macht und ihnen inhaltliche Bedeutung gibt. Wer also die objektiven Zwecke bloß negativ bestimmt, wie die dialektische Theologie, der muß dann folgerichtig alles verleumden, was Kultur und Nation heißt. Diese Ansicht der dialektischen Theologie trifft aber das Wesen der Dinge nicht. Sie ist nicht aufbauend, wie eine Philosophie sein muß, die mehr sein will, als bloßes Gerede. Wir brauchen die relativen Erkenntnisse der dialektischen Theologie nicht. Wir brauchen auch keinen

toten Buchstabenglauben, der uns der Idee des Lebens entfremdet und uns unsre Aufgabe niemals begreiflich machen kann. Wir brauchen eine Philosophie, die uns zugleich auch religiöse Wahrheiten gibt, die uns in der Bestimmung des Lebens und in der Aufgabe des Lebens den ewigen Sinn aufzuzeigen vermag und uns nicht mit relativen oder bloß einzelnen „begnadeten" Naturen zukommenden Erkenntnissen abfertigt. Es ist eine leere und hohle Phrase, wenn man sagt, daß das Leben nichts taugt, weil wir nicht die Kraft haben, ihm einen Sinn zu erarbeiten. Nicht das „Leben" trägt die Schuld, sondern wir, ohne die das Leben eine bloße Abstraktion ist, wenn wir diesem Leben keinen Sinn geben können. Der Sinn kommt uns nicht als eine Gnade, sondern er ist das Resultat der Arbeit, die man auch immer tun mag aus einer objektiven Bestimmung heraus. Die Gnade ist nicht eine Stimme von „oben", sondern die objektive Zweckbestimmung unsrer Existenz selbst, die dieser Existenz die Freiheit gab, sich nach objektiven Zwecken zu bestimmen. Die Gnade kommt nicht über uns, wenn wir die Hände in den Schoß legen oder wünschen, daß sie uns käme. Die Gnade ist immer da, wo der gute Wille ist, das Gute und Notwendige zu tun und wo es getan wird in Anerkennung auch der Willensbestimmungen und Taten anderer, die wir nicht sind. Weder in Glaubenssachen, noch in anderen Wahrheiten entscheidet der Einzelne oder eine Gruppe von Einzelnen, die sich unter dem gleichen Glaubenssatz zusammengeschlossen haben, sondern über jede Wahrheit entscheidet nur das ewige Gesetz des Lebens selber, das sich wirkliche Wesen schafft, die von ihr zeugen. Annehmen wollen, daß bloß ein einziges Wesen jemals die Wahrheit erfahren hätte und dies gar mit der Wahrheit selbst zu identifizieren, heißt die Wahrheit verwesentlichen und den Sinn der Freiheit, die gerade dieses eine Wesen jemals erfahren haben soll und demnach auch bekannt haben müßte, wenn es den Sinn tatsächlich erfahren hat, in Sinnlosigkeiten verkehren. Ich unterschreibe alles, was diesbezüglich O. Folberth im „Klingsor" (Dez. 1931, Febr. 1932) bereits ausgeführt hat. Seine Ausführungen sind echt idealistisch und meinen das Richtige, wenn man auch, Idealismus und Mystik keineswegs identisch setzen darf. Das höchste Prinzip des Idealismus ist nicht die Synthesis, sondern das Prinzip der Synthesis, das jede Einheit (Synthesis) in der Zeit erst ermöglicht und mit dem wirklich Erreichten niemals in dem Sinne identisch sein kann, daß es mit ihm dasselbe ist. Der

Charakter der Funktion charakterisiert hier vielmehr dieses Verhältnis und macht es zu einem im wahren Sinne Dialektischen, in dem uns nur die Limitation das Wesen der Dinge, zu denen wir selbst gehören, erschließen kann. Daß die Nation in dieser dialektischen eine Einheitsbeziehung von Kultur und Natur ist, setze ich als bekannt voraus, da ich das Problem im „Klingsor" schon behandelt habe.

Gerade mit bezug auf dieses Problem muß gesagt werden, daß sich hier der Geist des heldenhaften deutschen Volkes gegen alle Verzerrungen und Verwirrungen zur Wehr setzt. So ist das Erstarken der nationalen Bewegung in Deutschland zu verstehen. Die Nation verabsolutiert sich hier nicht, sondern sie erkennt gerade in ihrer Bestimmung das Kriterium dafür, daß sie sich nicht verabsolutieren kann, wenn sie gerade als Nation das Wort Gottes erfüllen soll, in sich wie in andern Nationen die Idee der Menschheit zu erkennen. Ist es nicht die Tragik unsrer Zeit, daß eine der bedeutendsten, tiefsten und im Sinne des Geistes wirkungsfähigsten Nationen, die deutsche Nation, in Sklavenfesseln gehalten wird, weil man sie verlästert, sie trüge die Schuld am Weltkrieg? Denken wir konkret, um uns die ganze Ungeheuerlichkeit dieser Verleumdung klarzumachen, in der das Christentum versagt hat, weil es zum toten Buchstabenglauben geworden ist, für den man im Leben nicht verantwortlich ist! Begreifen wir doch endlich Luthers tiefsten Gedanken, den Gedanken der Freiheit und Selbstverantwortlichkeit, die Idee der Autonomie der Persönlichkeit, um zu begreifen, welche auch religiöse Aufgaben gerade der deutschen Nation gestellt sind, der Menschheit neue Wege des Lebens und Zusammenlebens zu zeigen und vorzuleben, um im Leben wirkend diese Idee ins Leben zu ziehn! Hier würde die dialektische Theologie die evangelische Kirche vollständig zur Auflösung bringen, weil sie gerade Luthers tiefsten Gedanken der Freiheit preisgibt. Aus Negationen läßt sich die Freiheit nicht herausklauben. Im deutschen Idealismus allein ist die folgerichtige Fortführung der Gedanken Luthers zu finden. Im deutschen Idealismus sind die besten Gedanken des Christentums und Luthers aufbewahrt und begründet. Wer die evangelische Kirche erhalten will, der erfülle ihr Leben immer aufs neue mit den tiefsten Erkenntnissen des Idealismus und er wird der Forderung Luthers gerecht werden, die

Freiheit zum Prinzip des Glaubens zu machen. Die deutsche Seele wird sich niemals mit einem „Sonntagvormittags-Christentum" begnügen können, und mit dem geistlichen Hochmut auch eines evangelischen Geistlichen ist es ein für allemal vorbei. Unsrer Gegenwart sind wesentlichere Aufgaben und Ziele gesteckt, als sie sich in einem hochmütigen Menschenhirn zusammenfinden.

Der Idealismus lehrt, daß auch der „kleine Mann" begnadet ist, wenn er nur seine Pflicht tut. Die große nationale Bewegung in Deutschland ist nichts anderes, als das Suchen der Massen, dieser „kleinen Leute", nach Idealen, die mit dem Zweck des Lebens gleichgesetzt werden können. Daß man hier in den Führerkreisen immer mehr auf den Gedankengehalt des Idealismus zurückgreift, ist das beste Zeichen dafür, daß diese Bewegung sich mit dem besten Erbe des deutschen Geistes zu erfüllen strebt und einmal mit der ganzen Verlogenheit, die unsre Gegenwart noch gefangen hält, abrechnen wird. Ich rede damit nicht dem Nationalsozialismus oder irgendeiner „Partei" das Wort, sondern dem deutschen Menschen, der sich in der nationalen Bewegung zunächst freilich noch tastend und vielleicht auch primitiv, neue Lebensformen zu schaffen sucht. Wenn diese Menschen auch noch nicht die Klarheit des Gedankens haben, so haben sie doch schon — und daraus muß der klare Gedanke früher oder später erwachen — die Tiefe des Gefühls und die Anständigkeit der Gesinnung. Zwei echt deutsche und zugleich allgemeinmenschliche tiefste Charaktereigenschaften, mit denen verglichen das blasierte Geschwätz unsrer Intellektuellen und Theologen eine beschämende intellektuelle Unredlichkeit bleibt. Wenn man vor kurzem noch am meisten die Irrtümer des Marxismus aufzuzeigen hatte, so muß man sich heute fast noch mehr mit den Irrtümern der Theologie und Metaphysik beschäftigen. Marxismus, moderne Metaphysik und dialektische Theologie sind die drei großen Gefahren des deutschen Menschen in der Gegenwart. Alle drei sind nur durch den Idealismus zu überwinden. Ich werde das in einem späteren Artikel zeigen.

Die Philosophie duldet, um mit Br. Bauch zu reden, kein Stehenbleiben auf einem „Standpunkt", und das lebendige Philosophieren ist kein intellektuelles Meinen, sondern die Philosophie ist der ewige Wahrheitsgehalt der Idee und das lebendige Philosophieren der Versuch, diesen ewigen Wahrheitsgehalt der Idee in der Weltentwicklung

darzustellen. Die Einheit von Idee und Welt, wie sie auch Goethe sah, ist der ewige Gegenstand aller Philosophie. In ihr erst erkennt sich der Mensch in seiner Bedingtheit als frei, in seiner Freiheit als bedingt und in seiner Bildung allein als bedingt und frei zugleich, wie es wieder Goethe im Sinne des Idealismus dichterisch gestaltet hat:

„So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben."

Die deutsche Jägersprache

Von Emil Witting

Die Meinung, daß die deutsche Jägersprache sich im „Jägerlatein" ausdrücke, ist vielleicht ebensowenig falsch wie Talleyrands Wort, daß die menschliche Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen. Der Blutkreislauf unseres Salvarsanzeitalters kann solcherlei Einwände gegen das Reine und Gute bekräftigen; vor dem jägerischen „Latein" mag das gute deutsche Waidmannswort einstweilen seinen „Kredit" verlieren; über die Wirklichkeit kann die Legende, der türkische Begriff „Iscron" triumphieren; der Hort der äußeren Form und dabei doch der Ausdruck der inneren Seele, die Sprache, die all dies vermag, geht ihren eigenen Gang. Wenn auch das Ding an sich als eigentliches Wesen die Wahrheit ausmacht und die Erscheinung: Gestalt, Farbe, Bewegung, bloß die flüchtige Form darstellt, wir Menschen können nun einmal nur mit unseren eigenen Maßstäben, unsern Sinnen messen; und wenn auch das flüchtige Gegenwartswort getreu oder falsch modelliert, die Sprache drückt die Menschwerdung, das Geschehen aus, eine Entwickelung von Millionen von Jahren, die Erdgeschichte, das wahrhaft Innere des Lebens, den Geist; sie ist der Atem des Lebens.

Die deutsche Jägersprache ist keine Sprache für sich, aber nichts hat in der Urzeit des Menschen durch Steinzeit und Bronzezeit hindurch die Entstehung und Entwickelung der Sprache so beeinflußt, wie die Jagd. Sie bedeutete ja Sinnen und Trachten, das Leben des damaligen Menschen.

Es sind nicht die Grundannalen der Begriffsbildungen, die wir der Jägersprache einverleiben; die „Deutsche Jägersprache" ist erst geworden, als die Jagd — es mag paradox klingen — erstarb, d. h. aufhörte Allgemeingut der Menschheit zu sein; als sie den Johannistrieb am Lebensbaum der Menschengeschichte schob und Recht einiger weniger Bevorzugter, dabei handwerkliche Pflicht von Bedrückten ward. Sie ist keine eigene Sprache, sie ist aber der Inbegriff einer verblüffend langen Reihe von jagdlichen Ausdrücken, malerischer Komposition, wie wir sie in keiner andern Sprache und in keiner zweiten Zunft, einschließlich Seemanns- und Bergwerkszunft, so reichhaltig und stolz dranghaft vorfinden, in einer Entwickelung, die jahraus, jahrein ständig fortschreitet. Sie erlebt durch die ewig stilisierende Kraft der Natur mit der fortschreitenden Begriffsausbildung des Waidwerkes ihre zunehmende Vollendung. Richtiger wird sie „Jägeransprache" genannt. Der deutsche Jäger, der ihrer heute nicht mächtig ist, hat nach dem streng pedantischen Richtmaß der Grünen Gilde keinen Anspruch auf die Ehrbezeichnung „Waidmann" zu erhoffen.

Obwohl keine „Produktion der Gasse", ist sie doch mitten im Leben erstanden; obgleich auch mit großen Akkorden auftretend, weist sie dennoch die zarteste Ziseliertheit, wie sie nur die volkstümliche Einfachheit hervorbringen kann. Sagazeit und Zopfzeit mit Stifletten, Glacehandschuhen und Chignon haben an ihr gebildwerkt; unverkennbar haben Mystik, Barock, Klassizismus, Rokoko an der Koloristik sich beteiligt.

Gestaltungsdrang, Erlebniskraft, Allegorie haben eine beispiellose Bildlichkeit der Ausdrücke geschaffen. Mitten aus dem Leben erstanden, zeigt sie den vollen Reichtum der Volksdichtung, die große Mannigfaltigkeit und örtliche Besonderheit, die aus den mundartlichen Verschiedenheiten sprossen.

Die sprachliche Ausdruckskunst zeigt in den Gauen harter deutscher Zunge die bekannte Scharfkantigkeit, in den Gefilden österreichischer Weichheit die gemütliche Abrundung. Ausdrücke wie „Geweih" für den Aufsatz des Hirsches, „Ricke" für das weibliche Reh, „Basse" für den Eber, „Pansen" für den Magen usw. verraten den norddeutschen Ursprung; Bezeichnungen wie „Krucken" oder „Gwichtel" für das Horn der Gemse, „Gams" für diese selbst, „Grandeln" für die oberen Eckzähne des Hirsches, „Gwaff" für die Eckzähne (Hauer) des Keilers (Ebers), „Falz" für die Paarung des Auerwildes, „Luser"

für die Ohren (Lauscher) des Rehwildes, „Gailen" für die Hoden des Raubwildes usw. klingen recht österreichisch.

Es ist für uns bedeutungslos, dem Ursprung reißerischer Aufmachungen oder blütenhafter Zartheiten nachzugehen. Sie sind da und sind ungemein mannigfaltig, wenn auch mit dem Blattschuß die geistige Treffsicherheit nicht immer um den Vorrang streiten kann. Ungemein befruchtend haben in Deutschland die Legenden des Skt. Hubertus über den Hirsch mit dem heiligen Kreuz im Geweih gewirkt, in Österreich die sagenbunten Erzählungen über den weisen Gamsbock und die Saligenfräulein, die ihn beschützen.

Die Siebenbürger Sachsen besitzen keine eigen geprägten Jagdausdrücke, was wohl der sicherste Beweis ist, daß dieses ackerbautreibende Volk die Jagd in der Vergangenheit sozusagen gar nicht ausgeübt hat.

Die deutsche Jägeransprache hat sich so sehr der Tierbeschreibung mit eigenen Ausdrücken bemächtigt, daß heute kein deutsches Tierbuch an ihnen vorbeigehen kann; und ein Tierbuch, das sich nicht der zünftigen Bezeichnungen bedient, macht sich bei allen Natur- und Tierfreunden Deutschlands — und die bestehen ja in der großen Hauptsache sozusagen alle aus Jägern — einfach unmöglich.

Das jagdbare Tier heißt gar nicht „Tier", sondern Wild, — „Tier" heißt das weibliche Rotwild. Es hat kein Maul, wenn es ein Hirsch, Reh oder Gams ist sondern einen „Aser". Das Raubwild hat dafür einen „Fang", das Wildschwein — im allgemeinen „Sau" genannt — hat ein „Gebrech". Die durch dieses (den„ Keiler" oder die „Bache") aufgebrochene Erde heißt „Gebräch".

Das Wild hat auch meist keine Nase, sondern einen „Windfang", und auch keine Ohren. Der Hase nämlich hat „Löffel", das Nutzwild „Loser", „Lauscher", das Raubwild „Geöhr" oder „Gehör"; es hat mit Ausnahme der Vögel keine Augen, sondern als Nutzwild „Lichter", als Raubwild „Seher". Es hat keinen Bauch, sondern eine „Dünnung". Es blutet nicht, sondern „schweißt". Das Wild hört nicht, sondern „vernimmt", es riecht nicht, sondern „wittert", „windet", es sieht nicht, sondern „äugt". Ein Wild ist niemals klein oder groß, sondern „schwach", „gering", „gut", „brav", „stark", „hauptstark" (kapital). Ein Spötter hat das „Verbleffen" (Verstoßen gegen die Jägersprache) recht herzhaft folgendermaßen abgeurteilt:

„Es brüllt der Löwe in der Steppe,
Der Säugling brüllt in seinem Bette,
Der Hirsch brüllt auch am Börsentag,
Wenn sein Papierchen fällt im Krach".

Der Hirsch „röhrt“ oder „orgelt“. Der Hirsch hat ein „Geweih“. Der Rehbock ein „Gehörn“ oder eine „Krone“, die Gemse (Gams) „Krikkel“, „Krucken“, „Gwichtel“. Das Wild „verhofft“, wenn es aufmerkend stehen bleibt. Es tut ihm weder der Fuß, noch das Bein weh, sondern es „klagt am Lauf“.

Es läßt sich die Liste der jagdlichen Ausdrücke in die Tausende fortspinnen. Zweck dieses Aufsatzes ist aber nicht eine „Nomenklatur“ aufzustellen.

Wohl ist die malerische Beschreibung des Wildes mit entlehnten allgemein bekannten Wörtern als im Volke tief eingebürgert sehr bemerkenswert, viel wichtiger und wertvoller sind die wirklich durch die Jagd besonders geprägten Fachausdrücke wie beispielsweise: „Fährte“ für Spur, „Brunft“ für Paarung des Rot- und Rehwildes, „Ranz“ des meisten Raubwildes, „Rausch“ des Schwarzwildes (Wildschwein), „Rollen“ des Fuchses und Wolfes usw. So für die Brut von Wölfen „Geheck“, von Vögeln „Gesperr“, für Eingeweide „Gescheide“, für Herz, Leber, Lunge, Nieren „Geräusch“, für den männlichen Fuchs, Hund, Wolf „Rüde“, für die Familie von Enten „Schoof“, für den männlichen Jagdfalken „Terzel“, statt beunruhigen „vergrämen“, statt sich Paaren (beim Hasen) „Rammeln“.

So wie der Arzt seine „Hormone“, der Bergmann seine „Teufen“, der Seemann seine „Rahen“, so hat der Jäger sein „Gejaid“, sein „Weidwerk“ oder „Waidwerk“. Welche Schreibweise richtig ist, mögen die Sprachforscher feststellen. Einige leiten es von Wald ab: so wie Saibling von Salbling, so stamme Waidler von Waldler; andere suchen den Ursprung in der Weide. Auf Weide, Hutung (gleichbedeutend mit Nutzung) gehen. Keinesfalls ist das Wort abzuleiten von Eingeweide, Weidsack, oder von dem Baum: die Weide.

Was die Umlautung im Lauf von Jahrhunderten vermag, möge eine Urkunde aus dem Jahre 1302 zeigen: „Dem edelen manne herrn Hainrichen dem marschalk von Bappenhaim enbeut ich Diedegen von Kastel, lantvogt ze Nurenberch, minen dinst mit gantzen triwen. Ich gebeut eu von mines herren des kuniges wegen und bei sinen hulden, als er mir geboten hat, das ir verbietet und wert, als eu lieb und guet gereichen mach, euren leuten und euren umsezzen elleu wiltgarn, alle stricke, alle dreuhe, alle abschrecke und alles lauffen ez sei danne ain edel man, der offenleich mit sinen hunden hesset.“

„Dreuhe" ist Jagdfalle. „Abschrecke" heißt das Aufschrecken des Wildes durch Lärm. „Lausse" heißt auf der Lausche, auf der Passe sein.

Die Jägersprache ist teils entstanden, teils gemacht. Sie ist im Volk entstanden überall, wo deutsche Jägerzunge redete, in Ost und West; und unzählige Brocken finden sich noch in allen Landen deutscher Mundart, die noch nicht gelesen sind; sie ist gemacht, das heißt in Formen gegossen, gesammelt, in Vorschriften zusammengefaßt worden überall dort, wo der Edelmann mit einer Geste der Geistigkeit und Vornehmheit seinem Tun, seiner Umgebung, seinem Vergnügen, den Hunden und dem Wild durch Belehnung mit eigenen Ausdrücken das Wappen des Adels anheften wollte. Der edle Hirsch ist edel, weil er nur vom Edelmann bejagt werden durfte. Der Hund der Kaiserin Maria Theresia wurde von dem Schiffsmeister zu Braunau am Tun mit Exellenz angesprochen.

Die ersten Anfänge der „Waidmannssprache" reichen noch vor die Zeit des 4. Jahrhunderts nach Chr. zurück, als die Germanen zu schreiben begannen. Die schriftlichen Urkunden des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts enthalten bereits ihre Spuren. Das Nibelungenlied des 13. Jahrhunderts schildert schon knapp ein Jagdergebnis Siegfrieds:

„Dar nach sluog er schiere
einen wisent und einen elch,
starker ure viere
und einen grimmen schelch." (Riesenhirsch)

Die Jägeransprache beginnt also schon hier, wenn auch noch dürftig, Fuß zu fassen, desgleichen bei Heinrich von Veldeke, Hartmann von der Aue, Wolfram von Eschenbach.

Reichhaltiger tritt sie im 14. Jahrhundert in der allegorischen Dichtung des Hadamar von Laber „Die Jagt" auf. Im 16. Jahrhundert hat der Rechtsgelehrte Noe Meurer bereits ein Verzeichnis jagdlicher Ausdrücke zusammengestellt; und Ende des 17. Jahrhunderts hat der Freiherr von Hoberg in seiner „Georgica curiosa" eine Sammlung mundartlicher Ausdrücke aus Österreich herausgegeben. Im 18. Jahrhundert finden wir die Jägersprache vertreten bei den Gebrüdern Karl und Christian Wilhelm von Heppe, Heinrich Wilh. Döbel, Fr. Hans von Fleming, F. A. Jester u. a. Im 18. Jahrhundert benützen sie ausgiebig die Jagdklassiker Dietrich aus dem Winkel und Georg Ludw. Hartig. Ein Wörterbuch der Deutschen Jägersprache ist aber

erst 1871 aus der Feder der Gebrüder Joseph und Franz Kehrein erschienen. Die wissenschaftlichen Wörterbücher der Sprachforscher wie Grimm, Sanders, Kluge, Wiegand behandeln die Jägersprache sehr lückenhaft. Die neueste große Sammlung der bekanntesten Ausdrücke stammt aus dem Jahre 1892 von Ernst Ritter von Dombrowski, einem Österreicher, in dem Werke: „Deutsche Weidmannssprache". Dieses Buch enthält über 3000 Ausdrücke.

Heute sehen wir die Jägeransprache wie ein umfangreiches Lexikon prangen. Sie ist ein fürstlich stolzes Gebäude, in dem recht wenige sich frei von Irrwegen zurecht finden. Dem gewöhnlichen Betrachter ist sie unzugänglich sowie ein Palast, der dem Staunenden die volle Außenpracht zeigt, die geheimen Gemächer ewig versagt. Eine Apotheose der Diana, mitbeeinflußt vielleicht durch den weisen Njal, das Symbol der altgermanischen Männerfreundschaft, erscheint sie wie eine köstliche Dichtung, die Bewunderung erregt, ohne Reim und Vers fassen zu lassen. Sie schmückt das Füllhorn der deutschen Sprache mit wildwüchsigen Bergblumen und würziger Waldluft, sie berauscht den Genießenden mit dem ihr eigenen, ausdrucksvollen Zauber der Romantik und dabei doch Lebensechtheit; sie ist konservativ und von keinen Modezeitgeistern verdorben. Sie stellt den wunderbarsten Edelstein dar, den die deutsche Sprache hat, das seltenste Kleinod, das je eine Sprache der Welt geschaffen.

Im glücklichen Besitze der tausend Farben und Töne der tiefverwurzelten Jägersprache können wir den reichen Schatz ihrer Begriffe, die Fülle ihrer Ausdrucksweisen nicht mehr hinwegdenken. Mit der Einziehung ihrer buntmelodischen Flaggen würde die Tierschilderung zur Blutleere erstarren; nicht anders auch, wenn dabei kühne und knospenpralle Wortbildungen nicht immer wieder frisch nachschöben, wenn paarungslüsterne Wortverbindungen nicht immer wieder die Inzucht neu befruchteten — aber ja nicht mit dem Staube fremder Rasse (Fremdwörter).

Was wäre Hermann Löns ohne die Verwegenheit naturhaften Urwuchses, was ein Fr. von Gagern ohne die adlige Reitereleganz, mit der er in dem „schwülfieberbrütenden Erlenfilz", über die Sprachzimperlichkeit gesund hinwegsetzt. Und wenn solch einen „sumpfgasigen", versauerten „Krankheitsherd" der gramatisch Gelähmte heute als gichtgefährlich meidet wie den Kaltwasserstrahl, morgen schon sucht er in ihm die radioaktive Heilkraft gegen Altersverkalkung. Wenige sind

es noch, die den Mut haben, sich zur Naturspiegelung so zu bekennen, wie es Blumenmai und Wildherbst draußen vormachen.

Ich aber blicke in die Zukunft und tröste den Vereinzelten mit Wilhelm Busch:

„Später aber traf ich auf der Weide
Außer mir noch mehre Kälber,
Und nun schätz ich sozusagen
Erst mich selber."

Pst

Von Wilhelm Busch

Es gibt ja leider Sachen und Geschichten,
Die reizend und pikant,
Nur werden sie von Tanten und von Nichten
Niemals genannt.

Verehrter Freund, so sei denn nicht vermessen,
Sei zart und schweig auch du.
Bedenk: Man liebt den Käse wohl, indessen
Man deckt ihn zu.

Rundschau

Offener Brief an Otto Folberth. Sehr geehrter Herr Folberth! In Anbetracht Ihrer beiden hier erschienenen Aufsätze vom Dezember und Februar dieser Zeitschrift sehe ich mich genötigt, eine Reihe von Fragen zu stellen.

1. Wenn Sie den Begriff Christentum gebrauchen, warum halten Sie sich da bei dessen Umschreibungen, hauptsächlich oder ausschließlich, an Vertreter dieses Christentums, — und sei das auch Paulus, — und warum nicht an die vier Evangelien, d. h. warum begreifen Sie Christentum nach Barth, Brunner, Reisner, Paulus, usw. und warum nicht nach Jesus Christus — oder — nach eigenem Gewissen und: was ist dann Ihrer persönlichen, untheologischen Meinung nach unter Christentum zu verstehen? (Ekkehardt, Buch der göttl. Tröstungen: „Der heil. Augustin sagt, derjenige verstehe und vernehme am besten die heilige Schrift, der, ledig aller vorgefaßten Meinung, die Wahrheit der Schrift in ihr selber suche, das ist in dem Geiste, in dem sie geschrieben und gesprochen ist, im Geiste Gottes..... Und das ist immer meine Klage, daß ungebildete Menschen, die Gottes Geiste ferne sind, und alles nach ihren grob menschlichen Sinnen ausgelegt haben, beurteilen wollen, was sie in der heiligen Schrift hören und lesen, die doch vom und im heiligen Geiste gesprochen und geschrieben ist, und sie bedenken nicht, was geschrieben steht: Was unmöglich ist

bei den Menschen, das ist möglich bei Gott, ja selbstverständlich und natürlich. Was der niederen Natur unmöglich ist, das ist der höheren selbstverständlich und natürlich. Darum verstehet nun auch, was ich gesagt habe, daß ein guter Mensch, ein Sohn Gottes, in Gott geboren, Gott in sich selbst um seinetwillen liebt usw.....)

2. Wenn für Sie naturhaftes-schöpferisches Volkstum überhaupt — und also auch Deutschtum, Nationalsozialismus und Mystik — einerseits und Christentum andererseits unüberbrückbare Gegensätze für die Zukunft sind, dann: sind sie es in der Vergangenheit nicht auch gewesen und warum nicht?

3. Wenn Sie aber auch für die Vergangenheit darin unüberbrückbare Gegensätze sehen, die nur zur Not eben überbrückt worden sind, — wo liegt dann diese Brücke bei Ekkehardt, Böhme, Parazelsus, Bismarck, Schleiermacher, St. L. Roth usw. usw. sowohl menschlich als auch geistig, d. h. psychologisch und logisch — da sich alle diese schöpferischen und volksverbundenen Männer — wie noch viele andere — meines Wissens nach — positiv zum Christentum bekannt haben, d. h. zu Jesus Christus, Sohn Gottes, Erlöser der Menschen, durch innere neue Wiedergeburt aus der Gnade in jedem Einzelnen, welcher Einzelne dadurch selbst Gottes Sohn wird, ein im Tiefsten mystisches und wirkliches Geschehen (siehe auch der letzte Satz der oben angeführten Stelle aus Ekkehardt)?

Bei Beantwortung dieser Frage möchte ich nicht, daß Sie lange Begründungen anhäufen, sondern möchte Sie bloß bitten, so, wie Sie es für Luther getan haben, einfach die Tatsachen hinzustellen, da mir das verständlich genug erscheint. Nur möchte ich gerade auch für Luther gerne noch die psychologische Brücke haben, da die angeführte logische mir das „Brückenhafte", wenn ich so sagen soll, nicht klar genug aufzuzeigen scheint, und ich hier noch an Sie die Frage stellen möchte, ob diese Lutherstelle nicht auch anders gedeutet werden kann, nämlich so: daß der Gegensatz, oder besser Unterschied (!) zwischen Leben und Lehre einfach der uralte Unterschied zwischen Ideal und Wirklichkeit ist, den es im Logischen immer gegeben hat, auch in völkischen Dingen, der aber gerade und allein im Irrationalen, prä- und postlogischen Erleben des Glaubens — und sei das auch der Glaube an das Volk — ausgeglichen wird, welches Erleben ja gerade bei Luther wesentlich war. (Siehe das Erfurter Turmerlebnis und das Wartburgerlebnis.) Aus diesen Erwägungen heraus würde es mich interessieren, ob sie den hier klaffenden Gegensatz zwischen Leben (gleich schöpferisches Volkstum, als Religion gleich Mystik) und Lehre (gleich Christentum) bei Luther eben auch seelisch erlebnismäßig wiederfinden, weil es ja doch gerade in religiösen Dingen auf den wirklichen, hinter aller Logik liegenden Erlebnisgrund, d. h. eben jenes konkrete, psychologisch Menschliche ankommt. (Ekkehardt, „Ein Lebemeister frommte mehr denn tausend Lesemeister".) Selbstverständlich fällt diese ganze Frage fort, wenn Sie die zweite Frage mit Nein beantworten.

4. Oder meinen Sie, daß eben hierin der Gegensatz Mystik — Christentum zu suchen sei, daß jenes Erleben, von dem ich oben sprach, gerade und ausschließlich die Seite der Mystik und des schöpferischen Volkstumes darstelle, während das Logische eben dem Christentume gleichkomme, so daß man dann mit Ihnen sagen könnte: das Christentum hat an jenem Erleben (Leben) keinen Teil, sondern steht

als Lehre im Gegensatz dazu, und es kann bei volksgebundenen Menschen von jener sohnhaften Wiedergeburt, von der Ekkehardt spricht, im tiefsten Erleben nie die Rede sein?

5. Oder handelt es sich Ihrer Meinung nach beim Christentume um noch etwas anderes?

Sächsisch-Regen, den 19. Februar 1932. Friedrich Benesch

Antwort an Friedrich Benesch. Sehr geehrter Herr Benesch! Zu Punkt 1 Ihres Briefes: Es ist jedenfalls ein Unterschied zu machen zwischen Jesus und dem Christentum. Ich glaube das auch niemals übersehen zu haben. Wie ich zu Jesus stehe, habe ich in meinem Februaraufsatz gesagt. Zu ihm *kann* man persönlich Stellung nehmen, ja es erscheint mir überhaupt ausgeschlossen, es zu unterlassen. Hingegen den Begriff Christentum ohne alle Umwege von mir aus zu definieren, wie Sie es zu wünschen scheinen, werde ich mich niemals für berufen halten. Das sollte man, meine ich, mit Fug und Recht denen überlassen, die daraus ihre Lebensarbeit gemacht haben. In meinen Aufsätzen nun habe ich zur Definierung des Christentums hauptsächlich die Denkergebnisse der modernen dialektischen Theologie herangezogen, nicht, weil sie mir unsympathisch sind, sondern weil ich sie vielmehr für das Tiefste, Klarste und Konsequenteste halte, was seit Jahrhunderten über das Christentum gedacht worden ist. Mein Haupteinwand gegen sie liegt auf einer andern Ebene: ihnen zu folgen hieße, so fürchte ich, die Geschichte des Christentums und die Geschichte Europas von vorne beginnen wollen. Meiner Meinung nach kann der Sinn der Weltwende, in der wir uns heute befinden, dieser nicht sein.

Zu Punkt 2—5: Die Gegensätze Christentum — schöpferisches Volkstum hat es als latente Gegensätze immer gegeben. Geraume Zeit nach der Christianisierung sind sie den Völkern aber unbewußt geworden. Heute werden sie uns wieder bewußt. Das ist der ganze Unterschied zu früher. Die Geschichte kennt Beispiele ähnlicher geistiger Vorgänge genug: Zur Zeit der Renaissance und des Humanismus, ja noch zur klassizistischen Zeit hat niemand einen Gegensatz empfunden zwischen Antike und nationalem Volkstum. Man denke an den aus diesem Umstande hervorgegangenen Kultus des Lateinischen! Noch vor 100 Jahren bestand beispielsweise St. L. Roth darauf — ein in nationaler Beziehung gewiß nicht rückständiger Mann — daß in den Konferenzen der Mediascher Gymnasiallehrer lateinisch gesprochen werde und in seinem „Sprachkampf" tritt er u. a. für die Beibehaltung der lateinischen Sprache als Diplomatensprache ein. — Oder lassen Sie uns in diesem Zusammenhang Friedrich den Großen erwähren. Ein Mann, im Grunde genommen deutsch wie keiner. Aber seine umfangreichen philosophischen und historischen Werke, darunter die Geschichte seines Lebens und seiner Zeit, schreibt er französisch nieder. War er sich dessen bewußt, was er seinem Volke dadurch alles vorenthielt? Sicherlich nicht.

Genau so nun, meine ich, kann es im Religiösen Dinge geben, die Luther und andern unbewußt und verborgen geblieben sind, während wir sie einfach nicht mehr übersehen können. Dazu gehört, scheint mir, der genannte Gegensatz. Daß er gerade uns sichtbar wird, ist beileibe kein Verdienst. Es ist viel eher Tragik. Unsere Tragik. Ihr aus dem Wege zu gehen steht uns aber ebenso wenig frei, wie es Luther, wie es St. L. Roth usw. freistand, ihrer Aufgabe und ihrer Tragik aus dem Wege zu gehen.

Mediasch, den 11. März 1932. Otto Folberth

Rumänisch-ungarischer Kulturaustausch in Neumarkt (Marosvasarhely). Seit zwei Monaten arrangiert Frau Dr. Maria Berde-Roth, die bekannte ungarische Schriftstellerin Vortragskurse im städtischen Kulturpalast zwecks Annäherung der rumänischen, sächsischen und ungarischen Kulturwelt in Siebenbürgen. Bisher wurden vier Vorlesungen gehalten; die ersten drei befaßten sich mit rumänisch-ungarischen Literatur- und Kulturfragen, während der letzte Vortrag, von Professor Karl Molter die heutige siebenbürgisch-sächsische Literatur zum Gegenstand hatte. Es kamen folgende Schriftsteller zu eingehender Besprechung: Heinrich Zillich, Erwin Wittstock, Otto Folberth, Adolf Meschendörfer, Ernst Teckelius, Egon Hajek, Bernhard Capesius und Hermann Klöß. Der Vortragende unterstützte seine Würdigung sächsischen Wesens und Geisteslebens mit häufigen Zitaten und Stichproben aus den genannten Dichtern und Schriftstellern, so in ungarischer Übersetzung, wie auch im Original. Das dreisprachige Publikum zeigte lebhaftes Interesse für das Thema.

Als Einleitung hielt die Anregerin dieses Kulturaustausches Frau Maria Berde-Roth eine kurze Gedenkrede über Goethe anläßlich der hundertjährigen Wiederkehr seines Todestages.

Neue Bücher und Schriften

Walther Linden: Goethe und die deutsche Gegenwart. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. — Dies Büchlein des als Neuherausgeber der Goethebiographie Bielschowskys bekannten Verfassers will dem deutschen Menschen von heute das Goethebild „lebendig" machen. Das geschieht in vier Kapiteln: Dämon, Entwickelung und Lebensgedanke, Naturwissenschaft der lebendigen Kräfte, Moderne Religiosität und Lebensführung. Zunächst will er die Legende vom bloß „harmonischen" Goethe zerstören und zeigt, wie sehr dies Leben von Kämpfen mit dem Dämon erfüllt war. „Hinter der olympischen Maske der faustische Mensch, der moderne Mensch des ewigen Werdens und der seelischen Unbegrenztheit: so müssen wir Goethe bis ins hohe Alter sehen." Dies Goethebild steht unserer chaotischen Zeit zweifellos noch immer recht nahe. Weiter ist aber aus Goethes Geist hervorgegangen: „die Geburt der Bildung aus dem Geiste der Natur, des Wissens und der Erkenntnis. Er ist der Naturgenius der modernen Bildung." Vor allem hat er auch für das „bis ins Letzte moderne Problem: Mensch und Maschine, Seele und Technik" bereits das „befreiende Wort" gefunden, „das Wort vom Gemeinschaftsgeist der Arbeit". Er hat ferner der „mechanisch-mathematisch bestimmten Naturwissenschaft des 17., 18. und 19. Jahrhunderts schroff entgegengestellt: eine Naturwissenschaft organisch-dynamischer Art." Es steht durchaus in zweiter Linie, ob Goethes Farbenlehre „richtig" oder „falsch" sei. Die Hauptsache ist, daß ein „neuer und selbständiger Typ der Naturwissenschaften hier aufgerichtet wird, eine Wissenschaft, die nicht auf zerstückte Einzelheiten, ursächliche Beziehungen, mechanische Bewegungen, sondern auf lebendige Gestalten, organische Ganzheiten, wirkende Kräfte gerichtet ist.... Die organisch-dynamische Naturbetrachtung Goethischer Art wird sich in Zukunft immer stärkere Macht erkämpfen; sie gehört heute schon zu den bestimmenden geistigen Erlebnissen der Zeit."

Schließlich geht der Verfasser dazu über, aus Goethe als „Vorbild und Lebensbestätigung der auf sich selbst gestellten schöpferischen Persönlichkeit" den Schöpfer einer modernen Religiosität zu machen. Diese sieht er vor allem für den deutschen jugendlichen Menschen als wertvoll an, da sich nur aus der Innerlichkeit heraus die Welt neu erobern läßt. Er läßt freilich dann auch der Anschauung von der Gnade ihre Rolle, in der sich die vor allem im Alter entwickelte Religiosität Goethes „sehr stark mit christlicher Religiosität berühren kann". Alles in allem ein anregendes und ermutigendes Büchlein, dem man gerade jetzt große Verbreitung wünschen möchte. Bernhard Capesius

K. v. Woikowsky-Tillgner, Die Menschenkrankheit. Gedichte. Friedr. von Wolff-Verlag, Wismar. Das erste kurze Gedicht dieser Sammlung endet mit dem Vers:

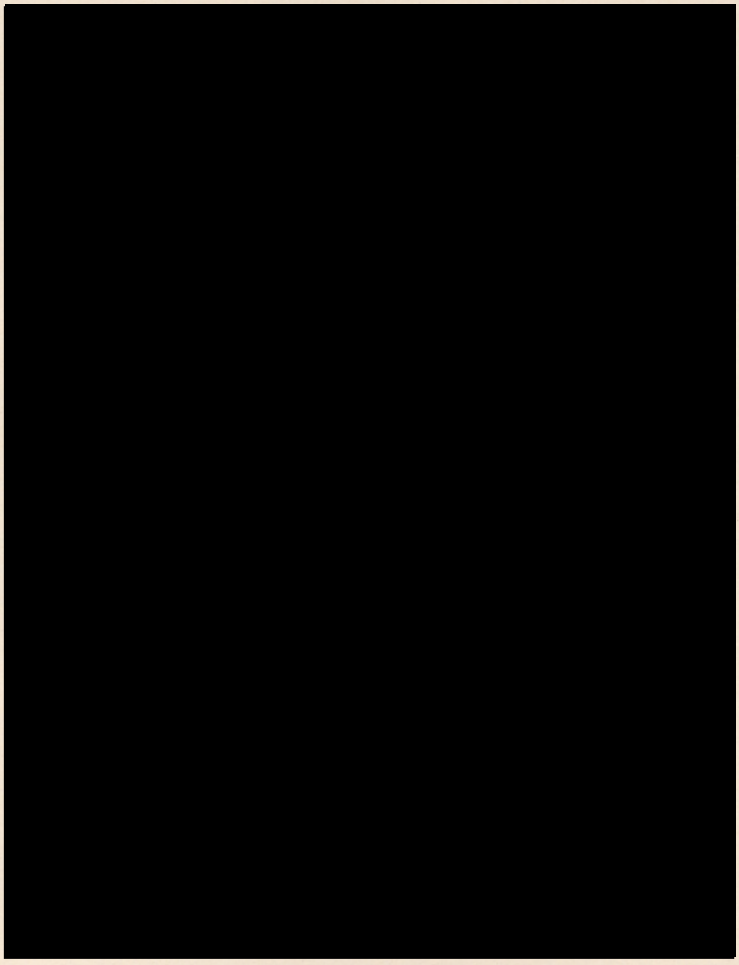
Wir können niemals klares Wasser schöpfen,
In jedem Eimer schwimmt ein Spiegelbild.

Unter der „Menschenkrankheit" versteht die Dichterin also offenbar die Einsamkeit, die es dem Menschen verwehrt wirklich aus sich herauszutreten und in der äußeren Welt anstelle von bloßen Ich-Reflexen ein vollwertiges Du zu finden. Das ist nun freilich die Krankheit, an der wir alle leiden und die irgendwie hinter jeder künstlerischen Schöpfung steht, aber es sei doch zugegeben, daß diese Krankheitsstimmung in zahlreichen Gedichten des vorliegenden Bändchens besonders klar zum Ausdruck kommt. Die Gedichte sind übrigens keineswegs gleichwertig. Zwischen solchen von überraschender Kraft und Plastizität gibt es auch wieder andere, die allzudeutlich den Stempel eines vorgefaßten abstrakten Gedankens tragen und demgemäß ihrem rein lyrischen Gehalt nach nicht recht befriedigen können. Manche Verse lassen auch fremde Einflüsse erkennen, so vor allem von Wildgans, Werfel und Trakl. Trotzdem aber zwingt uns die Sammlung im Ganzen Anerkennung ab. Hier hat sich wirklich einmal eine Frau zu objektiver Gestaltung ihrer Gedanken und Empfindungen durchgerungen. E. Reisner

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Der erste Teil dieses Heftes ist Wilhelm Busch gewidmet, dessen Geburtstag in diesem Monat zum hundertstenmal wiederkehrt. Die übrigen Aufsätze des Heftes, mit Ausnahme eines einzigen von Emil Witting, der nicht nur Jäger, sondern alle interessieren wird, die sich mit der deutschen Sprache beschäftigen, setzen die Aussprache über wichtige nationale Fragen fort. Mit der Abhandlung „Zur Philosophie des Nationalsozialismus" setzt Alfred Pomarius seine im Märzheft angekündigte Aufsatzreihe fort. Dem im vorliegenden Hefte behandelten Problemkreis: Rasse — Volkstum — Judentum wird sich in einem zweiten Teile die Auseinandersetzung mit den Ideen von Persönlichkeit, Gemeinschaft und Staat in der Weltanschauung des Nationalsozialismus anschließen. Als Abschluß der Aufsatzreihe wird dann der Verfasser, fußend auf diesem Versuch einer umfassenden geistigen Grundlegung, zur Frage unseres Verhältnisses zum Nationalsozialismus Stellung nehmen. Wir verweisen außerdem auf die Bildbeilage, ein Portrait von unserem Ministerpräsidenten, das kürzlich von Hermann Konnerth in Bukarest gemalt wurde.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Ioan Ratiustraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



O. G. Netoliczka, Portraitplastik Sam. Schiel

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
9. JAHR MAI 1932 HEFT 5

Goldene Fracht

Eine lyrische Folge in acht Stücken

Von Egon Hajek

[redacted]

Vorspruch

[redacted]

Auf weißem Grunde

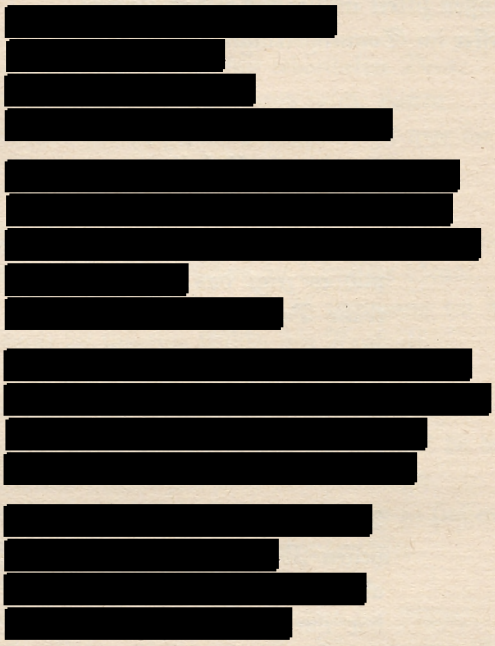


[redacted]

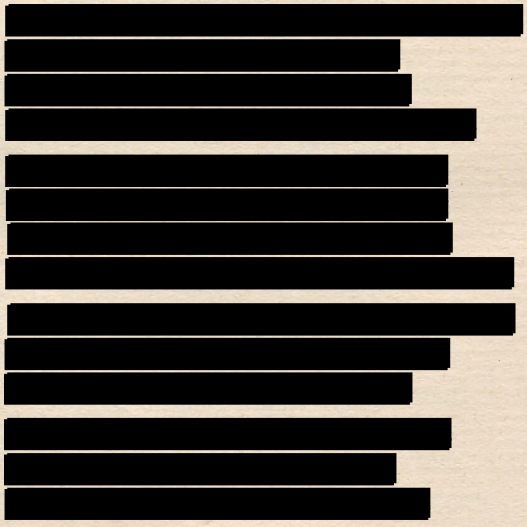
Großer Perser
(wohlerhalten)

[redacted]

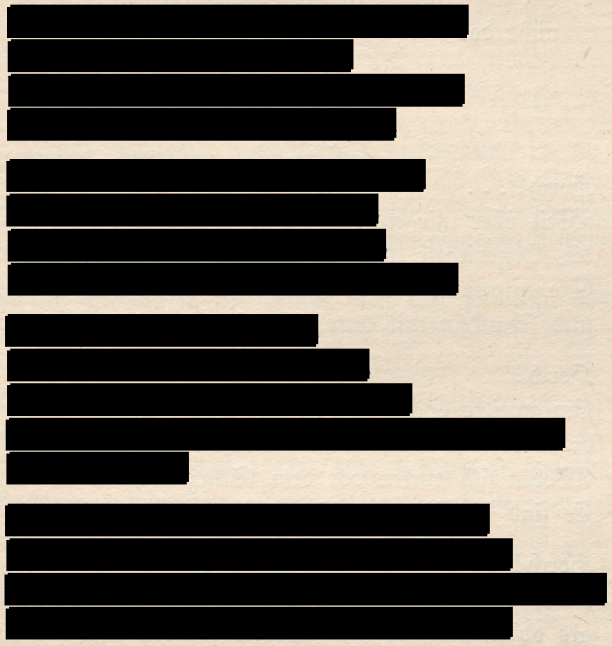
Rotes Vließ



Blauer Gebetsteppich

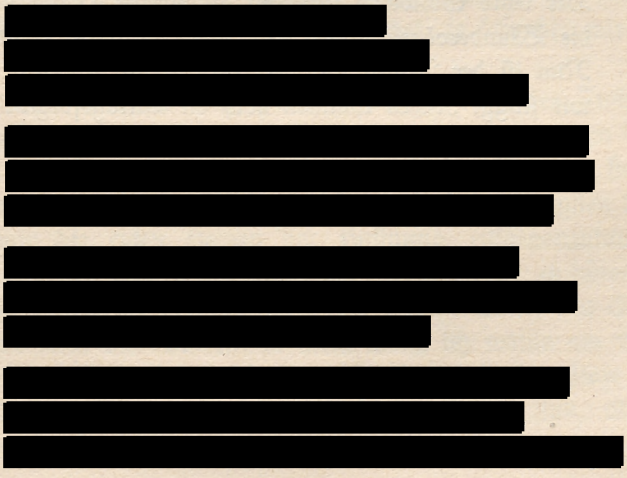


Kleiner Uschak



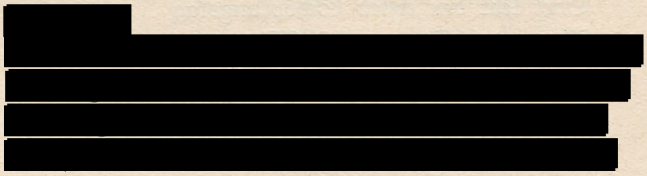
Drei Tupfen-Motiv

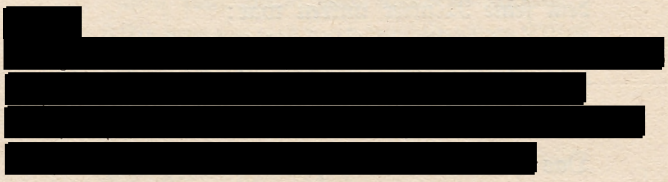
(alt und abgeschabt)

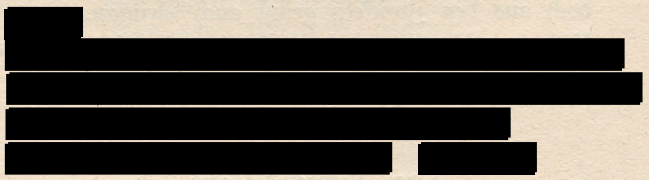


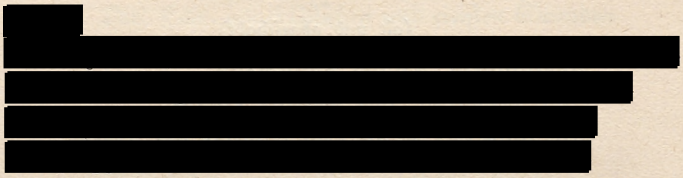


Vogelkopfmotiv









Bauernzirkus

Von Richard Billinger

Richard Billinger, der durch die Aufführungen seiner „Rauhnacht" in München, Berlin, Mannheim, Erfurt, Bremen erfolgreichste deutsche Dramatiker dieses Winters, veröffentlichte kürzlich sein erstes Prosawerk, die autobiographische Erzählung „Die Asche des Fegefeuers". Aus dem höchst eigenartigen Buch veröffentlichen wir mit Erlaubnis des Georg Müller-Verlages folgenden Abschnitt:

Es schien die Sonne in die Stube. Die Uhr schwang den langen, eine goldene Sonne tragenden Pendel, die Zeit schnitt Ähre um Ähre vom Acker der Welt, die Scheunen des Ewigen bargen die Ernte.

Meine Verwandten, Bauer und Bäuerin, hatten nach der Abendsuppe ihre Sonntagsgewänder aus dem Kasten geholt und sich wie für einen Kirchengang gekleidet. Sie gingen heute in den Zirkus, der die letzte Vorstellung den Bauern und Marktbewohnern gab. Ich durfte mit auf den Wagen steigen, in einer Kutsche, einem „Landauer", Platz nehmen. Ich saß neben der Bäuerin, der Bauer selbst saß auf dem Kutschenbocke, leitete die zwei Rösser. Nach Franz, dem Sohne und Hoferben, hatte der schwarzgewandete Mann mich nicht gefragt. Franz hatte wohl schon seinen freien Weg, den ihm weder Vater noch Mutter mehr rauben konnten. Der Marktplatz stand voller Wäglein, Kutschen, Kaleschen, Leiterwagen der Zirkusbesucher. An der Kassa kaufte Franzens Vater drei Sitzplätze. Das Mädchen an der Kassa war in ein grünes, seidenes Kleid gewandet, es schenkte mir keinen Blick.

Wir durften uns auf eine Bank setzen, die ein rotes Tuch zierte. Fackeln gossen das Licht in das Zelt. Es summte wie in einem Bienenstocke, die Besucher lagen alle im Banne wohl des Satanes, sie hatten Augen, aus denen gierige Blicke tropften, wie beim Jüngsten Gerichte schienen mir die roten Herzen der Hoffnung entgegenzulaufen, es warteten alle, den Schritt übermächtiger Zauberreicher zu hören. Eine kastengroße Drehorgel verschwendete gar üppige Töne, das Gelächter der Mägde fand das Türlein in mein Herz, ich wollte als Riese in den Spielraum des Zeltes schreiten, als Zwerg meine Nase zeigen, ich vergaß Franz, der wohl schon in seinem Trikot stak, über das Seil bald tänzeln mußte.

Die Vorstellung hub an. Das Mädchen im grünen Kleide stand auf einem Pferde, das jetzt im Kreise galoppierte, die gelbe Spreu von den Hufen seiner Hinterläufe schleuderte. Esel und der Storch schritten hintereinander in das Zelt. Knaben, wie Königssöhne angetan, zeigten holde Spiele des Leibes, sie kugelten wie die Räder, sie hüpften jetzt auf die anspringenden kleinen Pferde, sie hielten einen Reifen, durch den geschmückte Hündlein sprangen, sie hoben alle zuschauenden Bauern in den Himmel der fröhlichen Winde, der von keinen Mühen und Sorgen belasteten Sterne, in ein Reich, in dem die Träne nicht mehr wog, die Arbeit auch ihr Dornenröcklein ausgezogen hatte.

Nun schwieg der Leierkasten. Die Stille trat ein, die Zuschauer hielten den Atem an. In einem goldbestickten Kleide, das wie die Haut enge am Leibe lag, erkletterte der Tänzler das Seil. Die Leute auf den Bänken klatschten Beifall, jetzt quoll aus der Drehorgel eine niegehörte Musik, wie sie die Zigeuner sich vor dem Dorfe noch schenken, wann das Feuer züngelt, der Schlummer schon aus dem Monde blüht.

Franz hatte wohl mit dem weißen Mehle sein Antlitz eingestaubt, die Lippen schimmerten wie purpurne Schlänglein. Er hatte eine Lenkstange gefaßt, er stand schon auf dem Seile. Jetzt wagte er den ersten Schritt. Er schien das Gleichgewicht noch nicht beschworen zu haben, er wankte, aus hundert Kehlen brach sich der Schrei. Aber da tänzelte der Vermummte schon über das Seil, als hülfen Flügel dem Kühnen, als hätte die Erde ihr Mutterrecht auf dieses Menschenherz eingebüßt, die Schwere diesen Schwebenden verlassen.

Der Tänzler wiederholte seine Künste, er lief über das Seil, er zeigte plötzliche Furcht, die er lächelnd zerstörte, wie ein Traumwandler schien er auf der Straße des Seiles zu schreiten.

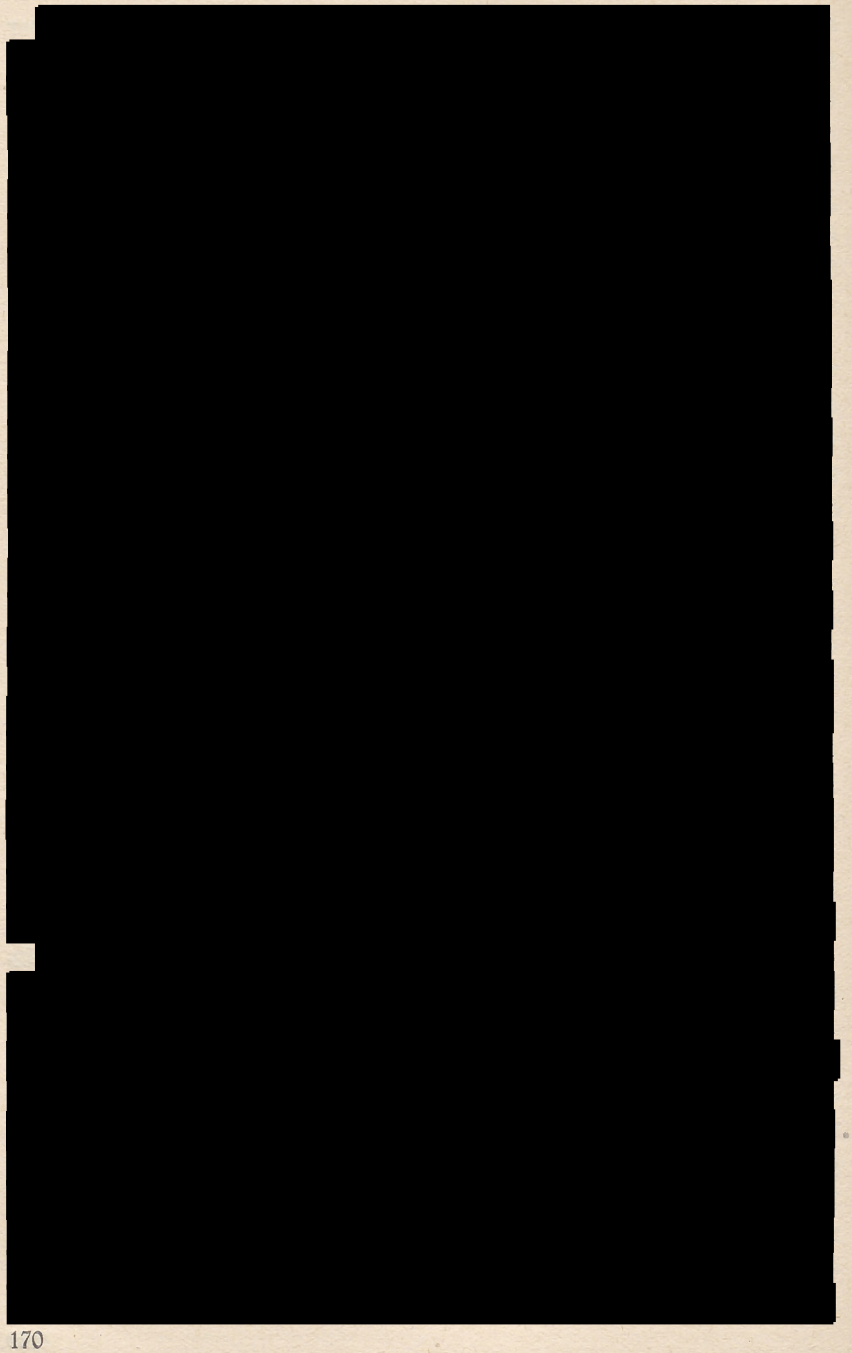
Die Bäuerin griff an ihr Herz. Das Uebelsein mochte sie überfallen haben. Sie erhob sich, um der atemdicken Luft des Zeltes zu entfliehen. Der Künstler verbeugte sich gerade vor den beifallspendenden Leuten, er wollte seine Kunststücke wiederholen. Der Bauer war auch aufgestanden, seinem Weib beizustehen. Ich verließ mit den Verwandten das Zirkuszelt. Der Rossewärter empfing sein Trinkgeld, der Bauer bestieg den Kutschenbock, ich saß neben der Bäuerin schon auf dem Polster des Wagens, die Rösser zogen an, und der Wagen rollte aus dem Marktplatze. Die Sterne waren alle heute an ihrem gottgeschenkten Orte und Hause erschienen, die Grillen zirpten, die Unken priesen die

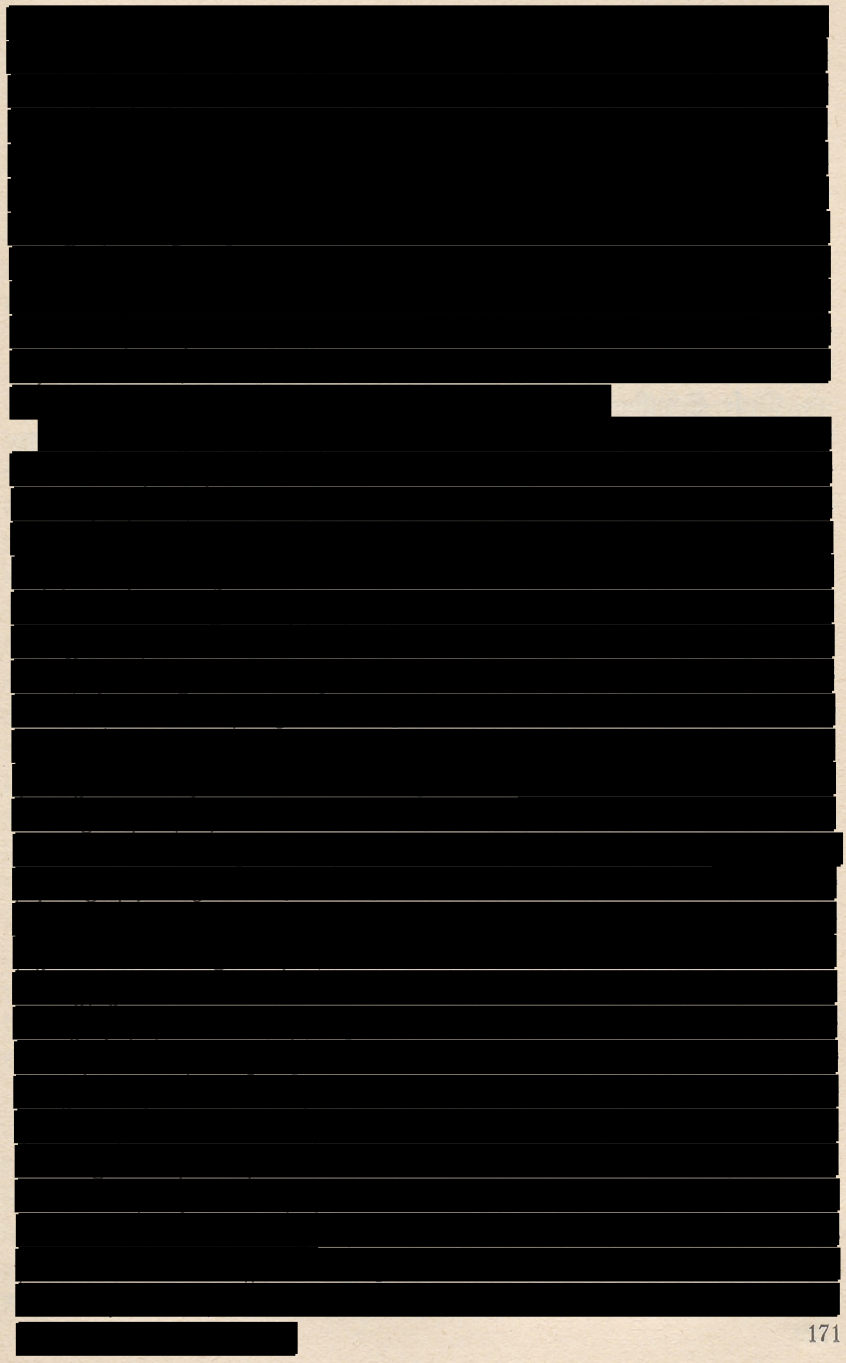
lichtentkleidete Nacht. Einer Leiche glich die Bäuerin. Der Wind, der stubenwarme, fiel auf meine Wangen. „Franz ist über das Seil getänzelt" flüsterte ich jetzt. Das Weib nickte. Es hatte seinen Sohn erkannt. Der Bauer hockte auf dem Kutschenbocke, als führe er uns nicht unter das Dach eines Hauses, als triebe er seine Rösser schnurgerade in die Hölle.

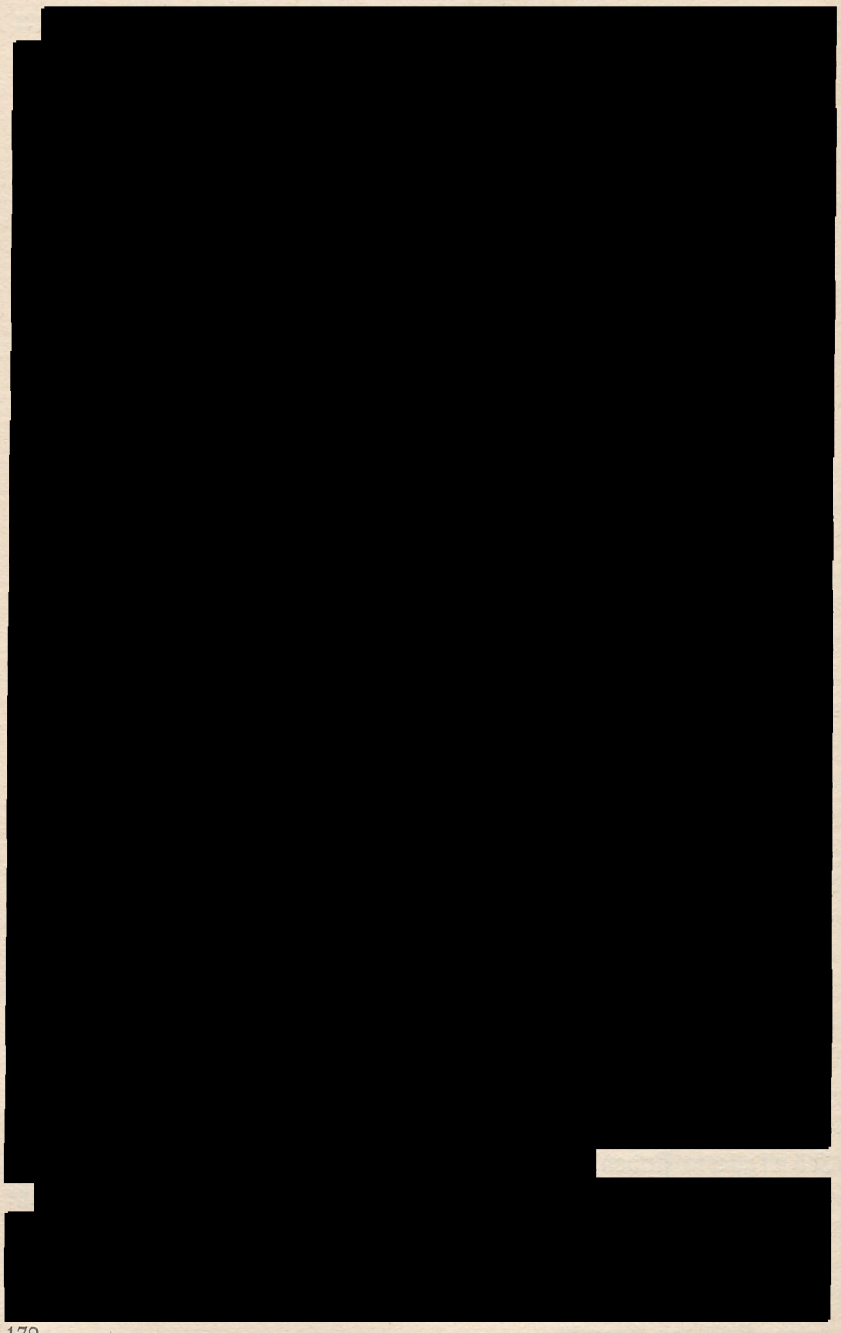
Christentum, Judentum, Heidentum

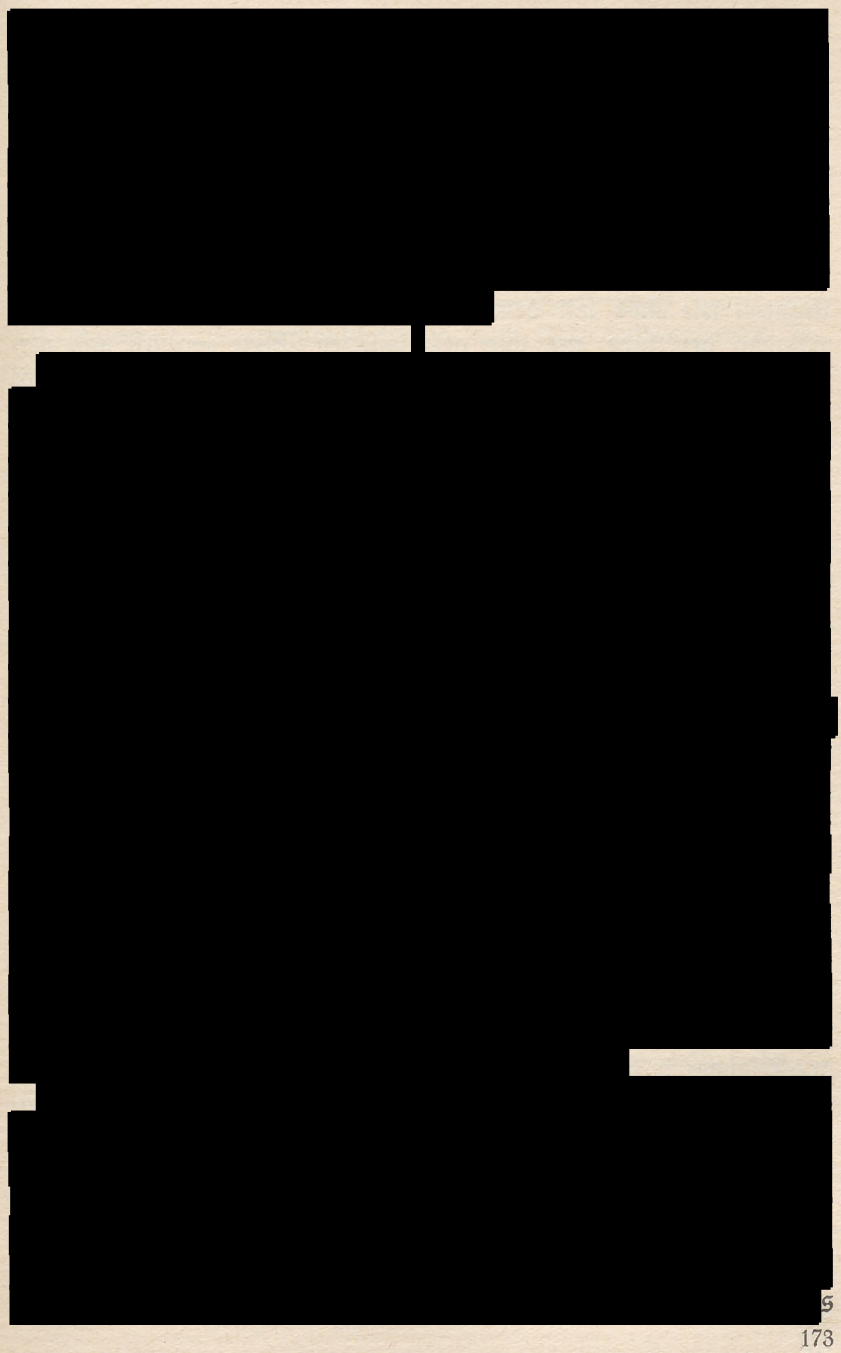
Von Erwin Reisner

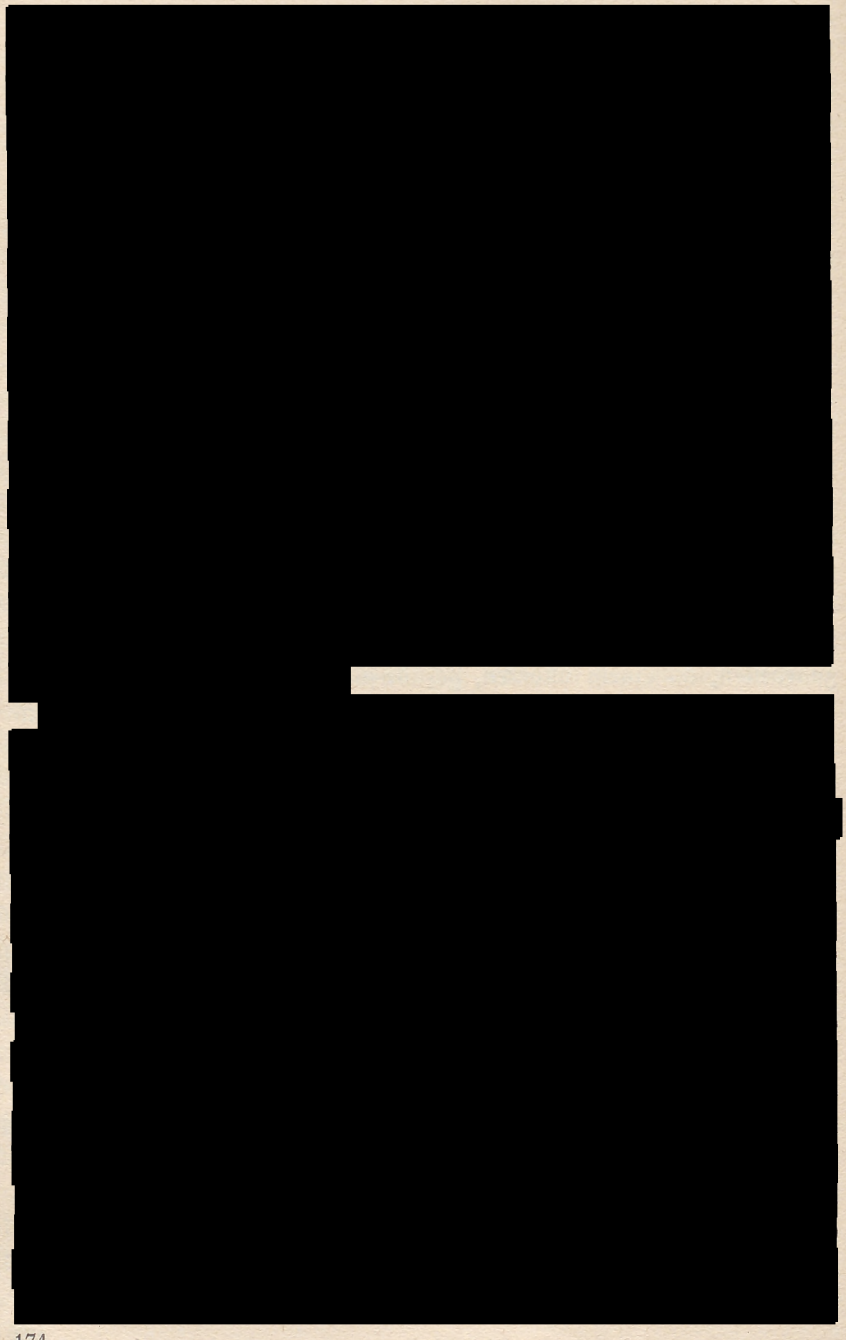
[redacted]

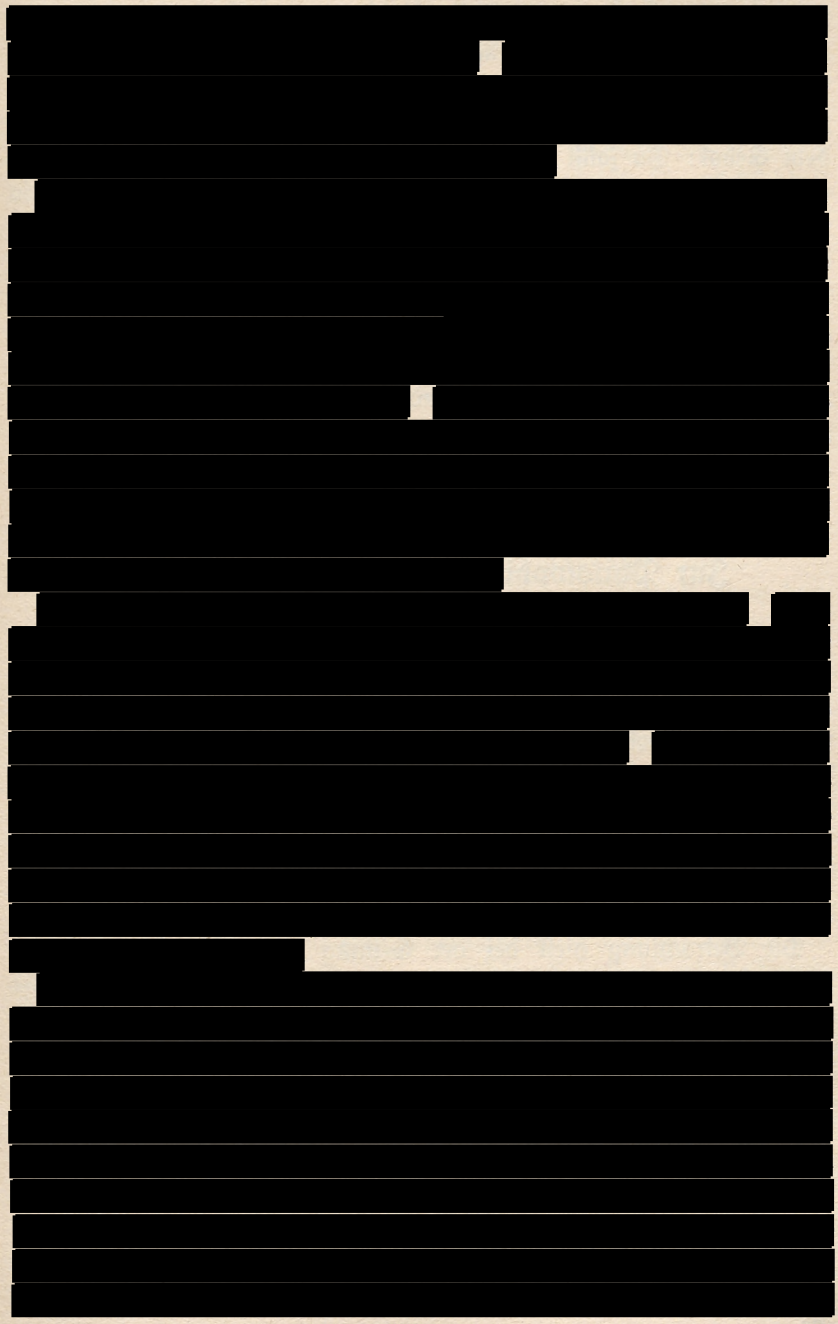














Zur Philosophie des Nationalsozialismus

Staat — Volk — Persönlichkeit

Von Alfred Pomarius

(Schluß.)

Es war von drei Prinzipien die Rede, die in erster Linie für die Deutung der weltanschaulichen Hintergründe des Nationalsozialismus in Frage kommen: Geist, Seele, Intellekt. Sie ergaben für die erstrebte Deutung folgende beiden Grundthesen:

Nationalsozialismus ist Aufstand gegen den Intellekt.

Nationalsozialismus ist Kampf für eine Herrschaft des in der Seele verankerten Geistes.

Die Betrachtung hielt bei der Geltung und Auswirkung dieser Thesen auf der Ebene des Volkseins und hat gezeigt, daß auf dieser Ebene der Seele die Rasse, dem Geist das Volkstum entspricht. Was aber entspricht auf dieser Ebene dem Intellekt? Die Antwort hat zu lauten: der Staat.

Zunächst ergibt sich aus dieser Antwort zufolge der zu Grunde gelegten Hauptthesen, daß sich der Nationalsozialismus in einer grundsätzlichen Kampfstellung gegen den Staat als solchen befindet. Es wäre nun allerdings ein groteskes Mißverständnis, dies so zu verstehen, als sei die nationalsozialistische Weltanschauung anarchistisch. Sie ist vielmehr weit entfernt von einer Verneinung des Staates. Wohl aber

ist sie eine scharfe Absage an die in der neueren Kulturentwickelung oft vertretene Ansicht vom Selbstzweck des Staates, den sie demgegenüber in die Stellung eines untergeordneten, eines dienenden Prinzips versetzt wissen will. Daher Hitlers heftiger Ausfall gegen „die Anbeter unseres heutigen Legitimitätsprinzips": „In der Tatsache des Bestehens eines Staates liegt für sie allein schon seine geweihte Unverletzlichkeit begründet. Um diesen Wahnsinn menschlicher Gehirne zu stützen, braucht man eine geradezu hündische Verehrung der sogenannten Staatsautorität" (Mein Kampf, S. 426). Dieser Einstellung stellt Hitler „die grundsätzliche Erkenntnis" gegenüber, „daß der Staat keinen Zweck, sondern ein Mittel darstellt". Wozu nun ein Mittel? Das heißt welches ist der Zweck, dem der Staat zu dienen berufen ist, der Wert, dem er untergeordnet ist? Die Antwort hierauf findet sich vielleicht am klarsten im Satze Hitlers: „Wir Arier vermögen uns unter einem Staat nur den lebendigen Organismus eines Volkstums vorzustellen". Demgemäß ist also der Zweck des Staates, der ihn beherrschende — und ihn gestaltende Wert Volkstum, also ein geistiger Wert.

Es ist demnach über das Wesen des Staates zunächst etwa dasselbe zu sagen wie früher über den Intellekt, daß er nämlich eine Angelegenheit des Geistes sei. Deshalb ist er auch kulturgeschichtlich aus Männerbünden hervorgegangen. Aber er ist nicht der Geist in seiner schöpferischen Bewegung, sondern wesentlich Niederschlag dieser Bewegung, erstarrte geistige Ordnung, objektiver Geist, reglementierter Geist. So stammen etwa die beiden Grundmerkmale staatlichen Daseins Verwaltung und Recht gewiß aus schöpferischen Ideen des Geistes, aber um staatserhaltende Funktion ausüben zu können, müssen sie sich in einem ganz bestimmten Maße versachlichen, praktisch schematisieren, in geistige Scheidemünze verwandeln. Die Güte eines Staatswesens steigt deshalb im Allgemeinen mit der Exaktheit und Reibungslosigkeit des Ineinandergreifens seiner einzelnen Einrichtungen, mit der Zweckmäßigkeit, Nützlichkeit und organisatorischen Vollkommenheit derselben. Dem Staat haftet also etwas Technisch-Mechanisches an. Man spricht deshalb mit Recht bildlich von der Staatsmaschinerie, dem Verwaltungsapparat.

Das Funktionieren des Staatsgetriebes läßt sich etwa vergleichen den physiologischen Vorgängen im tierischen Organismus. Auch diese erfordern ein weitgehendes Maß mechanischer Exaktheit und zielstrebiger Zweckmäßigkeit, die in diesem Falle allerdings nicht vom Geiste

her kommt, sondern von der Seele und deren Hauptmerkmal der früher erwähnte Reflex ist.

Aus dieser Analogie ist zunächst zu ersehen, daß der beliebte Vergleich des Staates mit einem Organismus im Grunde schief ist. Man könnte ihn höchstens als eine bestimmte Wesensseite eines Organismus ansprechen, als diesen selbst aber das Volk bezeichnen, das den Staat bildet.

Des weiteren zeigt jene Analogie deutlich die Unmöglichkeit der Verneinung des Staates durch jede „organische Lebensanschauung", wie sie ja auch der Nationalsozialismus erstrebt. Denn ähnlich, wie das Physiologische für den lebendigen Organismus, ist der Staat für die Daseinsstufe der Volkheit eine unentbehrliche Grundlage und Voraussetzung. Er allein macht, daß ein Volk dauert und daß es als eine Einheit wirken kann. Er allein verleiht Macht, so wie einer organischen Seele allein ein gutes Muskelsystem, ein gesunder Atmungs- und Verdauungsapparat Macht verleihen. (Darauf ist es zurückzuführen, wenn man oft das Wesen des Staates schlechtweg als Macht bezeichnet.) Eine ganz entsprechende Stellung nimmt übrigens auf der Stufe des menschlichen Einzellebens der Intellekt ein. Auch er ist für das seelisch-geistige Leben des Menschen unentbehrlich, auch er ist, obwohl aus dem Geiste nur abgeleitet, doch in einem ganz bestimmten Sinne Voraussetzung und Bestandteil der meisten und häufigsten seelisch-geistigen Lebensvorgänge gerade des praktischen Alltagsdaseins. Aber es ist eine Grundparadoxie alles lebendigen und geistigen Seins, daß es unter der durchgängigen Forderung steht, daß immer das materiell Mächtigere dem materiell Ohnmächtigeren, aber Höheren zu dienen habe: der Intellekt dem Geist, der Leib der Seele, der Staat aber dem Volkstum. Der Nationalsozialismus beweist daher den richtigen Instinkt, wenn er erklärt, der Staat sei dazu da, um dem Volkstum und den es begründenden Rassen eine möglichst reine Entfaltung und Entwickelung zu gewährleisten.

Es ist offensichtlich, daß im Verhältnis von Staat und Volkstum sich ein ähnlicher Idealfall ergibt, wie in dem zwischen Volkstum und Rasse: der Fall, wo Staat und Volkstum zusammenfallen. Hitler nun erkennt überhaupt nur diesem Fall, also dem reinen Nationalstaat, Lebensberechtigung zu und nennt alle anderen Staatsgebilde Mißgeburten. Dies ist eine offensichtliche Übersteigerung der tatsächlichen Lage und es ist bedauerlich, daß sie sich in den Nationalsozialismus

scheinbar sehr tief eingenistet hat und in seinem Programm zu Folgerungen geführt hat, wie sie dessen Punkte 7 und 8 enthalten.

Hitlers Einstellung ist der zu vergleichen, die von Volk nur sprechen wollte, wo eine einzige Rasse zugrunde liegt. Da aber Hitler selbst das deutsche Volk sehr wohl als Volk anerkennt, ist es eine weltanschauliche Unfolgerichtigkeit, in der Frage des Staates engherziger zu sein. Wenn festgestellt werden mußte, daß Volkstum in weiten Grenzen unabhängig von Rasse ist, so ist darüber hinausgehend der Staat weitgehend unabhängig von Volkstum. Rasse, Volkstum, Staat bilden eine Reihe, deren Glieder charakterisiert sind durch eine fortschreitende Loslösung vom biologisch-organischen Dasein und durch steigendes Unterworfensein unter planende Willkür. Während, wie schon erwähnt, Rasse angeboren und Volkstum erworben ist, so wird der Staat begründet, wozu oft die Tat und der Wille eines Menschen genügen. Dies alles ändert natürlich nichts an der Tatsache, daß aus eben diesen drei Wesenheiten eine Wertereihe gebildet werden kann, in der der Geisteswert Volkstum der führende, Rasse und Staat aber beide die „geführten" Werte sind, wenn auch insofern mit einem entgegengesetzten Vorzeichen, als Staat ein vom Geist bewußt gestaltetes Werkzeug, Rasse aber ein ihm vorsehungsmäßig zugeteilter Urgrund ist.

Überall bestätigt die Geschichte die Erkenntnis von der weitgehenden Unabhängigkeit des Staates vom Volkstum. Deshalb gibt es sowohl den Staat, der enger ist als der Volksstaat, den Stammesstaat (Bayern, Preußen) als auch den Staat, der mehrere Volkstümer umfaßt, der dann also als Mittel erscheint das Neben- und Ineinanderleben verschiedener Völker zu ermöglichen, es ist dies der Nationalitätenstaat (die Schweiz) oder der Staatenbund (etwa ein zukünftiges vom Nationalsozialismus grundsätzlich als Idee gebilligtes Mitteleuropa).

Der richtige Kern in Hitlers These von der Alleinberechtigung des reinen Nationalstaates ist der, daß allerdings ein Staat, soll er eine organische Bildung sein, irgend etwas von den geistigen Kräften zur Gestaltungsgrundlage haben muß, wie sie das Volkstum aufbauen, also Sprachgemeinschaft, geschichtliche Schicksalsgemeinschaft oder landschaftliche Heimatgemeinschaft. Der Vorrang des Volkstumsgedankens vor dem Staatsgedanken, kommt auch im Wesen des Nationalitätenstaates darin zum Ausdruck, daß er sich nur auf dem Grundsatz

des „Staates im Staate", oder der Autonomie seiner Einzelvolkstümer organisch aufbauen läßt. Aus dem Dienst an einem Volkstum wird so der Dienst an mehreren Volkstümern. Selbstverständlich ist ein solcher Staat innerlich empfindlicher, unvollkommener, spannungsreicher, als Hitlers Idealstaat, aber ihn deshalb für unmöglich zu erklären, bedeutet eine Kapitulation des Geistes vor seiner eigenen Kraft. Denn wenn auch der Geist der Rasse gegenüber die Haltung der Keuschheit einzunehmen hat, so befindet er sich dem Staat gegenüber in seiner eigensten Domäne und es ist nur eine Frage geistiger Selbstdisziplin das Problem des Nationalitätenstaates und der nationalen Minderheiten im Staatsverbande organisch zu lösen.

Wenn oben gesagt wurde, daß jede organische Staatsbildung geistige Gemeinschaftskräfte als Träger fordere, so ist damit gleichzeitig auch der Begriff einer Gemeinschaft all derer gegeben, die sich zu einem Staat innerlich bekennen. Diese Gemeinschaft ist die Nation. Die Nation fällt also immer mit dem Staate zusammen, aber sie steht doch in einer eigentümlichen Weise zwischen den Wesenheiten Volkstum und Staat. Sie ist rationaler als Volkstum, aber irrationaler als der Staat. Sie trägt ins Volkstum etwas vom rational-egoistischen Wesen des Staates hinein, in den Staat aber etwas vom irrational Schöpferischen des Volkstums. Sie ist infolge ihrer Zwischenstellung dafür typisch, daß in ihr die Grenzen zwischen Geist und Intellekt undeutlich werden, weshalb im Nationsbegriff sich wieder einer jener Punkte zeigt, wo der Nationalsozialismus in die Gefahr des Verrates seines eigenen Wesens gerät. Nation hängt am Staat und deshalb an Macht- und Herrschaftsgelüsten, völkischem Egoismus, völkischer Unduldsamkeit. Die einseitige Einstellung auf die Wesenheit „Nation" führt dazu, daß an Stelle des völkischen Stolzes der nationale Hochmut, an Stelle von Volksbewußtheit Chauvinismus tritt. Und dieses ist in weitgehendem Maße im Nationalsozialismus zu beobachten. Man beachte etwa das Hitlerwort: „Die Angst unserer Zeit vor Chauvinismus ist das Zeichen ihrer Impotenz" (Mein Kampf S. 475). Die Verwirrung, die hier mit den Begriffen angerichtet wird, ist dahin richtig zu stellen, daß im Gegenteil Chauvinismus von Impotenz herkommt, nämlich entweder Anmaßung eines nicht vorhandenen völkischen Rangwertes ist, oder Angst vor entschwindender Volkskraft. Chauvinismus ist wie Nation ein westlerisch-französischer Begriff und es ist ein Zeichen bedauerlicher, weltanschaulicher Ungeklärtheit, wenn ein Führer wie

Hitler dies nicht scharf herausstellt. Der chauvinistische Deutsche ist und bleibt ein Zerrbild des wahren deutschen Wesens.

Es ist selbstverständlich, daß in der reinen nationalsozialistischen Weltanschauung auch das Leben des Einzelnen unter die Führung des Geistes gestellt sein muß. Das ist der eigentliche, mehr erfühlte als klar erkannte Sinn der Sätze Hitlers, die man als ideale Leitsätze nationalsozialistischer Lebensführung herausheben kann: „nicht sich selbst genügen, sondern der Allgemeinheit dienen". „Die grundsätzliche Gesinnung, aus der ein solches Handeln erwächst, nennen wir zum Unterschied vom Egoismus, vom Eigennutz, Idealismus. Wir verstehen darunter nur die Aufopferungsfähigkeit des Einzelnen für die Gesamtheit, für seine Mitmenschen." „Diese Gesinnung, die das Interesse des eigenen Ichs zugunsten der Erhaltung der Gemeinschaft zurücktreten läßt, ist wirklich die erste Voraussetzung für jede wahrhaft menschliche Kultur" (Mein Kampf, S. 326—27). Wenn hier Hitler den Egoismus bekämpft, bekämpft er im Grunde den Intellekt, denn dessen Werk ist ja, wie früher erwähnt, die Übersteigerung des Ichprinzips. Wenn er die Betätigung des Idealismus fordert, so fordert er ein Sichstellen unter den Geist. Denn die Kraft zum Opfer, die als das Kernstück dieses praktischen Idealismus erscheint, sei sie nun bloß das Opfer eines Interesses, eines Eigenwohls oder das höchste Opfer des Menschen, das des Lebens selbst, beides ist nur unter Führung eines Prinzips möglich, das grundsätzlich über der Raumzeitwelt des organisch-seelischen Lebens steht. Dieses Prinzip aber nannte man von jeher den Geist. Und jedes Individuum, das im Dienste einer überindividuellen Gemeinschaft das Opfer der Hingabe des Ichinteresses, oder des Lebens vollzieht, wird mit eben dieser Tat geistig-schöpferisch. Denn seine Hingabe, gerade wenn sie Lebensvernichtung in sich schließt, läßt gleichzeitig geistige Werte aufleuchten, wie die Werte der Ehre, Pflichterfüllung, Wahrheitsliebe usw. und bringt sie damit zur fortreißenden Wirksamkeit unter den Menschen, also zur Wirklichkeit.

In vielen Äußerungen des Nationalsozialismus läßt sich die Neigung feststellen das Volkstum als dasjenige überindividuelle Ganze anzusehen, das allein einen Anspruch auf das Ich- oder das Lebensopfer des Einzelnen habe, daß also praktisch gesprochen alles Tun des Einzelnen im Hinblick auf das Volk zu erfolgen habe. Diese Anschauung gilt nur mit großen Einschränkungen. Sie gilt nämlich uneingeschränkt nur für das politische Tun. Aber etwa eine religiöse

Großtat wird nur durch schrankenlose Hingabe an Gott vollbracht werden, jede künstlerische Leistung nur der bedingungslosen Hingabe an das Wesentliche und Schöne verdankt werden und jede wissenschaftliche Forschungstat nur aus dem reinen Werben um das Wahrheitsideal der Wissenschaft selbst entspringen. In all diesen Dingen wird man wohl sehr selten etwas wirklich Bedeutendes leisten können, wenn man dabei ans Volk denkt und nicht an das Objekt, das zu verwirklichen der Geist innerlich treibt. Tut man nämlich ersteres, will man Religion, Kunst oder Wissenschaft bewußt in den Dienst der Volksidee stellen, dann landet man sofort auf der Ebene einer bloßen Tendenz- und Zweck-Schöpfung, die eben damit aufhört schöpferisch zu sein.

Es ist etwas anderes, daß sich an den Schöpfungen auch des größten Genies meistens das Schicksal der Volks- und Zeitgebundenheit erfüllt, indem ihre Formung, ihr inneres Stilgesetz durch den Volksgeist und Zeitgeist mitbedingt ist und so im Völkisch-Zeitlichen eingeschlossen bleibt. Dieser Vorgang wird aber nicht etwa von dem schaffenden Individuum herbeigerufen, er vollzieht sich in einer seinem Bewußtsein unbewußt bleibenden irrationalen Weise, gerade indem dies Bewußtsein nach etwas Absolutem greift. Und wehe, wenn diesem Greifen nach dem Absoluten das Rückgrat gebrochen wird. Das bedeutet das Ende der Religion und den Anbruch eines regelrechten Götzendienstes, so wie wir ihn heute in Sowjetrußland erleben, dessen Kunst, Dichtung, Philosophie, Geschichtsschreibung, zu bloßen Propagandazweigen für den kommunistischen Gedanken herab zu sinken drohen oder großenteils schon herabgesunken sind. Und eigentümlicher Weise findet man im italienischen Faschismus ganz ähnliche Züge. Für den Nationalsozialismus aber wird dies ein Momento sein müssen.

Genie hat immer etwas Unpersönliches, etwas an die elementare Unbekümmertheit der Naturkräfte Erinnerndes. Wenn nun die nationalsozialistische Weltanschauung eine Volksgemeinschaft fordert, die von Persönlichkeiten geführt wird, so wird daran deutlich, daß sie die Führung bei solchen großen Einzelnen wissen will, die außer dem genialen schöpferischen Geist noch etwas anderes besitzen. Man braucht nicht lange im nationalsozialistischen Schrifttum zu suchen, um zu finden was dieses Etwas sei, es ist Charakter. Charakter ist ganz allgemein ein inneres Stilgesetz des Fühlens, Wollens und Handelns, das beim Menschen nur zustande kommt, indem die geistigen Wertforderungen zum Ausgleich gekommen sind mit den Gefühls- und

Triebkräften des biologisch-organischen Lebens. Absolut kann dies nie verwirklicht werden, das ist die grundsätzliche Fragwürdigkeit des Menschseins. In diesem Zusammenspiel geistiger und biologischer Werte kann sich die Führung auf die verschiedensten Seiten neigen. Bleibt sie bei den Werten, die oben als Idealismus bezeichnet wurden, dann kann man von sittlichem Charakter sprechen.

Man sieht hieraus, wie Charakter ganz allgemein die seelische Verankerung des Geistes, sittlicher Charakter aber die Herrschaft des seelisch verankerten Geistes bedeutet. Mit der Forderung nach sittlichem Charakter erst wird demnach der Nationalsozialismus auf der Ebene des Einzellebens seiner Idee restlos gerecht. Es ist eine Forderung, wie sie auch der einfachste Mann erfüllen kann, die auch dem geistigen Durchschnittsmenschen die Möglichkeit gibt, praktisch ein geistig-schöpferisches Leben zu führen, wenn er auch in den Sphären des theoretischen Geisteslebens niemals auch nur an die Schwelle genialen Schöpfertums gelangen kann.

Ein Abglanz dieser Idee ist die Disziplin und der Führergedanke, die den inneren Aufbau der Kampfformationen der nationalsozialistischen Partei beherrschen. Möge diese Partei sich des Wesens einer germanischen Führeridee immer bewußt bleiben. Es gibt auch einen romanischen Führergedanken, der im Jesuitenorden geschichtliche Gestalt angenommen hat und dem innerlich die Methoden des Bolschewismus und Faschismus sich nähern. Seine Endwirkung im deutschen Menschen würde die Zerstörung der sittlichen Persönlichkeit und ihren Ersatz durch das reine Machtmenschentum bedeuten.

Hiemit kann der Kreis der Betrachtung geschlossen werden. Er hat nur einige aber wesentliche Punkte der nationalsozialistischen Lehre berührt. Ich glaube, es ist dabei offenbar geworden, daß es wirklich eine einheitliche weltanschauliche Idee gibt, in die sich diese Lehre zusammenschauen läßt. Gleichzeitig aber zeigt sich jedem ehrlich Denkenden, wie unendlich viel hier noch zu klären ist und wie schmal der Weg ist, der zur weltanschaulichen Erfüllung der aufgezeigten Idee führt. Der Nationalsozialismus als Massenerscheinung, wie er sich heute darstellt kann diesen Weg niemals gehen. Er ist in seiner heutigen Form schon mehr Partei in dem von ihm selbst weltanschaulich so verurteilten Sinne, als Bewegung. Aber es ist auch „Bewegung" in ihm und gerade deren Träger sind berufen, heute die Fahne der Idee eindringlicher zu entrollen, denn je. Sonst könnte es sein, daß das deutsche Volk sich selbst um seine innere Erneuerung betrügt.

Deutschtum und Weltanschauung

Von Misch Orend

Der Begriff des Deutschtums als wesenhafte Prägung ist sehr spät erst erkannt worden. Mit dem Griechentum haben sich Geschlechter und Völker jahrhundertelang auseinandergesetzt, haben zu ihrer Zeit versucht, zu dieser einmaligen Erscheinung Stellung zu nehmen und haben immer das im Griechentum gesehen, was für sie und zu ihrer Zeit als erstrebenswert galt, so der Humanismus, so Goethe, so Nietzsche.

Mit dem Deutschtum als Wesenheit haben jedoch erst die Deutschforscher vor rund hundert Jahren sich auseinandergesetzt, mithin zu einer Zeit, wo viele deutsche Menschen anfingen, ihrem Deutschtum, also ihrer volkhaften Verwurzelung geistig verloren zu gehen. Aber auch heute ist der Begriff des Deutschtums noch nicht geklärt und faßbar geworden, obwohl gerade die Kunst- und Literaturgeschichte, neuerdings auch die Altertumsforschung hier bahnbrechend vorgedrungen sind.

Zu einer Klärung der deutschen Wesenheit des deutschen Volkes, zu einer Erfassung in außerzeitlichem Gepräge, zur Festlegung der „deutschen Volkheit" konnte es noch nicht kommen, solange das Deutschtum in seiner Grundrichtung nicht restlos erkannt war. Und doch ist es möglich, das Deutschtum in seiner Wesensart zu kennzeichnen. Es ist dies nicht so leicht wie bei Engländern und Franzosen, deren Volk eine deutlich sichtbare Prägung erfahren hat, sondern verlangt ein feineres Ohr und geschulteren Blick und vor allem eine größere Spannweite als bei diesen Völkern.

Wie man in der Kunst eine deutsche romanische Kunst kennt, eine deutsche Gotik oder Renaissance, so kennt man ein deutsches Recht, eine deutsche Volkskunst, eine deutsche Musik. Und verfolgt man vom grauen Altertum bis heute die jeweiligen Niederschläge des deutschen Geistes, so wird es leicht deutlich werden, wie eine bestimmte Grundhaltung durch all die Zeit ihrem Wesen nach gleich bleibt und alles, was von außen hinzukam, umgeformt wurde, bis es der eigenen geistigen Haltung angepaßt war.

Vieles ist dem Deutschtum von außen zugetragen worden, Formen des künstlerischen, geistigen und politischen Lebens; oft überwucherte das Fremde die eigene Art, aber immer brach zu gegebener Zeit das eigene Wesen hervor und warf das ab, was ihm wesensfremd geblieben war.

Es ist keine Frage, daß im Deutschtum der nordische Mensch, also der Germane, die erste Prägung des deutschen Volkscharakters geschaffen hat. Was später an romanischem oder slavischem Blut hinzukam, mußte sich dieser Prägung fügen und nach derselben Grundrichtung sein Dasein einrichten. Somit hat man es in all der Zeit im Deutschtum mit dem Germanentum, also mit dem nordischen Menschen als dem Begründer der deutschen Wesenheit zu tun und mit der vielfachen Auseinandersetzung dieses Menschen mit der jeweiligen geistigen und politischen Weltlage.

Zum Wesen des Deutschtums gehört es, daß jede volkhafte Verendlichung und Prägung überwunden wird, daß keine Form engültig in Frage kommt, sondern ein fortwährendes Neuprägen und Neugestalten. Das deutsche „Werden" steht hier dem „Sein" anderer Völker gegenüber. Daher ist das Deutschtum von Fremden so schwer zu fassen und auch dem Deutschen selber noch nicht zum vollen umfassenden Bewußtsein gekommen, wenngleich die Grundrichtung erfühlt werden kann. Und diese Grundrichtung ist maßgebend.

Zum deutschen Wesen gehört die Unbedingtheit, die Folgerichtigkeit, die Redlichkeit, gleichermaßen aber das Eindringen in die Tiefe und in die Weite; und der Weg ist geradeaus, Schleichwege werden nur mit Unredlichkeit begangen. Solcher Charakter wird von einem Gemüt begleitet, das man mit Innerlichkeit bezeichnet und das andere Sprachen, demnach auch andere Völker, nicht kennen. Aus beiden ist die Musik entstanden, eine Grundäußerung des deutschen Wesens.

Sind so einige Hauptmerkmale des Deutschtums gekennzeichnet, wobei die Kampffreudigkeit und Tapferkeit als Begleiterscheinungen noch hinzukommen, so wird es verständlich, wie gerade beim deutschen Menschen Weltanschauungsfragen immer wieder das ganze Wesen von Grund auf aufwühlen und zur Auseinandersetzung mit ihnen zwingen.

Die Grundrichtung des Wesens eines Menschen oder eines Volkes hat mit der Weltanschauung zunächst nichts zu tun. Die Wesensgrundrichtung wird in erster Reihe im Gemeinschaftsleben Formen schaffen, die das Zusammenleben regeln und dem Zusammenleben eine Grundhaltung aufzwingen.

Diese Grundhaltung kann begrifflich erfaßt und zu einem Gebäude mit strenger Folgerichtigkeit ausgebaut werden und hierin ihre Begründung finden, dann wäre hier eine Weltanschauung entstanden, die aus dem Grundwesen herausgewachsen ist. Nun kann aber eine Welt-

anschauung auch von außen in eine Gemeinschaft oder zu einem Einzelwesen getragen werden, und er hat sich mit ihr auseinanderzusetzen. So ist dem Deutschtum das Christentum zugekommen, damals Staatsreligion des römischen Reichs, dessen Erbe das Deutschtum wurde (im heiligen römischen Reich deutscher Nation). So auch ist ihm die Demokratie zugekommen (als Form des liberalen Wirtschaftsimperialismus).

Daß die frühdeutsche-germanische Lebensanschauung zu der christlichen Weltanschauung im Gegensatz stand, ist aus den geschichtlichen Ereignissen der Zeit reichlich bekannt. Daß die Demokratie rein rationalistisch-westlerisch ist, hat man im deutschen Volk nach 70 Jahren auch erkannt und darauf baut sich die Bewegung der völkischen Erneuerung auf.

Jede Weltanschauung baut sich auf zwei, drei unbeweisbaren Glaubenssätzen auf, die als Dogmen unantastbar sind und die nicht selten das Grundwesen eines Menschen, einer Gemeinschaft oder eines Volkes vergewaltigen und zu Hemmungen führen, die in einer versteckten Form dann wieder ausbrechen.

Die Düsterkeit des kommenden Weltgerichts, wie sie die romanische Kunst beherrscht, wurde in die Weltfreudigkeit des Rittertums umgebogen, und mit dem Rittertum brach die „Welt" über den deutschen Menschen wieder herein, die im Humanismus begrifflich geistige Formen annahm, bis Luther dem verlogenen Christentum Einhalt gebot, die katholische Kirche dadurch rettete und dem deutsch-germanischen Menschen eine individualistische christliche Weltanschauung gab — für kurze Zeit. Im Barock, in der Musik wie auch in der darstellenden Kunst, hat die christliche Weltanschauung keine Bedeutung mehr, der Geist dieser Haltung ist weltlich — unchristlich, wenn auch noch so viele christliche Symbole angewandt wurden.

Aber der Zwiespalt zwischen Lebensanschauung und Weltanschauung war größer als ehedem. Die erste Frucht des neuen diesseitigen unchristlichen deutschen Menschen, die gestaltgewordene Prägung des Ausgleichs, voller Redlichkeit sich und seiner Mitwelt gegenüber, voller Freiheit und ohne Bruch war Goethe.

Wenn in frühern Jahrhunderten der Volkskönig, dann der ritterliche Kaiser die volle Ausprägung deutscher Entfaltungsmöglichkeit zeigte, so nunmehr der deutsche Mensch in seiner bewußten Ganzheit und Umfänglichkeit. Und wenn Nietzsche später den Begriff des Übermenschen prägte, so war das wesentlich eine nachträgliche Recht-

fertigung Goethes gerade dem liberalen Demokratismus gegenüber. Der große, gesunde, eindeutige, sich selbst bejahende umfassende Mensch, der zur Ganzheit geworden war und damit das ganze Volk umfaßte, in seiner ganzen Wesensart: der rastlos Werdende, der strebend sich Bemühende, das war Goethe.

Nietzsche hat diesem Wesen nur Ausdruck verliehen, freilich in schmerzhaft bitterer Form in einer Zeit, die in Goethe nur den Fürstenknecht sah. Aber daß Nietzsche in diesem Kampf zugrunde ging, es darauf ankommen ließ, zugrunde zu gehen, um dem verführten Deutschtum sein eigenes Wesen in wahrer Form zu zeigen, ist wieder ein Beweis, wie das deutsche Wesen sich Menschen schafft, die es von seinen Umklammerungen erlösen.

Ein Zurück gibt es nicht mehr, ein Augenverschließen vor solchen Tatsachen ist Feigheit. Die breitern Schichten des Volkes finden in der Gemeinschaft ihren Halt. Der Einzelne mag selber zusehen, wohin er sich stellt, ob er redlich genug ist, Tatsachen anzuerkennen, die da sind, oder ob er die Augen verschließt — jeder nach dem Maß seiner Kräfte. Ein Entgegenstemmen gegen einen Strom, der unerbittlich vorwärts drängt, ist dem Einzelnen unverwehrt, hemmen jedoch wird er ihn nicht können.

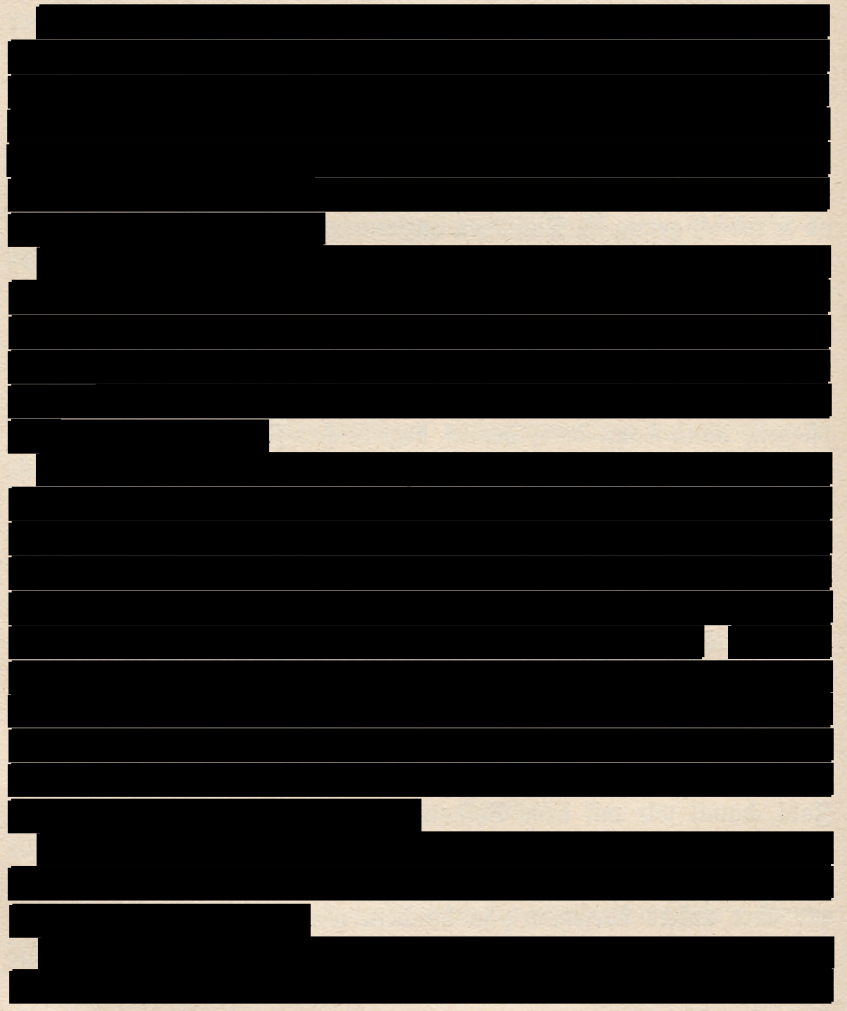
Es bleibt daher nur die eine Möglichkeit übrig, die Grundantriebe, die aus dem Urquell des eigenen Volkstums fließen, sorgfältig zu pflegen, dann kann dem, der in begrifflicher Festlegung Halt findet, aus diesen Grundantrieben das Leben rechtfertigt werden. Dem schaffenden Menschen jedoch kommt eine Rechtfertigung nicht zu, da das Schaffen, sofern es aus dem Urquell seiner volklichen Verbundenheit quillt, ihm in vollem Maße Rechtfertigung ist.

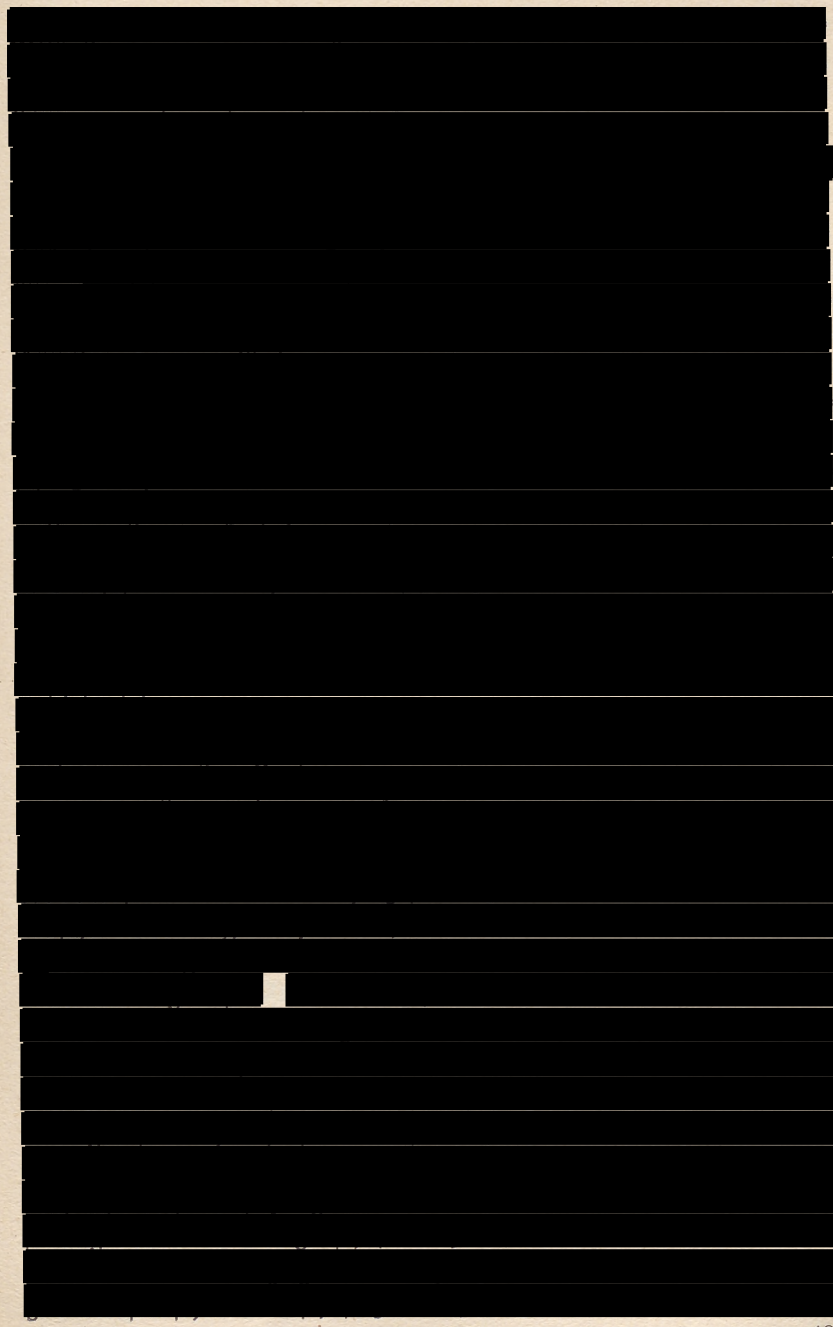
Die Erkenntnis der Grundhaltung des Deutschtums, zu dem auch wir als volles Glied gehören, verpflichtet auch uns, alles das, was die Entfaltung des eigenwüchsigen Wesens behindert, auszuschalten, um umso gestählter dazustehen. Leben wir doch in einer Zeit, die selbst dem kleinsten Volk die Berechtigung zu seiner Selbstentfaltung eingeräumt hat, umsomehr haben wir auf der Hut zu sein, klein an Zahl, damit wir mit dem Volkstum, zu dem wir seit allem Anfang gehörten, die lebendigste Verbindung behalten. Verleugnen wir unser Wesen zugunsten eines Dogmas, so geben wir uns preis; entfalten wir aber unsere Wesensart, so handeln wir im Sinne des Geschicks, das uns, dem gesamten deutschen Volk, diese Wesensart in die Wiege gelegt hat. Einen Ausgleich gibt es nicht mehr, sondern nur ein Entweder-Oder.

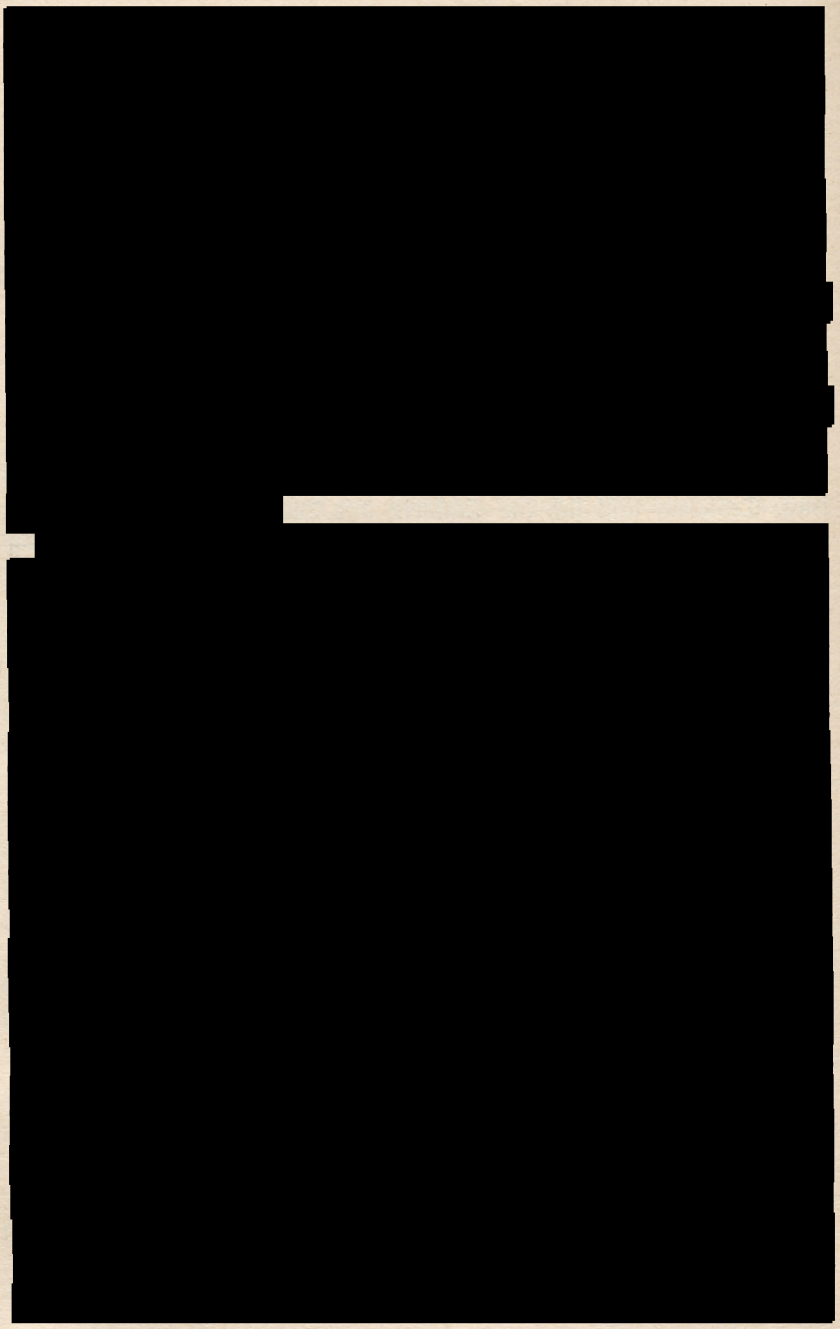
Ein großer deutscher Bauerngestalter des vorigen Jahrhunderts: Willibald Alexis

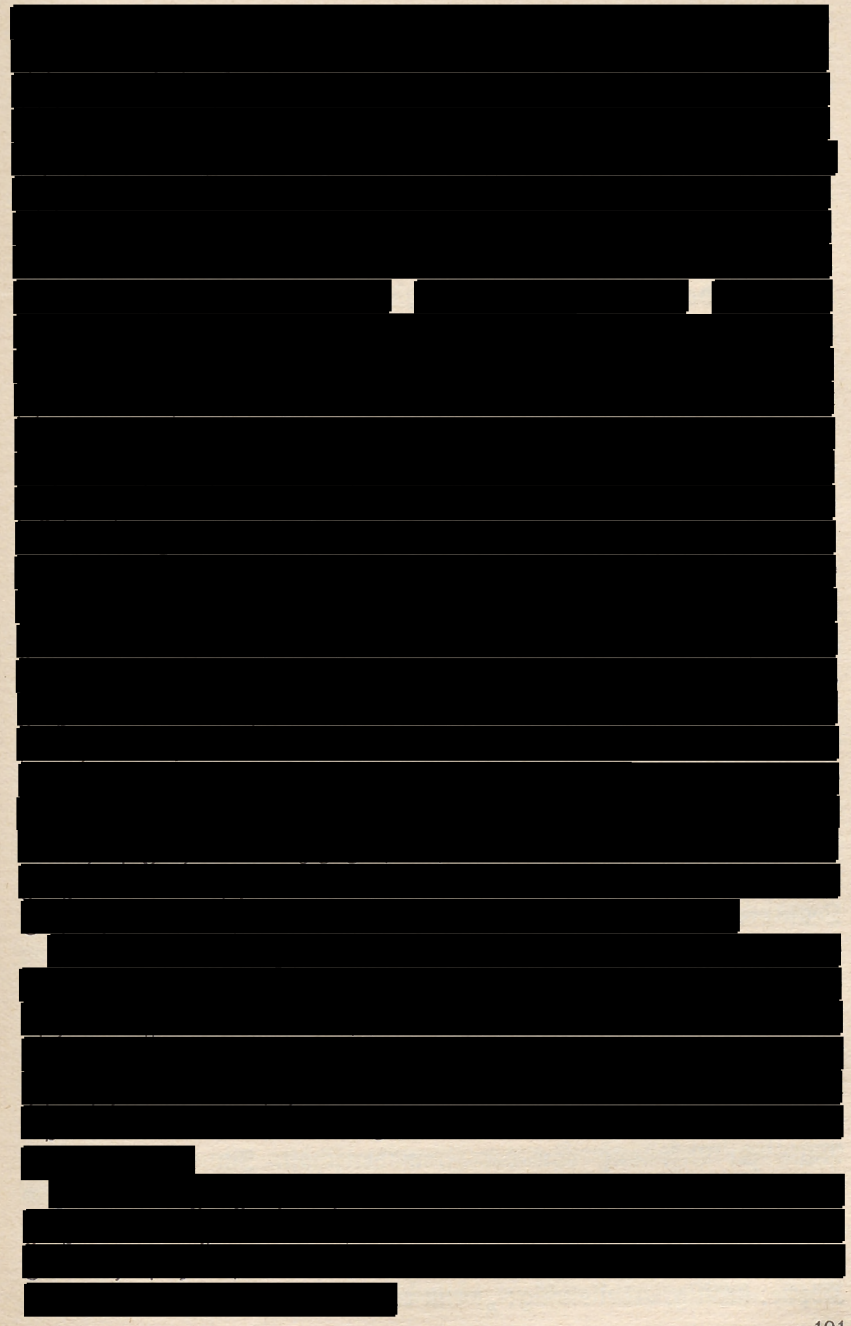
Von Adolf Heltmann

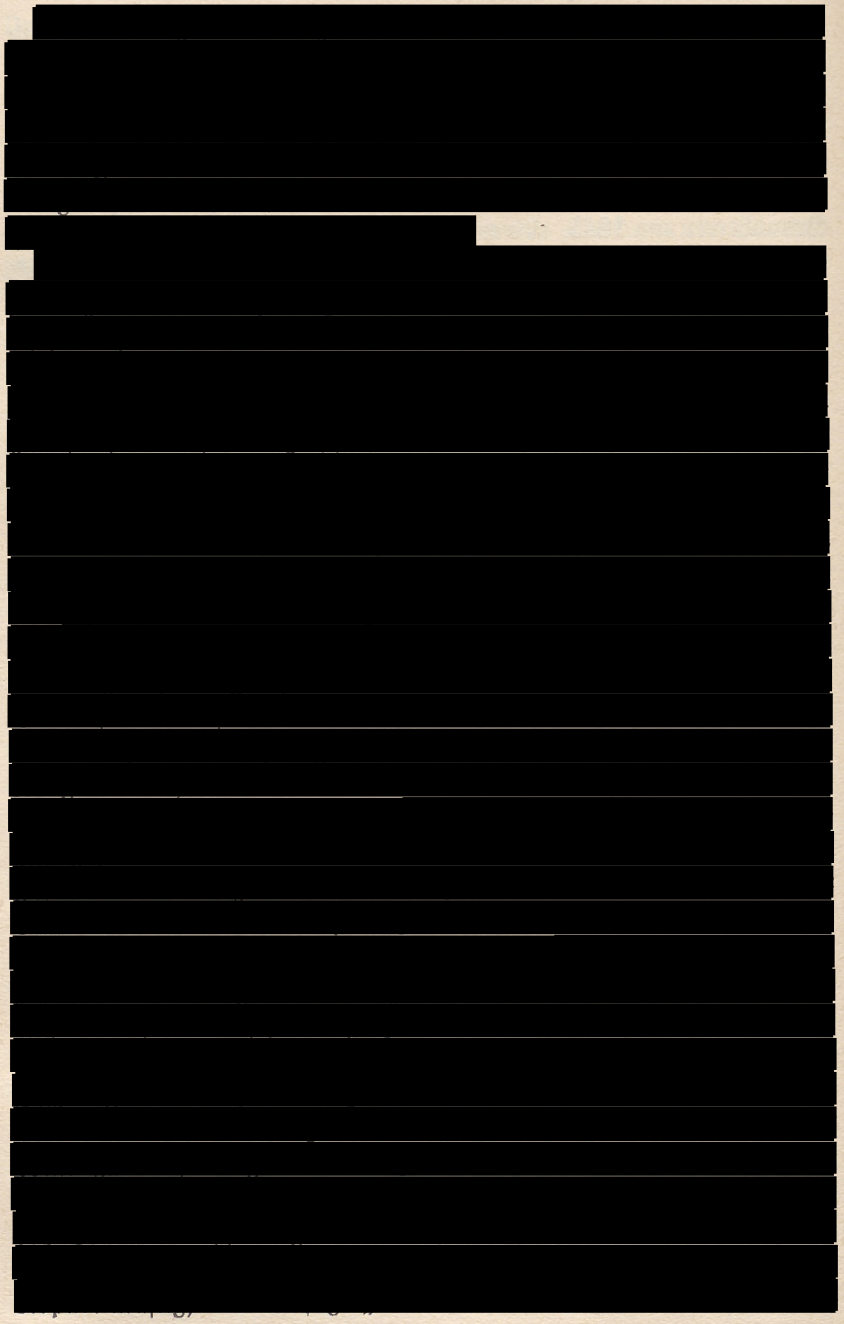
Der folgende Aufsatz sowie einige andere, die wir im Laufe dieses Jahres veröffentlichen, stammen aus einer umfangreichen Arbeit des Verfassers, die 1. nicht beachtete große deutsche Bauerngestalter behandelt und 2. die siebenbürgische Bauerndichtung der Sachsen, Rumänen und Ungarn an sich darstellt und in ihrer Beeinflussung durch die deutsche Literatur. Die Schriftleitung

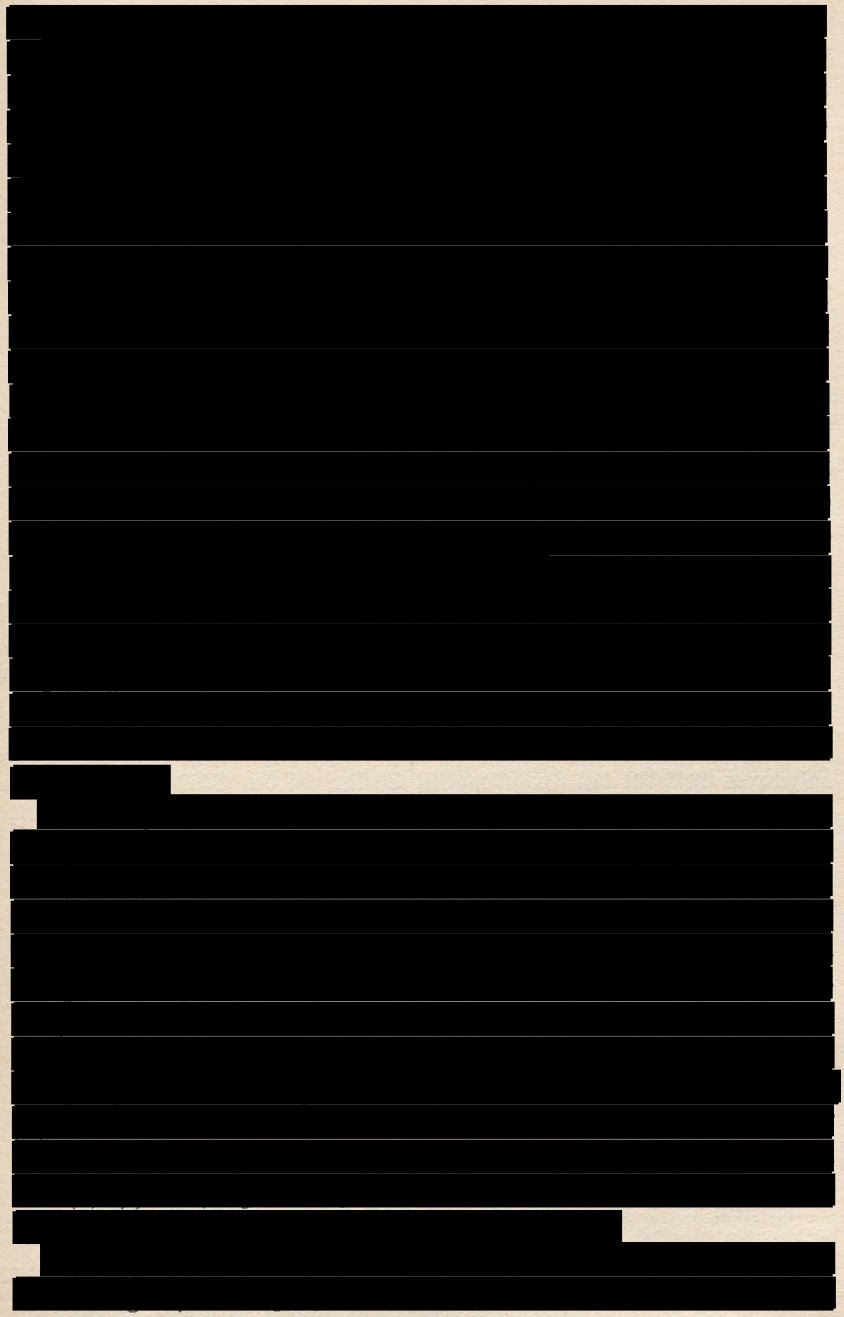












[redacted]

Vielleicht

Von Trude Vandory

Weil meine Seele so dunkel ist
Und der Himmel so hell
Darum will ich gehen
Und wandern.
Vielleicht daß von Sternen
Ein Tau niederfällt —
Der mich erlöst
Gleich den andern.
Vielleicht, daß du mich segnest, Herr,
Und das Dunkel weiche —
Daß ich licht wie ehemals
Dir die Schale reiche.

Rundschau

Goethefeiern in Rumänien. Hundert Jahre nach Goethes Geburt hob ein politisch aufgeregtes Geschlecht den Freiheitsapostel Schiller auf den Schild. Unsere politisch und kulturell sicherlich noch mehr zerfahrene Zeit hat (trotz Max Kommerell) zu dem Weisen von Weimar hingefunden, der im als sinnvoll bejahten Diesseits volkhafte u. soziale Bindungen forderte. Ästhetisch-mimosenhaft empfindende Epimethiden hätten den Goethetag am liebsten im stillen Kämmerlein gefeiert vorübergehen sehen. Sie können sich darauf berufen, daß manches unechte Begeisterungswort ungesprochen geblieben wäre. Mir steht es unverrückbar fest, daß die geistige Kundgebung der Kulturvölker am 22. März für das nicht nur seines Ursprunges wegen deutsche Genie der gebietenden Stunde den besseren Gehorsam erwies. In der Deutschen Allgemeinen Zeitung vom 13. 3. 1932 hat die Deutsche Akademie eine Übersicht über Goethe-Feiern in aller Welt veröffentlicht. Auch Rumänien hat teil daran gehabt. Einerseits regten sich die deutschen Minderheiten, die in allen Provinzen des Landes sitzen. Zum anderen zeigte sich, was die französische Einstellung der rum. Gesellschaft oft schamvoll verbirgt: daß erhebliche und fruchtbare Beziehungen das rumänische Geistesleben dem deutschen verbinden. Infolgedessen hatten wir in Rumänien zwei Arten von Goethefeiern (oder, wenn man den „gemischten Typus" als eigenen rechnet, drei): Solche rein deutschen Charakters, in denen Deutsche innerem Drang folgend sich zu Goethe bekannten. Hermannstadt, Kronstadt, das Banat, Bukarest usw. haben zahlreiche, z. T. machtvolle deutsche Kundgebungen für Goethe erlebt. Aber bis in's letzte

siebenbürgisch- und bessarabisch-deutsche Dorf fluteten die Wellen des Stolzes, „Stamm von seinem Stamme" zu sein. Im Zeichen Goethes war am 22. März die Einheit aller Deutschen hergestellt. (Zum Glück hat auch die Legende nicht gefehlt, daß der Große von Weimar, mögen ihm Beziehungen zu Siebenbürgen sonst auch nur spärlich nachzuweisen sein, sich nach den germanissimi germani freundlichst erkundigt habe; natürlich bei einem Schäßburger.) Die Begeisterung mag in dieser ersten Gruppe manchmal nur mangelhaften Ausdruck gefunden haben; im ganzen ist sie echt gewesen.

Auch bei den rein rumänischen Feiern hat vielfach echte Begeisterung Pate gestanden. Daß es zu der Feier im Bukarester Athenäum, den großen Veranstaltungen im Bukarester und Jassyer Staatstheater — mit einer bemerkenswert tiefen Rede Jorgas in Bukarest —, den Festakten der Universitäten kommen konnte[1] und daß für die zeitweilig beträchtliche Menge der Goethevorträge innerhalb der gebildeten Schichten bis zum Schluß lebendiges Echo vorhanden war, ist ein Zeichen dessen, daß man nicht bloße Bildungspflichten abzuhaspeln gedachte. Die Feststellung ist berechtigt, daß Goethe trotz dem erschreckenden Terrainverlust der deutschen Sprache in Rumänien heute noch einen beachtlichen Bildungsfaktor darstellt. Aber auch das Motiv, Goethe zu feiern, weil die Sorbonne und Frankreich dem „Menschheitsheros" Ehren darbrachten, hat freilich nicht gefehlt. Umso höher ist der kulturpolitische Erfolg der Deutschen zu werten, die ja keinen Pfennig, bloß geistige Werte in die Wagschale zu werfen haben, wenn es um kulturelle Geltungsansprüche geht.

Schließlich sei der „gemischten" Goethefeiern gedacht, wo man sich ohne Unterschied der Volkszugehörigkeit und des Glaubens zur Ehrung des Großen zusammenfand. Die schönste Feier dieser Art dürfte Czernowitz mit der Festrede Karl Siegels gehabt haben.

Eine Beobachtung drängt sich anläßlich der Goethetage auf. Sie soll um der kritischen Ehrlichkeit willen nicht verschwiegen werden. Die Berichte unserer Tageszeitungen flossen über von Superlativen über die Gediegenheit unserer sächsischen Goethevorträge und sonstigen Veranstaltungen. Die Proben, die in Festnummern u. dgl. einem löblichen breiteren Publiko vorgesetzt wurden, entsprachen dem reichlich gespendeten Selbstlob oft in gar keiner Weise. Es hat, zumal in sächsischen Kreisen geringschätzige Ablehnung hervorgerufen, als ein bekannter rumänischer Politiker kürzlich zu sagen wagte, der Kampf um die Seelen der Minderheiten müsse mit der Waffe höherer Kulturleistungen ausgefochten werden. Ich kann nicht umhin, immer und immer wieder darauf hinzuweisen, wie wir unsere eigenen Leistungen überbewerten, die der anderen unterschätzen. Haben wir dem Goethe-Heft der „Gândirea" oder selbst nur der Festnummer des „Adevorul Literar" Gleichwertiges entgegenzusetzen? Dies nur ein Beispiel für viele. Natürlich, wir haben nicht die Mittel, die Zahl, den Echoraum, die Auftriebskraft, keine Institutionen, Bibliotheken, Universitäten usw. Aber, Hand auf's Herz, schöpfen wir unsere kulturelle Leistungsfähigkeit wirklich aus? Entspricht auch nur der Schein, den wir uns geben, unserem Sein?

Das Gedenken Goethes kann sehr wohl zu Erwägungen auch dieser Art führen. Denn Goethe hat das Sein über den Schein, die Tat über die Anmaßung gestellt. Er sagte: Stolzes Tatgepränge (d. h. falsches Prunken mit Taten) zu keinem Ziel und Zweck sei ihm ein Schaum.

Karl Kurt Klein

[1] Über die Klausenburger, überhaupt die ungarischen Veranstaltungen bin ich nicht unterrichtet.

Meine Antwort an Herrn Dr. Alfred Metker.[1]

Erwin Reisner

Sprachbesinnung.



Carl H. Csallner

Neue Bücher und Schriften

Otto Kein. Goethes Pantheismus. Temeswar, 1930. Die Arbeit wurde der philosophischen Fakultät der Universität Klausenburg als Inauguraldissertation vorgelegt, ein Umstand, der die Wahl dieses heute eigentlich gar nicht aktuellen Themas einigermaßen erklärt und rechtfertigt; denn sonst liegt dem die Geistesproblematik unserer Zeit Erfassenden kaum etwas ferner als gerade die Verherrlichung des Pantheismus. Der Verfasser der vorliegenden Schrift sucht die Weltanschauung Goethes zu entwickeln und mit jener Spinozas, dieses, wie man weiß von Goethe hochverehrten Pantheisten kat exochen zu vergleichen. Das Ergebnis ist eine scharfe Abgrenzung der beiden Standpunkte gegeneinander. Während nämlich Spinoza seinem System den starren Substanzbegriff zugrundelegt und sich damit nach Keins Darstellung als typischer Vertreter seines Volkes erweist, ist das Weltbild des deutschen Denkers Goethes durch und durch dynamisch bestimmt. Diese übrigens keineswegs neuartige Beurteilung philosophischer Lehren nach Rassenmerkmalen bleibt aber höchst fragwürdig und unbefriedigend, weil sie die allerwesentlichste Frage, nämlich die Frage nach dem Wahrheitsgehalt von vorneherein dem Relativismus anheimgibt. Überdies beruht die Starrheit des spinozistischen Systems nicht so sehr auf der rein persönlichen Veranlagung seines Schöpfers, als vielmehr auf der Tatsache, daß die gesamte Barockphilosophie von Cartesius angefangen fast ausschließlich an dem unendlichen ruhenden Raum orientiert ist. Erst nach der Aufklärung tritt ganz allgemein an die Stelle dieses Raumes die Zeit und gibt den großen Systemen ein dynamisches Gepräge. Trotzdem aber hat es seinen guten Sinn, wenn sich nun innerhalb des neuen Wirklichkeitsbildes Goethe, Schelling, Schleiermacher und andere auf Spinoza berufen und in ihm ihren Vorläufer erkennen. Sogar die Philosophie Hegels hat man mit Grund einen dynamisierten Spinozismus genannt. — Von dieser sachlichen Ablehnung wird natürlich die Anerkennung für den großen Fleiß sowie für die Gründlichkeit, mit der der Verfasser ein außerordentlich umfangreiches Material bearbeitet hat, in keiner Weise betroffen. Das kleine Werk enthält eine Fülle belehrender Ausführungen, die die Lektüre auf jeden Fall lohnend erscheinen lassen.

Erwin Reisner

Peter Wust, Naivität und Pietät, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen. 1925. Das Problem der Naivität, d. h. der harmonischen Verbundenheit des geschaffenen Geistes mit seinem mütterlichen Urgrund gewinnt verständlicherweise in einer Zeit, die, wie eben die unsere, unter der Hypertrophie ihrer Intellektualität zu leiden hat, erhöhtes Interesse. Der überreflektierte und in seine Ichheit eingekapselte Mensch sehnt sich zurück nach den reinen Quellen seiner Kindheit und Kindlichkeit. Dem Verfasser unseres Buches ist es zunächst darum zu tun, die besondere Geisteslage des naiven oder unschuldig-einfältigen Menschen phänomenologisch zu untersuchen und gegen den romantischen Naturalismus eines Rousseau deren grundsätzliche Verschiedenheit von aller bloß triebhaften Unbewußtheit scharf herauszuarbeiten. Während etwa das Tier durchaus triebhaft und gesetzbedingt bleibt, erscheint der naive Mensch vermöge seiner wenigstens keimartigen geistigen Aseität als ein generell Andersartiges und Neues. Diese seine Aseität zwingt ihn aber aus sich herauszutreten, zu schaffen und zu reflektieren. Damit ist freilich eine große Gefahr verbunden. Denn der freie endliche Geist fühlt sich nur allzuleicht versucht, die ihm vom unendlichen Geist, d. h. von Gott verliehene Erkenntniskraft von sich selbst zu prädizieren und so die Haltung der „Pietät" mit der „gnostischen Hybris" zu vertauschen, aus einem Staunenden und Ehrfürchtigen ein Hoffärtiger und Verstockter zu werden. Aufgabe des Menschen ist es, über alle Irrungen und Verführungen des Lebens hinweg den Weg zur ursprünglichen Kindlichkeit zurückzufinden und in der Form der abgeklärten Weisheit den Zustand der Naivität und Pietät auf höherer Stufe wieder herzustellen.

Die Untersuchungen Wusts über das Wesen der Naivität und besonders der Pietät, die übrigens den größten Teil des Werkes einnehmen, zeichnen sich durch außerordentliche Schärfe des Urteils und Tiefe des Gedankens aus. Was hier z. B. über die Pietät gegen das eigene Ich gesagt wird, gehört sicher zu den grundlegendsten Kapiteln der modernen phänomenologischen Ethik. Weit weniger befriedigen dagegen die letzten Abschnitte, die sich mit der geschichts- und kulturphilosopischen Seite des Problems befassen. Wust ist offenbar sehr tief im katholischen Dogma verwurzelt, und so erweckt auch seine Geschichtsphilosophie, die ja allerdings nur in ganz groben Umrissen dargestellt wird, den Eindruck einer gewissen dogmatischen, um nicht zu sagen kirchenpolitischen Voreingenommenheit. Die hier angedeuteten Möglichkeiten einer Rückkehr aus der Zivilisationsperiode in eine neue Kulturperiode wirken kaum überzeugend. Die strenge Denkfolgerichtigkeit des phänomenologischen Teils wird einem bloßen Wunschbild zum Opfer gebracht. Vor allem vermißt man im Rahmen der Geschichte die Wiederkehr jener Altersweisheit, die doch als „Lebensresignation" konsequenterweise den Gesamtprozeß ebenso krönen müßte wie das Leben des Einzelnen.

Erwin Reisner

E. Czech-Jochberg, Paris oder Doorn? Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg. Der Titel bedeutet „Einzug des Kaisers in die französische Hauptstadt .... oder nächtliche Flucht aus dem Hauptquartier in Belgien .... und dauerndes Exil in Doorn?", er bedeutet: die verpaßten Gelegenheiten Deutschlands im Weltkrieg. Der Verfasser ist bekannt durch sein Hitlerbuch. Ich stelle das vorligende Buch höher. Es trägt ein erschütterndes Tatsachenmaterial zusammen. Wie nahe die Deutschen dem Siege mehrfach waren, ergibt sich aus diesen gedrängten Notizen, aus dieser straffen Sprache. Das Ganze ist die Wegmarkierung der deutschen Tragödie. Die

U-Boote, die Marneschlacht, die Zeppelins, die Revolte der französischen Armee, die Tanks — das waren die großen Chancen Deutschlands. Sie wurden nicht erkannt und nicht entsprechend ausgenützt. Heinrich Zillich

Ferdinand Mainzer, Clodia. Klinkhardt & Biermann-Verlag, Berlin. — Die Geschichte wird uns farbig, wenn wir sie auch kulturgeschichtlich erfassen. Dies nun wird hier in glänzender Weise erfüllt. Das Buch behandelt den Verfall der römischen Republik, das Zeitalter Ciceros, hauptsächlich auf der Grundlage seiner Briefe an den Freund Atticus, die Zeit Cäsars, des Pompeius, und Catull, dessen Schicksal im Mittelpunkt steht wie das seiner Geliebten Clodia den Titel gab. Das Buch liest sich wie ein spannender Roman. Jene Zeit, unerhört bewegt durch Revolutionen und Machtkämpfe, durch eine stürmische Erschütterung der Gesellschaft, durch wüsteste Korruption läßt in mehr als einem Sinne einen Vergleich mit der heutigen Gegenwart zu. Außerst amüsant sind auch die vielen Einzelheiten aus dem Leben der Heroen dieser Zeit, die Skandale, die sich um jede Personen abspielten, wie z. B. — um bloß einen zu nennen — die köstliche Hahnreigeschichte Cäsars. So wie durch Mainzer muß uns die Antike nahe gebracht werden. Heinrich Zillich

Rudolf Kassner: Das physiognomische Weltbild. Delphin-Verlag, München 1930. „Unsterbliche sind sterblich, Sterbliche unsterblich. Sie sterben das Leben, sie leben den Tod". Diese Verse Heraklits, des Dunklen von Ephesus stellt Kassner seinem Vorwort als Motto voran, und man hat leider den Eindruck, als ob der Verfasser allen Ehrgeiz aufgewendet hätte, sich was die Dunkelheit anbelangt — etwas paradox ausgedrückt — von Heraklit nicht in den Schatten stellen zu lassen. Es finden sich in dem Buch gewiß zahlreiche tiefe und ausgezeichnete Gedanken, aber der völlig unverdauliche Stil verleidet uns die Freude an ihnen. Kassner mutet dem Leser Ungeheures zu. Er zwingt zur Entzifferung von Hieroglyphen, aber man ist niemals sicher, ob die entzifferten Hieroglyphen dann auch wirklich einen Sinn ergeben. Es werden uns hier in der Hauptsache wenig scharf umrissene und ungenügend verarbeitete Probleme mit einer Tunke von Geheimnistuerei und vager Tiefsinnigkeit übergossen vorgesetzt. Kassner erklärt, daß die Physiognomik an die Stelle des Begriffes das Bild setze, womit die Unbegreiflichkeit dessen, was er schreibt, offenbar hinreichend gerechtfertigt sein soll. Dagegen wäre nur zu sagen, daß jeder Schriftsteller die Pflicht hat, der Begrifflichkeit unserer Sprache Rechnung zu tragen, wenn er sich nicht mit dem Verdachte belasten will, seine Bildersprache sei im Grunde nichts weiter als ein schillernder Vorhang vor falschen Begriffen. Selbst jenem Begriff, um den bei Kassner alles kreist, dem Begriff der „Mitte", fehlt die unbedingt nötige philosophische Klarheit. Man kann sich darunter wohl irgend etwas vorstellen, irgend ein Zentrum, aus dem alles Leben überhaupt lebt, etwa die Mitte im Sinne des Philolaos, die aus sich das Oben und das Unten der Welt geboren haben soll, aber es wäre ein Wagnis, sich auf diese oder eine ähnliche Vorstellung festzulegen, weil man gleich darauf wieder in die schlimmste Verwirrung geraten könnte. An einer Stelle des aus verschiedenen Aufsätzen, Reden und kritischen Abhandlungen ziemlich kunterbunt zusammengewürfelten Werkes ist vom Christentum und seinem Verhältnis zum Heidentum wie zur indischen Religion die Rede, aber der Verfasser gibt weder vom Christentum noch vom Heidentum eine Definition, so daß seine Thesen völlig unverständlich bleiben. Ähnlich verhält es sich mit der Gegenüberstellung von Vater-

Welt und Sohn-Welt, von Raum und Zeit, von Art und Einzelnem usw. Der Leser wird immer nur mit Andeutungen abgespeist und fühlt sich außerstande, aus dem Buch ein geschlossenes Ganzes herauszufinden, selbst dann, wenn er entgegenkommenderweise auf begriffliche Klarheit Verzicht zu leisten bereit ist und sich wirklich auf das rein Bildhafte zu beschränken bemüht. Ich bin deshalb auch als Rezensent nicht in der Lage, mit einer halbwegs befriedigenden Inhaltsangabe aufzuwarten, sondern muß das Rätselraten jedem Einzelnen überlassen. Erwin Reisner

Karsthans. Die Bauern marschieren. Gerhard Stalling-Verlag, Oldenburg i. O. Der Autor, der unter dem Namen schreibt, den die armen Bauern der Reformationszeit sich selbst gaben, hat hier in jener in den Büchern des Georg Stalling-Verlags schon gewohnten skizzenhaften Form der Geschichtsschreibung ein sehr anschauliches und aufrüttelndes Buch der großen deutschen Bauernbewegung geschrieben, das man nicht so leicht vergißt und das auch nicht ohne innere Beziehung zu der Bauernlage der Gegenwart ist. Die große Fülle jener entscheidenden Jahre des Mittelalters, alle Personen, die handelnd darin wirkten, werden kurz, plastisch und oft von ganz überraschenden Seiten her beleuchtet. Sehr deutlich wird z. B. die unselige Rolle gezeichnet, die Luther den Bauern gegenüber spielte. Der Autor hat ein bluthaftes Gefühl für das Deutsche, das hier in fruchtbarer und aber auch chaotischer Gärung begriffen war und, sofern es Ziel, Idee und Zukunft ist, nach entsetzlichem Aufstand an sich selbst zugrunde ging, um sich für eine spätere Erfüllung neu zu wandeln.

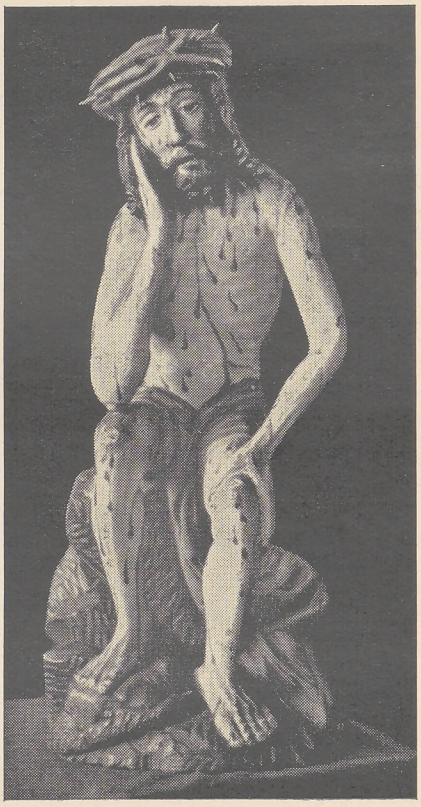
Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Zur Polemik Dr. Metter — Dr. Reisner. Seit mehreren Monaten öffnen wir unsere Zeitschrift der Auseinandersetzung über religiöse Fragen. Der Gegensatz zwischen Deutschem Idealismus und dialektischer Theologie wurde dabei von den Vertretern beider Standpunkte dargelegt und auch polemisch verfochten. Zu unserem Bedauern nahm die Diskussion im letzten Hefte durch Bemerkungen Dr. A. Metters über Dr. Erwin Reisner eine persönliche Schärfe an, die wir schon in der vorigen Nummer als rein private Äußerung Metters, mit der wir nicht einverstanden sind, hätten bezeichnen müssen. Wir stellen dies nun nachträglich mit dem Bemerken fest, daß wir uns zum Abdruck der in der Rundschau veröffentlichten Entgegnung Dr. Reisners natürlich verpflichtet fühlten, aber die Schärfe seines Tones auch bedauern.

Zum Inhalt. Nach längerer Zeit tritt Egon Hajek wieder in unseren Blättern an die Öffentlichkeit, diesmal mit einem lyrischen Zyklus. Richard Billingers Bedeutung ist durch eine redaktionelle Bemerkung vor seinem Beitrag festgehalten. Die Aufsätze von Reisner, Pomarius und Orend führen die klärende Diskussion über die Fragen fort, die uns gegenwärtig geistig am meisten beschäftigen müssen. Inhaltlich bestehen zwischen den drei Aufsätzen nicht unwesentliche Gegensätze. Trude Vandory (Bell, Siebenbürgen), hat schon früher einmal an unserer Zeitschrift mitgearbeitet. Man wird sich an ihre hübschen kleinen Plastiken erinnern.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Joan Ratiustraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Jesus, Székler Holzschnittswerk

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
9. JAHR JUNI 1932 HEFT 6

Gedichte

Von Bartalis János

Die Erde meine Bettstatt . . .

Ich geh zur Ruh.
Die Erde ist meine Bettstatt,
der Schmerz meine Decke.
Sei mir gegrüßt, o Traum.

Die Welt ist schon dem Schlaf verfallen.
Die Menschheit zeigt jetzt ihr Steingesicht.
Mein Herz will nicht mehr stille werden.

Ich geh zur Ruh.
Die Erde ist meine Bettstatt,
der Schmerz meine Decke.
Sei mir willkommen, Traum.

Vier schwarze Pferde

Deine schwarze Furche trinkt alle
meine Fieberträume.
Geheiligt, gebrochen ist mein Leib wie der des Herrn.
Der Glorienschein der Felder glänzt auf meiner Stirn.

Wundmale an meinen Händen.
Mein Blut verrinnt.
Es fließen meine Tränen.

Nimm mit dir, schwarze Furche,
meine Seufzer-Segel,
meine strömenden Tränen führ' mit dir, Du —

Einmal führen jeden von uns
vier schwarze Pferde hinweg.

Schicksal

Ich pflüge hier, während andere das Pariser Pflaster treten.
Auf meiner Stirn perlt Schweiß.
Ich schreite über die uralte, weite, üppige Erde.
Das ist ungarisches Schicksal.

Das Schwerste lade ich auf mich.
Der spröden Scholle
ringe ich selber ab, was ich brauche.
Nicht tragen Tausende mein Hab und Gut zusammen.

Das schlechte Wetter, der Blitz, der Donner,
alles ist gegen mich.
Die Feldmäuse, die Heuschrecken nagen an meinem Besitz.

Tier, Futter, Wetter: meine Hauptsorgen.
Alte, tausendjährige Gedanken denken in mir,
ich könnte auf Sternenbahnen in neue Welten fliegen.

Im Zeitalter der Maschine, der Technik ziehe ich Furchen in die Erde.
Und Wunder ereignen sich,
die primitive, schwere, spröde Erde segnet mich.
— bis in den Himmel vermag sie ein Kind zu erheben.

(Übertragen von Otto Folberth)

Besuch bei den Szeklern

Von Ernst Jekelius

An unübersehbaren, goldenen Ahrenfeldern, deren Wogen im Winde zu singen schienen: „Unser Herr gibt euch euer täglich Brot", an glutroten Mohnfeldern vorbei ging die Fahrt in das Kinderland. Denn in den in das Grüne gebetteten Dörfchen mit den mächtigen, von geschnitzten Tauben umflatterten Gittertoren, mit den langhalsigen, gemütlich knarrenden Ziehbrunnen fielen mir die Volkslieder vom „rácsos kapu", die Petőfigedichte vom „gémes kut" ein, die mich als kleines Kind eine geliebte Kinderfrau aus dem Szeklerland gelehrt hatte. Auf den Straßen begegneten wir dem Szekler, der freimütig neben seinem von breithörnigen Ochsen, schönen, weißen Tieren, gezogenen Planwagen, einherschritt. „Gott gebe dir einen guten Morgen"

Gendarmerieposten, die zu zweit und zu dritt, nie allein, das Gewehr über die Schulter geworfen, wie kleine Herrscher, auf der Jagd nach rief er uns zu. Wir begegneten aber auch den Schrecken erregenden Unbotmäßigkeit durch das Land streifen. Sie sind die Häscher um den Geßlerhut in diesem Naturparadies, das durch die Waldenteignungen wirtschaftlich zu Grunde gerichtet ist.

Höher hinauf geht es auf schön angelegten, breiten Straßen den Harzduft verbreitenden, hochstrebenden dunkeln Tannenwäldern zu, wo auf den lichten Bergwiesen die von fröhlichem Dengeln begleitete Heumahd eben im vollen Gange ist. Kräftige Burschen schreiten mit wuchtigen Sensenschlägen wie Herrn über die Wiesen. Rotbackige, vollbusige Mädchen stampfen lachend das Gras in die Wägen ein.

Unterhalb eines weiten Plateaus, einer von Blumen erfüllten Heide, liegen weithin in der von der Sonne überglänzten Ebene die weißen Steinhäuser von Olahfalu, Kapolnas und dem von Wassern durchrieselten Bergort Lövete. „Seit Menschengedenken haben die Orte so geheißen" sagt uns ein alter Bauer „aber nun haben sie andere Namen bekommen, die wir nicht behalten können, und wir müssen sie so heißen." „Fremde Lehrer, die unsere Kinder nicht verstehen, sind in unsere Schulen eingezogen und nun können die Kinder nicht schreiben", klagt mir der Sensemann auf der höchsten Bergkuppe, den ich besuche und der mich mit einem Trunk quellfrischen Wassers aus seinem Tonkruge erfrischt.

Vom hellichten Morgen bis in die Tiefe der Nacht sind die lebensfrohen Burschen, die Männer und Frauen und die strammen Mädchen an der Arbeit. Die Wälder sind enteignet, die Wiesen können sie nicht erhalten und die Schulden sind erdrückend. Geschäftiges Leben herrscht in den Dörfern mit den weißen Häuschen, an deren blanken Fenstern bunte Georginen und Pergolien nicken. Die großen Tore, buntbemalt mit einem köstlichen Blumengerank von Tulpen, mit roten Herzen oder den heidnischen Symbolen aufgehender Sonnen und untergehender Monde, öffnen sich gerne gastfreundlich. Die blitzsauberen Kammern bergen viel an Hausfleiß, an Stickerein und Häcklerein in den hochaufgetürmten Betten, an gewebten Teppichen und an Frömmigkeit in den alten Heiligenbildern über den silbernen Leuchtern.

Nachts gibt es noch ein kurzes Aufstampfen der Lebensfreude der Burschen. Unter lauten Gesängen kreist die Flasche. Launige Wechselreden erfüllen die von Tabaksrauch trüben, großen Räume der Schenke

mit dem gestampften Lehmboden unter den langen Tischen. Plötzlich erwachen alte, heidnische Leidenschaften. Die Burschen stampfen in den weißen, enganliegenden Hosen, unter dem Klappern der schweren Stiefel einen tollen Csürdöngölö. Ein jäher Wortstreit läßt ihnen das Blut in die Köpfe steigen, die Messer aufblitzen, die gar bald bei der Hand sind und dem Feind in der Brust stecken. Auf den Feldern kreischen die Mädchen, die von Burschen umzingelt werden. Noch lange hört man Trunkene ihre todtraurigen und übermütigen Lieder durch die Nacht gröhlen.

Erlösung finden diese von so viel Leidenschaft erfüllten Menschen in der eigenartigen Mystik ihrer katholischen Kirche, in deren Mittelpunkt ein inniger Marienkultus steht. „Schön bist Du Maria, wunderschön", dies alte Kirchenlied mit seiner getragenen Melodie singen sie mit tiefer Inbrunst beim Gottesdienst in ihren weißen, blumengeschmückten Kirchlein, die angefüllt von dem Duft des Weihrauchs und dem Dunst schwelender Kerzen und voll Andacht sind. Sie singen es auf ihren vielen Wallfahrten in die herrliche Waldlandschaft, in die von fanatischen Mönchen bewohnten, reichen Klöster und auf die von Tannen umgürteten Bergkuppen.

Ein reiner Quell ist auch ihre Volkskunst, die mit so viel Formgefühl, Herzhaftigkeit und Anmut gepflegt wird. Sie lebt in dem schnitzenden, pfeifenden, singenden, malenden, Märchen erzählenden, die witzige Wechselrede liebenden, tanzenden Szekler ebenso, wie in der webenden, stickenden, Spitzen klöppelnden, lachlustigen Szeklerin. Regelrechte Wettkämpfe, wahre Preissingen der dörflichen Gesangsvereine, die es fast in jedem Orte gibt, haben sie, zu denen sie gemeindeweise frohgemut gepilgert kommen. Da singen sie in der Kirche ihre alten, frommen, getragenen Weisen. Da singen sie auf dem Marktplatze ihre übermütigen Liedchen vom Schätzchen und vom Wein und ihre traurigen Liebeslieder. Die Mädchen mit ihren buntbebänderten, langen Zöpfen und dem engen Samtmieder um die volle Brust wippen dabei mit ihren Stiefelchen unter den weiten, faltigen Röcken. Sie haben ihre Tanz- und Trachtenfeste, von deren eigenartigem Rhythmus und Farbenreichtum der Maler Nagy Imre mit so viel Feuer erzählen konnte.

In das Heu der knarrenden Wägelchen gelehnt, fuhren wir von den munteren Gebirgspferden, die selbst auf halsbrecherischen Wegen so geschickt zu klettern wissen, durch das Land. Von unseren Kutschern

mit ehrfurchtsvollem doch überlegenem Wohlwollen betreut, von der liebenswürdigen Bevölkerung überall freundschaftlich begrüßt und gastlich aufgenommen, lernten wir so sein Herz kennen. Wir fuhren durch die herbe Morgenkühle an betauten Bergwiesen vorbei in den Tannenduft der Wälder hinein. Wir fuhren im Sonnenglanz der von Blumen durchdufteten, von Schmetterlingen umgaukelten Tage. Wir fuhren durch die hellen Sommernächte, wenn der Mond über den dunkelragenden Tannenwäldchen die ganze Landschaft mit seinem zauberhaften Licht erfüllte. Wir badeten in klaren Bergseen, in stillen, von Tannen umringten Waldbädern, in hellsprudelnden, eiskalten Sauerwasserquellen, deren quirlende Perlen uns über den Rücken liefen. Wir krochen in die weißen Kreidehöhlen der Almaser Berge, unter denen ein rasender Gebirgsbach sprudelt. Wir erklimmten, von Winden umtost, den Gipfel der breitausladenden, ruhevollen Hargitta, den heidnischkahlen, düsteren Koporsó. Wir standen voll Andacht vor dem klaren Auge des Sankt-Annensees, den in weitem Rund hoch sich auftürmende Berge mit Tannen bedrängen. Auf einem Floße fuhren wir auf ihm singend durch die Sternennacht. Durch das Gestrüpp der Wälder krochen wir, auf Bergwiesen lagen wir ausgestreckt und von hohen Felsen sahen wir hinunter in die engen, wasserdurchrieselten Täler. So fanden wir den Weg zu diesem Land und zu seinen Menschen.

Unweit des von herbstlich strotzenden Früchten, grünen Gurken, rotbackigen Äpfeln, Melonen, Erbsen reich beschickten Marktes von Szekely-Udvarhely, in der Nähe der ehrwürdigen, reformierten Kirche wohnt Tompa László, der Dichter. Eines Morgens besuchte ich ihn in seinem stattlichen, von einem weißen Säulengang umgebenen Hause. Der hoch aufgeschossene, hagere Mann kam mir, den mächtigen Kopf etwas vorgebeugt, entgegen und begrüßte mich wie ein väterlicher Freund. Bald waren wir in ein ungemein fesselndes Gespräch über das ungarische Volkslied, seinen Freund Nagy Imre, den Szekler Maler, und die erwachende, ungarische Dichtung in Siebenbürgen so vertieft, daß wir erstaunt aufblickten, als die Frau des Schriftstellers Stunden später schelmisch scheltend mit einer großen Tasse mit Krapfen erschien. Der Dichter hatte im Eifer des Gespräches vergessen zu frühstücken und es war inzwischen Mittag geworden. Mit lauter Stimme las er, den markanten, wie aus derbem Holz geschnittenen Kopf vorgestreckt, seine an alte Szekler Kriegsgesänge gemahnenden Oden

und seine von kräftiger Erdhaftigkeit getragenen Idyllen vor. Er verabschiedete mich mit der Überzeugung, daß keine, wie immer gearteten Verordnungen das naturhafte Leben seines Volkes stören könnten. „Das Leben geht seinen Weg" sagt er „ungeachtet der Schikanen von Skribenten: Geburt, Leben, Tod, Freude und Leid liegen tiefer, als alle Papiere der Regierenden. Wie keine Regierung der Welt den Vögeln im Walde verbieten kann, in ihrer Sprache zu singen, so kann auch das Erwachen meines Volkes durch Unterdrückung nicht behindert, ja nur gefördert werden."

Eines Tages fuhr ich fröhlich durch die sonnendurchglänzte, vom Gebimmel der Kirchen erfüllte, weite Ebene der Csik mit ihren wogenden Ahrenfeldern und ihren hellgrünen Bergkuppen, ich fuhr zu dem Einsiedler von Zsögöd. Ich fand den Maler Nagy Imre in seinem idyllischen Dörfchen in einem von Blüten durchdufteten, von Bienen durchsummten Garten bei seinen in herrlicher Farbenornamentik prunkenden Bienenstöcken, den schönsten, die ich in meinem Leben gesehen habe. Der kräftige, braune Mann mit der hohen Stirne und dem eigenwilligen Mund in gelber Joppe begrüßte mich, wie einen Bruder. Er schickte meinen Wagen, der mich nach kurzem Besuch weiter führen sollte, kurzer Hand weg und behielt mich für zwei Tage bei sich. Während er mir Bilder aus dem Reichtum seines Vorrates zeigte, ging er zeitweilig, während ich in ihre Betrachtung versunken war, in den Garten, um schwärmende Bienen einzufangen. Der Bauernsohn wohnt mit seiner alten, freundlichen Mutter auf dem ererbten Hofe, dessen große Zimmer mit Bildern, gastfreundlichen Betten, bunten Trachtenstücken, Schnitzerein und köstlichen Stickerein, wie Büchern von Dostojewski und über Volkskunst angefüllt sind. Er malt und betreibt die Landwirtschaft und Bienenzucht. „Sieh da, diese Bergkuppe", er zeigte mir vom Gang aus eine helle Bergwiese, auf der die Leute mit der Heumahd beschäftigt waren, „seit drei Jahren male ich dort. Jedes Jahr gehe ich ein paar Schritte weiter. All das ist noch nie gemalt worden. Man kann es kaum bewältigen. Mich erschlagen die Bilder. Jedes Fleckchen Erde, wohin Du siehst, verdient sein Bild. Ich kann es kaum bewältigen und doch ist es herrlich."

Aus der reichen Fülle der Bilder waren mir zwei besonders teuer: eine vollbrüstige, weiche szekler Bauernmadonna, das weiße Gesicht von schamhaftem Rot bedeckt, die blauen Augen von Tränen erfüllt, Blümchen in der schweren Hand.

Und die Quelle: über einen schmalen, hohen Steg schreiten zierliche Mädchen in weiten, roten Röcken ihr Bündel auf dem Rücken tragend. Unten schöpfen dunkle Frauen Wasser aus der Quelle in ihre Krüge. Im Vordergrunde steht, nur mit einer Joppe bekleidet, ein blondes Knäblein und pißt. Diese Bilder sind von unsagbarer Kraft in ihrer Naturhaftigkeit und überquellenden Schönheit.

Nach einem erfrischenden Bade am Strande der Maros, wo sich Alt und Jung bei Springen und Schwimmen verlustiert, streiften wir durch die Felder, wobei der Maler, der von seiner schönen Heimat besessen ist, meinen Blick liebevoll auf Erde und Hügel, Bäume und Blumen lenkte. Am nächsten Morgen, der Nagy Imre hinter dem Pflug fand, führten mich seine Freunde in das Volkskunstmuseum von Csiksomlyo, das damals ihre Herzenssache war. In einem leerstehenden Kloster waren da allerhand Schätze in großen Haufen aufgestapelt: bunte Weberein, fröhliche Keramiken, Krüge und Teller, kunstvolle Stickerein, alte Altäre und vor Allem herrliche Holzschnitzerein. Darunter als Herzstück: ein Jesus nach der Geißelung, aus vielen Wunden blutend, von Allen verlassen, von tiefer Schwermut befallen und doch in seinem ganzen Glanze, in seiner Auserwähltheit sitzt Er da. Professor Domokos Péter, der Bewahrer dieser Kostbarkeiten, bot sie uns mit kindlicher Freude dar. Von einer Höhe, die ein mit köstlichen Heiligenbildern geschmücktes Wallfahrtskirchlein krönt, das weit hinaus in das herrliche, bergumkränzte Sonnenland lugt, zeigten sie mir die geliebte Heimat.

Erst am Abend führten mich die Freunde auf heimlichen Feldwegen in die Stadt Csikszereda, die sie nicht lieben. In einem feinen Hause durfte ich nach einem klugen Gespräch über den ßékler Roman und das ernste Kulturstreben dieses kleinen Kreises ganz wunderbare Musik hören. Die Tochter des Hauses und ihr Bräutigam, Berliner Konservatoristen, spielten auf Viola und Geige einen von Andacht getragenen Haydn und ein Stück des von eigenartigem Naturzauber von beseeligender Rhythmik, von urhaften Klängen inspirierten ßékler Komponisten Zoltán Kodály.

Auf dem Heimwege durch den dunkelnden Abend in das schlafende Zsögöd verriet mir der stille Nagy Imre manches von seinem asketisch-brennenden Glauben an die Sendung der Kunst in seinem Volke. In dem Dunkel der Dörfer, in der Überheblichkeit der kleinen Städte, in der Dumpfheit der Klöster wollen sie, trotz Schmach und

Bedrückung, ein Licht anzünden, daß das Herz des Széklers erleuchten soll zu rechtem Tun. Ich verließ den Freund in dem Glauben, daß da, wo solche Kräfte in heiligem Feuer am Werk sind, sich auch diesem von vielen Leiden, von vielen Kämpfen und von vielen Demütigungen bedrängten Volke ein lichter Morgen nahe.

Hinweis auf den székler Roman

Von Ernst Jekelius

Die Kunstfreudigkeit des kleinen Völkchens des Székler muß dem Fremden selbst bei seinem ersten Besuch in einem ihrer Dörfer freundlich auffallen, sieht er die mit viel Kunstsinn geschnitzten und bemalten Holzportale, den Reiz der bunten Tracht, die mit viel Kunstsinn geschnitzten und bemalten Holzportale, sieht er den Schwung der eigenartigen Tänze, hört er die Melodienfülle der Volkslieder. Gewinnt er gar Einblick in das sorgsam behütete Heim mit seinem in vielen, edlen Formen gestalteten Geschirr, mit seinem reichen Schatz an Stickereien und Webereien, der Kostbarkeit feiner Spitzen, dem geschnitzten Hausrat und den reich bemalten Möbeln, wird er kaum aus dem Staunen herauskommen. Freundlich gepflegte Blumen am Fenster, ein schöner, alter Teppich, ein dunkles Heiligenbild von Silberleuchtern bewacht, geben diesen Wohnstätten oft einen ästhetischen Reiz ganz eigener Art.

Weniger bekannt aber dürfte es sein, daß diesem Volk, das sich in einer Zeit schwerer Heimsuchung in die Zauberwelt seiner Volkskunst geflüchtet hat, in dieser Zeit des Leidens, die doch immer auch eine Zeit der Läuterung ist, eine ganze Reihe leidenschaftlich schaffender Künstler erstanden ist, die als Hüter und Bewahrer einer reichen Vergangenheit „als mutige Vorkämpfer für eine bessere Zukunft eine bessere Zukunft eine wahre Garde ihres Volkes bilden. Ein Maler von der Kraft und dem Feuer Nagy Imres gestaltet in unermüdlicher Arbeit das farbige Erlebnis seiner Heimat; ein Komponist von der Melodik und Eigenart Kodály Zoltáns die musikalische Erlebniswelt dieses Volkes; als Deuter der Wirklichkeit ist ein Essayst von der Großzügigkeit und Erlebnisstärke Szentimrei Jenös am Werk; Lyriker, wie der knorrige, wuchtige Tompa Láßló und der innige, erdnahe Bartalis János schöpfen die Stimmungs-

welt dieser Erde in Gedichten aus. Aber auch der Roman, der diese Welt und das Heute in ihr gestaltet, hat schon eine Reihe von Schriftstellern an das Werk gerufen.

Drei Romane, die mir der Zufall in die Hände gespielt hat, haben in mir warme Anteilnahme für das Leben dieser siebenbürgischen Brüder erweckt. Wenn daher diesem Hinweis, wie auch der Anlage dieses Heftes jede Grundlage akademischer Vollständigkeit fehlt, möge der Reiz der Unmittelbarkeit, mit der ich auf dies Leben gestoßen bin, dafür entschädigen.

Alle drei Romane sind Bekenntnisromane der Verfasser, die doch auch die ganze, kleine székler Welt umfassen wollen:

Da ist der von wilden Leidenschaften durchzuckte Roman eines eigenwilligen, jungen Széklers, der von heidnischen Urbräuchen und dem Zauber des Katholizismus umwittert, seine Heimat durchwandert, Liebe und Freund findet, um jung dem Haß seiner Feinde zu erliegen: Tamási Árons: Szent Máriás királyfiu (Der Ritter der heiligen Maria). Ein Buch, das seinen eigenen, zarten Reiz vor Allem auch im Spiel der guten Worte und in der Wärme des Herzens findet.

Da ist die Geschichte von dem jungen Geistlichen, den, einen kraftvollen, leidenschaftlichen Jüngling, die Not in das Joch des Zölibats zwingt und der im Kampfe gegen seine Liebe zu einem ihm völlig ergebenen Mädchen fast seinen Gott verliert: Nyirö József: Isten igájában (In Gottes Joch). Er flüchtet aus seinem Beruf, der seinen schwachen Schultern zu schwer wird und findet in der innig geliebten Familie als Müller, der seinem Volke das Korn zum Brot mahlt in religiöser Läuterung den Weg zu seinem Gott wieder. Die zauberhafte Mystik, wie sie in der katholischen Kirche der Székler wundersam blüht, kommt in diesem Werk zu starkem, ja erschütterndem Ausdruck.

Den tragischen Untergang einer wackeren Székler Familie im Kampf mit der übermächtigen Staatsgewalt, gestaltet mit kräftiger Zeichnung Kacsó Sándor in seinem Roman „Auf falscher Fährte“ (Vakvágányon). Von den drei Söhnen des Hauses ist einer im Felde für die Heimat gefallen, der Zweite vor der neuen Herrschaft nach Amerika geflüchtet. Der Dritte und Jüngste vergeht in seiner Leidenschaftlichkeit, mit der er gegen das Unrecht, das den Seinen angetan wird, ankämpft. Er ladet einen Mord an einem Staatskommissär auf sein

Gewissen und sühnt ihn mit eigener Lebensgefahr. Die Erdhaftigkeit der knorrigen Bauerngestalten, wie sie zum Beispiel in der Trinkszene des Sohnes mit dem geschlagenen Vater zum Ausdruck kommt, die wahrheitsgetreue, kraftvolle Gestaltung des bäuerlichen Lebens sind die Stärke dieses Buches.

Wenn dieser Hinweis den einen oder den andern dazu bewegen, mit Teilnahme Einblick in das warme Leben, in den oft verzweifelten Kampf, die sich da in unserer nächsten Nähe begeben, aus so lautern Quellen zu gewinnen, hat er seine Aufgabe erfüllt.

Die Schmach

Von Kacsó Sándor

Der Schleifstein fuhr die Sensenklinge entlang und küßte das Eisen mit klirrendem Schlag.

Der Beni schärfte seine Sense.

Sein Blick umfaßte liebevoll die im Sonnenschimmer leuchtende Waldwiese. Wie gerne hätte er seine Gedanken mit neuen Hoffnungen erfüllt.

Aber was war das?

Der Schleifstein fällt klopfend in die an seinem Rücken hängende Holzscheide, die Sense senkt sich der Erde zu. Langsam, mit leichtem Unwillen wendet Beni sein Haupt der Straße zu und man sieht es ihm an, daß er sich gewaltsam beherrscht, um zu hören.

„He! Du Mäher dort, Du Edelmann im Zwilch."

„Was ist los?" fragt Beni abweisend.

„Nehmt Euer Werkzeug zusammen und lauft nachhause. Es ist Feiertag. Gendarmen gehen über den Haltert und jagen das Volk heim."

„Was ist das für eine Rede; man hat gestern keinen Feiertag ausgerufen."

„Der Stuhlrichter hat vergessen, Anordnungen zu treffen."

„Das ist seine Sache, er trägt die Verantwortung."

„Macht keine Umstände, sondern lauft, solange es noch Zeit ist." Beni erkannte jetzt den Rufer: es war der jüngere Feldhüter. Es war klar, daß der Richter ihn ausgeschickt hatte, um irgendwie wieder gut zu machen, was die Vergeßlichkeit des Oberstuhlrichters angerichtet hatte.

Er weiß auch, was es zu bedeuten hat, wenn man an dem angeordneten Feiertag arbeitet. Das ist ein Vergehen gegen das Ansehen des Staates, das mit Gendarmenfäusten und hoher Geldstrafe geahndet wird.

Von der Hügelkuppe sieht er in das Dorf hinein. Auf der Straße dorthin jagen mit Staub aufwirbelnder Eile Pferdewägen, ziehen langsam vorwärts kommende weiße Ochsen ihre Karren. Starke, zur Arbeit geschaffene Arme erheben sich gegen den Himmel und fallen mit ausbrechender Wut auf die Rücken der Tiere. Die Leute hoffen noch der Aufmerksamkeit der Gendarmen und damit der Strafe zu entgehen.

Weit hinter ihnen wälzen sich Fußgänger im wilden Knäul dem Dorfe zu. Die Arbeitsgeräte tragen sie nicht auf ihren Schultern, sondern in ihren Händen. Aus ihren schweren Tritten ist der sinnlos erregte Trotz zu hören: die gedemütigte, wehrlose Kraft. Sie eilen nicht so wie die Ersten; ihnen ist schon alles gleichgültig. Sie müssen den Gendarmen begegnen.

Wer die Gefahr rechtzeitig erkannt hatte, der lief nicht auf diesem Weg nachhause. Den Kirchturm als Richtung nehmend, stahl er sich unterhalb der Gärten in seinen Hof. Aber überall, auf den von Blumen bedeckten Feldern und vor den kleinen Häuschen, wie im Staube des Weges, erzitterte Erregung.

In Beni stieg von Neuem die kaum unterdrückte Frage auf: „Warum?“ Weshalb durfte man das Fest der Arbeit unter dem Vorwande angeordneter Feste stören? Weshalb war es ein Vergehen gegen den Staat, wenn die schaffende Arbeit in ihrem herrlichen Rhythmus floß? Weshalb durfte man mit grober Faust die größte Gnade des Lebens beschämen: die Arbeit. Wie durfte man die bestrafen, die arbeiteten, wo die Gesellschaft so viele Taugenichtse aushielt.

„Warum?“

Gendarmenbajonette blinkten weit in der Sonne — im Rücken der Fliehenden — auf.

„Sie werden mich noch hier fassen“, denkt Beni.

An seinen Armen straffen sich die Muskeln und bewußt spürt er seine Kraft. „Wenn sie mich angreifen, geht die Welt unter.“ Angst setzt sich ihm auf die Kehle. „Ich mach uns nur Kummer. Es hat alles keinen Sinn.“

Er duckt sich; um suchenden Blicken zu entgehen. Auf dem Bauche liegend versteckt er die Sense in der Mahd und kriecht bis zum Hügel, von wo er den Weg verborgen erreichen kann.

Auf halbem Wege trifft er die Gendarmen.

„Wo warst Du?“ tritt ihm der Wachtmeister in den Weg.

Der Wachtmeister ist ein schlanker Luchs mit schmalem, braunen Gesicht und glitzernden Augen.

Die Angst wuchs in Beni, aber seine Stimme klang ruhig und klar.

„Auf dem Felde! Du siehst es.“

„Weißt Du, daß Feiertag ist, Nationalfeiertag?“

„Spazieren darf man auch am Feiertag gehen.“

„Spazieren? Spazieren darf man gehen!“ Er brach in ein wieherndes Gelächter aus, in dem sich der Spott nicht im geringsten verbarg.

„Dir hat man schon in Klausenburg Anstand beigebracht. Deinem Vater werde ich ihn beibringen!“

Das Lachen sprang vom Wachtmeister auf seine Begleiter über. Sie gingen weiter, aber das Lachen brach immer wieder aus ihnen hervor und sie streuten es hinter sich aus, wie vergiftendes, tolles Bilsenkraut. Beni packte eine furchtbare Ahnung. Vater war zur Brache auf den oberen Acker gegangen. „Oh Gott, wenn sie ihm etwas getan haben, so haben sie es ihm meinetwegen angetan; meinetwegen halten sie auch ihn für gefährlich.“

Seine Kehle war wie eingetrocknet. Ein heißes Fieber, die Wahrheit zu erfahren, jagte ihn den Pfad entlang. Seine Zähne schlugen auf einander.

Vom Ende des Gartens stößt sein Blick durch die Zweige der Obstbäume auf den Hof. Der Wagen steht dort, das sieht er gut, aber um ihn ist keine Bewegung. Ein Rad der Pflugschar hängt aus dem Wageninneren hervor, als ob sie jemand hätte herausheben wollen, ihm aber in der Mitte der Arbeit die Hand steif geworden wäre. Die Stange der Egge steht in die Luft; von ihr herab baumelt der Achselriemen wie die Halsschlinge eines Erhängten. „Das Ganze ist wie die erstarrte Bewegung einer furchtbaren Tat“ schießt es Beni durch den Kopf, als er in den totenstillen Hof tritt.

„Wenn wenigstens meine Mutter oder Ester käme, damit nicht ich sie aufsuchen muß.“ Dieser Gedanke ist wie eine Rettung und gibt ihm Zeit, seine Erfüllung abzuwarten. Er hebt die Pflugschar vom Wagen herab und zieht sie auf ihren Platz im Schuppen. Er nimmt die Egge vom Wagen, trägt sie in seinem Schoß und stellt sie daneben, wie ein kleines Kind zu seiner Mutter. Niemand kommt.

Die neue Sorge löst die Fesseln der Angst. Mit einigen Sprüngen

ist er bei der Türe. Er drückt mit solcher Kraft auf die Türklinke, wie wenn er mit Sicherheit annähme, daß die Türe verschlossen sei.

Die Türe läßt nach und der Schwung wirft Beni in das Zimmer hinein.

Dort bleibt er dann mit vorgebeugtem Oberkörper, hervorquellenden Augen in der plötzlichen Fassungslosigkeit des Entsetzens, wie angewurzelt stehen.

Er steht als Angeklagter da.

Auf dem Kanapee sitzt der Vater. Das Haupt auf die beiden Fäuste gestützt, sind seine Augen auf den Sohn gerichtet. Ihr Blick aber ist furchtbar, denn er kommt aus geschändeten Augen. An Birtok Boldizsárs beiden Wangen laufen Blutgerinnsel herab und unter seinen beiden Augen sind, von blauen Schatten umgeben, zwei dunkle Blutflecken.

Mit Fäusten mußte man ihn in das Gesicht geschlagen haben, nicht einmal nur...

Die alte Frau steht in der Mitte des Zimmers. Nasse Fetzen in der Hand, wagt sie sich ihrem Manne nicht zu nähern. So nur, aus der Ferne bietet sie die kühle Schmerzlinderung stumm, mit ausdauernder Hingabe an. Ester zittert hinter dem Rücken der Mutter und in ihren großen Augen spiegelt sich entsetztes Staunen.

Die Ankunft Benis gibt der Mutter neuen Mut. Sie hält die nassen Fetzen näher hin.

„Gebt sie auf Euer Gesicht. Sie stillen die Schmerzen."

Der Alte weist sie wortlos, mit einem Blick, ab. Beni tritt näher heran.

„Was ist mit meinem Vater geschehen?"

Die Mutter antwortete: „Die Gendarmen haben ihn geschlagen. Es ist Feiertag und sie haben ihn auf dem Felde gefunden." Die Frage war unnötig, wußte er doch die Antwort. Aber er hatte sie ausgesprochen; nun wollte die Antwort ihre Gegenäußerung. Was sollte er sagen? Bedauern war demütigend und grob. Trost war hier leeres Gerede, wo jede Lebensäußerung Kraft verlangte. Der Vater kam ihm zu Hilfe. Seine Stimme war heiser, aber auch so noch beruhigend.

„Setz Dich nieder, Beni. Es ist gut, daß wenigstens Du nachhause gekommen bist, ohne daß sie Dich gefunden haben." Seine erzwungene Ruhe war schön. Aber in ihm loderte ein wildes Feuer, das sah man ihm an. Sein geschändetes Gesicht war von Leidenschaft entstellt.

„Bring etwas zum Trinken, Ester. Wenn Feiertag ist, muß man ihn feiern."

Die alte Frau wischte in fliegender Eile eine Flasche und drückte sie dem erschrockenen Mädchen in die Hand.

Beni spürte, daß man ein Wort sagen mußte, denn das Schweigen schafft Bitterkeit und nährt die Leidenschaft bis zur Unerträglichkeit.

„Auch ich habe sie getroffen."

„Wen?"

„Die Gendarmen."

„Am Ende haben sie auch Dich —?"

Seine beschatteten Augen bewegten sich und sein Blick fuhr besorgt über seinen Sohn dahin. Man sah, daß ihn jede Bewegung der Augen schmerzte.

„Sie haben mir nichts getan. Als sie kamen, steckte ich die Sense in die Mahd."

Die Stille war wieder zwischen ihnen. Der Alte nahm seine Pfeife, aber seine Hand zitterte, als er sie stopfte. Das brennende Zündholz zitterte zwischen seinen Fingern, wie ein flackerndes Irrlicht über dem Moor, als er es vor sein verwittertes Gesicht der Pfeife entgegen hob.

Mit dem Wein kamen ihm auch die Worte. Er schob den ihm ehrfürchtig vorgesetzten Weinbecher fort.

„Dies ist nicht ein Fest, wie andere. Gebt mir ein größeres Gefäß." Geblumte Krüge hängen an der Wand, früher Gebrauchsgeschirr, heute Schmuck und Erinnerung an die Vergangenheit. Die blitzen seine Augen an. Beni sieht hinauf und in ihm steigt eine bittere Wildheit auf. Er langt zwei Krüge von der Wand herab und schenkt den Inhalt der Flasche zu gleichen Teilen in sie ein.

„Bringt noch zwei Flaschen". Er reicht die geleerte den Frauen zurück.

Vater und Sohn sahen einander an.

„Feiern wir also."

Heftig in durstigen Zügen trinken sie. Kaum bleibt ein Rest in den schmalen Krügen. Röte bedeckte die Stirne des Alten. Seine blutunterlaufenen Augen gewannen einen seltsamen Glanz.

„Hast Du getrunken, Beni?"

„Ja, lieber Vater."

„Sag Du, was wird aus uns?"

„Ich weiß es nicht, Vater!"

Dann begann er zu erzählen:

„Ich sehe nur, wie sie kommen. Gerade auf mich zu. Der Wachtmeister verzieht schon von Weitem den Mund. Ich denke mir: er fragt wieder nach Dir. Wo Du bist, wohin Du gehst, was Du machst. Aber er fragte nicht nach Dir. Das war noch gut, denn ich hätte es ihm gesagt, daß Du beim Busch mähst. Er fragte: „Weißt Du, daß heute Feiertag ist.“ „Ich weiß es nicht. Was für ein Feiertag?“ „Wenn Du es nicht weißt, so lerne es wissen.“ Bei diesen Worten schlug er mich in das Gesicht. Ich hielt die Pflugschar in der Hand und rührte mich nicht. Da schlug er mich von der anderen Seite. Ich habe einen Menschen so schwer noch nicht schlagen gesehen. Da packte ich ihn an der Brust. Er sprang zurück und ein anderer richtete das Gewehr auf mich. „Mich schlagen Sie nicht, hören Sie“ sagte ich „ich bin schon ein alter Mann.“ Er rührte mich auch nicht mehr an. Aber er wartete dort, bis ich die Egge und die Pflugschar auf den Wagen geworfen hatte. Dann schrieb er mich auf und rief mir nach „Tausend Lei Strafe“.

Der Alte trank den Rest Wein aus und goß mit zitternder Hand neuen in den Krug.

„Trink Beni. Was Du trinkst, ist Dein. Tausend Lei Strafe.“ Er lachte heiser auf.

„Wenn ich das Geld hätte, würde ich es zahlen. So sollen sie uns nur austrommeln; der Bakoter Grund gehört schon ihnen. Jetzt kann der andere gehen. Bald Deinetwegen, bald meinetwegen. Wir geben ihn ihnen. Was soll aus uns werden?“

„Wir werden zu Grunde gehen, Vater. Aber wer ist schuld daran. Das Volk selbst. Es weiß nicht, was es tut und auch nicht, was es tun soll, wenn der Augenblick kommt.“

Dem Alten blitzten die Augen und er erhob seine Faust gegen seinen Sohn.

„Es weiß nicht?“

„Nein.“

„Und Du weißt es? Sag mir, wenn Du es weißt. Deinem Vater sag es. Dich frage ich, den ich in Schulen geschickt habe, den ich zum Herrn erzogen habe. Sag Du mir, was sollen wir tun, damit es gut ist. Wenigstens Deinem Vater sag es.“ Beni senkte den Kopf.

„Bist nicht auch Du einmal in Not geraten? Und wer hat Dir herausgeholfen. Die anderen Herrn oder ich? Die Herrn haben Dich verführt, aber ich habe den Preis gezahlt. Ist es so oder nicht? Wer hat den Preis bezahlt? Wer hat ihn gezahlt?“

„Vater, Du hast recht."

„Ha, wer kann das leugnen auf dieser Welt. Jetzt bin ich in Not geraten, schau, wer hilft mir. Du oder die anderen Herrn? Wieder nur ich mir."

Er riß den Krug zum Mund und leerte ihn mit einem Zug. Nachher war er wunderbar beruhigt. Sein Zorn besänftigte sich. „Trink auch Du, Beni. Ich weiß gut, daß Du mir helfen würdest, wenn Du es könntest. Es tut Dir weh, daß Du es nicht kannst."

Noch in seiner Trunkenheit schämte er sich. Seine große Hand wischte ungeschickt über die Augen. Eine Träne fiel auf seinen Handrücken. Wiederholt stürzend sucht sie einen Weg über seine knorrigen Finger.

Aus dem Roman „Vakvágányon" („Auf falscher Fährte")
übertragen von Ernst Jekelius

Die Erdbeerstraße, der Sankt-Annensee und der Maler Nagy Imre

Von Otto Folberth

Soweit also wären wir denn, daß es zum Martyrium geworden ist, auf siebenbürgischen Straßen zu fahren. Es bleibt immer nur ein Wunder, hast du deinen Wagen nicht kaputt dabei. Wohin soll das noch führen? War es bis vor einiger Zeit noch möglich, so etwas wie eine Schlangenfahrt zwischen den Löchern der Straße, eine Kammwanderung meinetwegen auf ihren unversehrt gebliebenen Teilen zustande zu bringen, so zwingt dich heute das völlig zerschluchtete Gebirgsrelief unserer „Hauptverkehrsadern" erbarmungslos dazu, daß du es frontal, mit zusammen gebissenen Zähnen frontal nimmst. Für Goiserer wärs ein Vergnügen, für Autoreifen ist es eine Qual.

Da ist es wahrhaftig wohltuend, einmal auf Wege zu stoßen, die die Erinnerung an das Straßenparadies der Vorkriegszeit wieder wecken. Die Vorkriegsstraße in Siebenbürgen, nichtwahr, sah doch so aus: in der Mitte des Straßenrückens führte eine glatte weiße Fahrrinne, breit wie ein oder zwei Fuhrwerke, ins Weite. Zu beiden Seiten der Fahrrinne und parallel mit ihr liefen grüne Grasbänder. Löwenzahn wucherte auf ihnen und Wegerich und andere kleine Kräuter, die den breiten Rest des Straßenkörpers bis zu den Abflußgräben bedeckten. Aus diesen Grasbändern erhoben sich dann alle dreißig Schritte die grauen, zuweilen silbern glitzernden Prismen des Granit-

schotters. Wozu nur der viele Schotter da liegen mag, dachten rätselratend damals unsere Kinderköpfe. Und wir bewunderten die geometrische Regelmäßigkeit der vielen Haufen und machten uns zuweilen eine Lust daraus, sie zu zerstören.

Dieser viele Schotter bildete übrigens — erinnert ihr euch noch? — den ständigen Ärger der Fuhrleute. So oft er neu in die Fahrrinne gestreut wurde, klemmten sich Steine in die Hufe der Pferde und machten, daß sie krumm gingen. Deshalb schimpfte man über ihn und wich ihm aus. Seltsam, seltsam! In diesem Lande gibt es immer einen Haken. Damals hatten wir reichlich geschotterte, glatte Straßen und keine Autos, heute sind die Autos da und keine Straßenherrlichkeit mehr.

Doch nicht davon sollte hier eigentlich die Rede sein, sondern davon, daß ich neulich eine Straße fand, die alle diese längst versunkenen Erinnerungen in mir wieder wachrief. Wir fuhren durch das roggenreifende Szeklerland. Eine Laune hieß uns, die große Heeresstraße, die den Alt abwärts von Bad Tusnad nach Kronstadt führt, beim Dorf Bükßad zu verlassen und in die östlichen Berge einzubiegen. Mit jedem Kilometerstein traten die Wälder näher an den Weg heran, endlich nahm uns ihre Kühle ganz auf. In schönen, ruhigen Windungen gings den Berg hinan, den die Szekler Büdös heißen und dessen Schwefelhöhle weithin bekannt ist. Nichts, rein gar nichts ist an dieser Höhle — wenigstens nichts für den naturwissenschaftlichen Laien. Aber die Straße, die dort hinauf und dann jenseits der Wasserscheide ins Tal nach Kesdivasarhely hinunterläuft, an der uralten Burgruine Balvanyosvar vorbei, mitten durch unübersehbare Wälder, diese Straße ist von einem Zauber der Vorkriegszeit erfüllt, wie er mir ein zweites Mal noch nicht entgegentrat, seitdem ich die Welt mit den Augen eines Chauffeurs zu betrachten gewohnt bin. Diese Straße ist erstens völlig unbefahren. Stundenlang begegnet dir dort kein Mensch. Dann ist ihre Fahrrinne — welch' freudige Überraschung! — glatt und unverbraucht und — jawohl — von beiden Seiten mit der grünen Grasnarbe seligen Angedenkens bedeckt. Nicht genug damit, auf dieser Grasnarbe wächst nicht einmal Unkraut wie anno dazumal, nein, Maasliebchen und Glockenblumen und Fingerhut strecken dir ihre Köpfchen eins hochstieliger als das andere entgegen, daß du sie aus dem Auto pflücken kannst. Das ist eine Fahrt! Halt, köstliches Sommerglück wartet noch dein: dicke, rote Walderbeeren bammeln zu Füßen der

vielen Blumen. Erdbeeren auf dem Straßenrücken! So still, so wenig begangen, so abgeschieden ist diese Straße von der Hast der Ebene! Laubtore hochstämmiger Buchen wölben sich über sie. Du fährst unter ihnen durch in eine längst verflossene Zeit durchsonnten Friedens zurück.

Auch der Sankt-Annensee, der unweit dieser Straße liegt — man muß nur einen kleinen Fußmarsch in die Berge machen — ist in seiner Art ein Mysterium der Natur und wirkt auch ganz als solches auf dich. Nur führt sein Anblick dich nicht bloß ins Land deiner Kindheit zurück, trotz seiner Stille nicht ins Land irgend eines menschlichen Friedens überhaupt — aus ihm steigt die große, majestätische, unerschütterbare Ruhe der Natur dir entgegen. Er ist wie nicht von dieser Welt. Nirgend in Siebenbürgen steht eine Kapelle so am Platze wie an seinem Ufer. Das haben die alten Szekler recht gefühlt und die jungen haben gut daran getan, den verfallenen Bau von einst wiederherzustellen.

Das Mysterium dieses Sees spiegelt sich im Antlitz jedes Wanderers wider, der aus dem dunkeln, ihn rings umschließenden Hochwald an sein leise lispelndes Ufer tritt. Da setzen sich die einen auf die Moosbänke der umgestürzten Tannen und senden in stummer Bewunderung ihre Blicke über die weite, hier spiegelklare, dort wellengekräuselte Fläche, die den Boden des grünen Waldkelches mit dunklem, durchsichtigen Wasser füllt. Andere brechen in ekstatische Freudenrufe aus und stimmen Loblieder an, seien es dem Texte nach auch nur Gassenhauer. Gemeint sind sie hier und bei dieser Gelegenheit jedenfalls anders. Und niemand von all den Gästen, die jeder schöne Sommertag diesen Ufern bringt, widersteht auf die Dauer der Lockung, sich in die reine, quellreine Flut zu stürzen.

Man kann sich in der Tat kein angenehmeres Baden wünschen als in diesem See. Trotz seiner Höhenlage und dem Gebirgscharakter der Landschaft empfindet man sein Wasser eher warm als kalt, obwohl es nicht Salzwasser ist. Jeden Morgen steigen Nebeldämpfe von seiner wie kochenden Oberfläche die Waldhänge hoch. Zu dieser Stunde, scheint mir, brauen seine Geister den Zauber des Tags.

Aus den Fenstern der ungarischen Schutzhütte, die uns gastfreundlich aufnahm, beobachteten wir fünf Tage hindurch dies eigenartige Schauspiel bei Sonnenaufgang. Immer fanden wir es etwas anders, im Ton, in der Dichtigkeit des Nebels, in der Wallung der Lichtwolken. Und dementsprechend hatte auch jeder Tag seine eigene Farbe. Der

eine lud zum baden, der zweite zum wandern, der dritte zum fischen, der vierte zum segeln ein. Denn auch segeln, ja, läßt sich auf dem Sankt-Annensee, wenigstens mit einem leichten Faltboot läßt sich's ganz gut tun. Er dürfte überhaupt der einzige siebenbürgische See sein, der dazu groß genug ist und genügend windreiche Tage aufweist.

Jährlich einmal und zwar am Tage der heiligen Anna, dem 26. Juli, wird es laut an diesen Ufern. Vom frühen Morgen schon nähern sich aus den umliegenden Ortschaften die Züge der Wallfahrer, Kreuze und Fahnen vorantragend und Psalter singend. Dann findet in der kleinen Kapelle ein Hochamt statt und der rings auf der Seewiese gelagerten Volksmenge wird von der Wunderspeisung der fünftausend am Gestade eines andern Sees gepredigt.

Wirklich, alles hat die Natur in diesem Teil Siebenbürgens getan, den Glauben ans Wunder zu stärken. Zählt einmal die Heilquellen dieser Berge, die sich den Mühselig- und Beladenen der Städte und Ebenen zu stärkendem Trank und Bad anbieten, ihr werdet sehen, dies ist das Land der hundert Bäder und Sommerfrischen. Sommerfrischen aller Gattungen gibt es hier, bis herunter zu den allerbilligsten und anspruchlosesten, die uns aber während der Fahrt gerade die allerinteressantesten waren. Da siehst du, daß auch die Flickschuster von Kesdivasarhely, die Briefträger der Gyergyo, die Dorfnotäre der Csik ihr Bad haben und setzt du dich zu ihnen an den Tisch, darfst du dir das Mundtuch im Nacken zusammenbinden und dir zur Freude deiner Kinder, die du hoffentlich auf die Fahrt in dies Märchenland mitgenommen hast, zwei mächtige Eselsohren aufstecken. Mit den Pfannkuchen, die ihnen vorgesetzt werden, können sie außerdem Rad spielen, so groß und tüchtig kompakt sind sie. Aber ihre größte Freude bleibt doch immer der schwarze Zimbalspieler, der in keiner noch so kleinen Gastwirtschaft fehlt und der sich königlich belohnt und zu immer neuen Jubelhymnen und rauschenden Tanzweisen veranlaßt fühlt, wenn sie ihm 5 Lei in die braune Hand drücken.

Diese Gestalten und all die andern, die roggenschneidenden Bauern, die ihr längs der Wege überall auf den Feldern erblickt, die szekler Frauen im Schatten ihrer duftenden Heuhaufen, die Tiere, die ganze Landschaft der Csik mit ihren üppigen Farben findest du auf den Bildern des Malers Nagy Imre wieder. Alles dazu als verdichtetes Symbol. Niemand noch hat eine siebenbürgische Landschaft in konzentrierterer, in wesenhafterer Form auf die Leinwand gebannt als

Nagy Imre die der Csik. Ihre feinste, gehauchteste Stille, ihre tiefste Mystik ist ihm vertraut. Er lebt in fast völliger Einsamkeit im Dorf Zsögöd bei Csikszereda. Nur den Winter über reist er. Außer mit seinen Farben pflegt er noch viel Umgang mit Blumen, Früchten, Bienen, von deren Honig er gerne rühmt, er sei der beste weit und breit, da er in langsamer, mühsamer Arbeit weither aus den Wäldern des Gebirges herbeigeholt werde. Konzentriert und dickflüssig wie dieser Honig ist auch die Malweise Nagy Imres. Sie ist bäuerlich herb und schlicht und steckt doch zugleich voll vergeistigter, hochkultivierter Substanz. Sie ist hart und gespreizt und doch von südlicher satter Farbengebung. Man merkt es ihr an, daß sie zu diesem Ergebnis auf dem Wege harten Bemühns unter einem einsamen, aber leuchtenden Gebirgshimmel gelangt ist.

Junger Baum im Gebirge

Von Tompa László

Der Baum, der dort am Grat im Frühling bebt —
wie er mein Auge zu sich lockt und hebt!

Er ist so jung und brav und rank.
Darüber Himmel blau und zeitenlang.

Ein Schein dringt hoch aus seiner Zweige Saum.
Ach wäre ich nur selbst der junge Baum!

Vergessen alles, Joch und Haft.
Ich saugt' der Erde Gnad und Saft.

Geschwellt von ihm in jedem Morgenschein
griff ich mit hundert Armen in den Raum hinein.

Die Wurzeln in der Erde, die mich nährt und hält,
so überblickt ich bergehoch die Erdenwelt.

Ich litte strahlend aller Wandlung Last,
die Panzerwehr des Schnees, des Laubes Glast.

In Sturm und Nächten flatterte mein Haar,
Kometenschwanz, verrückt und ruhebar.

Und dann der Frühe freudevoller Sang —
er weht aus mir mit sagendunklem Klang.

Deutsch von Heinrich Zillich

Verinnerlichung

Von Gerhard von Mutius

Der Mensch ist ein handelndes Wesen, ja, wenn man will, das handelnde Wesen in der Natur. Die Pflanzen können nur wachsen, und wenn man beim Tier von Handlungen spricht, so sind diese doch nach Art, Umfang, Ergebnis mit menschlichen Taten gar nicht zu vergleichen. Die Entwickelung des Einzelmenschen geht, ebenso wie die Kultur, den Weg vom überwiegend Vegetativen über die wesentlich organisch bedingten Bewegungen des Tieres, — die in ihrer naturverbundenen Weisheit ein verlorenes Paradies für uns bedeuten — zu den kontinuierlichen, langfristigen, weit in die Zukunft blickenden Gestaltungen, die eben nur von Menschen ausgehen können. Im Zuge dieser Entwickelung bilden sich dann Wissenschaft und Technik, durch welche die menschliche Handlungsfähigkeit sich unermeßlich erweitert. Es wäre lächerlich, bestreiten zu wollen, daß der Mensch heute praktisch mehr vermag, als vor 1000 oder 2000 Jahren.

Die Freude an der zunehmenden Naturbeherrschung ist eine unmittelbare und zeitigt immer wieder den Traum eines Zeitalters, wo dem Menschen nichts mehr an äußeren Gütern mangeln würde. Aber selbst einer solchen Utopie gegenüber müßte sich eines Tages die Frage erheben: „Wozu?“ Die bisherigen an den technischen Fortschritten gemachten Erfahrungen zeigen jedenfalls nicht, daß wir durch dieselben so viel freier, reicher, glücklicher geworden wären, als man nach der gewöhnlichen praktischen Einschätzung des Alltags, an der wir in gewisser Weise alle teilhaben, annehmen sollte. Ja, es liegt sogar heute klar zutage, daß in der Technik blinde Dämonen schlummern, die, einmal geweckt, den Menschen noch ganz anders knechten als die freien Naturmächte. Man denke nur an die Druckerpresse, das Schießpulver und last not least — denn auch dies ist Technik — an das Geld und jenes furchtbare Denken im Geld, welches heute die ernsteste Beschäftigung in den 5 Erdteilen sein will und das andere Zeiten doch, ohne dadurch an wesentlichem Gehalt zu verlieren, entbehren konnten.

Bis in breite Schichten ist heute das Gefühl gedrungen, daß es so nicht weitergeht, daß in diesem Optimismus der Praxis irgend etwas nicht stimmt, und als ein Heilmittel gegen diese sich technisch immer

wieder übersteigernde Kulturentwickelung wird nun allgemeine „Verinnerlichung" gefordert. Worin aber Verinnerlichung eigentlich bestehen, wie sie sich der praktischen Welt gegenüber rechtfertigen könnte, bleibt dabei meist im Dunkel. Ja, es ist anzunehmen, daß unter „Verinnerlichung" von den verschiedenen Vertretern dieser Parole Verschiedenes verstanden wird. Und es erhebt sich die Frage: Gibt es vielleicht doch einen Generalnenner der Verinnerlichung, unter dem die verschiedenen Ziele, in denen diese Forderung Gestalt gewinnt, zu vereinigen wären?

Ein Weg der Verinnerlichung ist derjenige der Bildung. Natürlich ist darunter nicht nur jener bloße Erwerb von Kenntnissen zu verstehen, der es ermöglicht, der Kultur der Zeit und der eigenen Gesellschaftsschicht gewachsen zu sein. Es handelt sich dabei um die Erschließung der tieferen Quellen und Produktivkräfte des eigenen Wesens. Kenntnisse schaden zwar nichts und sind sogar nützlich, aber das Wesen echter Bildung hat nichts mit praktisch verwertbaren Einsichten und Fertigkeiten zu tun, sondern ist durchaus eine innere Haltung, ein Ethos, was sich sehr gut auch bei Menschen finden kann, die keine höhere Schule oder Universität durchgemacht haben. Diese Haltung des gebildeten Menschen, dessen Produktivität geweckt ist, scheint aus Interesse und Reserve eigentümlich gemischt. Er wird keinem Eindruck gegenüber wie der Ochse vorm Tore stehen, sondern grundsätzlich allem, was ihm begegnet, ein gestaltendes Interesse abgewinnen. Er wird schon deswegen niemals sich mit der dummen Tatsache stumpfsinnig abfinden, weil sie für ihn nicht jenen undiskutierbaren Wirklichkeitswert wie für den Ungebildeten darstellt. Der Gebildete läßt sich zunächst weder durch eine Situation noch durch Dinge oder Menschen imponieren. Er hält sein eigenes Pulver trocken. Irgendwie will echte Bildung eine Art weltzugewandter Weltüberlegenheit sein. Es ist ihr wesentlich, allen Eindrücken gegenüber Distanz zu nehmen, gerade um sie aus dieser Distanz heraus mit aktivem Interesse zu gestalten. Sie fordert, daß wir stärker seien als die Erregungen, uns aber andererseits nicht gegen dieselben stoisch verhärten, sondern ihnen „wohlwollend wie lebendig" in dem Glauben begegnen, daß sich aus allem noch etwas machen lasse, allem noch eine förderliche Seite abzugewinnen sei. Interesse, Freude, Liebe ist die ansteigende Klimax der Bildung. Darin liegt eine sichtbare Tendenz zur Dematerialisierung der Welt, zur Überwindung oder doch Einschränkung ihres praktischen Bedeutungsbereichs. Der Gebildete wird nicht jeden Pfennig auflesen,

nicht gierig wie ein Wolf auf jedes ihm hingehaltene Stück Fleisch stürzen. Immer liegt Überwindung des unmittelbaren Triebes und damit der durch ihn bedingten Übertreibung und Überschätzung des jeweiligen Objektes im Wesen der gebildeten Haltung. Irgendwie weiß Bildung um ein Ganzes, um das Ganze, in dem alles vorübergeht und jede auch noch so brutal und eindeutig sich bietende Tatsache zu immer neuen Bedeutungen umgeschmolzen wird. Mit Recht kann man solche Haltung „Verinnerlichung" nennen, denn sie stellt sich den nach außen greifenden, nur an die Außenwelt glaubenden Instinkten und der aus ihnen schöpfenden menschlichen Praxis entgegen und verteidigt einen Ort, der nicht im Getriebe des tätigen Lebens und seiner Bedeutsamkeiten liegt und der das Monopol, das die Außenwelt für sich beansprucht, in Frage stellt.

Der Bildung verwandt ist der Begriff der Muße. Auch die Pflege der Muße ist Verinnerlichung. „Die Arbeit ist Anpassung an die menschliche Gesellschaft, die Muße Anpassung an das Universum" hat ein französischer Philosoph gesagt. Schon daraus geht hervor, wie viel umfassender, tiefer, heimlicher die Muße als die Arbeit ist. Muße ist ja nicht nur körperliche Erholung, in der freien Zwiesprache mit dem Universum liegen sogar die fruchtbarsten Arbeitsmotive, die schöpferischen Einfälle. Die menschliche Praxis hat auch da, wo sie frei gewählt und nicht unmittelbar durch die Not der natürlichen menschlichen Bequemlichkeit abgepreßt ist, immer etwas von sozialer Arbeitsfron. Je mehr nun Freude, Liebe, also eigentlich unpraktische Momente, freie Selbstbewegung, Muße in die Arbeit einströmt, umsomehr vom Arbeitsergebnis unabhängige innere Befriedigung wird dem Arbeiter zuteil. Aber auch dem Erfolg wird mit der Arbeitsfreude auf lange Sicht hin am besten gedient. Das richtige Verständnis und die Pflege der Muße ist auf Steigerung der freien Spontaneität im Menschen gerichtet. Ganz ähnlich wie die Bildung will die Pflege der Muße die organischen Kräfte des Menschen spielen lassen und in die Arbeit hinüberleiten. Sie blickt, wie Wilhelm von Humbold das einmal ausgedrückt hat, mehr noch auf das Tun als auf die Tat. Die Rückwirkung der Arbeit auf den Menschen ist ihr noch wichtiger als das Resultat. Sie nimmt die Arbeit wieder herein in den Gesamthaushalt des Lebens und verhindert damit jene Überschätzung des einmaligen konkreten Arbeitserfolges, welche im Wesen der Praxis liegt. England und Frankreich haben in ihrem Verständnis, ihrer

Pflege der Muße ein Reservoir der Gesundheit, um die der deutsch-amerikanische Arbeitsgeist sie beneiden müßte.

Sowohl echte Bildung wie die Pflege der Muße entsprechen in dem Sinne der Forderung der Verinnerlichung, als sie auf Steigerung der psychischen Produktivkräfte gerichtet sind. In ihrer Relativierung der praktischen Bedeutsamkeiten liegt schon eine gewisse Lösung von der äußeren Welt, ihren Aktualitäten, ihren Gegensätzen und das Suchen nach einer Heimlichkeit und Stille, bis zu welcher der Lärm des Tages und das Geschwätz der öffentlichen Meinung nicht hindringt.

Aber lange bevor das heutige Arbeitsfieber herrschte, ist schon der Ruf nach Verinnerlichung erklungen. Schon der Spruch des delphischen Orakels: „Erkenne dich selbst", war ein solcher Appell. Mehr aber noch stellt die ganze indische und christliche Religionsgeschichte ein fortgesetztes Ringen um Verinnerlichung dar. Im Grunde bleibt Verinnerlichung durchaus ein religiöses Motiv, ja vielleicht ein zusammenfassender Ausdruck für alle religiöse Bemühung. Wenn auf die bisher berührten, sozusagen weltlichen Formen der Verinnerlichung die bisherige Fassung ihres Sinnes als Steigerung der seelischen Produktivkräfte noch paßt und aus dem allgemeinen Weltbild heraus unmittelbar verständlich bleibt, so ist sie für die religiöse Verinnerlichung, welche die Tendenz doch erst in ihrer ganzen geschichtlichen Wucht und Tiefe darstellt, nicht mehr zureichend.

Die Ziele religiöser Verinnerlichung sind nicht mehr nur natürliche Werte, die offenbar in einem weitgefaßten Begriffe der Gesundheit ihren Platz finden könnten, sondern sie vollzieht sich im Hinblick auf die Idee eines letzten, eines absoluten Wertes, der dem Tode ebenso wie dem Leben gewachsen ist und der zwar in jede konkrete Werterfahrung mit eingeht, sie aber doch unermeßlich überragt. Also man kann nicht mehr sagen, daß die religiöse Verinnerlichung auf Psychisches gerichtet ist und in gewissen psychischen Gegebenheiten Ruhepunkt und Ende findet. Vermöchte Psychologie überhaupt eine Antwort auf diese letzten Bedürfnisse des menschlichen Herzens zu geben? Andererseits zeigt sich das Problem auch in der Umkehrung. Sucht Psychologie das Ganze unserer Erfahrung oder nur einen Ausschnitt derselben? Ist Psychisches etwa auf alle Fälle wertvoll? Inwiefern liegt in ihm schon ein Ansatz zum Werte, zu dessen Bildung es überhaupt erst im Rahmen psychischen Geschehens kommen kann, der, was er auch sonst bedeute, auf alle Fälle auch als psychisches Phänomen

gedeutet werden muß. Sollte Psychologie ihrem eigentlichen Wesen nach nicht immer besorgt sein? In welchem Sinne, eventuell mit welcher Einschränkung ist Psychologie als Wissenschaft möglich? — Alle diese Fragen schlummern in dem Begriffe der „Verinnerlichung". Denn wenn die Forderung des delphischen Gottes noch allenfalls in wissenschaftlicher Psychologie erfüllt gedacht werden könnte, so verstehen die großen Weltreligionen Verinnerlichung doch so, daß alles Menschliche und damit auch alles Psychische unzulänglich erscheint, einen solchen Ruhepunkt abzugeben, der als höchstes Gut allen weltlichen Gütern vorzuziehen wäre. Ausgangspunkt dieser religiösen Bewegung ist die Stimmung des Lutherverses: „Es ist doch unser Tun umsunst auch in dem besten Leben". Eine pessimistische Einschätzung der praktischen Wirklichkeit ist aller tieferen Religiosität wesentlich. Aus dem Ungenügen an allem Erfahrbaren entsteht der eigentliche religiöse Auftrieb. Alter, Leiden, Krankheit und Tod verleiden dem Buddhisten das Leben, und er sucht Erlösung im Nirwana. Dem Christen sind alle diese Übelstände nur Folgen des einen Grundübels der Sünde, die in ihm herrscht. Die Entsühnung wird ihm zum Daseinsziel. Bildung und Muße rufen, um dem Stückwerk zu entgehen und die Ganzheit eines Lebenssinnes zu erreichen, die freien Produktivkräfte der menschlichen Natur auf. Auch hierin liegt schon, eben weil es um ein Verhältnis zum Ganzen des Daseins geht, ein religiöses Motiv. Auf seinem eigenen Boden aber zeigt sich der religiöse Trieb in seiner Relativierung der äußeren Welt und ihrer Ziele viel radikaler. Hier wird auch nicht die Berechtigung eines Subjektivismus verfochten, sondern die Aufhebung der den Weltprozeß begründenden Spannung zwischen Subjekt und Objekt wird als Erlösung erstrebt.

Vielleicht bietet folgender Gedankengang die Möglichkeit, Verinnerlichung doch als einheitliche Tendenz zu verstehen und die mehr weltlichen oder mehr religiösen, die überwiegend weltzugewandten und weltabgewandten Formen, in denen Verinnerlichung Gestalt gewinnt, auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen und dadurch den Gedanken der Verinnerlichung einheitlich zu fundieren.

Zunächst kommt das Bedenken, ob das Bild von der Verinnerlichung überhaupt richtig gewählt und sozusagen durchführbar sei. Nehmen wir einmal die Steigerung der psychischen Produktivkräfte als Sinn der Verinnerlichung an, so bleibt zunächst festzustellen, was

darunter nicht zu verstehen ist. Eine Steigerung der psychischen Produktivkräfte wird nicht erreicht dadurch, daß man grüblerisch in sich hineinstarrt, durch andauernde hypochondrische Selbstbeobachtung, Selbstanalyse oder gar Psychoanalyse. Der Mensch lernt sich im allgemeinen nur durch seine Taten kennen und hört dabei nicht auf, immer neue und oft unerfreuliche Entdeckungen zu machen. Auch Erweiterung und Steigerung des Bewußtseins, wozu der Begriff der Bildung verführen könnte, ist allein noch nicht Steigerung der Produktivität. Es gibt eine nützliche und mögliche Übung gewisser seelischer Fähigkeiten z. B. des Gedächtnisses, des Willens usw. Das mag schließlich in die Verinnerlichung fördernd mit einfließen, aber Verinnerlichung selber ist es noch nicht.

Man sieht, wir werden schon irre an unserer vorigen Begriffsbestimmung, denn schließlich gehören Wille und Intellekt in die seelische Produktivität hinein. Aber es ist doch noch etwas anderes damit gemeint. Wir sind mit diesen Begriffen noch nicht auf dem Boden der eigentlichen Produktivität angelangt. Und nun ergibt sich die Frage, ob dieser Boden überhaupt noch als psychisch anzusprechen ist. Wie vorhin schon angedeutet, der Begriff der Verinnerlichung stellt in eigentümlicher Weise das Problem der Psychologie. Man kann Psychisches klar doch nur als das Gebiet der Bewußtseinserscheinungen abgrenzen. Aber schon die Psychoanalyse durchbricht mit ihrem Hinweis, daß das Bewußtsein niemals mit sich allein ist, die obige Definition. Auch für die Verinnerlichung (zunächst immer noch als Steigerung der Produktivität verstanden) ist das Bewußtsein nichts Letztes, nichts von der Welt Geschiedenes. Die sogenannten psychischen Produktivkräfte sind eben deshalb nicht nur psychisch, weil sie bis in ihre letzte Verwurzelung und Verfaserung herein immer nur ein Zusammenwirken von Reiz und Reizempfänglichkeit, von außen und von innen, niemals also ein nur Inneres, sozusagen das von der Psychologie gesuchte Gesetz rein darstellen. Will man aber nur das Bewußte als das Psychische bezeichnen, so ist dann eben auch das Bewußtsein als dualistisch bedingt, aus der Begegnung und Verschmelzung von innen und außen zu verstehen. Es liegt nahe, der Wucht der Naturvorgänge gegenüber das Bewußtsein als davon gelöst, als ein Inneres zu empfinden. Aber schon die Einsicht des Kritizismus, daß im Bilde der äußeren Welt unsere eigenen Kräfte investiert sind, fordert die Umkehrung, daß nämlich im Zentrum unseres Bewußt-

seins, im Ich eben auch die Welt schon präsent sei. Also das Psychische wäre in diesem Sinne kein Inneres, sondern eher eine Mitte. Um diese Mitte wirbt alle Verinnerlichung, aber sie stellt, gerade als Mitte, nicht nur die Zone der psychischen Erscheinungen, sondern auch der Werte dar.

Die nächste Erfahrung dieser Mitte ist also das Bewußtsein und als dessen Zentrum das Ich. Wir brauchen uns keine Gewalt anzutun, um unser Ich als den im Grunde allein wichtigen Punkt in allem Geschehen, eben als den Mittelpunkt zu empfinden. Der egozentrische Bezug ist allen Menschen natürlich, ja er liegt auf ihnen wie ein kaum durchbrechbarer Bann, der sich in der Sprache spiegelt. Die aus der Sprache entspringende gewöhnliche Metaphysik schließt nun etwa so: Das Ich ist die menschliche Seele, die der Außenwelt, der Natur entgegengesetzt eben im Menschen wohnt. Hier liegt der eigentliche Wert des Daseins. Suchen wir ihn in der Verinnerlichung zu erreichen.

Das Merkwürdigste ist nur, daß es niemandem einfallen wird, eine Steigerung des Egoismus als Verinnerlichung zu bezeichnen. Gerade umgekehrt wird Überwindung des Egoismus zu einem wesentlichen, ja zum Hauptmerkmal der Verinnerlichung. Dieser Widerspruch löst sich aber und wird im Doppelsinn des Wortes „aufgehoben", wenn wir statt „innen" „Mitte" sagen und die ungeheure Selbstbetonung des „Ich" darauf zurückführen, daß in ihm sich die Weltgesetze des Innen und des Außen begegnen, durchdringen und zur Einheit umgestalten. Das Bewußtsein, das Psychische und dessen Zentrum das „Ich" sind dann eben nur die Flamme, die an der Reibungsfläche der beiden niemals rein zu erfassenden und darzustellenden Weltmächte aufleuchtet, die aber in der Überwindung des grundlegenden Dualismus auch das Ziel und die Erfüllung des Weltprozesses symbolisiert. Denn das „Ich" fühlt und erlebt sich 1. durch und durch als Einheit, 2. als das unbedingt Wertvolle, welches nun alle Dinge diesem zentralen Wert anzugleichen und unterzuordnen sucht. Dies bleibt der unmittelbare, der nächste nach außen greifende Antrieb des „Ich", bis der Ruf zur Umkehr, d. h. eben zur Verinnerlichung erklingt. Und der erfolgt individual-psychologisch, geschichtlich, prinzipiell fast schon im gleichen Augenblick, in dem das Ich sich seiner selbst und seiner egoistischen Antriebe bewußt wird. Die Welt erweist sich viel stärker als der einzelne, sie setzt ihm seine Grenze im Tode, und der Mensch bleibt in bezug auf Zusammenleben und Weiterleben durchaus auf seinesgleichen ange-

wiesen. Der Mensch erfährt außerdem an sich, daß er Dingen und Menschen durchaus nicht nur mit ausbeuterischem Interesse, sondern immer auch mit einem Einschlag von Sympathie gegenübersteht. Sympathie aber heißt den Wert nicht nur in sich selber finden, sondern ihn auch in Welt und Mensch, die sich mir zunächst nur als Material meiner Selbstsucht darstellen, gegenwärtig fühlen. Gerade die Sympathie ist die Bewegung der Innerlichkeit. Man könnte sie aber auch Veräußerlichung nennen, denn sie ist Vertiefung der Beziehung von Mensch und Welt, zu Mensch und Welt. Nachdem nun aber einmal gefühlt und erkannt ist, daß das Ich nicht den einzigen Wert in der Welt darstellt, und daß auch das Ich nur ein Zusammenklang der die Welt begründenden und durchziehenden Gegensätze von Subjekt und Objekt, Leben und Lebensbedingung ist, setzt innerhalb des psychischen Bereiches eine Tendenz zu noch tieferer Verschmelzung der Weltelemente ein. Ein Punkt wird nun gesucht, der über den kaleidoskopischen Wechsel der Beziehungen zwischen Ich und Welt, über Tod und Leben hinausliegt und als das Heil, die Seligkeit, das ewige Leben, die Erlösung durch Aufhebung des unsere Erfahrung begründenden Dualismus bedeutet. Verinnerlichung in diesem religiösen Sinne ist auf Antizipation des Lebens wie des Todes, auf deren Überwindung durch Bejahung gerichtet.

Diese Tendenz der Verinnerlichung kann aber auch aufgefaßt werden als ein Rückgang zur ersten Schöpfungsstunde, zum Anfang. Denn wie alle Gegensätze der Welt, so hat auch der letzte fundamentale von Subjekt und Objekt, innen und außen eine Beziehung, eine Gemeinsamkeit, eine Gemeinschaft zur Voraussetzung, ohne welche es eben gar nicht zur Bildung von Gegensätzen kommen könnte. In allen Gegensätzen, hinter allen Gegensätzen liegt heimlich auch eine Harmonie verborgen, welche sie überhaupt erst möglich macht. In ihr liegt aber nicht nur der terminus ad quem allen Geschehens, sondern auch der terminus a quo, der Quellpunkt der Schöpfung, das unbeschreibliche Glück des Anfangs, der Ursprung aller Produktivkräfte. Dieselben sind nicht nur im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs psychische Kräfte. Besser schon sind sie als psycho-physische charakterisiert, weil darin zum Ausdruck kommt, daß sie aus der Berührung und Verschmelzung zweier verschiedener und doch auf einander konvergierender Energien entstehen. Die Schöpferkraft entspringt aus der Einheit, der Gemeinschaft.

Wenngleich nun schon die Bewußtseinserscheinungen, die ihr Zentrum im Ich finden, als Verschmelzungsprodukte des die Welt begründenden und durchziehenden Dualismus, als natürliche Bekundungen der Einheit aufzufassen sind, auf welche sie angelegt ist, so kann der Weltprozeß doch bei ihnen nicht stehen bleiben, sondern setzt sich auf der einmal gewonnenen psychischen Grundlage als religiöser Drang zur unbedingten Harmonie, zum absoluten Werte fort. Das Telos der Religion ist jene letzte transzendente Einheit, in der Anfang und Ende, Stirb und Werde, Schöpfung und Erlösung zusammenfallen. Ihren Ausgangspunkt nimmt die religiöse Bewegung am Ungenügen an allem, was die Welt in ihrer Gesamtheit und im einzelnen bietet. „Das ist die Sehnsucht: wohnen im Gewoge und keine Heimat haben in der Zeit", so drückt Rilke die religiöse Unruhe aus. Ein sich regender Pessimismus liegt an der Wurzel des Religiösen. Das christliche Schuld- und Sündenbewußtsein ist schon wieder eine weitere Verinnerlichung dieses Pessimismus. „Wenn du leidest, so leidest Du schuldig". Dieser Satz ist Belastung und Befreiung zugleich. Die natürlichen Werte, welche das Dasein bietet, wollen nicht mehr genügen. Man will tiefer in die Wirklichkeit hinein, man sucht das Ewige. Dasselbe ist aber nur in jenem diesseits wie jenseits aller konkreten Erfahrung liegenden Beziehungspunkte zu finden, der als A und O mit dem Ende der Schöpfung und mit ihrem Anfang zusammenfällt. Gemeinschaft ist der Urgrund der Schöpfung wie auch das festliche Ende aller Dinge, die Erlösung.

Innerhalb unserer Erfahrung aber spiegelt sich dieser letzte Zusammenklang, jener durch die Welt des Demiurgen hindurchscheinende Urfrieden, in der Form. Hier wird die über alles Inhaltliche weit hinausliegende Verwandschaft von Kunst und Religion greifbar. Denn als gemeinsames Ziel aller künstlerischen Bemühung in Wort, Ton und Bildwerk kann die Form bezeichnet werden. Während alle andere Praxis in einem Resultat endet, das nun wieder in weitere praktische Zwecksetzungen eingezogen wird, ist mit der Form als solcher praktisch nichts anzufangen. Dafür ist sie eine Ganzheit und strahlt einen Ganzheitssinn aus. L'art est une promesse de bonheur! Die Form gehört in die Muße und ist auch nur für die Muße verständlich und befruchtend. Zwar klingt auch in der Formensprache der Natur, insofern sie eben als Form aufgefaßt und verstanden wird, durchaus schon das künstlerische Geheimnis an. Die Kunst kann ja auch gar nicht

anders, als an die Gegebenheiten anknüpfen, sie aufnehmen, aber sie vollzieht an diesen natürlichen Formwerten die Verinnerlichung dadurch, daß sie alle Schlacken praktischer, man sagt meist realer, Nebenbedeutung abstreift und in ihrem Gebilde die reinen Kräfte der Schöpfung und der Erlösung zu beschwören sucht. Darum steht echte Kunst nach Schopenhauers Wort immer am Ziele. Dieses Ziel aber liegt über die Kampfzone, in der wir als Leidende und Handelnde stehen, hinaus und zeugt sowohl vom Paradies wie von der Verklärung. Der Wille zur Kunst ist nur ein Seitenzweig der religiösen „Verinnerlichung".

Setzen wir für diesen Richtungspunkt, auf den hin Verinnerlichung sich vollzieht, das Wort „Gemeinschaft" ein, so tritt an die Stelle egoistischer Beherrschung, die im Grunde doch auch nur Kollaboration mit den Naturmächten bleibt, Gemeinschaft mit Mensch und Natur als Ziel des neuen Strebens. Oder, um aus dem naturwissenschaftlichen Bereich Begriffe heranzuziehen, die nun auch eine Art naturwissenschaftlicher Rechtfertigung für die „Verinnerlichung" abgeben könnten, Orientierung aller äußeren und inneren Aktivität auf gesteigerte Anpassung an die Lebensbedingungen, vertiefte und erhöhte Biokoinose ist der gemeinsame Sinn, der Generalnenner der Verinnerlichung.

Daß dieses Ziel aber richtig gewählt ist, muß sich nun auch an seiner Rückwirkung auf die Praxis als eine unaufhebbare und darum stets zu bejahende Seite der menschlichen Bestimmung erweisen. Und da liegt die Sache doch so, daß die guten Organisatoren und Führer schon längst erkannt haben, daß die Schaffung und Erhaltung der Arbeitsfreude auf lange Sicht hin eine wesentliche Bedingung auch ihres äußeren Erfolges darstellt. Ja, man kann so weit gehen zu behaupten, daß jeder Arbeitsorganismus, der nicht durch innere Gemeinschaft seiner Glieder verbunden ist und insoweit ein vom Arbeitszweck unabhängiges organisches Eigenleben führt, schon krank ist und in seiner praktischen Leistung schnell versagen wird. Das Reservoir der Gemeinschaft muß sich als lebendige Kraftquelle immer wieder von selber ergänzen. Darum ist ja der Organismus in seiner Arbeitsleistung, zum mindesten der Anlage nach, so viel langfristiger als die Maschine.

Es gibt nun Institutionen und Arbeitsgemeinschaften, in deren Programm „Verinnerlichung" sogar als ausgesprochener Zweck aufgenommen ist. Dies sind z. B. Schule, Kirche, Universität, karitative

Bestrebungen, die Zusammenfassung gewisser Wissenszweige, das, was man das Eigenleben der Wissenschaften nennen könnte, kurz alle Veranstaltungen, in die irgendwie Pädagogik einströmt. Hier stellt sich nun das umgekehrte Problem, nicht von der Praxis zur Verinnerlichung, sondern von der Innerlichkeit eines irgendwie präsenten und erlebten Wertes den Weg zur Praxis zu suchen. Dieser Weg bergab ist fast noch schwerer zu finden als der Weg bergauf. Und doch trifft Heraklits Wort hier besonders zu, daß es derselbe Weg sei. Der Übergang vom Innerlichen zum Praktischen und umgekehrt ist das eigentlich Interessante. Besonders illustrativ für den Wechselbezug von Praxis und Innerlichkeit ist die Ehe. Sie bleibt im bürgerlichen und rechtlichen Sinne ein praktischer Verband und durch alle Sphären sozialer Geltung hindurch Interessengemeinschaft. Aber sie stellt gleichzeitig wegen ihres Glückes und ihres Bestandes jeden Tag von neuem die Aufgabe, über alle Bindungen hinweg, die der äußeren Welt angehören, die Freiheit immer wieder zu erzeugen, in der Gemeinschaft immer wieder den neuen Anfang zu finden. Je lebendiger aber dieser Kern ist, umso leichter wird auch von ihm aus der Tag und die praktische Forderung des Tages bewältigt werden.

Am Attersee

Von Heinrich Zillich

Der Bauer summt und spaltet Holz und schichtets in die Reih.
Nach jedem Schlag tönt aus dem Wald ein zweiter Schlag herbei.
Am Landungssteg die Bäuerin fleit stumm die Wäsche aus.
Ihr Spiegelbild zerspringt im See mit Wolken, Strauch und Haus.
Es rinnt in runden Wellen fort und fügt sich wieder schnell.
Der Dampfer fährt vorbei. Am Bug schlägt an die Glocke hell.
Wir blicken einen Atemzug auf das besonnte Deck.
Ein Schatten fällt vom Rauch auf uns und ist schon wieder weg.
Bald hörst du keine Glocke mehr, nur Echo Schlag um Schlag.
Und alle Laute dringen bloß als Schweigen in den Tag.

Rundschau

Volkserneuerung und 10-Jahrfeier der „Selbsthilfe". In zwei ausgezeichneten Aufsätzen (Kronstädter Zeitung, 27. und 28. Mai) hat Dr. W. Breckner ein grundsätzliches Wort zu unserer Volkspolitik gesprochen. Er stellt fest: Kein Volk vermag zu bestehen in gefährdeter Lage ohne Idee, deren Erfüllung mit eiserner Konsequenz und Unerbittlichkeit erstrebt wird. Diese Idee sei für die Siebenbürger Sachsen ihr in den Friedensverträgen verankertes Recht. Zwar sei seit 13 Jahren von unserer politischen Führung vieles unternommen worden, um es zu erlangen, doch können Reden, Proteste, Interventionen, als Requisiten jeder Politik, in unserem Falle nicht ersetzen, was uns fehlte, den Kampf. Den wirklich vorbehaltlos geführten Kampf um das Recht! Man habe die Mittel, die uns die Verträge gaben, nicht ausgenützt. Man sei bei den Gerichten nicht klagbar geworden, man sei, trotz häufigen Ankündigungen, nicht nach Genf gegangen. Man habe den Mut zur Idee nicht gehabt. Und diese „Unentschlossenheit von oben lähmt unseren ganzen Volkskörper". Die inneren Spannungen seien natürlich, angesichts einer solchen Führung, die den Helden im Menschen nicht aufrufe. Ja, es sei vor diesem Geiste der (zugegeben: virtuosen und uneigennützigen) Taktik jede Opposition, selbst in der Form der Unzufriedenenbewegung besser, weil sie wenigstens einen starken nationalen Lebenswillen zum Ausdruck bringe, während „die (offizielle) Mühle leer läuft". Wer in unserer Mitte die Idee in ihrer Unbedingtheit wieder auf den Schild erhebt, werde die Volksorganisation, die nicht Selbstzweck sein darf, beiseite schieben und das Volk hinter sich sammeln.

Hier ist einmal von einem Manne, der nicht als Vertreter oppositioneller Gedanken auftritt, in glücklichen Formulierungen ausgesprochen worden, was in dieser Zeitschrift seit jeher betont wurde, was die sächsische Jugend bis weit in die Männerjahrgänge empfindet und was in der inneren Abkehr des Volkes von den Organisationen, im allgemeinen Mißtrauen, das gewiß oft häßlichen Ausdruck findet, sichtbar wird.

Wir wohnen nahe bei einander. Wurden bisher ähnliche Kritiken laut, so sind sie von den Betroffenen fast regelmäßig als persönliche Beeinträchtigungen empfunden worden. Das führte nur noch zu einer weiteren Verhärtung des taktischen Geistes der Vorsicht und Erfolglosigkeit in den Organisationen. Neue Ideen und Männer sah man ungern. Die Kraft, die sich im Kampfe für die Gemeinschaft bewähren sollte, wurde mit ungleich schärferem Mut in den innervölkischen Streit eingesetzt. Die Spannungen wurden ärger. Das Verständnis für einander immer geringer. Während man bei jeder Gelegenheit die Notwendigkeit eines inneren Ausgleichs und der Einigkeit ausposaunte, ist nicht ein einziger großzügiger Versuch zur wirklichen Lösung der Spannungen unternommen worden. Wie die Dinge heute liegen, ist die Möglichkeit einer fruchtbaren Lösung gering, weil die geistigen Voraussetzungen dazu fast völlig fehlen. Die Führerschaft kann die Last einer dreizehn Jahre von ihr geleiteten erfolglosen Politik nicht abstreifen. Die Jugend wieder hat nicht den Glauben daran, daß eine grundlegende Wandlung bei den Taktikern der letzten Jahre möglich ist. Daß wir, trotz seit Jahren fälligen Versprechen und Ankündigungen, nicht nach Genf gingen, daß der Verband der Deutschen in Rumänien noch immer nicht lebt, weil ihm die dafür Bestimmten Atem einzuflößen

unfähig waren, daß wir auf vielen anderen Gebieten lau und schwach waren und das Volk darüber selbst lau wurde, politisch demobilisiert hat — es kann nicht weggewischt werden. Die Organisationen aber, im Gefühl, ihre Pflicht getan zu haben, wehren sich dagegen, vor solchen Vorwürfen zu kapitulieren. Die verantwortlichen Männer erfassen kaum, daß es sich nicht darum handelt, in dieser oder jener Frage anders vorzugehen, sondern darum, von Grund auf, also wesenhaft anders zu kämpfen als bisher. Darum halten sie empört an der von ihnen verfolgten Linie, die doch nur der Ausfluß eines bestimmten, unzeitgemäß gewordenen Lebensgefühls ist, fest und handeln dabei in gutem Glauben. Einen solchen Mann sahen wir noch nicht unter uns, der die Erfolglosigkeit der sächsischen Politik bei sich selbst suchte und den männlichen Entschluß faßte, den Irrtum einzugestehen und die Fahne freiwillig abzugeben. Und gibt man auch mitunter taktische Fehler zu, so bleibt doch der Kern, um den es sich bei allen Auseinandersetzungen der letzten Jahre drehte, unberührt. Daher kam es auch bisher keinem Politiker in den Sinn, um der Sache willen, koste es welche Überwindung immer, den inneren Frieden herzustellen. Dieser Frieden aber ist die einzige und notwendigste Pflicht in diesem Augenblick. Niemals war es nötiger, sofort, ohne Bedenken, die ganze Gemeinschaft zu einigem Einsatz zu bringen. Geschwatzt wird darüber viel. Aber sehen wir die Tatsachen: wir haben den Politiker nicht, der dazu befähigt ist, denn es müßte einer sein, der sich eingestehen könnte, daß ein grundlegend Neues in die Volksorganisation einschießen muß. Und solch eine Erkenntnis verlangt ja in erster Linie von ihm selbst das Eingeständnis eines Irrtums, eines höchst persönlichen Versagens, also ein Opfer und eine Wandlung. Es verlangt den Verzicht auf die bisher durch die Jahre erworbene eigene Geltung und Amtsfülle und stellt einen solchen Mann, auf den wir nach solcher Umwandlung gewiß nicht verzichten könnten, in eine Front mit den Kräften und Ideen, denen er Raum gibt, indem er mit ihnen eine wirkliche Einigung trifft. Anders ist die Erfolglosigkeit der eigenen Politik nicht sühnbar. Solch ein Politiker, wenn er einmal die Wirklichkeit unserer Lage erkannt hat und mit der Pflicht der Einigkeit ernst macht, müßte besessen sein von diesem Ziel. Einigkeit kann man nicht dekretieren. Man muß sie schöpferisch in der Tat herbeiführen und dafür ist kein Opfer zu teuer. Die Wege der letzten Jahre sind nicht mehr gangbar. Nur neue Wege, nur eine wahre Umkehr kann uns retten.

Daß diese Gedanken nicht bloß leichter ausgesprochen werden als früher, sondern auch endlich zur Tat drängen, beweist der Entschluß der Volksratssitzung vom 2. Juni (über deren Verlauf wir im Juli berichten), im Herbst den Sachsentag einzuberufen. Dieser oft geforderte Entschluß zeigt an, daß man ernst machen will mit der inneren Konsolidierung. Damit im Widerspruch steht nun allerdings die Auflösung der Volksratskanzlei, für die die Mittel von vielen Kreisausschüssen nicht gezahlt werden. Was wir von der Verantwortlichkeit der Führer eben sagten, bezieht sich auch auf diesen Fall. Die Zuschußbeiträge der Kreisausschüsse sind so gering, daß es ein Zeichen der Unzulänglichkeit der Kreisausschußobleute ist, wenn sie ihr Verbleiben im Amt nicht von der Gewährung der Beträge abhängig machen. Organisationen, die so wenig nationalen Opfersinn aufbringen, sind wertlos. Ein entschiedener Führer wird es ablehnen, sie noch weiter zu führen. In diesem Fall zeigt sich die Größe unseres nationalen Versagens deutlich. Sehen wir von dieser Angelegenheit ab, so hat die letzte Volksratssitzung doch eine wesentliche Umkehr wenigstens

in ihren Beschlüssen, besonders bezüglich der raschesten Vorbereitung unseres Weges nach Genf, ergeben. Wenn sich darin auch eine Wandlung des Geistes und eine Härtung des Abwehrwillens bekundet, so wäre der Boden gelegt, um die innere Eintracht zu finden.

Wer die Idee in ihrer Unbedingtheit auf den Schild hebt, wird das Volk hinter sich haben. Wir sehen die Idee unseres Volkes nicht bloß darin, daß wir unser Recht erkämpfen, wir sehen sie als geschichtliche Sendung im Kampfe um die innere Neugestaltung Europas, um die großen Aufgaben des Deutschtums im Südosten. Die Erzwingung unseres Rechts ist nur der Weg zur Erfüllung dieser Sendung und allerdings bloß möglich bei einer uns ehern bestimmenden nationalen — und was heute dasselbe bedeutet: volkssozialen — Unbedingtheit. Es wäre furchtbar für uns, wenn wir bloß auf den großzügigen und ideenbesessenen Politiker, von dem ich eben sprach, warteten und das Volk nicht aus sich selbst den Geist entwickelte, der die Zukunft tragen kann.

Dieser Geist ist da. Das Volk als Gesamtheit ist wohl stumm. Aber die Volkheit, der geistig sprachfähige Teil des Volkes, sein Wesen also, hat sich ihm, wie wir vor einem Jahre schon ausführten, längst zugewandt. Er stammt aus den Schützengräben, aus der erlebten Todesbereitschaft für die eigene Sache. Er marschierte in die Nachkriegszeit hinein. Er bildete die Jugend. Er fand seinen Niederschlag in unzähligen Aussprachen jüngerer Männer. Er drang unbemerkt ins Volk. Seine Formulierungen, seine Vorschläge wurden oft übernommen, ja sein Tonfall wurde selbst den Gegnern geläufig. Gesiegt hat er noch nicht.

Zu bündischer Form wurde er in den Jugendverbänden, aber auch in vielen Freundeszirkeln. Er umschließt viel mehr Menschen als man vermeint. Wo er sich reckt, horchen viele auf. Es geht ein breiter Schnitt durch unsere Bevölkerung, zwischen jenen, die ihn in sich haben, und denen, die ihn nicht erfassen. Er wurde zur Organisation in der „Selbsthilfe“ des Fritz Fabritius, die vor kurzem ihr 10jähriges Bestehen feierte und hier deshalb grundsätzlich betrachtet werden soll. Er ist nicht auf die „Selbsthilfe“ beschränkt, ja, er steht bei vielen der von ihm Erfüllten der äußeren Organisation der „Selbsthilfe“ kritisch gegenüber, aber bejaht ihr Wesen, weil es das eigene ist. Diesem Geist ist eigentümlich, daß er mit schärfster Witterung behaftet, das Unechte, das Absterbende, das innerlich Verlogene in unserem Volke spürt und angreift. Es ist ihm eigentümlich, daß er keinen Respekt vor der alten Hülle hat, daß er hart und angreifend ist. Er stammt aus den Schützengräben.

Er bejaht sich selber in der „Selbsthilfe“. Er bejaht das schlechthin neue nationale Erlebnis, das in dieser Organisation wirkt, die Unbedingtheit des Bekenntnisses, den Schwung, der von ihr ausgeht und jeden packt, der Blut und Instinkt hat.

Die nationale Glaubenskraft, die heute die ganze Jugend hinter sich scharte, ist das Unbesiegliche, Zukunftsschaffende der Bewegung, deren Teil die „Selbsthilfe“ ist. Für ihre Wahrheit und Bedeutung zeugt, daß ihre Fehler und Übertreibungen, daß das oft unangenehme Kraftgeschrei, daß sogar manche wirklich grobe Entgleisung, die aus ideologischen Kurzschlüssen stammt, niemals den Glauben an sie erschüttern konnten.

Vor Tagen feierte die „Selbsthilfe“ ihre 10-Jahrfeier. Der äußere Rahmen des Festes interessiert uns hier nicht. Uns bewegt der Rückblick auf die 10 Jahre selbst. Als Fritz Fabritius mit wenigen Freunden zu wirken begann, da lachten manche. In unsäglich schwerer Arbeit wuchs der Bau, der ihm vorschwebte. Den sächsischen Wirtschafts-

führern, deren Denken kapitalistisch war, erschien es grotesk, daß da eine Bausparkasse mit politischen Bestrebungen verknüpft wurde. Man sah nicht, daß eine solche ideelle Grundlage dauerndere Sicherheit bot als Reserven. Man traute in den wohlweisen Kreisen der Jugend nicht. Als aber auch unsere Banken in die Krise rutschten, da lebte die „Selbsthilfe", die totgesagte, noch immer. Und stünden nicht die Häuser, die sie baute — neue eroberte, Gründe unseres Bodenbesitzes, neue Klammern unseres Volkes in diesem Lande! — hätte die Bausparkasse Schiffbruch erlitten, so wären immer noch ihre anderen Arbeitsfelder zu nennen, denn aus der neuen nationalen Gläubigkeit erwächst, wenn eine Idee zerbröckelt, eine andere. Nur die „Selbsthilfe" allein war fähig, in der Krise neue Zweige ihrer Wirtschaftstätigkeit zu finden. Die Spargemeinschaft, die Rechenwirtschaft — solche Gedanken wachsen nicht auf dem Boden des Gewinnstrebens. Sie wachsen aus dem eigenen Einsatz.

Dieser Einsatz nimmt seine Kräfte aus der neudeutschen nationalen Bewegung im Reich. Fabritius betont bis zum Überdruß, bis zur Plattheit seinen Glauben an Hitler. Wir sind skeptischer. Wir tragen unsere Fahne nicht hinter diesem Mann allein, sondern hinter dem, was ihn selbst trägt: die große Wandlung im Reich und die ist tatsächlich eine nationale und eine soziale, wenn es uns auch noch nicht ausgemacht erscheint, daß es eine parteilich nationalsozialistische sein muß. Fabritius irrt, wenn er nur bei dieser Partei die Zukunft sieht. Nein, die Zukunft geht mit dieser Partei und auch gegen sie. Das näher auszuführen, fehlt jetzt der Raum, aber was in ihr groß und neu ist, wurde erst mit und neben ihr so mächtig. Und darum hat ein Mann der Propaganda wie es Fabritius ist, recht, wenn er seine Kräfte dort nährt. Aber die Propaganda, die vorbereitende Tat, ist noch nicht die befreiende Tat des Volkes selbst. Sie darf also irren, sie muß aber glauben. Die Tat selbst kann nur in der obersten Volksführung getan werden, die dieser Geist erobern muß.

Wir sind nicht bereit, einzelne Programmpunkte der Selbsthilfe in diesem Augenblick der Rückschau zu diskutieren. Wir wissen, daß da manches der Überprüfung nicht standhält. Wir wollen froh sein, daß es in unserer Mitte eine Bewegung gibt, die unser Volk aufrüttelt. Warum steht hinter ihr die Jugend, die heute allein die Zukunft spürt, während das Alter in einer Zeit unerhörtester Weltwandlung auf der Strecke zurückbleiben mußte, warum hält sie ihr die Treue? Weil in diesem Geiste, den Fabritius vorlebte und erweckte, die Unbedingtheit lebt, die unsere Rettung ist. Nur aus der nationalen Unbedingtheit kann die neue Führung entstehen, die ohne innerpolitische Kompetenz- und Machtbockigkeit auch die überzeugende Autorität hat, die „Selbsthilfe" von manchen gedanklichen und programmatischen Irrwegen, die gefährlich wären, wenn sie in die Tat umgesetzt werden, zu befreien. Erst auf der Grundlage der wirklichen Kampfentschiedenheit, des eigenen Einsatzes, des Mutes hat die Taktik eine erfolgversprechende Aufgabe.

Heinrich Zillich

3. Schülerolympiade in Schäßburg. Die Tagesblätter haben eingehende Berichte über den Verlauf dieser Veranstaltung gebracht, so daß es sich erübrigt, chronologisch auf die Einzelheiten einzugehen. Der Gesamteindruck war ein durchaus erfreulicher und befriedigender. Es sind bekanntlich 7 Gebiete, die satzungsgemäß dem Wettbewerb der Mittelschüler unserer Anstalten geöffnet sind und zwar Turnen und Sport, deutscher Aufsatz, wissenschaftlicher Aufsatz, Malerei und Zeichnen, Vortragskunst, Musik

und Photographie. An dem Wettbewerb beteiligen sich die Schüler der Lyzeen von Kronstadt, Bukarest, Hermannstadt, Mediasch, Schäßburg und Bistritz, der höheren Handelsschule von Kronstadt und des ev. Landeskirchenseminars von Hermannstadt. Überblickt man die genannten Gebiete einzeln auf die Güte der Leistungen hin, die geboten wurden, dann ist an erster Stelle wohl Turnen und Sport zu nennen. Trotz ungünstiger Witterung und sehr schwieriger Bodenverhältnisse überschritten die vorgeschriebene Mindestpunktzahl und errangen daher Preise im leichtathletischen Fünfkampf 17 Schüler, im Geräte-Fünfkampf 26 Schüler, Leistungen, die nach dem Urteil der Fachleute als sehr gute zu bezeichnen sind. Eine Fülle guter Leistungen und eine rege Beteiligung ließ sich feststellen auf dem Gebiet der Musik und dem von Zeichnen und Malerei (51 Bewerber mit 153 Arbeiten). Besonders auf letzterem Gebiet scheint sich das Durchschnittskönnen unserer Mittelschüler im Vergleiche zu früheren Zeiten, die etwa 20 Jahre zurückliegen, ganz außerordentlich gesteigert zu haben. Dagegen gilt etwas Entsprechendes zweifellos nicht für das Gebiet des deutschen Aufsatzes. Vielleicht würde ein eingehender, gewissenhafter Vergleich hier sogar einen Rückgang des Durchschnittskönnens feststellen können. Es wäre dies dann den unglückseligen Wirkungen eines mit Fremdsprachen überlasteten Lehrplanes zuzuschreiben, der die Pflege der deutschen Sprache ungebührlich in den Hintergrund drängt. Die drei prämiierten Arbeiten allerdings waren ausgezeichnet; die Beteiligung mit 34 Wettbewerbern eine gute. Die Gebiete der Vortragskunst und Photografie standen mit 19 und 15 Bewerbern schon mehr im Hintergrunde, was Beteiligung anbetrifft; sie wiesen durchaus befriedigende Leistungen auf. Wissenschaftliche Arbeiten waren bloß 9 eingelaufen, die teilweise ein reges wissenschaftliches Interesse und eingehende Beschäftigung mit wissenschaftlichen Spezialgebieten verrieten. Mehr ist bei der Jugend der Bewerber auch nicht zu erwarten. Mir scheint das Verlangen der Satzungen nach geistiger Selbständigkeit zu weit zu gehen, sofern darunter Höheres verstanden wird als etwa eigene Beobachtungsfähigkeit auf beschreibend naturwissenschaftlichem Gebiete, oder logisch selbständige Literaturverarbeitung auf mehr theoretischen Gebieten.

Interessant ist die Feststellung, daß auf turnerischem Gebiet Schäßburg führte, während in den meisten übrigen Fächern die Spitzenleistungen sich auf Kronstadt und Hermannstadt verteilen. Im Gedichtvortrag war Bukarest überlegen; Mediasch und Bistritz mußten sich auch mit teilweise außergewöhnlich guten Einzelerfolgen begnügen. Über der ganzen Veranstaltung lag ein einheitlicher Zug, wie ihn Kameradschaftsgeist und eine gute sorgfältige Organisation verleihen. Es ist kein Zweifel, daß sie den Zwecken der Olympiade positiv gedient hat, die ja außer in der gegenseitigen Aneiferung und Anregung zu tüchtigen Leistungen auch darin liegen, das Zusammengehörigkeitsgefühl und gegenseitige Kennenlernen unter unserer Mittelschuljugend zu fördern.

Ich möchte diesen kurzen Bericht über das sachliche Ergebnis des Pfingsttreffens unserer Mittelschüler nicht ohne einige grundsätzliche Bemerkungen abschließen, die sich wohl jedem aufdrängen der aufmerksam die Lebensäußerungen unserer heutigen Jugend verfolgt und sie mit den Augen des Gegenwartsmenschen ansieht. Er wird feststellen können, daß es zwei ganz verschiedene Formen von „Tagungen" der Jugend gibt. Die eine von ihnen ist die soeben an einem Beispiel beschriebene von unseren Coeten ins Leben gerufene, von den kaufmännischen Abendschulverbindungen übernommene Olympiade; man könnte sie „Schau"tagung nennen, weil im Mittelpunkt

dieser Veranstaltungen die Vorführung bzw. Feststellung von Spitzenleistungen steht. Die andere Form ist die von der bündlich zusammengefaßten Jugend (Wandervogel, Wehrlauben) gepflegte Arbeitstagung (Singwoche, Lager, Arbeitslager) in deren Veranstaltungsmittelpunkt weniger die Vorführung von Ergebnissen vorangegangener Arbeit stellt, als vielmehr die gemeinsame Erarbeitung gewisser Dinge während der Tagung selbst. Zwischen diesen beiden Formen wird man bei näherem Zusehen noch eine ganze Reihe von Unterscheidungsmerkmalen feststellen können, von denen hier einige noch erwähnt sein mögen. Die Spitzenleistung ist immer Angelegenheit des auf einem bestimmten Gebiet hervorragenden Einzelnen und die Olympiade daher das Betätigungsfeld des einzelnen Könners; sie ist insoferne individualistisch, sie hebt je die besten Individuen aus der Masse der übrigen heraus. Die erwähnten bündischen Veranstaltungen legen erst in zweiter Linie Wert auf das hervorragende Können einzelner ihrer Mitglieder; sie bewerten vor allem den gemeinsamen Geist aller Beteiligten, in dem, oder aus dem heraus ein gemeinsames Werk getan wird, sie sind insofern gemeinschaftsbildend, sie kennen die Idee des Wettstreites nicht und verweisen das Individuum zur Unterordnung unter eine nur von vielen gemeinsam zu erfüllende Idee. Sie erhalten dadurch zweifellos eine innere Richtung die zu einer Vernachlässigung der Form und Qualität des zu schaffenden Werkes verführen kann, weil sie das Schwergewicht auf den ethischen Willens- und Erlebnisweg verlegt, der zum fertig geformten Werk hinführt. Umgekehrt ist etwa dem Preisrichter gelegentlich der Olympiade fast nichts von dem ethischen Innern des einzelnen Bewerbers zugänglich, ja er hat sogar darauf gar nicht das Schwergewicht zu legen. Sein Auge ist vielmehr vom Arbeitenden weg auf das Werk gelenkt, von dem er nur allerdings möglichst hochstehende Form und Qualität fordert. Wenn man tiefer zusieht wird man bemerken können, daß es gerade auch hiemit zusammenhängt, daß Gegenstand der Olympiade intellektuelles, künstlerisches, turnerisches Können, Gegenstand der bündischen Tagungen aber Selbsterziehung und ethische Bewährung sind. Den Schlüssel gibt der Begriff der Form, u. zw. auf der einen Seite der der äußeren Werkformung, auf der andern der der inneren Seelenformung.

Allzu starren Schemen darf man nun allerdings die Wirklichkeit nicht unterwerfen ohne sie zu vergewaltigen. Weder ist der individualistische Geist der Olympiade ein extrem einseitiger, noch der antiindividualistische Geist der bündischen Tagungen. Der Wettbewerber der Olympiade tritt niemals nur für sich allein als individuelle Person in die Schranken, sondern immer auch für seinen Coetus, seine Anstalt. Und die bündische Jugend erhebt in dem Führerprinzig, nach dem sie organisiert ist, doch wieder den fähigen Einzelnen auf den Schild. So ergänzt sich in der Wirklichkeit mikrokosmisch jede lebensfähige Einzelbildung, wodurch aber die obigen Unterscheidungen als Versuch die charakteristischen Hauptzüge zu erfassen, nicht aufgehoben werden.

Aus der entwickelten Gegensätzlichkeit zu schließen, daß man sich für eine dieser beiden Formen der Jugendtagung zu entscheiden habe und dann die andere zu unterdrücken sei, wäre falsch. Unser Leben ist heute zu verwickelt um sich in zu einseitigen Formen organisch ausdrücken zu können. Wir brauchen sowohl die Erziehung der Jugend zur Gemeinschaft als auch zur qualitativ hochstehenden kulturellen Werkgestaltung. Das letztere hängt zusammen mit unserer deutschen Kultursendung in völkischer Zerstreuung, das erstere mit den seelisch-geistigen Grundlagen unseres Volk-

seins überhaupt. Gerade weil der überladene Lehrplan unserer Mittelschulen die Einführung in die einzelnen Wissens- und Könnensgebiete in der wünschenswerten Gründlichkeit kaum zuläßt, ist die Olympiade ein begrüßenswertes Gegenmittel, um das Bewußtsein der Notwendigkeit von Qualitätsleistungen nicht verblassen zu lassen. Über die Notwendigkeit gemeinschaftsbildender Kräfte in unserer heutigen Gesellschaft aber ist wohl kaum ein Wort zu verlieren. Die praktische Folgerung endlich, die sich für unsere Mittelschuljugend aus solchen grundsätzlichen Feststellungen ergibt, ist die, daß der Zusammenklang und gegenseitige Ausgleich zwischen Coetus und Wandervogel gefunden und betätigt werde. Alfred Pomarius

Christodynamik. Dies ist kein Wort aus einer Propagandaschrift der Gottlosen, sondern geradezu die Waffe der Gottgläubigen gegen die Gottlosen, wie wir einem Aufruf des Evangelisch-sächsischen Buchdienstes entnehmen, wo es von ungeschickten Wendungen wimmelt. Dieser evangelische Buchdienst, der gewiß das Beste will, erzählt in seinem Aufruf, daß unsere Zeit christlich unterbaut werden müsse, fragt dann „wie steht es bei uns?“ und antwortet: „Menschenweisheit — ohne Gott!“ Gewiß! „Herrscht Gott in unserer Geschichts- und Naturforschung, im Klassiker- und Rassenkult?“ Ob er im Rassenkult herrscht, weiß ich nicht, warum er aber im Klassikerkult nicht wenigstens teilweise — soweit es sich um sogenannte nahrhafte Kost handelt — herrschen soll, wird mir auch die evangelische Buchpropaganda, auf den Zahn gefühlt, nicht beantworten können. Und warum gerade die Naturforschung gottlos sein soll, können vielleicht die großen Naturforscher, die dem Priesterstand angehörten, beantworten. Der Aufruf setzt dann fort: zwar leugneten wir Sachsen Gott nicht geradezu, aber wir schalteten ihn überall aus, — was sicherlich stimmt! aber es dünkt uns doch leichter aufgerufen, als getan, wenn als Rezept dies verordnet wird: „Erst alles Gewissenlose = Gottlose reinigen, dann aufbauen!“ Nun spricht der Aufruf von der Mittlerschaft Jesu und schließlich vom evangelischen Buchvertrieb. „Am wirksamsten wirbt jene Christodynamik aus sich selbst, durch solche Bücher, welche die Gotteskraft eben bezeugt“ und zum Schluß wird diese unglückliche Propaganda auch noch entschuldigt: „Die Propaganda-Aufmachung des evang.-sächs. Buchdienstes findet ihre Rechtfertigung als Gegenwehr gegen die Taktik der Gottlosen“. Ob wohl Christus solche Dynamik mitmachte? Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Bücher zur Gegenwartslage. An erster Stelle sei eine ausgezeichnete Schrift über das deutsche Reparationsproblem von dem bekannten Verfasser des Werkes „Frankreich am Rhein“ Prof. Dr. Friedrich Grimm erwähnt, der in seinem neuen Werk „Das deutsche Nein!“ (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg) angesichts der Lausanner Reparationskonferenz, die am 16. Juni beginnt, alles zusammenfaßt, was der Deutsche jedes Erdstrichs über die Frage der politischen Tribute wissen muß. Wir weisen unsere Leser nachdrücklich auf die nicht umfangreiche Broschüre hin, weil sie unseres Wissens, ohne Aktenballast, am besten die ganze Entwicklung dieser Weltfrage wiedergibt und zugleich auch einen entscheidenden Punkt beleuchtet, der bisher wenig beachtet wurde: die öffentliche Erklärung der französischen Regierung, im Falle einer deutschen Zahlungsverweigerung keine militärischen Sanktionen zu ergreifen. Wenn man auch

solchen Erklärungen nur beschränkten Wert beimessen kann, so stärken sie die deutsche Zahlungsverweigerung, die von Reichskanzler Brüning schon zum Ausdruck gebracht worden ist, ebenso wie die politischen Möglichkeiten des Reichs, wenn Frankreich sein Wort brechen sollte. Die Lausanner Konferenz kann in ihrer Bedeutung nicht verstanden werden, wenn man ihre nun schon mehr als zwölfjährige Vorgeschichte nicht kennt. Die aber ist hier unvergleichlich plastisch gegeben. — Die drei Bücher, die wir nun aufzählen, werden uns noch beschäftigen. Sie sind grundlegend für die Einsicht in die weitere Entwicklung Deutschlands und des mitteleuropäischen Raumes. Zuerst: Moeller van den Bruck. Das Recht der jungen Völker (Verlag Der Nahe Osten, Berlin, 1932). Moeller van den Bruck ist der geistige Schöpfer des neuen deutschen Nationalismus. Auf ihn gehen die Keime zurück, die auch in der nationalsozialistischen Partei zur Entfaltung kamen. Ihn erfassen, heißt den Zukunftsweg der deutschen Nation begreifen. Seine klare Betrachtung des deutschen geistigen Gegensatzes zum Westeuropäertum, über die Bedeutung der östlichen Räume, der Blick für die Möglichkeiten und Anlagen der neuen Staaten, seine Beurteilung der sozialen Zustände sind der Boden, von dem sich nicht bloß die deutsche Erneuerungsbewegung den geistigen Samen holt, sondern der Grund, wo auch der, von parteimäßigen Verzerrungen nicht beschattete Nationalismus einer Gruppe junger Autoren erwuchs, deren Bedeutung für die politische Ideenbildung im Reich nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Es ist der Tat-Kreis, der sich um die bei Diederichs in Jena erscheinende Zeitschrift „Die Tat" schart. Diese Zeitschrift, geführt von Hans Zehrer, gehört zu den wichtigsten Erscheinungen der Gegenwart, denn hier wird der Nationalismus aus der Sphäre des Gefühls hinausgeführt zu ganz klaren, eindeutigen Aufgaben. Diese Aufgaben — die prophetisch der leider verstorbene Moeller van den Bruck in seinen aphoristischen Aufsätzen, die in dem erwähnten Buche teilweise gesammelt sind, an den Nachthimmel der deutschen Gegenwart zeichnete — werden vom Tat-Kreis auch in Büchern weiter ausgebaut. Hier sei auf Ferdinand Fried's „Das Ende des Kapitalismus" und auf Giselher Wirsings „Zwischeneuropa und die deutsche Zukunft" verwiesen. Das erste Buch führt den Beweis dafür, daß unsere Wirtschaftskrise einen Strukturwandel der Weltwirtschaft darstellt: deren Auflösung in autarke Großräume (für uns: Deutschland mit allen Staaten zwischen den Reichs- und den russischen Grenzen, was Wirsings Buch in allen Einzelheiten beweist). Diese Auflösung ist einerseits ein Verfallsprozeß des Kapitalismus, andererseits aber auch die Schaffung neuer Wirtschaftsformen, die planwirtschaftlichen Charakter haben, staatlich kontrolliert sind und innerlich national gebunden. Wirsings Darstellungen umreißen die auf solcher Entwicklungsgrundlage entstehende neue Gliederung Mitteleuropas als eine wirtschaftsföderative Verbündung, deren tiefere Wurzeln auch ins Geistige und Politische hineinreichen. Die drei letzterwähnten Werke sind in ihrer Wichtigkeit durch so oberflächliche Hinweise, wie wir sie hier geben, nicht annähernd ausgeschöpft. Da sie auch uns entscheidend berühren, sollen sie mit besonderer Berücksichtigung unserer Situation demnächst ausführlich behandelt werden.

Heinrich Zillich

Der Große Brockhaus, Band 11: L—Mah, in Leinen RM. 23.40; bei Umtausch eines alten Lexikons nach den festgesetzten Bedingungen RM. 21.15. Es wäre sicher reizvoll und nicht ohne Wert, einmal zu untersuchen, welche Rolle das Konversationslexikon, dem man heute die schönere Benennung „Handbuch des Wissens"

gegeben hat, in der geistigen Entwicklung unseres Volkes gespielt hat und noch heute spielt. In Eckermanns Gesprächen können wir nachlesen, daß Goethe oft nach diesem Werk gegriffen hat, um sich dort Auskunft zu holen, und noch heute steht die sechste Auflage von Brockhaus' Konversationslexikon in seiner Studierstube im Haus am Frauenplan zu Weimar. Ja, in den Fieberphantasien der letzten Krankheit unseres größten Dichters spielte der „Brockhaus" eine Rolle, wie der verdienstvolle Goetheforscher Freiherr von Biedermann berichtet. Der siebente Band des Werkes war nämlich abhanden gekommen, und in seinen Wahnreden beschuldigte Goethe seinen Diener Friedrich, ihn gestohlen zu haben. Friedrich war verständig genug, nicht zu widersprechen, und sagte: er müsse bekennen, den Band an sich genommen zu haben, worauf Goethe besorgt fragte: er habe ihn doch nicht etwa verkauft? Der Diener verneinte dies und fügte hinzu, er habe ihn verschenkt. „Nun", meinte Goethe darauf, „so kann dir noch durchgeholfen werden".

Was hätte Goethe wohl gesagt, wenn er den jetzt erscheinenden „Großen Brockhaus" zu Gesicht bekommen hätte! Pünktlich zum festgesetzten Zeitpunkt ist jetzt der 11. Band erschienen, mit einer unerschöpflichen Fülle an neuem Taschenmaterial, mit zahlreichen einfarbigen und bunten Abbildungen prächtig ausgestattet. Der Verlag macht den Bezug des Werkes so leicht wie nur möglich: er hat jetzt die Preise herabgesetzt und gestattet bandweisen Bezug.

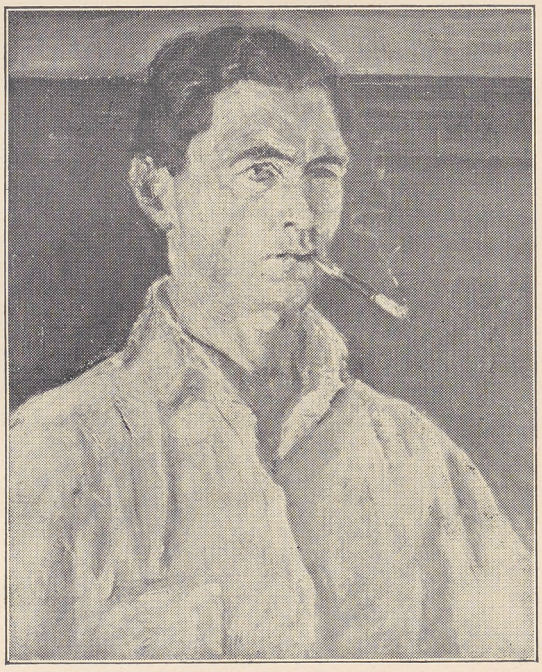
Ewald Banse. Rund um die Erde. Reclam-Verlag, Leipzig. 1931. — Dies neue Reclambändchen setzt die Reihe jener kleinen wissenschaftlichen Abhandlungen fort, die der Verlag vor einiger Zeit begonnen hat und die natürlich nichts weiter will, als einen lebendigen, aber gewiß nicht tief eindringenden Überblick über einzelne Gebiete zu geben. In diesem Sinne kann man diese kleine Länder-, Völker-, Landschafts- und Seelenkunde mit Vergnügen hinnehmen. Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Die meisten Beiträge dieser Nummer befassen sich mit dem siebenbürgischen Szeklerland, mit seinen Menschen, seiner Kunst, mit seiner äußeren Gestalt. Wir wollen damit in keiner Weise einen auch bloß beschränkten Gesamtüberblick geben. Wir senden einen Gruß an diese Landschaft. Wir wollen sie uns mit ihren Menschen und ihrer Kunst — ohne jeden akademischen Ehrgeiz — näher rücken. Gerhard von Mutius, der uns einen Aufsatz als eine Erinnerungsgabe an seinen Aufenthalt in unserer Heimat übersandte, greift damit zugleich klärend in einen Themenkreis hinein, der uns seit langem beschäftigt.

Polemik Dr. Reisner — Dr. Metter. Wir erhielten von Dr. Metter eine umfangreiche Entgegnung auf die im letzten Heft veröffentlichte Erwiderung Reisners. Der Beitrag traf ein, als diese Nummer bis auf einen kleinen Teil ausgesetzt war. Wir nehmen im Juli dazu Stellung.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Joan Ratiustraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Gustav Binder, Selbstporträt

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
9. JAHR JULI 1932 HEFT 7

Die Apfelbäume

Von Paul Ernst

Der Tagelöhner hackt und schaufelt fort.
Nun ist die Grube fertig für den Baum.
Die Erde ist gemischt, in die er kommt.
Nun halte ich das Bäumchen. An die Wurzeln
Die feine Erde schaufelt nun der Mann.
Ich hebe leise etwas an und schüttle,
Daß es sich an den Wurzeln gleich verteilt.
Vorsichtig tret ich dann die Erde fest.
Das Bäumchen steht. Den Baumpfahl faßt der Mann
Und stößt ihn in die Erde. Mit der Axt
Schlag ich ihn fest. Mit einer Weidenrute
Bind ich das Bäumchen dann an seinen Pfahl.

Wie lange ist das her! Drei Jahre alt
Stand neben mir mein Sohn und schaute zu.
Ich dachte mir: „Das Bäumchen ist ja gut.
In guten Boden ist es auch gepflanzt;
Nun werd ich nach ihm sehn und pfleg es gut;
Es wächst und breitet sich; zehn Jahre hin,
Die ersten Äpfel trägt es dann am Zweig.
Dann ist mein Kind ein Knabe. Lustig steigt
Er dann die Leiter hoch, und hakt den Korb,
Die Äpfel pflückt und legt sie in den Korb.
Dann bin ich denn ein Vierziger. Nun geht
Die Zeit, nun geht die Zeit, mein Haar ergraut,
Und höher ward und breiter nun der Baum;
Und wie er steht mit Äpfeln schwer geneigt,
Leg ich die Leiter an und steige hoch,
Und pflücke in den Korb. Vor meinem Blick
Verwirrt sich Ast und Zweig und Blatt und Frucht,

Und durch das froh Gewirr schau ich ins Weite;
Da zieht das Feld sich abgeerntet hin,
Da zieht die Ebne zum Gebirge sich
Mit Bäumchen fruchtbeladen; Wagen gehn
Mit Garben hochgebaut und schwanken heim;
Und wie im Wind sich das Gezweig bewegt,
Die Leiter leise knarrt, ein Apfel fällt,
Und dumpf auf den begrasten Boden schlägt,
Da denk ich: Dort der Weg zieht sich zur Stadt,
Den kommt mein Sohn zum Vaterhaus zurück;
Der lebt nun in der Welt; auf Wochen kommt
Zurück zum Vaterhaus. Nun bringt er bald
Die Gattin mit, die Enkel mit. Ich geh
Mit meinen Enkeln hin zum Apfelbaum,
Die Kinderhändchen schwitzend in der Hand.
Und meine Ahnen gingen diesen Weg.
Vielleicht ein Ahn erwartete den Sohn,
Sah auf die Ebne, das Gebirg, den Weg,
Und sah durch Astgewirr und Blattgekraus."

Verkauft ist Haus und Garten nun. Es wirkt
Ein Fremder dort, ein guter Mann. Ich ging,
Und kaufte wieder Haus und Garten mir,
Und pflanzte neu. Mein Knabe half mir schon,
Er schwatzte lachend, und ich lachte mit.
Ich sagte ihm: „Wenn du erwachsen bist,
Und kommst nach Hause aus der Welt zurück,
Die ersten Äpfel trägt uns dann der Baum.
Dann bringst du Kinder mit, dann gehn wir her,
Und pflücken für die Kinder Aepfel ab."
Doch als der Baum die ersten Früchte trug,
Aus meinem Haus und Garten mußt ich gehn.
Da sucht ich in der Welt, wo sich ein Heim
In deutschem Land für mich und Weib und Kind
Wohl finden möchte. Hoff ich wieder denn?
Nun bin ich doch ein alter Mann. Es flohn
Die Kinder weit nach allen Seiten hin,
Nun pflanz ich wieder Baum und Baum und Baum.

Vielleicht die ersten Früchte werd ich sehn.
Vielleicht ein Kind fremd aus der Fremde kommt,
Dem zeig ich dann die Bäume. Dann zurück
Mein Kind geht wieder in die Fremde. Sterb ich,
Wer erntet dann die Früchte meines Baums?

Der Bauer lebt für Kind und Kindeskind.
Doch ich, ich habe nicht nach Glück gestrebt.
Ich habe ja doch nur mein Volk gewollt.
Nun streut ich Worte aus und Bilder aus,
Und Herzen nahmen Wort und Bilder auf,
Und Wort und Bilder keimen hier und da,
Und treiben hoch, und blühn, und tragen Frucht,
Und streuen Samen in die Herzen aus.
Und meine Kinder leben in der Welt,
Und meine Bäume tragen Fremden Frucht.

Paul Ernst

Von Hasso Härlen

Am Rande des Leibnitzer Beckens, südlich von Graz, liegen auf halber Höhe mit weitem Rundblick über das Murtal Dorf und Schloß St. Georgen. Seit einem halben Jahrzehnt wird das schöne, geräumige Schloß mit dem alten Arkadenhof von dem Dichter Paul Ernst bewohnt, der hier, in der äußersten Südmark des geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes, eine neue Heimat gefunden hat. Der Sohn Niedersachsens verleugnet nicht seine Herkunft aus dem Norden Deutschlands; und doch hat er in der südlichen Landschaft und dem Wesen des österreichischen Menschen die ihm angemessene Umwelt gefunden.

Ernst wurde vor 65 Jahren als Sohn eines Bergmannes, der sich durch Fleiß und Umsicht in die Stellung eines Bergbeamten heraufgearbeitet hatte, in dem Harzstädtchen Elbingerode geboren. Seine Ahnen sind um 1490 aus Antwerpen kommend in Nordhausen eingewandert, und man wird mit Recht in der Freude des Dichters am Urwüchsigen und Kraftvollen ein Erbe seiner vlämischen Vorfahren erkennen können. Die Ernst gehörten lange Jahre zu den herrschenden Familien Nordhausens, bis sie infolge Unglücks mit Bergwerksbesitz verarmten. Aber trotz der beschränkten Verhältnisse, die in des Dichters

Vaterhaus herrschten, zählte es doch zu den angesehenen. Es war eine Zeit, in der das Geld noch nicht die gleiche gesellschaftliche Bedeutung wie heute hatte, und in der sich gesellschaftliche Schichtung und die nach dem Vermögen mannigfach überkreuzten.

In den ersten Lebensjahren des jungen Paul wird sein Vater als Pochsteiger nach Clausthal versetzt. Er wuchs hier in dem kleinen Harzstädtchen in unmittelbarer Berührung mit der Natur auf. Die Leute waren ja größtenteils noch Stadtbauern, oder sie arbeiteten im Bergwerk und im Forst. Von Kindheit an waren Ernst die Natur und die Arbeit des einfachen Mannes in ihr vertraut; er brauchte sich ihre Kenntnis nicht erst mühsam zu erringen. Ebenso selbstverständlich wuchs er in den geordneten, gesellschaftlichen Verhältnissen auf, die damals noch in dem einfachen Bürgertum herrschten, und die für sein späteres Schaffen bestimmend wurden, als er die Brüchigkeit unserer heutigen gesellschaftlichen Zustände erkannte.

Der junge Ernst war wie in eine Insel hineingeboren, in der die gesellschaftliche Auflösung erst später begann, als an anderen Orten, vornehmlich den größeren Städten. Von ganz geringem Einfluß auf seine Entwicklung waren Menschen, soweit sie außerhalb des großen Lebenszusammenhanges der Natur stehen. Auch die Schule konnte ihm keinen sonderlichen Eindruck machen. Doch las er viel und gründlich. In jungen Jahren schon waren die Bibel, Homer, Schiller seine großen Erzieher; später traten Lessing, Lichtenberg und Hölderlin dazu.

Früh begann Ernst selbständig die mannigfachsten Fragen durchzudenken; seine sehr aufschlußreichen „Jugenderinnerungen" legen davon beredtes Zeugnis ab. Er hatte eine ernste und besinnliche Natur und konnte sich nicht mit leichtfertiger Art über die großen Fragen des Lebens und Glaubens hinwegsetzen, die vielleicht an jeden jungen Menschen herantreten. Es mag wohl selbstverständlich erschienen sein, daß er als Theologiestudent nach Göttingen zog. Doch weder hier, noch in Berlin und Tübingen konnte ihm der akademische Lehrbetrieb genügen; seine tiefe religiöse Sehnsucht blieb unbefriedigt. Auch die echte Gläubigkeit einzelner einfacher Männer, die ganz schlicht und selbstverständlich zu ihrem Herrgott standen, konnte ihm nicht helfen.

In Berlin schloß sich Ernst unter dem Eindruck des unverschuldeten Elends der arbeitenden Klassen der jungen sozialistischen Bewegung an. Sein theologisches Studium gab er auf, da die offiziellen Vertreter des Christentums damals dem Sozialismus noch offen ableh-

nend gegenüberstanden. Er wandte sich eingehenden staatswissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Studien zu und erwarb seinen bescheidenen Lebensunterhalt durch Zeitungsaufsätze. Als Versammlungsredner und Schriftleiter beteiligte er sich an dem politischen Kampf der Arbeiterschaft und wurde bald einer der Führer des radikalen Flügels der „Jungen". Aber auch in der Arbeiterbewegung konnte er nicht dauernd Fuß fassen. Er hatte unter Sozialismus immer stärkere gesellschaftliche Bindungen verstanden. Die Partei wirkte aber im Sinne gesellschaftlicher Auflösung. Als sie dann nach Aufhebung des Sozialistengesetzes zu erstarren begann, trennte er sich von ihr.

Ernst widmete sich nun ganz seinen Studien, vorwiegend gesellschaftswissenschaftlicher und geschichtlicher Art. Kennzeichnend für ihn ist, daß er anderthalb Jahre landwirtschaftlich und längere Zeit im Verwaltungsfach arbeitete, weil er im tiefen Mißtrauen gegen alles bloße Buchwissen die Dinge in der Wirklichkeit kennen lernen wollte.

Sein religiöser und sein politischer Glauben waren zerbrochen; auch ein junges, menschliches Glück sollte früh zerstört werden. Er hatte geheiratet, aber seine Frau starb bei der Geburt eines Kindes, das ihr ein Jahr später nachfolgte. Er stand nun einsam und verlassen da, und es war ganz leer in ihm.

*

Dem reinen Nichts gegenüber, mußte Ernst aus sich heraus etwas Neues schaffen, wenn er nicht völliger Verzweiflung dauernd verfallen sollte. Aus dieser inneren Lage seines Wesens heraus ist sein Dichtertum geboren. Die Dichtung gab ihm neue Glaubensmöglichkeiten, indem er neuen Glauben schuf.

Schon als junger Student hatte Ernst eine Sammlung religiöser Gedichte nach Berlin mitgebracht. Nun wandte der Dreißigjährige sich wieder dichterischen Arbeiten zu, zunächst in naturalistischer Art. Doch sah er bald, daß der Naturalismus folgerecht zu seiner Selbstaufhebung führt. Das Wesentliche bleibt im täglichen Leben unausgesprochen; es kann deshalb auch nicht durch die Sprache des Alltags ausgedrückt werden. Ernst versuchte deshalb in zwei Dramen zwischen den Worten durchklingen lassen, was die Menschen bewegt. Er ließ sich aber nicht durch den Erfolg, den eine Aufführung hatte, beirren. Er sah die grundsätzliche Schwäche, dieser Art zu dichten: daß nämlich die eigentliche dichterische Tätigkeit, die Erfüllung der nur angedeuteten Form, vom Zuschauer verlangt werden muß.

Ernst suchte nach der Form, die ihm das auszudrücken gestattete, was ihn bewegte und was er seiner Zeit zu sagen hatte. Er wollte wirken: durch Erschütterung die Menschen formen und bilden; so mußte er denn die Bedingungen der Wirkungsmöglichkeit erfüllen. In harter Arbeit und Selbstzucht errang er sich im Kampfe gegen das Unverständnis seiner Zeit das Handwerkliche seiner Kunst und kam zu dem, was seinem dichterischen Wollen entspricht: zur klassischen Dichtung.

Der Weg des Dichters führte notwendig zur klassischen Tragödie. Erst wenn wir ganz gottlos geworden sind, werden wir wieder eine Tragödie haben, sagt er einmal. Daß sie der Ausdruck völliger Verzweiflung ist (und auch bei den Griechen war), hat vielleicht zuerst er wieder gewußt. Seit Aristoteles gibt sich ja die Metaphysik des Tragischen mit dem Begriff der Schuld ab. Erst Hegel, und nach ihm J. Bahnsen, haben erkannt, daß der tragische Held zugleich schuldig und unschuldig genannt werden muß. Nach Ernst steht er im Schnittpunkt zweier sich widerstreitender sittlicher Notwendigkeiten: er sollte beiden folgen und muß doch eine verletzen. Halten sie sich das Gleichgewicht, ist also keine der anderen übergeordnet, so entfällt jede sittliche Entscheidungsmöglichkeit. Es ist damit eine Handlungsfreiheit gegeben, die fürchterlich ist: die Wahl zwischen zwei Wegen, die beide gleichermaßen zu Unrecht und dem dadurch verschuldeten Untergang führen. Wo solch unbeschränkte Freiheit ist, da ist kein Gott!

Die Trauerspiele von Ernst entstammen wahrhaft tragischem Lebensgefühl. Mit grausiger Folgerichtigkeit, erhöht noch durch die strenge Klarheit der Darstellung, tritt das Verderben ein. Hier gibt es keine Götter mehr, hier ist nur der Mensch, der stolz sein fürchterliches Schicksal trägt. Als beinahe Vierzigjähriger beginnt Ernst 1905 mit dem „Demetrios" die Reihe seiner Trauerspiele, nachdem er viele verbrannt hatte, weil sie ihm nicht genügten. Mit der „Brunhild" erreicht das rein tragische Schaffen des Dichters seinen Höhepunkt (1909).

Ein Neues setzt ein. Die Tragödie wird überwunden; aus der Verzweiflung entsteht ein neuer Glauben. In der theoretischen Schrift „Ein Credo", die bald nach den Trauerspielen erschien, sagt Ernst, das Höchste, das Menschenwille erreichen könne, sei die Tragödie; aber es gebe Höheres als Menschenwille, und das sei Gottes Willen. Der Satz ist die theoretische Rechtfertigung einer neuen Art des Dramas, die Ernst inzwischen in der „Ariadne auf Naxos" geschaffen

hatte: des Gnaden- oder Erlösungsdramas. Wir sagten schon von dem Menschen der Trauerspiele, daß er stolz sein Schicksal trägt. In diesem Stolz findet der Dichter ein neues Göttliches. Im trotzig-freien Menschen offenbart sich ihm ein neuer Gott, der den Menschen liebt, der sein Schicksal auf sich nimmt und frei zu ihm steht. Der den Menschen liebende Gott tritt auf. Aber seine Liebe ist fordernd: er will das geliebte Wesen stolz und frei haben. Die „Ariadne" ist das Gedicht von diesem liebenden Gott. In ihr sagt Dionysos:

„Ich bin erstanden...
Der erste Gott, der Menschen je geliebt;
Und alle Götter, welche später noch
Geboren werden, müssen mir nun folgen,
Von nun an müssen sie die Menschen lieben."

Und Ariadne, die von Dionysos geliebt wird, spricht:

„Von Bösen stamm' ich, Böses tat ich selbst,
Doch was ich tat, bezahle ich mit mir
Und kenne eure niederträcht'ge Rechnung
Und feige Wage des Gewissens nicht:
Mir ward ein Gott, ich habe einen Gott,
Der mir versprach, zu sich mich zu erheben."

Denn vorher schon durfte sie zu Dionysos sagen:

„Du bist ein Gott, und weißt, was ich getan,
Und stößt mich nicht von deinen Füßen fort."

Die Tragödie ist überwunden. Aus dem Stolz des freien Menschen entspringt ein neuer Glauben. Ist es nicht der Mensch selber, der Gott schafft, weil er ohne Gott — ohne die Glaubenskraft in sich — verzweifeln müßte? Der Gott der „Ariadne" ist ein sehr menschlicher Gott, es ist die Vergöttlichung des Elementarsten im Menschen, das über ihn hinausweist. Die Erlösung geschieht wie seit zwei Jahrtausenden immer wieder durch die Verquickung von Menschlichem und Göttlichem.

Mit der Geburt eines neuen Glaubens zusammen geht nun eine neu erwachende Liebe zu dieser Welt, die als Werk eines gütigen Gottes erscheint. Es entsteht wiederum eine neue Dichtungsart: das Schauspiel. Unter den ernsten Dramen ist es diejenige Form, die dem Epos und dem Lustspiel am nächsten steht. Das Trauerspiel und das Erlösungsdrama stellen seelische Vorgänge im Dichter dar, die er in der Zeit hat, da er sie dichtet. Der Lustspiel- und ebenso der Schau-

spieldichter gestalten seelische Vorgänge, die sie in früherer Zeit gehabt hatten; sie stehen über ihrem Stoff, sind ihm überlegen — lächelnd oder gütig verstehend. Der Schauspieldichter gestaltet einen Stoff, der tief unter der Stufe liegt, die er erreicht hat; aber durch das Werk als Ganzes leuchtet die höhere Auffassung unausgesprochen durch: es ist, als ob durch die zusammenfassende Schau die Möglichkeit des höheren Blickpunktes erkennbar wird.

Die ersten Schauspiele von Ernst behandeln religiöse Stoffe oder solche allgemeinmenschlicher Bedeutung. Während des Krieges wendet er sich nationalen Stoffen zu und schreibt „Preußengeist", das Drama des jungen Friedrich im Konflikt mit seinem Vater, und „Yorck". Während des Krieges beginnt er dann auch die Arbeit an seinem großen nationalen Epos „Das Kaiserbuch". In ihm wird die mittelalterliche deutsche Kaiserzeit dichterisch gestaltet, die große Zeit unseres Volkes. Mit tiefer Erschütterung erkennt man in dem Werke die hohe, politische, kulturelle und sittlich-religiöse Bedeutung dieses Kaisertums. Es erhebt seine Träger weit über sie selbst und ihre Mitmenschen hinaus — nur durch die Macht des Amtes, als das sie ihre Herrschaft auffassen. Das Werk ist geeignet, dem deutschen Volke in seiner tiefen inneren Not einen Halt zu geben, indem es auf sein eigentliches Wesen zurückführt. So klingt es denn mit Recht, anlehnend an die Kyffhäusersage, in die Worte aus:

„Einst waren deine Herrn die Herrn der Welt
Und ihre Herrschaft war ein Gottesdienst;
Sie waren ganz allein auf sich gestellt.
Du wolltest nur ein kümmerlich Gewinnst.
Für deine Schuld bezahlst du Schweiß und Blut.
Der Kaiser noch in seinem Berge ruht.
Doch kann er morgen aus dem Berg schon schreiten,
Nur mußt du ihm zu folgen dich bereiten."

Nach dem nationalen Epos schuf Ernst dann im „Heiland" ein religiöses Gedicht. In ihm nimmt er in vielfacher Hinsicht das Thema der „Ariadne" wieder auf. Klang diese in die Worte aus:

„Dem Sonnenglanze öffnet eure Augen:
Ihr seid erlöst, wenn ihr die Augen öffnet",

so ist der Heiland ein großes Preisgedicht dieser schönen Welt, deren Herrlichkeit zu erkennen, es bloß zu schauen gilt. Zugleich ist es ein Dankgedicht für den Schöpfer dieser Welt. Des Dichters Frömmig-

keit ist Dankbarkeit, Dankbarkeit gegen Gott, der gütig ist und die Menschen liebt. In Gott ist alles; so ist auch alles gut: Regen wie Sonnenschein, Licht wie Schatten. Aus dem Geiste lebendigen Christentums heraus hat der Dichter es verstanden, die alte Heilsgeschichte in einer dem Geiste unserer Zeit angemessenen Form zu gestalten. Es ist ihm dadurch gelungen, neue Glaubensmöglichkeiten zu schaffen; und zwar, wie er einmal sagte, von Glauben als Glauben, nicht als schaler Wissensersatz. Damit hat er die höchste Aufgabe erfüllt, die ein Dichter sich stellen kann.

Ernst arbeitet jetzt an einem lyrischen Werk, das des Menschen Leben und Arbeit in allgemeingültigen Formen darstellen soll. Es ist eine Lyrik eigener Art: Nicht seine zufälligen, privaten Gefühle will der Dichter ausdrücken, sondern er sucht nach Formen, die allgemeinem menschlichen Fühlen angemessen sind. Wie in seinem dramatischen Werk sucht er auch in der Lyrik die Menschen zu bilden.

Die Menschen zu bilden, das ist nach der Auffassung von Ernst die Aufgabe des Dichters. Er hat erkannt, daß menschliches Leben ohne Glauben nicht möglich ist. Aber der Mensch der Gegenwart hat keinen Glauben mehr; sein Leben ist unmenschlich. Alles Handeln geht ja letzten Endes auf ein Glauben zurück. Glauben, Wollen und Leben können nicht getrennt, einzeln sein; sie gehören unlösbar zusammen. Es gilt also die Möglichkeit eines neuen Glaubens zu schaffen, und diese Aufgabe kann nur der Dichter erfüllen, der auf die ursprünglichsten Triebe des Menschen zurückgeht und der aus ihnen ein neues, höheres Wesen schafft.

Ernst ist ein Dichter, der nicht auf Erfolg, aber auf Wirkung bedacht ist. Gelegentlich sagt er einmal: „Ich habe die glückliche Aussicht, daß das, was ich gefühlt und gedacht, noch lange Zeit Menschen bewegen und vielleicht auch formen wird." Ja, er geht noch weiter: er will nicht nur zufällig auf Menschen wirken, er will sein Volk bilden. Daher rührt seine Hochschätzung alles Handwerklichen — hat doch das Handwerkliche seiner Kunst ihm die Tore zum Verständnis der Gesellschaftszusammenhänge geöffnet. Daher rührt auch sein Streben nach Allgemeingültigkeit und Verständlichkeit. Weil er sein Volk bilden will, darum muß er von dem sprechen, was Jeden treffen kann und Jeden berührt. Darum muß er auch in Jedermann verständlicher Art reden. So sind denn seine Werke von der höchsten Einfachheit und Klarheit und seine Sprache von wundervoller Schlichtheit.

Neben seinen bedeutendsten Werken: den Dramen und dem Kaiserbuch, hat Ernst eine stattliche Anzahl weiterer Dichtungen geschaffen. Den höchsten Gipfel seiner Kunst hat er vielleicht in seinen Novellen erreicht, von denen einige in sich vollendet sind. Als Meister steht er ebenbürtig neben den klassischen italienischen Novellisten da. In seinen Geschichtenbüchern tut sich eine erstaunlich vielseitige Welt auf. Besondere Erwähnung verdienen die klassischen „Frühen Geschichten", die ergötzlichen „Komödianten- und Spitzbubengeschichten" und die „Romantischen Geschichten". Auch mehrere Romane hat der Dichter geschrieben, darunter den sehr schönen Bildungsroman „Der schmale Weg zum Glück" und den herrlichen kleinen Roman „Der Schatz im Morgenbrotstal".

Im dramatischen Werk ist noch mit einigen Worten von den Lustspielen zu sprechen, die zum Heitersten und Entzückendsten gehören, das je geschrieben wurde. Lüge und Dichtung, Schein und Wahrheit sind in ihnen in der lustigsten und bedeutungsvollsten Weise verwirrt. Das gilt vor allem von „Der Hulla", „Der heilige Crispin" und „Pantalon und seine Söhne", der Komödie des Dichters, des Propheten und des Schauspielers. Andere wieder sind märchenhaft oder schwankartig.

Die theoretischen Werke sind ursprünglich aus dem Ringen des Dichters um das Handwerklich-Technische seiner Kunst entsprungen. Sie schreiten bald zu allgemein-menschlichen Fragestellungen fort, wobei aber immer die Verbindung mit dem Problem der Form erhalten bleibt und aus der ständigen Berührung mit einer handwerklichen Frage die unmittelbare Kraft fließt. Der Dichter verliert sich nie in leeren Abziehungen, sondern bleibt der Wirklichkeit und dem Anschaulichen verhaftet. So gelangt er zu einem umfassenden, aber sicher gegründeten Weltbild, das insbesondere in den „Erdachten Gesprächen" eine sehr vielseitige Beleuchtung erfährt. Dieses Buch gehört ebenso wie „Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus" zu den bedeutendsten geistesgeschichtlichen Erscheinungen der letzten Jahrzehnte. Besonders genannt muß noch werden das große gesellschafts-wissenschaftliche Werk „Grundlagen der neuen Gesellschaft". In einer Abhandlung dieses Buches beschäftigt sich Ernst mit der Aufgabe der Dichtung.

Der klassische Dichter der großen Tragödien zog aus der Großstadt Berlin nach Weimar, wo er beinahe ein halbes Menschenalter

lebte. Eine Zeit lang war er als Dramaturg bei der Dumont in Düsseldorf gewesen. Vor dem Kriege lebte er dann einige Jahre an der englischen und französischen Küste; es war die Zeit des Erlösungsdramas, als die Tragödie überwunden war. Im Kriege kaufte sich dann Ernst ein Gut in Oberbayern, das er selber bewirtschaftete. Der Dichter der einen neuen Glauben gefunden hatte, der die Schönheit der Welt erkannte, näherte sich zugleich den natürlichen Lebensbedingungen des Menschen. Sein Leben war nun wieder eng verbunden mit den Wurzeln seiner Schaffenskraft, die tief in die Natur hineinreichen.

Seit fünf Jahren lebt der Dichter nun in dem alten Schlosse der südlichen Steiermark. Dort kann man ihn sehen, wie er in Begleitung seines treuen Hundes Bingo in seinem Weingarten nach dem Stande der Reben sich umsieht oder als guter Imker nach seinem Bienenstand Umschau hält. Nur ein Teil des Tages widmet er seinem dichterischen Schaffen. Ein anderer Teil ist der Aufsicht der Arbeiten im Hofe vorbehalten. Ein dritter Teil schließlich gehört Spaziergängen und der Unterhaltung mit Gästen. Die Abende werden, wenn sie auch noch so anregend sind, nicht lange ausgedehnt. Denn früh schon steht der Hausherr auf; die ersten Morgenstunden gehören der dichterischen Arbeit.

So führt er ein in sich geschlossenes Dasein, begleitet von seiner treuen Lebensgefährtin. Die Kinder sind weit fort vom Elternhaus. Nur der jüngste Sohn studiert noch auf der nahen Universität Graz; aber auch ihn zieht es in die Ferne. So lebt der Dichter wieder recht einsam; aber diese Einsamkeit ist nur räumlich. Innerlich ist er seinem Volke verbunden, als dessen eines Glied er sich fühlt. „Ich habe immer erlebt, daß ich nur eine Welle bin im Fluß der Geschlechter und im Geschehen des Volkes."

Unser Nachbar Herr Schuller

Von Hans Georg Herzog

Herr Schuller ist unser Nachbar.

Allmorgendlich macht Herr Schuller einen Rundgang, um zu sehen, ob im Hause alles in Ordnung ist. Seine Füße sind nach außen gerichtet und tragen knarrende Schuhe mit glänzenden Lederknöpfen. Schwer und gleichmäßig dröhnt sein Schritt auf dem Bretterboden des Ganges: Hier schreitet einer, den nichts aufhält. Versuche doch

ihm in den Weg zu treten! ... Das Haus lauscht dem Schritte des Herrn. Das Haus? Nun, zu so früher Morgenstunde sind erst die Mägde auf und Herr Schuller weiß das. Er weiß wann sein Schritt dröhnen darf. Nach dem Rundgang verzehrt Herr Schuller im Kreise seiner Familie das Frühstück.

Um 8 Uhr setzt Herr Schuller den Halbzylinder auf. Was soll ein gesetzter Mann auf der Straße tragen, wenn nicht einen Halbzylinder? Langsam verläßt Herr Schuller das Haus und lenkt seinen Schritt mit gemessener Würde zum „Amt". Er ist ein kleiner Beamter, ich glaube Hausmeister einer Versicherungsgesellschaft. Herr Schuller geht mit langen langsamen Schritten, mit gesenktem Kopf und auf dem Rücken verschränkten Armen.

Um zwölf Uhr erscheint Herr Schuller wieder. Wieder hört man seinen wuchtigen Schritt. Um seine Macht zu unterstreichen, räuspert er sich und spuckt in weitem Bogen aus. Nachdem er von seiner Frau die wesentlichsten Neuigkeiten vernommen hat, vertauscht er den Halbzylinder mit einer Kappe, die einer Feuerwehrmütze ähnlich sieht. Sie gibt ihm ein maßgebendes Aussehen.

Nach einiger Zeit sieht er nach seinen Hennen. Warum hält er wohl diese Hennen? Alle Nachbarn beschweren sich wegen zerscharrter Beete und beschmutzter Treppen. Da die Hühner äußerst selten Eier legen, ist seine Geflügelzucht unverständlich. Wenigstens vom materiellen Standpunkt aus ist seine Betätigung als Hühnerzüchter nicht gerechtfertigt. Vielleicht entspringt seine Hartnäckigkeit in der Geflügelfrage einfach dem Widerspruchsgeist. Wahrscheinlich gefällt er sich als unumschränkter Herrscher wenigstens des Federviehs. Ich erinnere mich eines Ereignisses, das die große Festigkeit Herrn Schullers in kleinen Dingen zeigt. Eine Henne hatte die Gewohnheit, ihre Eier neben das vorgesehene Nest zu legen. Diese Widerspenstigkeit erregte Herrn Schuller auf das Höchste. Die Henne wurde tagelang in ein Nest gesperrt. Das wackere Huhn blieb seiner Überzeugung treu und legte lieber gar nicht als ins Nest. Nach langem Kampfe errang Herr Schuller den Sieg. Die Henne starb. „Noch einige solche Siege und ich habe kein Geflügel mehr", hätte ein schwacher Mensch gedacht. Herr Schuller ließ sich in seinen Grundsätzen nicht erschüttern ... So bekämpft er noch heute mit großem Erfolg jede „Insubordination".

Nach dem Mittagmahl setzt Herr Schuller sich ein forsches Jägerhütchen auf. Er widmet die Verdauungsstunde dem fortschrittlichen

Genusse eines Sonnenbades. Er zieht den Rock aus und nimmt den steifen Hemdkragen ab. Dann streckt er die Beine und erlaubt der Sonne, ihn wohlig zu erwärmen. Daß er die Beine am liebsten dort ausstreckt, wo viele Leute vorübergehen, ist selbstverständlich.

Den Mägden des Hauses hat er immer etwas zu befehlen: Bald ist die Schopfentüre offen geblieben, bald ist zu viel Lärm — auf jeden Fall muß er etwas aussetzen.

Läuft Herrn Schuller zufällig ein unglücklicher Bettler in die Arme, so wird ihm mit großer Beredsamkeit vorgehalten, daß hier „kein Platz für faule Purligaren" sei, daß ein ehrlicher Mann immer Arbeit habe und daß bei Wiederholung der Belästigung die Polizei eingreifen werde.

Spricht Herr Schuller mit Höherstehenden, so schlägt er einen klagenden, gekränkten Ton an, als wolle er von vornherein gegen jede Vergewaltigung Einspruch erheben. Er zieht die Oberlippe hoch, sodaß die Zähne sichtbar werden, und seine Stimme klingt weinerlich und verhalten. Er erinnert an einen wütenden Hund, der Angst hat zu beißen, es sich aber nicht versagen kann, die Zähne zu fletschen, wenn er auch mit dem Schwanze wedelt.

Herr Schuller hat auch Kinder. Er hat sie auf seine Art sehr lieb. Er schlägt sie wenig, zankt aber fortwährend mit ihnen. Dem ältesten Sohn sprießt ein hoffnungsvoller Schnurrbart, der dem des Vaters ähnlich zu werden verspricht. Der Jüngste hat den Gang des Vaters und übt bereits sein Räuspern. Mit dem Beispiel des Vaters vor Augen, unter täglichen Zankereien wegen Kleinigkeiten, können die Kinder nicht verfehlen bald den Weg zu erkennen, der zu billigen Triumphen über Untergebene und Hühner führt. Übrigens ist es möglich, daß Herr Schullers Erziehungsweise die Kinder für den Kampf ums Dasein wappnet: Sicher lernen sie früh, sich zäh um Kleinigkeiten zu schlagen, der Welt zum Trotz ihren Willen durchzusetzen.

Herr Schuller ist Einer von Vielen. Unzählige Schullers fressen sich durchs Leben, krümmen sich nach oben, treten nach unten.

Herr Schuller ist unser Nachbar: Ein kleiner Beamter mit knarrenden Schuhen, einem Schnurrbart und einem Hühnerhof. Viel mehr ist von ihm nicht zu sagen.

Bauernballade

Von Kurt Scherg

Am Abend warten die Scheunen auf Frucht.
Da schließen die Tore sich zu.
Der Bauer im Sterben: „Den Pfarrer sucht;
Will beten zur letzten Ruh'".

Zum Haus an der Kirche stampft schwerer Fuß
Und die Männer sprechen das Wort:
„Herr, kommt und gebt dem Toten den Gruß".
Er schickt die Bittenden fort:

„Wes' Leben verlöscht — Gott mag es beenden —
Und schuldet der Kirche für Steuer das Geld,
Der soll sich allein seinem Heiland zuwenden,
Solang keine Hand seinen Zins uns zählt.

Den Kindern zur Taufe, den Bräuten zum Fest
Wir weigern die Sakramente,
Wir trotzen, da man uns darben läßt,
Und fordern die fällige Rente".

Den Bauern wächst aus den Herzen der Spruch:
„Die Schuld unsres Bruders ist schwer.
Doch Euer Wort wird zu teuflischem Fluch
Und wiegt vor der Ewigkeit mehr."

*

Ein schwarzer Zug geht die Gassen entlang.
Kein Pfarrer dabei und kein Glockenklang.
Sie singen kein Lied und sie schweigen sich aus.
So ziehen sie stumm mit dem Toten hinaus.

Sie heben den Sarg und sie halten ihn an:
„Wer spricht ihm das letzte Gebet?."
Den Händen legen die Riemen sich an,
Kein Atmen die Lippen beweht.

„Ihr Toten" schreit aus der starrenden Schar
Ein Bauer und springt an den Rand,
„Gott, der mit euch ein Leben lang war,

Gott hat eure Seelen gekannt.
Als Zeugen rufen wir jetzt euch vor
In nächtlichem Zuge zu wallen.
Raubt euch den Kelch aus der Kirche Chor
Und das Kreuz aus den mächtigen Hallen."

*

Im Nachtwind regt sich der Stein auf der Gruft.
Der tote Bauer die anderen ruft:
„Kommt alle, kommt alle, die Stunde gebietet,
Wir können nicht ruhen, des Segens beraubt.
Wir haben ein Leben an Christus geglaubt
Und werden im Tod nun von Flüchen gehütet".

Sie ziehen durchs Dorf zu der Schlafenden Haus
Und pochen die Menschen zur Gasse heraus.
Mit jedem der Toten ein lebender Gast,
so stürzen sie vorwärts in drohender Hast.
Sie steh'n vor den Toren, sie lösen die Riegel,
Sie stürmen die Statt ihres Gottes bei Nacht,
Und nehmen das Kreuz und den Kelch, seine Siegel,
Und schmücken sich selbst mit der heiligen Pracht.

Der Pfarrer wankt vor der Tür seines Hauses.
Sie schreien den Chor der Verzweiflung ihm zu:
„Hier sind wir, Spukgespenster des Grauses,
Wir gehen gesegnet nun selber zur Ruh'
Wir lebten mit Seelen und glaubten an Gott,
— Wohl dem, der ihn tot noch bewahrt —
Wir nehmen den Wein und wir brechen das Brot
Zu sterben nach christlicher Art,
Wir fordern zum Richtstuhl, die einst uns verwehrten
Den Sang überm Hügel, das Wort unsrer Ruh'.
Wir treten zum Beten, wir gnadebescherten
Und decken uns wieder in Särgen zu."

*

Die Toten zum Friedhof,
Die Menschen ins Haus,

Der Zug verschwindet,
Die Stunde ist aus.

Es ruhen die Steine,
Die Bauern sind stumm.
Entseelt steht die Kirche,
Einst Heiligtum.

Volk und Kirche in Not

Von Heinrich Zillich

Wem es nicht ein Genuß ist, einer Minderheit anzugehören, welche die Wahrheit verficht und für die Wahrheit leidet, der verdient nie zu siegen. Lagarde

Zu unseren Entschlüssen müssen wir immer erst gezwungen werden, und wenn wir endlich den Willen aufbringen, dann kommt er zu früh oder zu spät, aber nicht im richtigen Augenblick, trifft zu kurz oder zu lang, und in jedem Falle daneben. Das war schon vor dem Kriege so, und war während des Krieges so. Es ist in der Revolution so gewesen, und es ist nach der Revolution so geblieben. Über der Nation liegt ein Bann, den, wie es scheint, nur die vorrückende Zeit, das Absterben der immer noch verantwortlichen Generation, der Tod jedes Einzelnen, der ihr angehört, nach und nach von uns nehmen kann... Wir haben den Ausspruch vernommen, den irgendwer irgendwann irgendwo tat: „Dieses ganze Geschlecht ist verflucht!" Das Wort gehört zu den wenigen Aussprüchen der Zeit, deren offenbare Wahrheit von uns allen empfunden wird. Es brachte ein lastendes Bewußtsein auf eine knappste Formel und sprach aus, warum alles, was wir tun, oder auch, was wir nicht tun, und wie wir es nicht tun, bereits in der Keimzelle verdorben ist: aus einem unheilvollen Geiste geboren, aus dem die unheilvolle Hand von selbst folgt... Es schnitt alle falschen Hoffnungen, die wir uns nach unserer Gewöhnung immer wieder machen, als gänzlich sinnlos und wertlos und belanglos ab: und eröffnet dafür als einzigen Ausweg, der blieb, einen letzten Augenblick, der nicht in den Redensarten liegt, mit denen wir uns anlügen, sondern in einer Menschenänderung, die uns noch zu retten vermag — auf ein neues und nächstes Geschlecht, das wieder gutmachen wird, was wir so schlecht gemacht haben. Revolutionär ist, wer diesem Geschlechte heute schon angehört: in seinem Vorgefühl, in seiner Geistesverbundenheit, in seiner Schicksalszugehörigkeit. —...Unsere Revolution beginnt erst... beginnt mit einer Auferstehung, die in den Menschen geschieht. Sie ist der Durchbruch einer geänderten Geistesverfassung und der sie begleitenden Selbsterkenntnis. Moeller van den Bruck

Es genügt nicht, daß ein frischer Luftzug in den Saal des Landeskonsistoriums eindringe; es ist da eine radikale Erneuerung notwendig.
Kirchenkurator Dr. A. Polony
in einer Debattenrede auf einem „Völkischen Abend" im Winter 1931 in Kronstadt.

Man hört aus verschiedenen Gemeinden, daß ihre Kirchenverwaltungen gegen säumige Steuerzahler außerordentlich harte Maßnahmen anwenden. Die Säumigen sollen nicht getraut, ihre Kinder nicht getauft, in die Schule nicht aufgenommen werden und — wohl das Unheimlichste, was sich ein Steuereintreiber ausdenken kann! — ihre Toten begraben sie ohne Beistand des Pfarrers. Man male sich dies aus: ein Bauer, der die Steuer nicht gezahlt hat, verliert seine Frau. Dieser Schlag ist schon schwer genug. Der Mann hat an der Toten innig gehangen. Für lange Zeit ist ihm das Leben leer. Und nun fällt in solcher Stunde von der christlichen Kirche der zweite Schlag auf ihn. Er muß die Tote, die an der Säumigkeit des Mannes unschuldig war, durch das Dorf führen, wo jeder Mensch ihn anstarrt, wo er Spießruten läuft für ein Vergehen, das angesichts der Majestät des Todes, den die Kirche hier zum Inkassanten bestellt, ein Nichts, ein Flaum, verziehen und vergeben ist, denn der Abfall der Kirche wiegt schwerer. Es erscheint uns sonst als zelotisch, wenn katholische Priester einem Selbstmörder den letzten Dienst nicht leisten wollen. Dabei kann sich ein solcher Gottesknecht auf die Lehre und die Sünde des Selbstmörders berufen. Wie muß uns aber eine Kirche erscheinen, die einem Toten diesen Dienst verweigert oder schmälert, weil er oder seine Angehörigen ihr Geld schulden! Wo ist da eine Grenze? Wird auch dem Kinde die christliche Bestattung gekürzt, dem Kinde, das noch keine Ahnung davon hat, daß es ein Geld gibt, dessen Funktion es neuerdings wurde, auch das Samaritertum des Priesters zu entwerten. Dort wo er trösten sollte, dort, wo es sein Amt und sein Beruf vor Gott ist, dem Leidenden beizustehen, tröstet er nur, wenn das Geld im Kasten klingt. Wir können es einem Kaufmann zugute halten, wenngleich wir auch diesen nicht darum achten werden, wenn er die Not eines Schuldners ausnützt, um zu seinen Pfennigen zu gelangen. Was dort irdische Gepflogenheit ist, die ihre Sündhaftigkeit auf sich trägt, ist hier ein düsterer Unfug, der den Sinn der Kirche aushöhlt, eine Erpressung, für die jeder Kirchenmann schuldig wird, wenn er dagegen nicht auftritt wie Luther gegen den Ablaßhandel.

Es ist dabei gleichgültig, ob die kirchliche Beerdigung zur Gänze

verweigert oder ob sie, wie aus Sächsisch-Sankt-Georgen bekannt wurde, auf die „einfachste Art des Vollzuges", auf die „geistliche Funktion" reduziert wird. Denn der Talbestand eines harten Zwanges auf den Steuersäumigen im Augenblicke eines Schicksalsschlages ist auch im zweiten Falle gegeben, ebenso die Anprangerung der ganzen Familie. Es ist daher nur ein Zeichen der Würde, wenn der Bauer, dessen Tote einer solchen Strafe unterworfen wird, wie in Sankt-Georgen erklärt, „daß wenn der Herr Pfarrer nur zum Dienst am Grabe komme, sie ihn überhaupt nicht brauchten und wenn er doch käme, so könnte es schlecht ausfallen."

Die Kirchengesetzgebung zu dieser Frage ist eindeutig. In den Rundschreiben Z. 3552/1928, 3554/1928 und 4604/1930 ist der Komplex geregelt und zwar darf „der Vollzug kirchlicher Amtshandlungen" „von der Zahlung der kirchlichen Taxen nicht abhängig gemacht werden". Gemeinden, die ein kirchliches Begräbnis verweigern, handeln also ungesetzlich. In den Rundschreiben wird nun allerdings dieser christliche Standpunkt eingeengt. Es wird nämlich vorgesehen, daß, außer den gegenwärtig bestehenden Gebühren, für Steuersäumige noch besondere Gebühren, die höher sind als für solche, die ihre Abgabepflicht erfüllt haben, eingeführt werden dürfen. Das Moment der Repressalie im Augenblick der persönlichen Schicksalsnot des Säumigen ist also kirchenrechtlich wahrgenommen und geregelt. Hierin aber erblicken wir einen Abfall vom Christentum! Es besagt dagegen nichts, daß in jedem Falle, auch wenn die Säumigen nicht zahlen oder keine Sicherung hinterlegen, die geistliche Amtshandlung (Taufe, Eheschließung und Beerdigung) „in der einfachsten Form" zu vollziehen ist. Denn diese „einfachste Form" ist höchst variabel, trägt wie eben erwähnt den Stempel der Anprangerung an sich und läßt Mißbräuchen Tür und Tor offen. Man argumentiert wohl so: daß dem Säumigen, der seine Pflicht nicht erfüllte, auch die christliche Amtspflicht nur in „einfachster Form" gewährt werden solle, gewissermaßen als ein Minimum, das auch dem letzten Sünder zusteht. Aber es ist durchaus widersinnig, christlichen Beistand in verschiedener Form zu gewähren; denn das drückt die Amtshandlung auf die Tätigkeit der Bestattungsunternehmen herab, die Leichenbegängnisse verschiedener Klassen arrangieren und behebt doch nicht das fatale, durchaus unchristliche Moment der Vergeltung, die — es sei nochmals wiederholt — hier in einem Augenblick der seelischen Wehrlosigkeit der Säumigen verübt wird.

Es ist eine Belastung, daß unsere Kirche seit Jahrhunderten neben ihrem christlichen Amt nationale Aufgaben erfüllen muß. Keiner wird den Zwiespalt übersehen können, in den sie dadurch geriet, auch wenn er diese Aufgabe bejaht. Aber ein Gebiet muß es geben, wo nur der christliche Sinn bestimmt, wo kein Geld, keine wirtschaftliche Rücksicht walten darf. Dieses Gebiet verletzen, heißt die Kirche zum Gespött machen. Dieses Gebiet ist die menschliche Seele.

Man wird einwenden, daß viele Steuersäumigen nicht zahlen wollen, daß ihre Böswilligkeit die Kirchengemeinschaft gefährde. Gewiß, der Tatbestand ist ernst. Die Kirche hat das Recht, von ihren Gläubigen Opfer zu verlangen, für Schule, Gotteshaus und Volk. Wo dies Recht schlechtwillig verletzt wird, da soll sie sich wehren. Welche Waffen hat sie? Das Recht der Steuer-Exekution! Es gibt kein größeres für einen Gläubiger. Ja, man wird in Fällen, wo die Böswilligkeit der Säumigen nach gewissenhafter Prüfung bestätigt erscheint, der Kirche außerdem nicht verweigern, daß sie Vergeltungsmaßregeln ergreift, die den Schuldner rascher treffen als die Exekution, die von den Staatsbehörden oft nicht ernsthaft durchgeführt wird. Man wird, da er seine Pflichten nicht erfüllt, auch seine Rechte und Vorteile kürzen, seine Kinder vielleicht ausschulen, obgleich dieser Vorgang nationale Gefahren in sich birgt. Man wird ihm Ehrenstellen und Wahlrecht nehmen. Aber man kann ihm die Rechte nicht nehmen, die der Seele auch des Mörders gebühren: Hilfe und Beistand. Zu diesem Beistand gehören: Tröstung, Beratung, Taufe, Abendmahl und Beerdigung. Wozu hieße unsere Kirche noch christlich, wenn dieser Grundsatz nicht Geltung hätte!

Einzelne Kirchengemeinden setzen sich heute darüber hinweg. Nicht aber das Volk. Aus den Berichten über Begräbnisse ohne den Beistand des Pfarrers wissen wir, daß die Bauern ihre christliche Gesinnung nicht verrieten. Hinter dem Sarg zog die Nachbarschaft mit. Sie brachte es nicht fertig, einen Stein auf den Toten zu werfen. Sie schritt, mochte der Pfarrer auch fehlen, im Zuge und erwies, wie das von jeher war, dem Gestorbenen die letzte Ehre. Wo, kann man da fragen, ist die höhere Menschlichkeit, wo das reinere Christentum? Zugleich aber wird man die Gefahr nicht unterschätzen, die in der werbenden Ausstrahlung des Ereignisses steckt. Wer einmal in einem solchen Leichenzug schritt, der wird Vergleiche ziehen. Der wird mißtrauisch. Der wird kirchenfeindlich. Und dann möge man die Rechnung machen, ob noch ein Ertrag aus der Anwendung dieses Zwangsmittels übrig bleibt.

Ein mannhafter Pfarrer wird sich einer solchen Folterung widersetzen. Er wird Widerstand leisten, wenn die Kirchenverwaltung von ihm verlangt, was er vor Gott und seinem Amte nicht verantworten kann, selbst wenn es ihm anbefohlen wird.

Wir nannten die Zwangsmittel der Kirche. Wir müssen aber betonen, daß es ihrem Wesen zuwiderläuft sie zu ergreifen. Ihre Waffen sollen nicht diese sein. Ihre Argumente heißen nicht Steuerexekutor und Kinderausschulung. Ihre Waffe ist die Überzeugung, die geistige Führung, die Siegeskraft des Glaubens!

Hat unsere Kirche alles getan, um mit diesen Mitteln den Trotz und die Entfremdung vieler Gläubigen zu brechen? Ist nicht die Schuld der Leute ihre eigene doppelte Schuld? Seit vielen Jahren hören wir, daß die Entfremdung wächst, daß die Zahlungswilligkeit gefährlich nachläßt, daß mit einem Worte: der Geist schwach wird. Was ist getan worden, um Wandel zu schaffen? Wir haben in früheren Zeiten die Einrichtung der General-Kirchenvisitation festlich gepflegt. Viel Gutes wurde durch sie geschaffen. Haupt und Glieder verschmolzen fester, Geist und Kraft wurden belebt. Und heute? Ist nicht dies die Zeit, wo der Heiland den Jüngern sagte: „Geht zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel"? Ist dies nicht die Zeit, wo die höchsten Führer der Kirche von Dorf zu Dorf ziehen müßten, nun aber nicht mit sechs Pferden und Glockenjubel? Ist dies nicht die Zeit, da Jesus die Volksmenge sah und es „ergriff ihn tiefes Mitleid mit ihnen, denn sie waren abgehetzt und verwahrlost wie Schafe, die keinen Hirten haben"? Müßten nicht die Oberhirten still am Sonntag, ehe einer im Dorfe es weiß, in der Kirche sitzen und der Predigt zuhören, ob der Pfarrer tauge; müßten sie nicht nachher hervortreten, den Zustand der Gemeinde prüfen, zu den Leuten sprechen, ihr Geheimstes zu erfassen suchen, Recht erkennen und Unrecht steuern, den Mut aufrichten und den Glauben zünden? Und müßte dies nicht eine Arbeit sein, die schon seit Jahren in allen Orten, in Stille und Eifer, aber auch mit der Wucht des Gerichts getan hätte sein müssen? Müßten nicht alle Gemeinden längst mehrmals solche Zucht verspürt haben und solchem Besuche danken?

Und statt dessen?

Wo ist die größte Schuld an dem Abfall, wenn die Obersten nicht selbst solche Arbeit leisten, gläubig mit den Waffen der Kirche fechten und Berge versetzen? Ist der arme Schlucker mehr schuld, der aufbegehrt, weil er nicht erfaßt, was er der Gemeinschaft opfern muß,

oder die Kirche, die ihn nicht überzeugt? Erst wenn die Obersten der Kirche Jahr um Jahr so in der Mitte des Volkes, von Mensch zu Mensch, von Haus zu Haus gewirkt haben, wenn die Kirche alles getan hat, was sie tun muß, wenn sie sich frei an die Brust schlagen kann und ihre Unschuld zu bekennen wagt, dann mag sie die Sünder mit ganzer Härte strafen, aber auch dann stürze sie nicht erpresserisch aus dem Hinterhalt auf Menschen, die im seelischen Jammer ihres Schicksals dastehn, sondern dann schließe sie sie vorher aus der Gemeinschaft mit klarem Spruch.

Auch nach voller Erfüllung ihrer Hirtenpflicht wird es viele geben, die kein inneres Verhältnis zur Kirche finden können. Bekennen wir Laien es ein, daß uns selbst, aus eigenem Verschulden, aus eigener Verstocktheit, der Ernst mangelt, mit dem wir den Anforderungen der Kirche entsprechen müßten. Dies muß eingestanden werden, wenn wir Vorwürfe erheben. Wir leben an ihr vorbei, manche in der Qual des Zweifels, viele in der Öde der Gedankenlosigkeit. In geistigem Hochmut, in intellektueller Verirrung. Aber viele auch, weil sie trotz aller Bereitwilligkeit keinen seelischen Weg zu den alten kultischen Formen finden. Wir sind eine evangelische Kirche, wo der Einzelne in unmittelbarem Verhältnis zum Ewigen steht nach dem Worte Luthers: „Wir sind alle zum Tode gefordert, und es wird keiner für den anderen sterben, sondern jeder muß in eigener Person geharnischt und gerüstet sein, mit dem Teufel und dem Tode zu kämpfen". Der Kirche Versagen ist auch unser Versagen. Das mindert in Nichts die Verantwortung der geistlichen und der weltlichen Kirchenführer, es stellt nur die unsere fest.

Aber selbst, wenn die letzte innige Verbundenheit unzähliger mit dem religiösen Gehalt der Kirche fehlt, so ist dies kein Grund, für niemand, ihr den Rücken zu wenden, denn unabhängig von den Einzelheiten der Lehre berührt doch jeden Gutwilligen der christliche Gedanke, der in der Tatsache wirkt, daß diese Kirche, vielleicht in größerem Maße als andere, Gemeinschaft ist. Gewiß, auch nationale Gemeinschaft, was — wie wir erwähnten — eine Belastung darstellt, aber recht aufgefaßt zugleich auch ihre besondere Kraft ist. Horchen wir nur in unser Inneres. Jeder in diesem Volkstum, das sich mit der Kirche deckt, empfindet, ist er reinen Willens und offenen Herzens, mag er sich im im übrigen zu den religiösen Vorschriften stellen, wie er will, mag er selbst am Gottesdienst und Kulte vorbeigehen, die

Verbundenheit mit dieser Gemeinschaft. Deshalb trifft ihn, den religiös scheinbar Unberührten, auch wo er selbst schuldig ist, wie bei der Zahlungsverweigerung, eine unchristliche Vergeltung der Kirche bis ins Herz, denn er spürt es als ihren Abfall, wenn sie, die Mutter, sich ihm dort, wo er sie ruft, verweigert. Es ist sicherlich unkonsequent, wenn er der Kirche nichts gibt, und doch, fordern es Sitte und Brauch, ihren Beistand verlangt. Aber die Unkonsequenz beweist ja nur, daß er sich dennoch, vielleicht überlagert von gewöhnlichen Regungen und gesellschaftlichen Rücksichten, seelisch verbunden weiß. So dürftig dies Band ist, es ist lebendig. Der Pfarrer, der es als einen Zipfel zu den Herzen mit beiden Händen greifen muß, möge ruhig dabei auch die nationalen Gefühle zu Hilfe rufen. In der Tat des Opfers, in der geleisteten Verpflichtung des Einzelnen für die Gemeinschaft wird er zugleich die Keime christlichen Empfindens bei denen pflegen, die seiner Lehre sonst nicht folgen.

Dieses Gemeinschaftsgefühl ist die breite Tragfläche, ohne die das übrige Gebäude nicht stehen kann. Erstirbt es heute, so trifft den Abtrünnigen die Schuld, aber auch die Kirche wird schuldig, denn dies Mindeste kann durch lebendiges geistliches Wirken erreicht werden.

Unsere Kirche wird dann wieder auferstehen und aus einem Verwaltungskörper, der sie heute vielfach ist, zum seelischen Mittelpunkt des Volkes werden, wenn sie von oben reformiert wird. Wir sind ebenso wie in unseren innerpolitischen Verhältnissen auch in den kirchlichen vor lauter Unentschiedenheit lahm. Dies gilt besonders für die Kirchen- und Schulpolitik. Wir merken Gärung und Wandel des Volkes und können keine Folgerung ziehen. Ein Provisorium ist, so dünkt es, der Weisheit letzter Schluß, wenn man z. B. sieht, daß diese Kirche mit vielen Hunderten von Gemeinden Monate lang ohne Landeskirchenkurator belassen wird, in einer Zeit unerhörtester Krise ohne obersten Verwalter. Straßauf und -ab pfeifen es die Spatzen von den Dächern, wie wenig Autorität Kirche und Führung haben. Man spreche mit den lebendigsten Mitgliedern des Landeskonsistoriums und höre deren Klagen über den „Verknöcherten Ausschuß" an, wobei dies Wort das mildeste ist, das ich von solchen Konsistorialräten hörte. [1]) Wissen wir nicht alle,

[1]) Ich wäre in der Lage, eine ganze Anzahl sehr ablehnender Urteile, die in oft verblüffend scharfe Worte gefaßt wurden, aus dem Munde von Männern wiederzugeben, die eine Rolle in unserem Volke spielen und das Landeskonsistorium, dem sie zum Teil selbst angehören, aus seinen Leistungen kennen. Leider fielen die Aussprüche in privaten Gesprächen. Deshalb ist es mir unmöglich, Namen und Worte

daß Personenfragen jene Änderungen verhindern, die an allen Tischen des Sachsenlandes als längst nötig täglich besprochen werden, ohne daß sich einer der Verantwortlichen fände, den Zustand, der uns fesselt, zu beseitigen. Personenfragen sind Machtfragen. Aber welche Macht üben noch Leute aus, die alt und zeitenfremd drei oder vier Jährlein ihres Einflusses nicht hinfahren lassen wollen? Ihre Macht reicht doch nur soweit, die Erstarrung zu vermehren. Wer wird die Folgen erben? Die Enkel oder die Alten? Ist wirklich kein Mann da, der die Deichsel anfaßt und die Dinge beim Namen nennt? Wir haben lange genug gewartet. Ich wage es zu behaupten, daß es keinen Mann gibt, der den gegenwärtigen Zustand unserer Kirche nicht beklagt, der nicht nach den neuen Kräften riefe. Warum wird die Wahrheit geflüstert und nicht vollzogen? Soll an der Entschlußlosigkeit weniger ein Volk zerfallen? Eine Kirche verkümmern?

Die heutige Lahmheit hat sich in einem bitteren Vorgang schon früh symbolisch angekündigt. Damals, als die Kirche es ertrug, daß anno 1916 Pfarrer ihre Posten verließen und mit der scheugewordenen Masse, die allerdings keine Führerverantwortung hat, davonliefen aus einer Gegenwart, wo es dem Unbekannten standzuhalten galt. Wir hörten, daß nachher einige dieser Pfarrer an ihrer Pflichtversäumnis schwer litten. Andere trugen sie leicht und die Kirche forderte keine Sühne. Zu gleicher Zeit standen Zehntausende unseres Volkes nicht nur vor einer unbekannten und vielleicht gar nicht vorhandenen Gefahr, nein, sie standen, junge Burschen und Männer, vor dem Angesicht des Todes fünf lange blutige Jahre; sie starben wirklich auf ihrem Posten, jahrelang, und verließen ihn nicht. Wer es dennoch getan hätte, dem wäre für solche Flucht vor dem Sterben auch die Verurteilung durch die Kirche gewiß gewesen. Glaubt man denn wirklich, daß der Geist, der es ertrug, daß einige — gottlob nicht alle! — Führer in der Panik ihr, gerade für die Not bestelltes Amt verließen, zum Ausgleich gebracht werden kann mit jenem Geist der Kriegerschaft,

dieser maßgebenden Kritiker zu nennen. Doch staune ich darüber, daß sie selbst nicht der Erkenntnis die Tat folgen lassen. Träte einer dieser „Arrivierten" auf, dieser Männer mit allergrößtem Einfluß, er fände im Augenblick von Broos bis Draas eine aufstöhnende brausende Gefolgschaft. In einem Sturm der Erlösung könnte all das, was heute mühsam von wenigen jungen, kaum bekannten Kräften vertreten wird, durchgeführt werden und wir hätten nicht den schweren Kampf der Opposition nötig, der so manches Gute naturgemäß verkrampft. Aber es ist ja unser Elend, daß die Arriviertheit auch kluge und vorausblickende Menschen zu einer aufrüttelnden Tat meist unfähig macht.

der bleibt und wiedererfteht, folange feine Diener leben und neue Männer geboren werden! Wir tragen längft den Bürgerrock wieder. Die Seelenfpaltung blieb. Nicht der einzelne Flüchtling ift fchuldig; felbft den geflohenen Führern wollen wir nicht fluchen. Immer gab es laue und ftarke Naturen. Es kommt bloß darauf an, wer führt. Die Lauen oder die Starken. Während die Männer im Felde waren, bildete fich der Geift aus, der heute noch nachwirkt und beftimmt. Die Heimkehrer hatten wohl alles geopfert, aber fie fanden nach der Heimkehr kein warmes Neft; jahrelang kämpften fie um den Platz an der Sonne, um fich das nackte Leben zu fichern, das fie vordem ein Jahrfünft dafür zu Markte trugen, daß die Zuhaufegebliebenen das ihre behielten und ihm Schutzdämme bauten. Ihr Einfluß auf die Volksführung ift durch das Schickfal bis heute behindert. Nun aber erträgt es unfere Zukunft nicht mehr, daß die Kirche immer noch in einem Geifte verwaltet wird, der der Zeit nicht beffer ftandhält. Die Flucht anno 16 ift hier genannt als ein Symbol für einen geiftigen Mangel. Als die Männer kämpften, liefen die Schützer der Gemeinden davon. Und die Kirche hielt kein Gericht über fie! Die Männer find längft wieder da. Verftehen wir endlich jenes Symbol! Soll ein verkruftetes Syftem von Beziehungen, veralterten Kirchenordnungen, von Platzängftlingen und Zeitfremden verhindern, daß in die Kirche, die doch die unfere ift, der Geift der Tapferkeit einzieht? Die Verantwortung ift heute zu laß. Der Opfermut zu gering. Der Materialismus zu groß. Wurde es feit anno 16 nicht fchlechter? Wiffen wir nicht, daß der Raub unferer Schulautonomie, noch ehe er gefetzlich fundiert war und auch da ungefetzlich blieb, auf „kaltem" Wege vor fich ging, daß wir Befehle, die uns erreichten und ungefetzlich waren, befolgten, daß wir uns zu wenig wehrten, — denn wer wird heute noch Parlamentsreden eine Verteidigung nennen? Wir brachten das Volk nicht zum Aufbegehren. Wir intervenierten. Wir fchmiffen die falfchen Verordnungen nicht aus den Fenftern. Wir fchlugen fie rumänifch und deutfch an die Wände an. Wir klagten nicht bei den Gerichten gegen den Staat. Wir intervenierten eben. Wir ftellten uns auf wie Hähne und fchrien, nun gingen wir nach Genf, unfere Geduld fei geriffen. Wir gingen nicht! Nun foll es demnächft doch gefchehen, denn bei uns find verfchobene Taten nicht aufgehobene Taten. Aber auch bei uns wird der Angriff, den man auf Eis legt, erftarren. Der Zahlungsunwille ift gewiß Materialismus. Wundert man fich darüber?

Diese Tatsachen, die einmal gesagt werden mußten, sind keine Geheimnisse. Sprecht doch mit den jungen Pfarrern, hört doch ihre Worte. Aber auch hier fehlt so vielen der Bekennermut in der Öffentlichkeit. Sich bei den Machthabern keine Läuse in den Pelz zu setzen, das ist noch heute Trumpf, wo uns die Felle weggeschwommen sind. Die ursächsische Ängstlichkeit hemmt die Besten; sie übersetzen sie mit „Volksdisziplin". Da wird noch immer christlich verziehen und verstanden. Da ist der Mangel an Kraft noch läßlich. Da versteht man noch, daß der Nächste auch sein Kreuz hat. Warum hat man die harte Hand zuerst gegen den kleinen Mann?

Dreizehn Jahre ertrugen wir, daß Stein nach Stein aus dem Bau der Kirche gebrochen wurde. Wir redeten uns ein, der Weg der Diplomatie und der Interventionen werde, wenngleich er im Augenblick nichts bringe, später etwas taugen. Prüfen sich die Leute, die diesen bequemen Weg gingen, ob sie an ihn geglaubt haben? Haben nicht alle davon geredet, daß uns einmal doch nichts anderes übrig bleibe, als nach Genf zu gehen? Und gingen doch nicht. Warum rief man kein rumänisches Gericht gegen die Ungesetzlichkeit mancher Gesetze an? Das wäre doch ein Weg gewesen, durch den Staat zum Rechte zu kommen, das wir uns nehmen ließen.

Man beschönige nichts mehr. Große Redensarten, beleidigte Verwahrung sind private Angelegenheiten. Nennt doch die Taten und die Früchte euerer besten Absichten! Greift euch an die Brust und prüft euch, ob ihr davon überzeugt wart all die Jahre, daß ihr mit dem von euch eingeschlagenen Weg uns wirklich wiederbringen könnt, was ihr aus unserem Gut auf dem gleichen Wege verloren habt.

Eine Kirche ist wie ein Volk. Da wohnen auch die Schwachen neben den Starken, die Mutlosen neben den Tapferen, die Dummen neben den Klugen, die Greise neben den Männern. Wer hat die Wage in der Hand? Nur darauf kommt es an!

Es ist — wer weiß das nicht seit Jahren! — die höchste Zeit, neuen Wein in die alten Schläuche zu gießen. Es wäre das Ende, wenn der Wein nicht schon bereit läge, nicht schon gärte auch innerhalb der Kirche. Seht nur um Euch! Da ist der schaffende Geist noch in vielfacher Gestalt. Da gibt es noch manchen ernsten Arbeiter am Werke. Da reift manch eine Frucht auch in dieser Zeit. Aber darauf kommt es an, daß das Steuer herumgeworfen wird, daß das Blut wieder lebendig kreist, daß man die Hacke in die Hand nimmt und jätet, was heute den Schößlingen das Licht verwehrt!

Er spricht:

Von Ludwig Fritsch

„Tausend Jahre sind vor mir wie ein Tag.
Durch die Gezeiten bin ich stets der Gleiche.
Und dennoch offenbar' ich mich in meinem Reiche
So vielgestaltig als ich mag.

Ich war am Anfang und ich bin am Ende,
Ich bin, wo Ende wieder Anfang wird.
Ich bin Gesetz! Bin jede Weltenwende,
Ich irre nicht, nur wer mich denkt, der irrt!

Denn in sein Herz goß ich dem Menschen Weisheit,
Und nur das Hirn, das diesen Pulsschlag spürt,
Hat auch in stillem, andachtsvollen Suchen —
Von ferne — meinen Saum berührt.

Mir sind sie gleich lieb, meine Söhne,
Die als Propheten meinem Namen sich geweiht.
Der Menschen Seele sehnsuchtsvolle Töne,
Sie schwingen fort in alle Ewigkeit.

Ich blick' herab auf ihre wechselvollen Taten,
Auf die Ideen, auf die sie sich versteifen,
Und ihrer Köpfe aufgeregtes Rätselraten
Belächle ich und denk:
Die wollen mich begreifen!?"

Rückzug der Mütter aus dem Berufsleben

Von Dr. Hermine Pilder-Klein

Die folgenden Ausführungen wenden sich an die deutschen Frauen überhaupt und sind entstanden im Rahmen einer Aussprache über die gerechte Aufteilung nach Geschlechtern der sich immer enger begrenzenden Arbeitsmöglichkeiten für geistige Arbeiter.

Nicht so akut wie in Deutschland beginnt der wachsende Mangel an Arbeitsgelegenheiten doch auch unserer heranwachsenden Jugend bereits ernste Schwierigkeiten zu bereiten, und der Kampf um die Ab-

grenzung der Arbeitsgebiete wird auch bei uns entbrennen müssen, soweit er nicht schon im Gange ist.

Meine Ausführungen wollen und können in diesem Kampf nicht allgemein Stellung nehmen. Was ich vermeine vorschlagen zu müssen, ist eine Teillösung, die im Titel meines Artikels ausgesprochen ist.

*

Wir Auslanddeutsche verfolgen mit brennenden Herzen die Bemühungen unseres Muttervolkes im Reiche, seiner vielfältigen und argen Not Herr zu werden. Ich im besonderen sehe die Probleme, die unsere Gegenwart der Frau stellt und die Versuche, die zu ihrer Lösung unternommen werden. Die Frauenbewegung selbst hat sich zu einem Komplex problematischer Fragen ausgewachsen. Ein Ausschnitt daraus umfaßt die Stellung der berufstätigen Akademikerin innerhalb des deutschen Arbeitsmarktes, ihr Verhältnis zur Arbeitslosenfrage.

Seit die Zahl der Arbeitslosen in Deutschland in so erschreckendem Maße zunimmt, ist viel zu diesem Thema geredet und geschrieben worden. Die Stellungnahmen dazu, mögen sie von männlicher oder weiblicher Seite kommen, bewegen sich durchwegs zwischen zwei Extremen: Entfernung der Frau aus den akademischen Berufen fordern die Einen — „heute zwei oder drei Menschen statt lediglich sich selbst zu ernähren ist im Hinblick auf die Gesamtheit bereits eine größere Leistung als die bessere Note oder selbst die bessere Leistung“ (Weller) — Beibehaltung der Frau in den akademischen Berufen, forderen die Anderen, weil sich mit der geistigen Leistung oft genug die materielle, „positiv-familienstützende“ Leistung verbindet. Die berufstätige Frau entlastet Brüder, unterstützt Eltern und ergänzt schließlich das Einkommen des eigenen Gatten (G. Bäumer).

Mir scheint die Frage weniger einfach zu liegen. Aus der Ferne geschaut, verdichtet sie sich zum Problem, das unter dem Aspekt einer augenblicklichen katastrophalen Wirtschaftslage nicht zu lösen ist, weil es jenseits der Materie, in geistig-seelischen Bereichen wurzelt. Die Statistik mag in mancherlei Belangen den Überblick erleichtern, im vorliegenden Fall lenkt sie den Blick vom Wesentlichen ab.

Ein Versuch zur Lösung darf zweifellos von der „gesunden Existenz des Volkslebens“ ausgehen, insofern als die seelisch-körperlich-geistige Gesundung des Volkes Vorbedingung ist für die Erhaltung der Kultur. Denn wesentlicher als das Übertauchen der gegenwärtigen materiellen

Not scheint mir zu sein der Gedanke an die sittliche und die geistige Not unserer Gegenwart. Dringender als des täglichen Brotes bedürfen wir heute des Gewissens. Nicht nur Gewissen haben, sondern darauf hören, mehr: darnach handeln. Und notwendiger als das tägliche Brot ist, daß sich die gleichmachenden, uniformierenden Kräfte, die jetzt am Werke sind, wieder in unterscheidende, differenzierende Kräfte umwandeln. Daß Männer wieder Männer und Frauen wieder Frauen werden. Vielleicht, daß auf diesem Wege, wenn er mit verantwortungsbewußter Konsequenz gegangen wird — ich verstehe darunter, sich seinem Gewissen und dem künftigen Geschlecht gegenüber verantworten — ohne unser besonderes Dazutun, sozusagen nebenher und auch von selber sich eine Milderung der gegenwärtigen Arbeitslosenkrise ergäbe. Ich sehe hier eine Aufgabe, zu deren Lösung die Frau mehr als man bei flüchtigem Zusehen meinen möchte, beitragen kann. Indessen nicht so sehr durch ihre Tätigkeit im öffentlichen Leben, als durch ihr Werk am heranwachsenden Geschlecht, am Kinde. Durch ihren Mutterberuf.

Oder wird man nach hundert Jahren fragen: Welche Berufsleistung vollbrachten die deutschen Frauen in der traurigen Zeit nach dem Kriege? Ich meine, man wird eher fragen: Was taten die deutschen Mütter jener Zeit, um ihre Berufung auf Erden zu erfüllen? Was taten sie dazu, um dem heranwachsenden Geschlecht Ehrfurcht beizubringen, ihm Ehrfurcht vorzuleben vor dem, was heilig ist, um ihm das Gut-sein vorzuleben, um es zu lehren, in allen Dingen Grenzen einzuhalten? Was taten die Mütter jener Zeit dazu, um in dem jungen suchenden Geschlecht die Überzeugung zu wecken, daß das Beste in uns das Gewissen ist?

Wird die Antwort auf solche Frage sein: Heil ihnen und Dank, sie wußten, was sie Gott und ihrem Volke schuldig waren. Sie taten ihre Pflicht. Sie waren ein Beispiel dafür, wie man hienieden selbstlos und fröhlich sein Werk vollendet. Sie suchten die Schwierigkeiten des Lebens nicht zu lösen, indem sie sie zerredeten und zerschrieben, sie aufbauschten und verwirrten, sondern indem sie ihren Söhnen und Töchtern ein lebendiges Vorbild waren.

Ich fürchte, die Antwort unserer Urenkel wird anders lauten: Nein, werden sie sagen, sie erfüllten ihre Aufgabe nicht, denn sie vergaßen die Opferbereitschaft. Die Mutter vergaß, daß sie dazu bestimmt ist, Boden zu sein, nichts als Erde, aus dem das heranwachsende Geschlecht seine sittliche Kraft saugt. Sie vertrieb das Kind aus dem

Paradies ihres Herzens. An seine Stelle setzte sie die eigene Person. Unter dem Vorwand, das einseitig männlich gefärbte Weltbild bedürfe des Stempels der geistigen Mütterlichkeit, wurde sie sich selbst zum Götzenbild. Die Wenigen, die dieser menschlich-kleinlichen Idee wenigstens ihren relativen Wert beließen, indem sie sich mit aller Aufrichtigkeit für ihre Verwirklichung einsetzten, auch sie vermochten die Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß diese einseitig männlich orientierte Kultur, statt sich infolge der weiblichen Geistzufuhr nun der erstrebten Ausgeglichenheit wenigstens zu nähern, ein Zerrbild ihrer selbst wurde wie nur je zuvor. Sie konnten es nicht verhindern, daß die äußere „Gleichberechtigung" zu innerer Gespaltenheit und zu seelischem Jammer führte bei jenen Frauen, deren Ohr noch fein genug war um die Stimme der Natur zu hören. Denn diese ahnten in ihren Tiefen, daß sie unantastbare Seiten ihres weiblichen Urwesens auf unverantwortliche Weise preisgegeben hatten. Daß sie aus Höhen des unwägbaren, unmeßbaren Dienstes in die Tiefe des wägbaren, meßbaren Verdienstes herabgestürzt waren. Wissen war an die Stelle des Gewissens getreten.

So etwa müßte das Urteil unserer Nachfahren ausfallen. Und nicht mit Unrecht. Zugegeben, daß es „Formen der Verbindung von Beruf und Ehe (geben mag), die durchaus gesund sind" (G. Bäumer), sicherer ist, daß die Verbindung von Beruf und Mutterschaft ein Schaden ist für unser Volk, ein Schaden für die Familie und ein Schaden nicht zuletzt für die Mutter selbst. Wundert sich denn gar niemand darüber, daß „eine ganz andere Relation (besteht) zwischen der Zahl der Studentinnen und dem tatsächlichen Zugang zu den akademischen Berufen wie bei den Männern... Die Annahme, daß eine quantitativ ins Gewicht fallende Zahl von Frauen auf die Ehe verzichtet, nur um im Beruf zu bleiben, ist durch keine Erfahrungen bestätigt" (G. Bäumer). Also offenbar ein Beweis dafür, daß die Berufstätigkeit, in der Form wie sie heute geübt wird, der Frau innerlich nicht gemäß ist. Sonst bestünde ja kein Grund, den Beruf bei der ersten besten Gelegenheit links liegen zu lassen. Tatsächlich gibt ihn ein großer Teil der Frauen nach der Eheschließung auf. Der restliche Teil aber hat sich in neunzig von hundert Fällen eher von der tatsächlichen oder eingebildeten, materiellen Notwendigkeit leiten lassen, als von wirklicher Liebe zum Beruf.

Es werden ja im Reiche so gern statistische Erhebungen angestellt.

So mache man doch einmal eine Umfrage bei den im akademischen Beruf tätigen Müttern:

1. Frage: Welche Gründe bestimmten Sie zur Beibehaltung Ihres Berufes nach der Eheschließung?

2. Frage: Schätzen Sie Ihre Berufsleistung anders ein, als eine gute Männerleistung am selben Platze?

3. Frage: Sind Sie befriedigt von der Art und Weise, wie Sie Ihren zweierlei Pflichten zu genügen vermögen?

4. Frage: Halten Sie eine Verbindung von Beruf und Mutterschaft für zweckdienlich im Hinblick auf die gesunde Existenz unseres Volkslebens?

5. Frage: Halten Sie sie für zweckdienlich im Hinblick auf die Entwicklung unserer Kultur?

Das Ergebnis einer solchen Rundfrage wäre nach zwei Richtungen hin fruchtbar: Es würde breite Kreise (auch der kinderlosen Frauen!) endlich darüber aufklären, warum die Betätigung der Frau im öffentlichen Leben (Politik) nicht den Umfang, geschweige denn die Form, angenommen hat, die man erwarten zu dürfen glaubte. Sie würde aber außerdem manche Frau veranlassen, sich selbst zu besinnen und vor ihrem Gewissen Rechenschaft abzulegen. Der sofortige praktische Erfolg wäre dann vielleicht, daß sie trotz der materiellen Versuchung ihren Beruf endgültig aufgäbe.

Dies führt an den Ausgangspunkt meiner Darlegungen zurück. Mit Maßnahmen von außen — numerus clausus, „wesensgemäße Arbeitsleistung" — wird m. E. im gegenwärtigen Zeitpunkt wenig auszurichten sein, abgesehen davon, daß sich derartige Maßnahmen erst nach einiger Zeit auszuwirken beginnen. Wenn zur Verminderung der Arbeitslosen aber von Frauenseite überhaupt etwas getan werden kann, so muß es sofort geschehen. Und die Besinnung, der Anstoß dazu, muß aus der Reihe der Frauen kommen. Es darf den Frauen die moralische Genugtuung nicht genommen werden, selbst gutzumachen, wo sie gefehlt haben.

Es liegt im Sinne meiner Ausführungen, dem Wort „Frau" den Begriff „Mutter" zu geben. Die Stellung der kinderlosen Frau auf dem deutschen Arbeitsmarkt konnte hier übergangen werden, teils weil sonstige Auseinandersetzungen über moderne Frauenfragen sich ausschließlich mit dem sehr komplexen Problem der kinderlosen Frau beschäftigen, teils weil es mir leichtfertig erscheint, dem tatsächlich bestehenden tragischen Konflikt zwischen dem Recht auf Arbeit der be-

rufstätigen kinderlosen Frau und demselben Rechte des berufstätigen Mannes auf einigen Druckseiten zu Leibe rücken zu wollen. Eins scheint mir jedenfalls fest zu stehen: Die kinderlose Frau vergeht sich mit Bewußtsein nicht gegen die Natur.

Gesündigt haben wir, die berufstätigen Mütter, an unserer Familie und damit in weiterem Sinne an unserem Volk. Das kann zu einem winzigen Teil dadurch wieder ausgeglichen werden, daß wir uns entschließen, den Opfern, die täglich von uns gefordert werden und die wir freudig bringen, ein kleines materielles Opfer hinzuzufügen: Treten wir freiwillig von unseren Berufsstellen zurück. Verzichten wir im Bewußtsein unserer Verantwortung höheren Pflichten gegenüber auf unseren Beruf! Überlassen wir Arbeit und Brot anderen, die seelisch und materiell mehr Anrecht darauf haben als wir.

Eine kleine mutige Tat von Wenigen vollbringt immer noch mehr, als viel Reden von Vielen. Laßt uns darum mit dem Beispiel vorangehen. Vielleicht, daß unser Beispiel eine lebendige Wirkung habe über die Stunde hinaus, aus der es geboren wurde.

Gedichte von Rose Ausländer

An ein Blatt

Du grüne Schaukel duftiger Schmetterlinge,
du windgekoste, leicht-geschmeidige Schwinge,
du herzgeformte köstliche Gestalt!
Auf deiner seidenglatten Innenfläche
verrinnen dünne, krause Linienbäche
wie lichte Pfade in dem tiefen Wald.

Wie zart, wie rührend diese Äderungen,
ein holdes Netzwerk, faserfein geschwungen,
das in den Schaft des schlanken Stengels läuft!
Verträumte Sonnenkringel ziehen Reigen
um deinen Leib, der selig an den Zweigen
wie eine Frucht im goldnen Wetter reift.

Dem Morgentau ein unberührter Becher,
dem heißen Wanderer ein kühler Fächer,
dem Vogel Heimat, dem Verliebten Duft!
Wie viele Herzen, die dir gläubig lauschen,
wird deine Melodie zur Ruhe rauschen
im Küssetauschen mit der süßen Luft?

Abschied

Sie waren lange durch den Park gegangen
und ihre Seele hing an seinem Munde.
Er schwieg zu ihr. Da schwieg die weite Runde
und alles Prangen war vor ihr verhangen.

Durch einen Flor von Trauer und von Tränen
sah sie das Schillern, das vom Laub zum Grund
hinsprudelte in goldnen Wellensträhnen
und sich ergoß in seinen süßen Mund.

Im Mittagsglanz vibrierten alle Pfade
und auf dem Teiche tanzte tolles Licht.
Die Wasserrose legte ihr Gesicht
zärtlich aufs Wasser hin zum Sonnenbade.

So eingehüllt vom Leuchten dieser Stunde
und von der Einsamkeit, die er ihr schwieg,
schloß aller Sinne Tore sie und stieg
hinunter in die Tiefe ihrer Wunde.

Rundschau

In der Sackgassenpolitik, in der wir uns bewegen, hin und her und her und hin, und aus der wir keinen Ausweg sehen, pflegen wir uns über alle Entscheidungen mit der Versicherung hinwegzusetzen, daß Politik die Kunst des Möglichen sei. Wir ziehen uns auf eine geschichtsphilosophische Ausflucht zurück, und entschuldigen uns mit ihr. Wir behaupten, daß wir gar nicht anders handeln können, als so, wie wir eben handeln. Wir vertagen, wir halten hin, wir schieben hinaus und können gleichwohl das Ende nicht abwenden.

Man sollte uns doch endlich mit diesem Möglichen verschonen! Das Mögliche ist vieldeutig, schwankend, schillernd. Und an sich ist es grenzenlos. Möglich ist alles und nichts. Es umschließt genau so ein Maximum von Dingen, die Menschen durchzusetzen sich bemühen, wie ein Minimum. Und nur unsere menschliche Schwachheit hat sich daran gewöhnt, mit dem Möglichen die Vorstellung eines Minimums an Forderungen zu verbinden... Kein Vernünftiger wird von einem Staatsmann ein Unmögliches verlangen. Wer ein Notwendiges tut, der bedient sich selbstverständlich der Möglichkeiten, die er für seine Zwecke vorfindet oder die er als Mittel herbeiführt... Notwendigkeit wendet die Not.

Und Politik ist die Kunst des Notwendigen. Moeller van den Bruck

Politische Chronik. Über allem, was heute in Europa geschieht, steht dies Wort von Moeller van den Bruck, dem großen Denker und geistigen Schöpfer der jungen deutschen Nationalbewegung. Das gleiche Wort steht auch über den Ereignissen der rumänischen Politik. An seiner Wahrheit ist die Iorga-Regierung gescheitert. Wir haben wenig Vertrauen, daß die nationalzaranistischen Nachfolger einen besseren Weg gehen. In ihren Gedanken bestimmt das Alte, die Ideologie eines in Auflösung befindlichen politischen Denkens, das Gestern; in ihrem Wesen die Labilität einer Generation, die ganz Europa in den Jammer führte. Ob die neuen „alten" Parteimänner den Entscheidungskampf um diesen Erdteil wirklich übersehen, ist zweifelhaft; daß sie es nicht wagen werden, für die natürlichen Interessen Rumäniens

Partei zu ergreifen und damit aus Zuschauern zu Handelnden der epochalen Auseinandersetzung zu werden, mehr als gewiß. Wir leben noch immer im Übergang. Vielleicht ist es der Wille der Vorsehung, daß er so lange anhält. Die schöpferischen Gedanken, die heute nur die Jugend denkt, gewinnen so Zeit auszureifen. Eine Jugendbewegung gibt es bloß in Deutschland. Alles, was sich jugendlich gebärdet in anderen Ländern, ist daran gemessen belanglos. Erst der Sieg der nationalen Umschichtung in Deutschland, die eine geistige, seelische und charakterliche Verjüngung bedeutet, wird die ausweglose Politik des Erdteils dynamisch machen. Dann tritt auch Rumänien vor die entscheidende Frage seiner Umorientierung. Sie wird ihm bald gestellt werden. Bis dahin wird es durch die Krise, durch den wirtschaftlichen Verfall, durch die grausame, aber überzeugende Lehre der Not für die rechte Antwort vorbereitet sein. Es wird erfaßt haben, daß ein Volk aus seinen geopolitischen Gebundenheiten nicht ungestraft fortstreben kann, daß es für Rumänien ein Widersinn ist, der sich zuerst in wirtschaftlichen Folgen auswirkt, wenn es seinen Schwerpunkt nach Paris verlegt und als Schuldnerland Gläubigerpolitik macht, die sich vornehmlich in der manischen Festhaltung der Währungsstabilität und in der Untätigkeit gegen den Kaufkraftschwund im Inland äußert. Unser Rettungsmittel ist geopolitisch gegeben und heißt Außenhandel. Daß Außenhandel für uns nur ertragreich ist, wenn er durch feste Abmachungen mit den Staaten, die als Kunden und Lieferanten — wieder aus geopolitischen Gründen — immer in Betracht kommen, gesichert wird, wenn er also den freien Welthandel umgeht, beginnt man zu ahnen. Diese Erkenntnis fordert eine Annäherung an Deutschland und an den von ihm vorwiegend bestimmten wirtschaftlichen Großraum: Mittel- und Zwischeneuropa; man muß also mit den Staaten dieses Raumes wirtschaftsförderative Bindungen suchen, denen selbstverständlich auch politische Folgen beiwohnen. Man sieht es wohl, aber man fürchtet sich, den Gedanken zu vollziehen. Das lächerliche Spiel um den deutsch-rumänischen Präferenzbetrag, der uns den ersten Schritt in dieser Richtung bot und uns sofort einen zusätzlichen Absatz eröffnet hätte, zeigt, bis zu welchem Maße die Verwirrung in Bukarest dominiert. Es ist hier nicht der Raum, um die Knäul von Empfindungen und politischen Ängsten zu durchleuchten, die immer wieder den Ausschlag geben, wenn uns Frankreich seine unmilde Hand zustreckt. Wir leben aus dieser Gnade, aber wir leben schlecht. Wir leben wider die Natur. Denn Frankreich kann uns kaum noch etwas geben und dies Etwas ist auch nur wenig Geld, das in einigen Monaten verpufft. Aber man fürchtet noch, daß eine wirtschaftliche Annäherung an Deutschland politische Wirkungen haben könnte, vornehmlich in der Revisionsfrage. Nun — gegen eine Revision ist Frankreich aus eigenen Interessen eingestellt, genau wie Rumänien, das immerhin den Vorteil hat, an den von Deutschland geforderten Revisionen höchstens mittelbar interessiert zu sein. Eine Revision in Polen und in der Tschechoslovakei wird kommen, der Anschluß Österreichs ans Reich wird kommen und der große autarke Wirtschaftsblock Deutschland-Zwischeneuropa wird kommen. Rumänien wird dabei sein. Es könnte heute schon darauf hinarbeiten und außerordentlichen Gewinn ziehen. Schutz Frankreichs gegen Rußland? Wenn Rußland marschiert, steht entweder Europa geschlossen dagegen auf, aber nur, wenn seine heutige Situation grundlegend geklärt ist, d. h., wenn Deutschlands Forderungen erfüllt sind, oder es entsteht ein europäischer Krieg, der Frankreich am Rheine bindet. Ginge in dieser Konstellation Rumänien mit Deutschland

und Rußland, so wäre es von unmittelbarer Gefahr frei, die beßarabische Frage ließe sich über Berlin lösen. Ja, es könnte sogar Neutralität bewahren.

Diese großen Fragen geistern am Himmel. Sie werden noch manches rumänische Kabinett stürzen, bis ein Mann das Ruder übernimmt, der wieder zu handeln wagt. Der Regierung Jorga weinen wir nicht nach, wir fluchen ihr nicht. Sie hat Gesetze mißachtet, wie andere auch. Sie war entschlußlos in ernsten Fällen, wie in der Bankenkrise. Sie hat Neuerungen gebracht, wie die Konvertierung der Bauernschulden und damit vielleicht guten Willen bewiesen, aber noch mehr Unklarheit. Sie gab den Minderheiten ein Staatssekretariat, das als eine Institution, aus der einmal etwas Fruchtbringendes werden kann, auf die Habenseite gebucht sei, wenn auch seine bisherige Bedeutung gering ist.

Ziehen wir die Schlußrechnung: Das Jahr der Jorga-Regierung hat keine wesentlichen Entscheidungen gebracht. Über Absichten und Schwächen triumphierte die Krise.

Nun müssen wir wieder an die Wahlurne. Der Ausfall der Wahl für die Parteienverteilung ist nicht schwer vorauszusagen. Es wird auch diesmal beim Alten bleiben, denn von den heutigen Parteien ist nichts zu erwarten. Dagegen hat die Wahlausschreibung die struktuellen Verschiebungen im Deutschtum des Landes, von denen schon oft die Rede war, noch deutlicher hervortreten lassen. Aber auch hier gilt das Wort Moeller van den Brucks.

Niemals ist die Frage unserer Wahltaktik so ernstlich diskutiert worden. Es besteht kein Zweifel darüber, daß angesichts des Verhaltens aller rumänischen Parteien uns gegenüber eine Kandidierung unserer Parlamentsanwärter auf einer eigenen Liste die klarste Lösung gewesen wäre. Dies ist in verschiedenen Aufsätzen unserer Presse auch gefordert worden. Am schärfsten in der oppositionellen, wobei z. B. von der in Kronstadt seit kurzem erscheinenden radikalen „Sachsenburg" und der „Selbsthilfe" in starker Anlehnung an die nationalsozialistische Bewegung im Reich unser Alleingehen u. a. darum verlangt wurde, weil das deutsche Volk als das Mehrheitsvolk in Mitteleuropa keine Minderheitenpolitik machen dürfe. Tritt in dieser Forderung der Gedanke vor, daß die Gemeinbürgschaft aller Deutschen lebendiger werden müsse, so unterschreiben wir sie, mit der Bemerkung, daß sie sich in erster Linie an die Reichsdeutschen richtet, die bis heute auch in den radikal-nationalen Flügeln über ein gefühlsmäßiges Verbundensein mit dem Auslanddeutschtum nicht hinausgelangt sind und es in ihrer Politik fast gar nicht berücksichtigen. Überall im Reich wird noch viel zu kleindeutsch und nationalstaatlich gedacht. Nur wir Auslanddeutschen sind die wirklich schaffenden Vorläufer einer größeren deutschen Schicksalsgemeinschaft, die mit dem ganzen Volke plant. Es ist darum abwegig zu meinen, wie es die „Sachsenburg" tut, daß die „Gestaltung der Beziehungen zum rumänischen Staat und mithin die Wahrung unserer Rechte" „nicht Aufgabe innerpolitischer Aktionen" sei, sondern Aufgabe des Reiches, daß wir daher eigene Positionen aufheben müßten und grundsätzlich bloß durch den Minderheitenminister (der doch kein deutscher, sondern ein Minister der Minderheiten Rumäniens ist) unsere Interessen vertreten lassen sollten, der überdies die Verbindung zwischen Reich und Rumänien zu pflegen hätte (als ob es nicht deutsche Gesandte gäbe). Solche Träume sind unreal. Wir haben die Pflicht, uns selbst zu verteidigen. Wir haben bis noch keine Gewähr, daß uns das Reich oder kommende deutsche Machthaber beschützen und würden Mannesmut, Idee, Glauben verlieren, jede Lebensberechtigung selbst verscherzen, wenn wir aus unseren

Hoffnungen auf die deutsche nationale Bewegung, die doch im eigenen Handeln ein Echo finden muß, solche Konsequenzen ziehen. Nein, wir sind unseres Schicksals Schmied. Daß wir allerdings aus der beginnenden stärkeren Bindung des deutschen Volkes an alles, was deutsch ist und lebt, einen Antrieb erfahren und erstreben müssen, der auch unsere politischen Ziele beeinflußt, ist klar. Gerade, weil diese tieferen Vorgänge auf eine Neuordnung der europäischen Situation hinzielen, ist es schmerzlich, daß wir auch diesmal den Weg des Wahlpaktes mit der Regierungspartei gegangen sind. Er war aus taktischen Gesichtspunkten von den Volksräten gewählt worden, weil die Einigkeit der Deutschen in den außersiebenbürgischen Gebieten zu gering ist, um bei deutschen Listen einen sicheren Wahlerfolg zu verbürgen. Damit wurde nun allerdings ein eigenes Versäumnis zur Begründung gemacht. Der Verband der Deutschen in Rumänien, dessen Impotenz bekannt ist, hätte die Einheit längst schaffen müssen und können. Wenn wir uns heute hinter den Pakt mit der Regierung, der uns überdies weniger Abgeordnete zubilligt, als wir sie unter Jorga hatten, stellen, so mag eine gewisse Beruhigung höchstens darin gesucht werden, daß politische Verpflichtungen nicht übernommen wurden. Zwar meinen wir, daß ein freier deutscher Wahlkampf ungeahnte nationale Kräfte erweckt hätte, die bei richtiger Führung des Volkes der Ausgangspunkt zu einer tiefreichenden inneren Konsolidierung hätten sein können. Dazu gehört aber eine andere Blickrichtung als die heute noch bestimmende. Und so hat das Gegenargument, daß bei einem wahrscheinlichen — durch langjährige eigene Fehler bewirkten — Mißerfolg einer deutschen Liste kein einziger Abgeordneter, der den Volksräten nahesteht, unsere Interessen vertreten werde, was unbedingt Schaden brächte, Gewicht, solange man eben mit einem nur taktisch verbundenen Volke rechnet.

Nach Abschluß des Wahlpaktes gelang es im Banat, zwischen dem Schwäbischen Volksrat und der Freien Deutschen Gemeinschaft schon längere Zeit andauernde Einigungsverhandlungen zu einem günstigen Ende zu führen. Damit ist die schwäbische Front zwar noch nicht vollständig geschlossen, aber doch wesentlich gestärkt worden. Unmittelbar findet dies seinen Ausdruck auch darin, daß ein Vertreter der bisherigen Opposition unter die Abgeordnetenkandidaten aufgenommen wurde.

Die Entscheidung der Volksräte ist verpflichtend geworden. In Siebenbürgen sind die alten Abgeordneten kandidiert und damit die inneren Verlagerungen nicht berücksichtigt worden. Es hätte nichts geschadet, wenn man wenigstens die zwei schwächsten Abgeordneten ausgetauscht und durch neue Leute ersetzt hätte.[1]) Von einem höheren Standpunkt aus ist dies aber günstig: gerade durch diese offizielle Bestätigung des Bisherigen wächst der Druck zur inneren Klärung. Die außersächsischen Zersetzungs-

[1]) Im Burzenland fand eine Vorwahl statt, die in vieler Hinsicht lehrreich ist. Der seit Jahrzehnten im Burzenland zum Abgeordneten gewählte Direktor des sieb. Landwirtschaftsvereins Fritz Connert stand hier dem von der „Selbsthilfe" aufgestellten Kandidaten Dr. Alfred Bonfert gegenüber. Für Connert, der vom Landwirtschaftsverein gerade als Vertreter der Bauernschaft unterstützt wurde, war große Propaganda gemacht worden. Bonfert war in der Stadt nicht bekannt, auf dem Lande wenig. Nun ist es als ein Beispiel für das Maß, in dem die offiziellen Körperschaften als Ausdruck des Volkswillens gelten dürfen, bezeichnend, wie die Abstimmungen ausfielen: Der Volksrat schlug Connert als Burzenländer Kandidaten einstimmig vor, der Burzenländer Kreisausschuß mit allen gegen vier Stimmen. Die Vorwahl im ganzen Burzenland mit Einschluß Kronstadts brachte Connert aber nur rund 60%, Bonfert rund 40% der Stimmen; die Bauernstimmen fielen zu 54% auf Connert, zu 46% auf Bonfert, die Bauernstimmen des Burzenländer Oberlandes zu 41% auf Connert und 59% auf Bonfert. Diese Ergebnisse beweisen wieder die Notwendigkeit zu tiefgreifenden inneren Klärungen.

erscheinungen verpflichten ebenfalls dazu. Wäre durch Beteiligung an den Mandaten die Jugend selbst für die taktische Politik verantwortlich gemacht worden, so hätte es sie belastet. Nun kann sie nach der Wahl umso freier dafür eintreten, was heute in ihr an neuen Zielen lebt und was die einzige Ideenquelle unserer Politik ist. Die Früchte werden bald reif sein. Für Siebenbürgen ist der Sachsentag die erste Etappe. Es sei hier noch bekanntgegeben, daß der Vorsitzende des Vollzugsausschusses der Versammlung vom 7. Juni 1931 Alfred Pomarius den Volksrat auf seine im Sächsischen Volksprogramm verankerte Pflicht zur Auflösung und Neuwahl der sächsischen politischen Körperschaften infolge der Parlamentsauflösung aufmerksam machte. Die grundsätzliche Forderung nach sofortigen Neuwahlen werde aber vorläufig von dem Vollzugsausschuß der erwähnten Versammlung zurückgestellt in der sicheren Erwartung, daß der für den Herbst einberufene Sachsentag auch eine Neuordnung des Wahlverfahrens bringen werde, dessen erste selbstverständliche Folge die eigentlich jetzt schon vorzunehmende Neuwahl unserer Körperschaften sein muß.

Heinrich Zillich

„Sächsisches Volksopfer". Wir verweisen auf das Septemberheft des letzten Jahrganges, wo wir über die erste Versammlung in Kronstadt berichteten, die die Schaffung eines sächsischen Volksopfers ins Auge faßte. Die Vertreter dieser Idee bestanden damals fast ausnahmslos aus Anhängern der am 7. Juni 1931 in Hermannstadt gefaßten Beschlüsse. Nun überhitzte sich kurz nach der Kronstädter Volksopfer-Versammlung die innerpolitische Atmosphäre, da die Wahlen zu den Kreisausschüssen unmittelbar bevorstanden. Es wurde der Verdacht laut, daß das Volksopfer nur ein taktisches Mittel sei, um das Wasser auf die Wahlmühle der Leute vom 7. Juni zu treiben. Diese Verleumdung konnte nicht anders pariert werden, als daß wir die Durchführung des Opfergedankens hinausschoben bis in eine Zeit, wo die geängstigten Gemüter sich beruhigten und wo es möglich erschien, wirklich alle Volkskreise zur Mitarbeit zu bewegen.

Eine in Kronstadt vor wenig Wochen abgehaltene große Versammlung ist nun endlich an die Verwirklichung geschritten. Ein dort bestellter vorbereitender Ausschuß gab nachher einen Aufruf heraus, der sich vorläufig in erster Linie an Kronstadt richtet. Wir zitieren daraus die wichtigsten, allgemein bedeutsamen Stellen und bemerken noch, daß die Eintragungen in die Opferbücher rasch vorwärtsschreiten: „Dies Sächsische Volksopfer ins Werk zu setzen und damit den Sieg einer Gesinnung vorzubereiten, die allein uns aus unserer gegenwärtigen Notlage helfen kann, hat am Montag, den 30. Mai l. J., eine große Versammlung in Kronstadt stattgefunden, die sich grundsätzlich zum Opfergedanken bekannt hat. In ihrem Auftrag hat der namentlich unterfertigte Vorbereitende Ausschuß Ziel und Durchführung des Volksopfers in gründlicher Weise beraten und legt nun das Ergebnis der sächsischen Öffentlichkeit vor: 1. Unumstößlich bleibt für diese Volksspende der Charakter der freiwilligen Beitragsleistung über die schon bestehenden kirchlichen und völkischen Verpflichtungen hinaus. 2. Der Zweck dieses Volksopfers soll sein: a) Die Schaffung eines Nationalfondes durch Zielsparen, um verlorengegangenes Volksvermögen wieder einzubringen, wobei eine wertbeständige Anlage selbstverständliche Voraussetzung ist. Das Erträgnis des Nationalfondes soll, sobald er eine gewisse, von der Spenderversammlung festzusetzende Höhe erreicht hat, die kirchlichen und nationalen Lasten der Volksgemeinde erleichtern. b) Die Mithilfe zur Lösung dringendster Gegen-

wartsaufgaben durch Zuwendungen an Kirche und Volk wie: Arbeitslosenhilfe, ländliche und städtische Siedlung, Boden- und Hausschutz usw. Das Volksopfer faßt demnach die Bildung eines Nationalfondes und ein Notopfer für die Gegenwart in sich. Bezüglich der Verteilung der eingesammelten Beträge auf diese beiden Hauptzwecke geht der Vorschlag des Ausschusses dahin, die eine Hälfte dem Nationalfond zuzuführen, die andere aber für die unter b) genannten Gegenwartsaufgaben (Notopfer) bereitzustellen. 3. Die Verwaltung und das Verfügungsrecht über das Volksopfer steht ausschließlich der Spenderversammlung zu. Die Regelung aller diesbezüglichen Einzelheiten bleibt einem Statut vorbehalten, das die Spenderversammlung beschließen wird. 4. Jeder Sachse, der sich zur Idee des Volksopfers bekennt, bringt dieses Bekenntnis dadurch zum Ausdruck, daß er sich in eines der an verschiedenen Stellen aufliegenden Volksopfer-Bücher einträgt. Diese Eintragung bedeutet jedoch nur die grundsätzliche Bereitwilligkeit zum Volksopfer, keineswegs aber die Verpflichtung zur Zahlung einer bestimmten Summe für eine bestimmte Zeit. Vielmehr schätzt sich jeder bei den vierteljährlich erfolgenden Sammlungen immer wieder nach Gewissen und Vermögen selber ein. Die erste Sammlung findet Anfang Juli l. J. statt. Indem wir hiemit diese grundsätzlichen Feststellungen und im Zusammenhang damit die vorläufigen Richtlinien zur Durchführung des Sächsischen Volksopfers der Öffentlichkeit zur Kenntnis bringen, sprechen wir den dringenden Wunsch und zugleich auch die gewisse Zuversicht aus, daß diese große Sache, aus der Stadt des Honterus ausgehend, in doppeltem Sinn zu einer Sache des ganzen Volkes wird: Einmal dadurch, daß auch die anderen Städte und Gemeinden sich freudig zur Idee des Sächsischen Volksopfers bekennen und zur Tat schreiten und dann dadurch, daß es hier keine Scheidung mehr geben darf in Bezug auf Alter, Lebensanschauung und politische Einstellung, sondern höchstens eine Scheidung zwischen lauen, geizigen, toten Seelen und dem lebendigen erweckten Gewissen der Nation! Jeder Volksgenosse bedenke, daß auf ihn mitgerechnet ist, daß es auf sein Opfer auch ankommt, und sei es noch so klein! Eine entscheidende Zeit ruft unser Geschlecht zur entscheidenden Tat: Möchte es von der Waage des Weltschicksals nicht zu leicht befunden sein! Kronstadt, am 3. Juni 1932. Der vorbereitende Ausschuß für das Sächsische Volksopfer: Prof. Dr. A. Hermann, Vors., Dr. H. Zillich, Schriftführer, Th. Hermel, Kassenwart, D. Dr. V. Glondys, Bischofsvikar und Stadtpfarrer, A. Graf, Lederhändler, Dr. W. Gust, Syndikus, A. Schuller, Architekt, W. Staedel, Pfarrer."

Ernennung. Unser Mitarbeiter Universitätsdozent Dr. Karl Kurt Klein wurde zum außerplanmäßigen a. o. Professor an der philosophischen Fakultät der Universität Jassy und zum Direktor der Universitätsbibliothek ernannt.

Neue Bücher und Schriften

Dr. Coriolan Petranu: Monumentele istorice ale judeţului Bihor. I. Bisericile de lemn. (Die historischen Monumente des Komitates Bihor. I. Die Holzkirchen.) Petranu läßt seinen früheren Veröffentlichungen einen wertvollen neuen Band folgen. Dem ausführlichen Text folgt ein Auszug in englischer Sprache,

Petranu untersucht in diesem Bande, an Hand der Aufnahmen, alle noch vorhandenen Holzkirchen des Komitates Bihor. Wichtig sind neben den Lichtbildern die

zeichnerischen Aufnahmen, Grundrisse und Einzelheiten dieser von Jahr zu Jahr weniger werdenden Holzkirchen. Dieselben sind, wie neuerlich bewiesen wird, der eigentliche nationale Stil des siebenbürgischen Rumänentums, und bilden ein wichtiges Sondergebiet innerhalb der Gesamtkunst der Rumänen. Es sind tüchtige handwerkliche Arbeiten, die auf viele Jahrhunderte alte Übung hinweisen, wenn auch die ältesten erhaltenen Beispiele dem Ende des 17. Jahrhunderts angehören.

Von Interesse ist auch, daß die Kirche immer an einem möglichst hervorragenden Platz, oft auf kleinem Hügel, umgeben vom Friedhof, errichtet wurde. Das verwendete Material ist Holz auf Steinunterbau und bei den ältesten Kirchen höchstens das Kreuz am Turme aus Eisen.

Konstruktion und Inneres gleichen jenen in Arad und Siebenbürgen. Die Wände sind horizontales Bollwerk und tragen innen die hölzerne Tonne, die meist durch Zuganker zusammengehalten wird. Das Innere dieser Kirchen folgt byzantinischem Geiste und diesem folgen auch die überaus reichen, oft wertvollen Wandmalereien.

Das Äußere der Kirchen bezeugt den westeuropäischen Einfluß, betont in Chor, Langschiff, Westturm und Helm.

Einen besonderen Schmuck bildet die südliche Eingangstüre. Sie ist immer reich verziert und zeigt zum Teil Schmuckformen der germanischen Völkerwanderungszeit. Gedrehtes Seil, Kerbschnitt, die drehende Rosette, hervorgegangen aus dem Hakenkreuz und die Holzverbindungen selbst sind die Beweise hierzu.

Tüchtige Arbeiten finden wir auch in der Inneneinrichtung, die oft bäuerlich, nichtsdestoweniger wertvoll ist.

Druck und Ausstattung ist schön.

Die zeichnerischen Aufnahmen stammen teilweise vom Architekten Béla Viráný.

Alles in allem ist auch dieser Band ein wertvoller Beitrag zur europäischen, speziell zur rumänischen Kunstgeschichte. Dipl.-Ing. G. Treiber

Siegfried von der Trenck: Flamme über die Welt — Stern im Blut. Verlag Leonpold Klotz, Gotha.

Siegfried von der Trenck hat sich im Jahre 1921 als Übersetzer von Dantes Comoedia divina bekannt gemacht, dann folgten von ihm die beiden obgenannten Gedichtwerke. Was Wunder, wenn der Dichter im Banne des großen Florentiners seine Pfade im Wirrsal der Zeit auf dem Gebiet des Religiösen sucht. Freilich, zwischen ihm und Dante liegt nicht nur eine Welt von sieben Jahrhunderten, auch die Form des Gotteserlebens hat sich geändert. Trenck ist ein Dichter von Gottes Gnaden und muß so sein Inneres dem großen „Ganz Andern" zur Verfügung stellen, muß um die Form ringen, in der die Tatsache des Unfaßbaren eben dem Künstler auferlegt wird. Während aber vor kurzem noch diese brennende Sehnsucht das Gefäß sprengte und expressionistisches Lallen ein höheres Zungenreden ersetzen sollte, hat Trenck seine Erscheinungen in die alte edle Form gekleidet, die unter dem Wortschatz seiner Begabung aufleuchtet. Im ersten Bande gibt Trenck Parzival, Tristan und Merlin wieder, ein uraltes Thema im neuen Kleide, aber die drei Liebesprobleme sind unter die Einheit des Eros gebracht und funkeln so in kompositorischer Verschlungenheit. Im zweiten Bande „Stern im Blut" wird Trenck gleichsam persönlicher, wenn auch hier seine Freude am Ungeschick alles Menschlichen deutlich zu Tage tritt. Nur die ganz großen Fragen kreisen um sein Innenzentrum, immer wieder rüsten die Sagengestalten der Nibelungen zum Kampfe und vollziehen wie weiland im

Nebelgebräu der germanischen Edda in der Luft Kämpfe. Endlich gegen die Mitte des zweiten Bandes obsiegt der Individualwille zur Beschaulichkeit. Hier in der „leuchtenden Zelle" schwingt sich der Dichter zu einer überwältigenden Kraft empor und erreicht eine hohe heilige Wirklichkeit seiner Schau. Wir wollen gerne darüber hinweg sehen, daß das Poetische sich bei ihm gerne mit dem Katholischen deckt und ihn allen Lesern, die für religiöse Dichtung etwas übrig haben, gerne empfehlen.

E. Hajek

E. G. Kolbenheyer. Reps, die Persönlichkeit. Georg Müller-Verlag, München, 1931 — Man staunt erst, daß gerade Kolbenheyer diese komisch-tragische Geschichte des kleinstädtischen Wichtigtuers schrieb, aber man freut sich von der ersten Zeile an über die neue meisterhafte Seite, die der große Schriftsteller hier zeigt. Es ist eine wirklich tragische Geschichte, wenn sie auch sehr komisch ist. Ein kalter Intellektueller ohne innere Verbindung mit dem Leben, den Menschen, den Realitäten, in seine Eitelkeit und Phrasenhaftigkeit verfangen, eine „Persönlichkeit" dilettiert durchs Leben, versucht überall die sinnlosesten neuen Wege zu öffnen und scheitert immer, bis er schließlich, nachdem er seinen Schwiegervater zu Tode geredet hat, in dem ihm wesenhaft gemäßen Hafen einfährt, ins Rentnertum. Unsere Zeit hat viele solche Figuren, wie sie hier gestaltet wurde und deshalb wird der kleine Roman über seine dichterische Fülle hinaus auch noch zu einer Mahnung, wie jede echte Satire.

Heinrich Zillich

Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen nach dem Tode von Johann Willibald Nagl und Jakob Zeidler herausgegeben von Eduard Castle. Dritter (Schluß-) Band: 1848—1918. 8. und 9. Abteilung. Wien 1931. Verlagsbuchhandlung Carl Fromme, Gesellschaft m. b. H. Preis je Sch. 14·— (M 8·40).

Dieses Literaturwerk nähert sich nun seinem Abschluß und jetzt erst können wir beurteilen, welche Fülle des Stoffes ungehoben geblieben wäre, wenn sich die Herausgeber und Verleger durch die Wirrnisse ungünstiger Zeiten in Aufgabe und Zielen hätten beirren lassen. Freilich das Werk ist hochaktuell geworden, hat Lebensstücke der Gegenwart mit hineingewoben und vieles sichtbar gemacht, was bisher unbekannt war. Für uns Siebenbürger Sachsen ist und bleibt es ein Werk von größter Bedeutung. Man hat sich jüngsthin bei uns darin gefallen, der ehemaligen Habsburgerkultur, nun da sie gestorben ist, böse Redensarten nach zu werfen. Abgesehen von dem unhistorischen Denken, das sich darin äußert, liegt darin eine unerlaubte Undankbarkeit. Schließlich war es der Schild Habsburgs, der uns Jahrhunderte hindurch gegen die Flut von Süd und Ost unser Eigenleben zu wirken ermöglichte. Nun da der Schild als Rechtsstaat zusammengebrochen ist, hebt manche Not an, von denen sich keine Buchweisheit von früher etwas träumen ließ. Doch davon soll hier nicht die Rede sein, sondern von den vielen feinen Fäden, die uns an das literarische Leben Wiens und Oesterreichs binden. Unser Theater stand völlig unter dem Einfluß Wiens, unsere Presse hat sich immer wieder dorther ihre Schule geholt. Besonders die in den beiden Abteilungen herangezogenen Namen und Leuchten sind in Siebenbürgen lebendig gelesenes Schriftgut gewesen, das vollkommen süddeutsch orientiert ist. Erst seit 50 Jahren hat sich da eine Wendung vollzogen, wenn man etwa von dem 16. und 17. Jahrhundert absieht. Deshalb können diese Lieferungen allen Kennern wärm-

stens empfohlen werden. Sie bieten neben dem guten Alten auch das gute Neue (Paula Grogger, Lernet-Hollenia, Max Mell u. a. m.) dazu eine Menge von Theatergeschichte und Presseweſen. E. H.

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. An der Spitze dieſes Heftes erſcheint das Selbſtporträt eines jungen ſächſiſchen Malers, der über ſeine Vaterſtadt Schäßburg hinaus noch nicht bekannt iſt. Guſtav Binder, 1901 geboren, beſuchte die Dresdner Kunſtakademie, wurde Meiſterſchüler von Robert Sterl und lebt ſeit 1928 wieder in der Heimat. — Wir haben ſchon einmal nachdrücklich auf den großen Dichter Paul Ernſt hingewieſen. Auch ein Proſabeitrag von ihm erſchien ſchon in unſeren Blättern. Nun können wir zugleich mit einem Gedichte Ernſt's eine ausführliche Würdigung ſeines Schaffens bringen. — Hans Georg Herzog iſt ein achtzehnjähriger Gymnaſiaſt in Hermannſtadt, deſſen ſatiriſche Begabung auf der letzten ſieb.-ſächſ. Schülerolympiade auffiel (ſiehe letztes Heft). Wir bringen nun ſeine dort prämierte Erſtlingsarbeit, der gewiß noch manche Unſicherheiten anhaften, die aber gute Beobachtung und Überlegenheit verrät, wie man ſie in ſo jungen Jahren (und auch ſpäter) ſelten findet. — Ludwig Fritſch iſt ein in Deutſchland lebender jüngerer Landsmann. Die übrigen Mitarbeiter ſind bekannt. Wir bemerken noch, daß die Bauernballade von Kurt Scherg, die ein Thema berührt, das auch in Zillichs Aufſatz behandelt wird, ohne Verabredung mit dieſem entſtanden iſt.

Erklärung zur Polemik Dr. Reisner-Dr. Metter. Als Erwiderung auf die im Maiheft veröffentlichte „Antwort" Dr. Erwin Reisners an Dr. Alfred Metter überſandte Dr. Metter der Schriftleitung eine Erklärung. Aus ſeinen Ausführungen geht hervor, daß er Dr. Reisners Philoſophie und Reisner ſelbſt als unvölkiſch, alſo undeutſch erachtet. Es erſcheint uns als völlig unbegründet, Reisners Auslegung des Chriſtentums einer ſolchen Bewertung zu unterſtellen. Was aber ſeine Perſon anbelangt, ſo erklären wir hiemit, daß wir jeden Zweifel an ſeiner deutſchen und guten Geſinnnng aufs Schärfſte zurückweiſen.

Zugleich nehmen wir aus Dr. Metters Erklärungen zur Kenntnis, daß er mit Prof. Bauch, Jena, über ſeine Polemik mit Reisner nicht geſprochen habe, noch ſelbſt etwas von einem Mißverhältnis zwiſchen Bauch und Prof. Griſebach wiſſe, noch auch gegen dieſen einen Einwand habe erheben wollen. Wir ſtellen feſt, daß die von Reisner ausgeſprochene Vermutung, daß in Metters Stellungnahme gegen die dialektiſche Theologie der Wind aus einem — uns bekannten — Gegenſatz zwiſchen den erwähnten Profeſſoren pfeife, ſich aus Metters Aufſatz nicht begründen läßt und bedauern die daraus gezogenen Folgerungen.

Die Redaktion und die mitunterzeichneten langjährigen Mitarbeiter ſehen ſich zu dieſer Erklärung verpflichtet, weil ſie die perſönlichen Angriffe in der Polemik Reisner-Metter ausſchalten wollen. Eine ſachliche Auseinanderſetzung über das Streitthema wird damit nicht verhindert. Redaktion des Klingſor: Dr. H. Zillich

Dr. Ernſt Jekelius, Alfred Pomarius, Dr. Miſch Orend, Erwin Wittſtock.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronſtadt, Joan Ratiuſtraße 6
Herausgegeben von der Literariſchen Geſellſchaft Dr. H. Zillich & Co., Kronſtadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Niculae Jonița, Selbstporträt des Bildhauers

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
9. JAHR AUGUST 1932 HEFT 8

Gedichte von Jon Sân-Giorgiu

Prolog

Und heut' und morgen und an jedem Tag
Will ich das Gift des Nektars in mich saugen,
Das in dem Zittern deiner Wangen lag
Und in der Feuchte deiner braunen Augen,
Und heut' und morgen und an jedem Tag.

Mit jedem Worte, das du hast für mich,
Gibst du nur neue Nahrung meinen Leiden,
Läßt meines Traumes Lügenflügel sich
Gleich einem Ikarus nach Sternen breiten
Mit jedem Worte, das du hast für mich.

In deines Leibes zartbeschwingtem Gang
Im Wogen deiner jungfräulichen Brust
Liegt eine Leidenschaft, vor der mir bang,
Und klingt ein Ruf von brünst'ger Liebeslust,
In deines Leibes zartbeschwingtem Gang.

Und wenn du mich mit kargem Wort belügst
Dann klingt ein Zittern mit gedämpfter Geigen
Und alles was du fühlst und stets verschwiegst,
Was aber mir verrät dein eis'ges Schweigen,
Wenn du mich nicht mit kargem Wort belügst.

Und heut' und morgen und an jedem Tag
Bist Sünde du, Versuchung und Bedrängnis,
Auf welchem Wege ich auch gehen mag,
Bist du mein ewig trüg'risches Verhängnis,
Und heut' und morgen und an jedem Tag.

Geheimnis

Ich hab' dich wie Frevel versperrt in des Denkens Verließe,
Ich hab' deine flüsternden Worte mit Riegeln verwahrt:
Nun ist es, als ob in der Stille sich aus mir ergieße
Ihr Klang — wie von silbernen Glöckchen auf nächtlicher Fahrt.

Leidenschaft führt mich dem Blinden gleich an der Hand,
Niemand weiß es und wird es keinem verraten,
Wer mich berufen und wer mich versucht und wer mich gebannt
In ein Geheimnis, das niemand je wird erraten.

Alle romantischen Träumer sind jetzt auferstanden,
Seltsame Geister entsteigen aus dunkeln Ideen,
Und in des Leidenswegs öden verzauberten Landen
Glaub' ich der ew'gen Ophelia Lächeln zu seh'n.

Niemand weiß es und kann das alles je lösen,
Was an Rätseln die Nacht meines Denkens bedroht...
Mich kann kein Zauber und kann kein Gebet je erlösen,
Und für mich ist vielleicht Gott seit lange schon tot,

(Übersetzt von B. Capesius.)

Über Peter Neagoe

Von Alfred Margul-Sperber

[redacted]

[redacted]

Kaleidoskop

Von Peter Neagoe

Warmer, sonniger Schleier von Gesumm durchlöchert, mit Fliegenpunkten übersät. Grimaud zerbröckelt seine steinige Vergangenheit in das weiche Vergessen der Zukunft. Scharfe Granitklippen stecken im Hügelrücken. Vergessene Speerspitzen der Zeit, von geschlossenen Wunden festgehalten.

Ich liebe scharfe Spitzen. Als Kind spielte ich mit langspitzigen, scharfgefeilten Gegenständen. Messerscharfe Werkzeuge berauschten mich. Mein Taschenmesser, da meine Eltern mir eines zu tragen erlaubten, hatte Klingen, scharf wie Rasiermesser. Leidenschaftlich gern rasierte ich mir an Arm und Beinen das Haar glatt weg. Bis zum heutigen Tage sind mir an beiden unteren Gliedmaßen Flecke geblieben, auf denen kein Haar wächst, von der Größe eines großen Walnußblattes, wo ich so lange rasiert hatte, bis die Haarzellen zerstört waren. Zerstörer: ein Fahrzeug, grau auf blauem Wasser, Rauch, der aus den Schornsteinen strömt. Der Krieg, die mit Papierfetzen überschwemmten Straßen von New York am Waffenstillstandstage. Zwei Mädchen — Fabriksarbeiterinnen — lächelnd und die Handtäschchen in den Händen, heben sich ab. Warum? Schritte im Hausflur, eine Türe geht auf und die Stimme der Wirtin stört mich. Ich schreibe! Draußen die Geräusche dauern an, gleichlaufend mit den Zeilen meiner Worte. Gelegentlich dringt eine Stimme herein, die die restlichen Geräusche umbiegt, sie krümmt: meine geschriebene Zeile macht die Biegung mit. Und doch ist der Geist weder gänzlich in dem Geräusch, noch in dem, was ich zu Papier bringe. Ich bin in drei gespalten. Ich lausche, schreibe und denke. Und doch kann man nicht sagen, kann ich nicht wirklich sagen, daß ich eines dieser drei Dinge mache. Denn im Schall entgeht mir manches; was ich zu Papier bringe, ist weniger, als was ich beabsichtigte, und der Geist zieht sich träge hin oder gibt mit einem Auge acht. Und dennoch sind alle drei, Geist, Werk und Lautwahrnehmung ineinander verflochten wie die Haarflechten einer Frau. Flechten! Zwiebel! Die Sachsen in Siebenbürgen drehen lange Stricke aus Stroh — wie Flechten — in die dann Zwiebel an ihren trockenen korkfarbenen Stengeln eingeklemmt werden. Es sind Zwiebel, rot wie Purpur, groß und beißend scharf. Ich vergoß immer Tränen, sooft ich sie aß, und die Rumänen sagen,

vielleicht aus Rache, daß der Sachse, der das duftende Gemüse pflanzte, gleichzeitig Winde ließ. Große zweinige Männer mit sommersprossigen Gesichtern, ihre hohen, knarrenden Stiefel gleichen Ofenröhren. Sie reichen übers Knie, diese Stiefel, und sind an den Knöcheln und Knien gerunzelt. Ich kann die Sachsen sehen, wie sie mit weiten Schritten träge über die staubbedeckten Straßen schreiten, und mit diesem Bilde kommt die sprunghafte Erinnerung an die Wärme des Tages, den Lärm der Spatzen, die im Straßenstaub flirren, das Fluten der warmen Luft über die Steinmauern. Und an das Knirschen schwerbeladener Ochsenwagen. Sie bringen Garben von den Feldern und die Luft ist erfüllt vom Dufte reifen Strohs. Zu meiner Linken drängt sich eine Reihe von Bildern jener Tage, ich selbst bin als Knabe darunter, und sie warten darauf, sich in die geschriebenen Zeilen einzuordnen.

Dann ist auch die Gestalt eines kleinen Mädchens da. Ich sagte: Gestalt, aber es ist das Mädchen selber, das dort steht. Es lächelt, ich kenne es sehr gut. Sein Gesicht, ich habe versucht es zu küssen, hat einen süßen Duft. Einst dachte ich, in jenen Tagen, es röche wie frische Milch und eine Rose. Die beiden Düfte vermischten sich. Milch erscheint, Mamaliga. Sie liegt auf dem Tische im Hause eines alten Ehepaars. Ihr goldenes Gelb dampft auf einem Brett in der Gestalt des Eisenkessels mit dem runden Boden, aus dem sie der alte Mann soeben gestürzt hat. Ich hatte das Wort „aus“ nicht geschrieben und das brachte mich zurück. Dies Wort zeigt mir den Rücken der alten Frau, der mir immer ebenso freundlich vorkam wie ihr runzliges, lächelndes Gesicht. Ein Gesicht im Fenster. Jemand, der mich sucht. An den Fensterscheiben wachsen die Wassertropfen und tröpfeln nieder. Es ist kühl draußen, denn es ist Herbst, und das Feuer heizt das Zimmer übermäßig. Aber die alten Leute lieben die Wärme. Sie schlafen in einem Bette, dessen eines Ende bis zum Herd reicht, so daß die verglimmende Kohlenglut ihre Füße wärmt, wenn die Decke sich lüftet, und tief in der Nacht ihren Flackerschein auf sie wirft. In diesen Stunden erwacht zuweilen das Heimchen und zirpt schrill, wie ein herumgedrehter Seidenfaden, im Zickzack durch das Dunkel nach dem Widerschein der Kohlenasche hascht. In diesem Spiel des Fadens wechseln die hellen Flecken den Platz und sehen wie rote Funken aus. Rumänisches Rätsel, das lautet: „hier ist es und ist nicht mehr — was ist es?“ Die Antwort: Funke. Knackende Klötze auf dem Herde,

und der verbrannte Kern des Eichenholzes zerfällt mit einem metallischen Laut in glühende Asche. Wie wenn du eine Sense mit dem Wetzsteine leicht anschlägst. Nichts machte mir einmal mehr Vergnügen, als barfaß hinter meiner Sense zu gehen, in einem taugetränkten Kleefeld. Sirrend schwirrt die Sense und die purpurnen Büschel und dunkelgrünen Blätter und Stengel liegen darnieder. Was für einen schönen Halbkreis die Klinge schnitt! Das Brüllen der Rinder hing in der feuchten Morgenluft und ich bewegte mich im kühlen Schatten der Hügel. Doch zu meiner Linken hatten die Bäume einen Anstrich von Gold, als mir entgegen die Sonne aufstieg. Bald erwärmte sie den Grund und meine roten Zehen waren froh, denn sie waren frosterstarrt, weil sie nicht lange genug auf einer Stelle verweilten, um den Boden unter sich zu erwärmen. Eine andere rumänische Redensart, um einen faulen Menschen zu bezeichnen: „Er tritt zweimal die gleiche Stelle, wenn er geht." Nun die Bauern mit ihrem arbeitsschweren Gang, sie scheinen immer etwas zu schultern, wenn sie gehen. Aber an Sonntagen, in ihren weißen Hosen und lange überhängenden Hemden, ändert sich ihr Schritt. Sie gehen zum Hause Gottes, um Regen zu bitten oder ihm für die Ernte zu danken.

Der Weizen ist golden und mit jedem Kräuseln des Windes kommt ein seidenes Rauschen. Hoch oben am Himmel trillert die Lerche. Die staubige Landstraße ist heiß, aber meine nackten Füße lieben diese staubige Hitze, die zwischen die Zehen dringt. Drüben mein Vater, etwas schwankend in seinem munteren Gange, ein lustiges Lied zwischen den Lippen. Er schwingt seinen schweren Dornstock, er wird meiner ansichtig und eine seiner Augenbrauen geht in seligem Spotte hoch; — „Wohin marschiert der kleine Soldat?" sagt er und kneipt mein Ohr. Dann küßt er mich und läßt mich laufen. Ich habe Tränen in den Augen von stechendem Schmerze. Sein Atem ist wie der Geruch der Bottiche, in welchen wir die Trauben pressen. Mein Ohr schmerzt und ich denke an den Mond. Der Vollmond ist schmerzhaft hell, wenn er um den Glockenturm herum über dem Kirchhof aufgeht. Meine Mutter sagt, die Stimme der Priestersfrau hätte einen silbernen Klang. Wie wunderschön sie ist, die Priestersfrau! Einmal bückte sie sich nieder, um mich zu küssen und ich legte meine Hand an ihren Busen, wie Säuglinge tun. Ihr Leib und ihr Atem hatten die Düfte aller Blumen in der Welt, zu einem einzigen vermischt, der durch ihr Goldhaar aufgerührt wurde. Ihr Haar tanzte um ihr Gesicht und fächelte mir Duft zu.

Regen im Gebirge läßt Duft aus Fichte, Moos und Erdreich träufeln. Millionen Wassergeißeln aus der schwarzen Wolke peitschen Bäume, Moos und Erde. — Ein Aufflammen von Licht, ein ohrenbetäubendes Krachen, eine augenblickslange Offenbarung des Unterganges. Die ungeheure Tanne erscheint wie die Wassersäule eines strömenden Springbrunnens und rauscht nieder, ein Sprühregen von Kies. Harzgeruch hängt in der mit Wasser übersättigten Luft. Der Fuß des Riesenbaums: ein Flammenstrauß. Von Sonne zu Baum ein Funke, ein Tropfen feurigen Dufts, um den saftgetränkten Stamm des riesigen Sklaven der Erde zu entfachen. Ich sitze auf der Bergspitze im Sonnenlichte, in der Wärme der Sonne. Im Abgrund unter mir entrollt sich eine schwarze Wolkendecke über dem brüllenden Sturm. — Aus der Wolke tauchen die Schafe, treten ins Licht, Sonne auf ihren wolligen Rücken. Die Schafe treiben den Abhang hinauf, äsen das duftende Gras, eine weiße schäumende Woge, die den Berghang emporleckt. Empor, empor, näher, näher, ich höre das Asen und rieche den Duft der nassen Wolle und des gerupften Gebirgsgrases. Jetzt summt und singt der Wald.

Von den Weingärten kommt Gesang vieler Stimmen. So viele Stimmen scheinen es zu sein, als es dort Trauben von Weinbeeren gibt. Sind es die Weinleser, die singen, oder ist die reife Frucht in Gesang ausgebrochen? Zunky, der zimbelspielende Zigeuner, ist am Tor. Meine Mutter schenkt Wein für ihn und seine sechs Mann ein. „Allmächtiger Gott, lieber Gott, halte mich heute wach!“ Zunkys Augen sind ebenso rasch und schwarz wie die Ebenholzhämmer, mit welchen er über die Saiten seiner Zimbel tanzt. Wenn er lächelt, weisen seine schwarzen Schnurrbartspitzen auf die Augen. Aber wenn er mich ansieht, höre ich das Schwirren seiner Zimbel. Das Roßhaartuch auf dem Sofa ist so glatt, daß ich, sooft sich jemand neben mich hinsetzt, immer aus meiner Ecke hinunterrutsche, und mich dann immer an den warmen Platz zurückrücken muß. Aber als Lina sich hinsetzte, um vom Tanze auszuruhen, ihre lächelnden Lippen geöffnet und den Busen in Bewegung, blieb ich, wohin ich geglitten war, dicht an sie gedrängt. „Lieber Gott, laß mich noch nicht einschlafen! Meine Augen sind schwer von Schlaf, aber du kannst mich wach halten!“ Dort ist Lina in den Armen meines Vaters. Sie sieht empor und der Kopf meines Vaters ist ihr zugeneigt. Unter den Tänzern erspähe ich das errötende, strahlende Gesicht meiner Mutter. Gerade

jetzt hat sie über die Schulter zu Lina hingeblickt. Linas Hemd ist vorne offen. Das Aufblitzen blaßroten Glanzes aus dem weißen Reichtum ihres Hemds und ihrer beiden Schürzen schwingt sich von ihrem Körper los, wie sie wirbelt und wirbelt. Mit knisterndem Laut gleitet der weite Faltenrock aus weißem Leinen um die in Bewegung aufgelösten Glieder. Meine Lider sinken wie Blei. Ich gleite auf mein Sofa. Wer sitzt neben mir?

Singen und tobendes Gelächter. Bruchstücke von Musik lösen sich aus dem Tumult und fluten schmeichelnd zu mir herüber. Der Morgen ist angebrochen. Wie bin ich ins Bett gekommen?

(Berechtigte Übertragung von Alfred Margul-Sperber.)

Deutsche und Franzosen

Ein Gedankenkreis

Von Otto Folberth

Der Franzose ist als Einzelner der besterzogene und liebenswürdigste aller Europäer, als Volk ist er unnachgiebig und rücksichtslos bis zur Brutalität.

Der Deutsche als Mensch ist nur allzuhäufig ein Polterer, ein halsstarriges und eigensinniges Wesen. Als Volk (was natürlich nicht unbedingt heißen muß: auch als Staat) ist er scheinbar dazu geschaffen, sich mißbrauchen zu lassen.

*

Der Franzose bewundert grundsätzlich nichts als Frankreich.

Der Deutsche verurteilt nichts schärfer und leidenschaftlicher als Deutschland.

*

Der Weg der französischen Literatur führt von der Klassik zur Romantik, was hinreichend bekannt ist, der der Deutschen umgekehrt von der Romantik zur Klassik, was meines Wissens überhaupt noch nicht untersucht wurde. Man beachte daraufhin einmal bloß Goethes und Schillers Schaffen. Alle ihre großen, von der heiligen Stimme des Blutes beschworenen und in jedem neuen Geschlecht Widerhall weckenden Dichtungen sind romantischer Natur — von den „Räubern" angefangen bis zum „Faust". Neben ihnen verblassen ihre sogenannt klassischen Schöpfungen. Dagegen gehören die großen, innerlich und wesentlich französischen Dichtungen fast ausnahmslos klassischer Form

und klassischem Geiste an und ihre romantischen Werke wirken neben ihnen stümperhaft.

Klassik und Romantik, das ist überhaupt die einfachste Formel, auf die sich der schicksalhafte Gegensatz der beiden Völker bringen läßt.

Zu viel Geometrie und Grammatik auf der einen, zu viel Chaos auf der andern Seite, zu viel Plastik, zu viel Denkmalkunst und Denkmalgeist (im weitesten Sinne des Wortes) links, zu viel Musik (im weitesten Sinne des Wortes) rechts vom Rhein — das ist es, das läßt den Bau der Brücken hinüber und herüber immer wieder fragwürdig erscheinen.

*

Der Franzose ist zwar der Urheber großer politischer Revolutionen, aber innerlich blieb er doch stets, der er war. Der Deutsche hat es noch nie zu einer politischen Revolution großen Stiles gebracht, geschweige denn andere Völker dazu veranlaßt. Und doch befindet er sich innerlich und geistig betrachtet in einem Dauerzustand revolutionärer Gärung.

*

Das Schicksal der Franzosen heißt Vollendung, das der Deutschen Wachstum.

Zur Wahl des siebenbürgisch-sächsischen Bischofs

Von Heinrich Zillich

Zwischen der Wirklichkeit der Tatsachen und ihrer öffentlichen Wahrnahme klafft im siebenbürgisch-sächsischen Volksleben fast immer ein Spalt, über den aber das Geflüster und Gezischel, der sehr öffentliche Klatsch leicht hinüberspringt. An diesen Klatsch muß man sich leider oft halten, wenn man die Meinung des Volkes erfahren will. Diesen Klatsch muß man oft zu Rate ziehen, will man wissen, was vor sich geht.

Seit einiger Zeit weiß man also, daß unser langjähriger Bischof D. Dr. Fr. Teutsch, dessen Verdienste auf vielen Gebieten liegen, in Anbetracht seines hohen Alters ein Rücktrittsgesuch beim Landeskonsistorium eingereicht hat. Das Konsistorium ist bereit, den Rücktritt anzunehmen, will aber dafür mit vollem Recht einen feierlichen Anlaß wählen. Daher soll der Tag des formellen Rücktritts der Geburtstag des Bischofs sein, der 17. September. Kein Mensch wird dagegen Einspruch erheben. Daß aber nun, wo dies gesichert ist, kein offizielles Wort den Rücktrittswillen des Bischofs meldet, vermutlich weil der

Rücktritt formell noch nicht vollzogen ist, ist höchst verwunderlich; obwohl ich fürchte, es wird manche geben, die in diesem Verschweigen geradezu eine Tugend sehen. In Wirklichkeit ist es der Ausdruck der zur Gewohnheit gewordenen Geheimregiererei, die immer den Keil des Mißtrauen zwischen dem Volk und denen legen wird, die in des Volkes Namen dessen Geschäfte führen. Während man schweigt, läuft das Gerücht doch hundertmal im Kreise herum und wird von den Mitgliedern des Landeskonsistoriums selbst bestätigt. Überall sonst in der Welt hätte man in einer Verlautbarung der Pflicht gegen Bischof und Volk genüge getan und mitgeteilt, daß der erste Mann der Gemeinschaft zurückzutreten wünscht. Nur bei uns nicht! In ernster Zeit reicht also der Bischof mit Rücksicht auf sein Alter das Rücktrittsgesuch ein. Das Volk erfährt nur durch Gerüchte davon. In schwerster Krisenzeit wird ein neuer Bischof gewählt werden. Das Volk soll daran beteiligt sein!

Man komme nicht mit dem Hinweis auf die sterbende Demokratie in allen Ländern. Dort läßt das Volk eine abgestorbene Einrichtung auf. Das Volk wehrt sich dort gegen die faul gewordenen Auswirkungen einer Demokratie, die zur Parteiherrschaft und schließlich zur Parteioligarchie führte. Es wäre ein Witz, behauptete die so zustandegekommene Oligarchie, selbst schon der geistige Ausdruck der antidemokratischen Volksströmung zu sein, weswegen sich eine antidemokratische Reform erübrige. Ebenso ist es ein Witz, wollten unsere nach veraltertem Wahlrecht bestellten Körperschaften mit Hinweis auf die sterbende Demokratie die in ihnen verkörperte überlebte Ordnung als das für uns gerade notwendig Neue bezeichnen und die auch bei uns erforderlichen Reformen als schon vollzogen erklären. Der Geist gibt den Ausschlag.

Jedes Wahlrecht ist ungerecht. Jedes hat seine großen Fehler. Jedes ist nur zeitlich geeignet. Bei jeder Wahlordnung wird man nur eine halbe Wahrheit in Formen gefaßt haben. Bei der Festsetzung der Wahlverfassung wird man immer zwischen zwei Übeln das kleinere wählen und, da das Leben wandelbar ist, wird dasselbe Übel nicht immer das kleinere oder größere bleiben. Die Schäden des Massenwahlrechts sind bekannt. Sie müssen hier nicht nochmals dargestellt werden. Darüber gibt es keinen Zweifel, daß die Auswahl des Geeigneten aus mehreren Bischofskandidaten eine äußerst schwere und verantwortungsvolle Entscheidung verlangt, die von Hintz und Kuntz nicht geleistet werden kann. Jedes Volk geht mit seinem Fühlen und

Denken zu jeder Zeit einen ganz bestimmten Weg. Der Weg wird angezeichnet und durch Handlungen weitergeführt von denen, die in lebendiger Verbindung mit dem wesenhaften Inhalt der Zukunft sind. Es kann durchaus möglich sein, daß solche Führer das Volk zwingen müssen. Es kann aber auch möglich sein, daß ein überalterter Organismus diesen Weg verrammelt. Solange man kein Gottesgnadentum eines obersten Führers glaubt und hat, wird in solchen Fällen der Appell an das Volk immer in irgend einer Weise erfolgen müssen, denn um dessen Heil geht es. Dieser Augenblick ist heute für unsere Kirchengemeinschaft mit der neuen Bischofswahl gekommen.

Nun meinen wir nicht etwa, es solle der Bischof von allen Gläubigen gewählt werden. Wir wissen, daß dies kirchenrechtlich erst nach großen Umänderungen und nach längerer Zeit möglich wäre. Wir fordern aber, daß dem Neuen, das in unserem Volke gärt und dem die Zukunft gehört, schon jetzt Rechnung getragen werde. Die heute in Geltung stehende Wahlordnung kann Schaden anrichten. Sie begünstigt eine Wahl, die mit der Volksstimmung auch nicht im geringsten rechnet. Sie kann, weil dieses Volk neue Formen will und innerlich voll des Neuen bebt, zur Wahl eines Mannes führen, der in kürzester Zeit mit dem Widerstand der Kräfte zu tun hat, die als das schöpferische Element der Zukunft den Volksweg bestimmen.

Daher ist es notwendig, zum ganzen Fragenkreis sofort Stellung zu nehmen. Es handelt sich um eine Angelegenheit von größter Wichtigkeit. Der neue Bischof hat ein Reformwerk vor sich, das über den Bestand der Kirche und damit auch des Volkes entscheidet. Es wäre Feigheit, nicht unverzüglich all das, was bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich im Dunkel verbleibt und dem Hörensagen überlassen wird, aufzuklären und einen gesunden Weg zu suchen. Es ist unwürdig, die Aussprache über die Wahl und die Kandidaten nur den Saaltischen und Interessencliquen zu überlassen, aber die verantwortliche Öffentlichkeit zu scheuen. Die ohnehin öffentliche Frage darf nicht verdunkelt, die alle berührende Angelegenheit nicht zum Spielball einiger Gruppen, die gerade in den Wahlkörpern sitzen, gemacht werden.

Wie ist der Wahlvorgang? Alle Presbyterien schlagen drei Kandidaten der Bezirkskirchenversammlung vor. Die Bezirkskirchenversammlungen schlagen aus dieser Liste sechs Kandidaten der Landeskirchenversammlung vor, die daraus mit absoluter Mehrheit den Bischof wählt. Also ein, wie es scheint, höchst demokratisches Ver-

fahren. Die Gemeindevertretungen aber, von denen die Presbyterien bestellt werden, sind wohl von den Urwählern (über 25 Jahren) frei gewählt worden. Doch sie werden in einer Weise gewählt, die mit größter Sicherheit, gerade in so wandelbarer Zeit wie heute, die lebendige Verbindung mit dem Volke bald abschnüren muß. Sie werden nämlich für sechs Jahre bestellt. Die Wahl wird aber nur immer für die Hälfte der Mitglieder vollzogen. Alle drei Jahre also wird die Mitgliederhälfte der Gemeindevertretungen erneuert. Zugleich erfolgt die Wahl in die Bezirkskirchenversammlung nach derselben Ordnung. Die Landeskirchenversammlung aber wird durch die Bezirke für jede Verhandlung durch Abgesandte beschickt. Außerdem gehören allen Körperschaften sehr viele Personen von Rechts wegen an.

Es ist ohne weiteres klar, daß die sechsjährige Betrauung der Gemeindevertretungsmitglieder heute veraltet ist. Dies wird dadurch noch betont, daß eine Proportionalwahl nicht stattfindet und die geschlagene Minderheit unvertreten bleibt, sofern gesonderte Listen eingereicht werden. Bei der Aufstellung gemeinsamer Listen erfolgt in einem Wahlvorbereitungsausschuß eine Einigung der verschiedenen Richtungen auf bestimmte Personen; aus diesen wählt nun das Volk, wie längst erwiesen ist, nicht etwa nach Grundsätzen der Tauglichkeit und der Zielstrebigkeit der Anwärter, sondern nach ihrer Beliebtheit. Beliebt ist bei uns z. B. sehr häufig, besonders in Kronstadt, der nebenbei auch beneidete Geldbesitzer. Unser Personenwahlrecht führt also dazu, daß von vornherein eine unsachliche Auswahl erfolgt, ohne daß die Schäden der Proportionalwahl[1] — nämlich politische und Anschauungsspaltungen — vermieden würden. Sie werden vielmehr von vornherein zugunsten der stärksten Partei entschieden, ohne der Minderheit eine Stimme zu sichern, sofern diese sich mit den Brosamen einer Voreinigung nicht zufrieden gibt. Dieses Wahlrecht ist schlecht, unsachlich, taucht Gegensätze in die Luft von Kompromissen, die bloß aus Mandatshascherei geschlossen werden. Es schädigt den Geist. Es nützt der Sache nicht.

Nun ist noch folgendes in Erwägung zu ziehen: Politische Körperschaften finden heute viel mehr Interesse als kirchliche. Die lebendigeren Kräfte drängen zuerst in die Politik. Daher die besondere Zähflüssigkeit der kirchlichen Körperschaften. Daher die außerordentlich geringe Veränderung in den höheren Vertretungen, wo jahrzehntelang der Tod fast der einzige Wahlmacher ist. Daher der Edelrost

[1] Siehe zu dieser Frage auch den Aufsatz von E. Neugeboren in der Rundschau.

der Jahrhunderte in den Konsistorien, von dem man in diesem Falle nicht einmal sagen kann, daß er einen besonders ästhetischen Anblick bietet. Diese Bewegungslosigkeit hat in den dreizehn letzten Kampfjahren manche Schlappe, die Kirche und Schule, erlitten, ermöglicht. Die innere Ungeklärtheit im Kirchenleben, die Spannungen, die Gleichgültigkeit haben hier eine ihrer Ursachenquellen.

Der neue Bischof soll all dies bekämpfen. Der neue Bischof wird vornehmlich den stillen Tod unseres Volkes, die Gleichgültigkeit, das schon beginnende Fellachentum der Seele und des nationalen Bewußtseins ausrotten durch eine lebendige, alle mitreißende Erneuerung. Daher muß er aus diesem Gedanken der Erneuerung gewählt werden, unter größter Teilnahme des Volkes. Er soll unser aller Bischof sein, nicht von Gnaden einiger Bischofsmacher, die womöglich so alt sind, daß sie die Suppe, die sie uns einbrocken, niemals selbst auslöffeln werden.

Daher wehren wir uns dagegen, daß der Bischof von den Körperschaften gewählt wird, die ihr Mandat nur bis zum Ende dieses Jahres haben. Wir fordern, daß mit proportionellem Wahlverfahren vorerst die Gemeindevertretungen aufgefrischt werden. Dieses Wahlverfahren kann ohne Verfassungsänderung in Aufnahme kommen. Ist auf Grundlage dieser Neuwahl die Beschickung der übrigen Körperschaften erfolgt, dann erst soll der Bischof gewählt werden. Es wäre ein Widersinn, wenn ohnehin abtretende Körperschaften eine so wichtige Frage entscheiden.

Es beschleicht uns ein Gefühl der Verzweifelung, wenn wir einsehen müssen, daß die organisatorischen Mängel der Wahlverfassung leider nicht beseitigt werden können, ehe es zur Bischofswahl kommt. Selbst wenn die unteren kirchlichen Vertretungen vor der Bischofswahl aufgefrischt werden, wird sich nicht allzuviel in der Zusammensetzung der entscheidenden Spitzenversammlung ändern. Darum können wir nur Eines tun: die Gewissen aufrufen.

Der neue Bischof, der in einer Zeitenwende sein Amt antritt, muß ein Bischof der Jugend sein. Er muß innerlich verbunden und verwachsen sein mit ihren Ideen. Er wird seine großen Aufgaben nur erfüllen können, wenn er die Zukunft in sich verkörpert. Die Zukunft unseres Volkes ist in solcher geschichtlichen Stunde wie heute bei der Jugend. Niemals vielleicht ist eine so ungeheuere Verantwortung auf die Schultern gerade der Älteren unseres Volkes geladen worden, da

diese, durch den Wandel der Zeiten in vieler Hinsicht unsicher, den Mann wählen sollen, der manches ablehnen muß, was sie selbst verkörpern. Jeder, der mitwählt, sei sich des tragischen Zwiespalts bewußt, in den er gestellt ist. Er sei sich vorher darüber im Klaren, daß sein reinstes Gewissen, seine härteste Selbstkritik, seine schweigende Selbstaufopferung verlangt wird. Er wisse, daß nicht nur die Massen unseres Volkes übergangen werden bei dieser Wahl, die doch ihr Schicksal zu bestimmen vermag, sondern daß die ganze sprachfähige Jugend bis weit in das vierzigste Jahr so gut wie keine Stimme hat. Durch den Zufall der Entwicklung und unserer Verfassung sitzen gerade diese Wahlmänner beisammen und sprechen für ein ganzes Volk. Wenn nicht jeder von ihnen dies wie Feuer in sich empfindet, ist er vor seinem Gewissen nicht wahlberechtigt. Und wird er, wenn er seine Verantwortung so empfindet, nicht mit uns der Meinung sein, daß es diesmal — an einer Zeitwende! — Pflicht ist, in das Volk hineinzuhorchen, dessen Meinung zu erfragen, die Jugend zu hören, ehe man sich, als der zufällig Wahlberechtigte, entscheidet? Die Landeskirchenversammlung muß ein Bild davon haben, was das Volk in seinem sprachfähigen Teile denkt. Es sind Aussprachen über die Kandidaten nötig. Es sind Umfragen nötig. Das mag ein ungewöhnlicher Vorschlag sein. Einerlei — es ist ein notwendiger Vorschlag!

Bei der Auswahl des geeigneten Mannes können nur sachliche Momente den Ausschlag geben. Es muß ein Bischof sein, der die schwerste Aufgabe seines Amtes erfüllen kann, dem Volke die Kirche wieder nahezubringen, das Gefühl der gemeinschaftlichen Bindung zu stärken, den Geist der Kirche wieder von Mensch zu Mensch lebendig zu machen. Es muß also ein Bischof sein, der weiß, daß in einem Volke, innerhalb dessen sich wie in aller Welt ernste struktuelle Verschiebungen geistiger aber auch sozialer Natur vollziehen werden, Gegensätze durch die nächsten Jahrzehnte notwendig hinziehen müssen. Es muß also ein Bischof sein, der keinerlei Vertuschungspolitik, keinerlei Einseitigkeit, keinerlei Greisenheimlichkeit duldet, der dies vielmehr wie die Pest haßt und diese wahre Pest austreibt, der, ehe er sich entscheidet, sein Ohr jeder Opposition leiht, der fähig ist, jede Stimme unvoreingenommen aufzunehmen, der Mut hat gegen den äußeren und inneren Feind, kein Konventikelspießer, kein Buchstabenreiter, kein Ehrgeizling, kein theologisches Steckenpferd, aber ein lebendiger freier Geist, ein offener reiner Mann, kein schlauer Fuchs, kein Vernünftling, kein Bischof der

Greise, sondern einer der Jugend, denn er wird die Kirche veröden, wenn er dies nicht alles ist.

Uns hat das Schicksal heute in der rechten Wahl des rechten Bischofs eine Möglichkeit gegeben. Ein Mißgriff darf nicht erfolgen. Eine Notlösung kann nicht geduldet werden. Wir müssen uns jetzt entscheiden, nicht nachher zetern. Und so wird diesmal zum ersten Male die öffentliche Meinung auch gehört werden müssen. Mit Unerbittlichkeit soll geprüft werden, ob der Kandidat in seinem bisherigen Wirken stark, rein und gerecht war, ob er in entscheidenden Fragen den Mut zur Entscheidung hatte, ob er fähig ist, sich zu bekennen, ob er frei ist von Eitelkeit und Pose — diesen bösesten Pfarrereigenschaften — ob er in jedermann den Menschen zu sehen vermag und doch Führer, das ist: entscheidender, schöpferischer und freier Geist ist, ob er das Recht will und nicht den Beifall, ob er die Unbequemlichkeit der Pflicht spürt, ob er einsam sein kann um der Wahrheit willen und die Schmeichler wegjagt, ob er dabei doch hören und aufnehmen kann, ob er zwischen Schwätzern und Männern zu scheiden weiß, ob er sterben kann, wenn es nötig ist, ob er zum Volke zu sprechen weiß und dessen Seelsorger ist. Man hört oft, der Bischof müsse repräsentieren, er müsse gewissermaßen „würdig zu schauen" sein. Nein, einen solchen brauchen wir nur, wenn er mehr ist, wenn er Demut hat vor Gott und den Menschen und Mut gegen den Teufel und die Menschen. Und wenn er die Zeichen zu deuten weiß, die die Zukunft nicht bloß unseres Volkes sondern des ganzen Erdteils für sehende Augen längst an den aufdämmernden Himmel malte!

Glauben und Weltanschauung

Von Dr. Konrad Möckel

Es ist ein oft gehörter Einwand gegen das Christentum wie überhaupt gegen jede Religion, daß man ein anständiger Mensch sein könne, auch ohne die Lehrsätze einer Kirche für wahr zu halten. Es sei lächerlich — so ungefähr wird da behauptet — darüber zu streiten, ob Jesus Gottes Sohn oder ein gewöhnlicher Mensch gewesen sei. Was hab ich davon, die Dreieinigkeit in ihrem logischen Widersinn anzuerkennen oder auch nur an einen persönlichen Gott zu glauben, der irgendwie geheimnisvoll die Welt regiert? Ist es nicht müßiges

Geschwätz über solche Dinge zu reden, geschweige denn darüber zu streiten? Ist es nicht sinnlose Kraftvergeudung sich darüber zu entzweien, ob es in den Abendmahlsworten heißen müsse: „Dies ist mein Leib", oder „dies bedeutet meinen Leib"? — Diese ganze geistige Welt hat keine Beziehung mehr zur heutigen Zeit und zu unserm Weltbild. Wir sind zu aufgeklärt, um uns aus solchen Dingen noch etwas zu machen. Heute stehen wichtigere Fragen im Vordergrund. So ungefähr wird geredet und noch mehr gedacht.

Es gibt wohl kaum einen Menschen, der nicht schon solchen Gedanken begegnet sei. Auch der Pfarrer kann sie zu hören bekommen. Für sehr viel Menschen sind es die schlechterdings über Wert und Unwert der Religion entscheidenden Gedanken. — Aber gerade darum, weil der breite Strom solcher Anschauungen auch durch unsere Zeit geht, ist es um so bemerkenswerter, wie sie auch wieder erfüllt ist von leidenschaftlichem Fragen nach den Sätzen des Glaubens. Die religiöse Sehnsucht verdichtet sich überall zu den verschiedensten Formen von Sekten und Gemeinschaften, soweit sie sich nicht in den Kirchen ausleben kann. Theologische Fragen sind im Geistesleben der Gebildeten wieder in einem Maße in den Vordergrund getreten, wie das vor zwanzig Jahren niemand geahnt hat.

Zwischen diesen beiden Erscheinungen besteht ein harter Zwiespalt. Unversöhnbar steht Meinung gegen Meinung. Entweder Vernunft oder Offenbarung. Entweder Glauben an die Freiheit und Eigengesetzlichkeit des menschlichen Denkens oder an Lehren, die sich in dies Denken nicht einordnen lassen. Und vom rein Religiös-weltanschaulichen verschiebt sich die Alternative in's allgemein Menschliche: entweder freier Geist für jeden oder Zwang, den die Weltanschauung irgend einer Menschenklasse, irgend einer sozialen Bildung ausübt. Vor solchem Entweder-oder scheint man heute fast überall zu stehen. Man braucht bloß die Schlagworte Kommunismus und Faschismus zu nennen, um die ungeheuere Bedeutung dieser Erscheinungen zu erkennen. Für viele Menschen scheint in dem wilden Durcheinander der widersprechendsten Anschauungen heute überhaupt kein Ausweg mehr möglich zu sein.

Ein sehr großer Teil dieser Verwirrung und Unsicherheit kommt daher, daß wir einer ganz unberechtigten Hochschätzung von „Anschauungen" erlegen sind. Es ist gewiß eine wichtige und das Leben weithin fördernde Sache, wenn Menschen klar und scharfumrissen sagen können, was sie denken und was sie wollen. Ziele setzen, wenn möglich „Hoch-

ziele", und Wege zu ihrer Erreichung planen, das wird die Menschen immer beschäftigen müssen, wenn es in der Welt vorwärts gehen soll. Man sollte sich dessen jedoch bewußter sein, als es heute der Fall ist, daß es mit den Anschauungen noch nicht getan ist. Wie recht hat doch die gewöhnliche Volksmeinung, daß ein rechtschaffenes, anspruchsloses Leben weit besser sei als die frommste Rechtgläubigkeit, die sich im Leben nicht bewährt. Aber andererseits sehen wir es gerade in unseren Tagen wieder einmal mit erschütternder Deutlichkeit, wie sich das rechtschaffene Leben nicht halten kann, ohne geistige Richtlinien und feste, geprägte Anschauungen, von denen es getragen und gerechtfertigt wird.

Faßt man das Gesagte zusammen, so ergibt sich die uralte Tatsache, daß weder die Tat, die klug und verständig gehandhabte Praxis des Lebens allein, noch aber die Meinungen, Hochziele, Anschauungen allein bestehen können. Es ergibt sich aber auch sogleich eine zweite höchst bemerkenswerte Tatsache, nämlich diese: daß die Verbindung des praktischen Lebens mit Anschauungen, Programmen und Zielen noch kein Ganzes gibt. Das Leben, weder das eigene, noch das anderer, kann nach sittlich-weltanschaulichen Rezepten aufgebaut werden. Wie viel ist gerade auch in den letzten Jahren geplant, belehrt, aufgeklärt und für Anschauungen gekämpft worden! Mit welcher Energie werden doch mitunter Überzeugungen vertreten. Und doch — wie wenig wird fruchtbar davon! Bisweilen aber erscheint ein einziger Mensch, der nicht viel für seine „Weltanschauung" kämpft und dessen Leben doch wie ein Ansteckungskeim wirkt. Er hat offenbar etwas in sich, dem zwischen Theorie und Praxis hindurch die Entscheidung gebührt. Dieses Eine, worauf es ankommt, heißen wir den Glauben.

Glauben ist demnach sicher mehr als einfaches sittliches Handeln. Glauben ist aber ebenso deutlich zu unterscheiden von Anschauungen, von dem, was man gemeinhin die Weltanschauung eines Menschen heißt. Es kann Glauben mit ganz untergeordneter Weltanschauung, ja ohne Weltanschauung geben und es gibt andererseits Weltanschauung, die angeblich einen Glauben verkörpert und doch völlig glaubenslos ist. Im günstigsten Falle entspricht eines dem andern.

Glauben und Weltanschauung lassen sich also klar unterscheiden. Das wird deutlich, wenn man sich zunächst einmal über den Sinn des Wortes Weltanschauung Rechenschaft gibt. Was auch immer Inhalt und Gegenstand meiner Überzeugungen sei: sie sind zunächst eben „An-

schauungen". Das heißt, ich stehe irgendwo und schaue von dort aus auf die Welt. Wo ich stehe, wie meine persönliche Lage ist, wird dabei garnicht in Betracht gezogen. Das ganze Interesse ruht auf dem, was ich sehe, was ich anschaue und wie ich es anschaue. Es ist also gewiß die Welt und das Leben in Beziehung zu meiner Person, worum es hier geht. Aber indem ich betrachte, beurteile, anschaue, stehe ich eben irgendwie außerhalb des Zusammenhanges, der den Inhalt meiner Anschauungen ausmacht. Ich bin der Beobachter meiner Welt, ich sehe meiner eigenen Welt zu. Man vergegenwärtige sich doch bloß einmal, was geschieht, wenn Weltanschauungsfragen erörtert werden. Eine solche Debatte hat immer große Ähnlichkeit mit einer Partie Schach, die zwei Menschen spielen. Sie sind eifrig in das Spiel vertieft, sie sind, wie man zu sagen pflegt, „mit Leib und Seele dabei", aber ihre beiderseitige Existenz bleibt doch unberührt davon. Aus dem festgefügten, unberührten Rahmen ihres körperlichen und seelischen Seiens heraus, tragen sie ihren Kampf auf der kleinen Welt des Brettes zwischen sich aus. So stehe ich mit meiner Lebens- oder Weltanschauung der Welt gegenüber, schaue sie an und stoße mit meiner Meinung von außen an ihr Wesen.

Es gibt Menschen, denen wird alles, was sie ergreifen, zur Weltanschauung. Immer sind sie die Danebenstehenden. Ungeheuerer, oft geradezu fanatischer Eifer für die „Sache" verdeckt dann sehr häufig dieses Danebenstehen, dieses bloß die Welt und das Leben Betrachten. Es ist verhängnisvoll, wieviel Kraft auf die Darlegung und Verteidigung von Ansichten verausgabt wird. Denn in diesem Energieaufwand, mit dem geistige Systeme, also Anschauungen vertreten werden, erschöpft sich nur zu oft das Leben, erschöpft sich im Sinne von Erschöpfung, von Kräfteverlust. Darum sagt der Mensch der nüchternen Wirklichkeit, wenn er sich in dies geistige Kräftespiel verwickelt sieht, mit kühler Verachtung: „Das ist Ansichtssache!" Er will nicht bloß ansehen, sondern miteingreifen in das Leben der Welt.

Und doch ist dies Leben heutzutage ganz und gar sozusagen auf Weltanschauung eingestellt. Es wird fortschreitend immer „unwirklicher". Unpersönlich, ohne mich wirklich ganz zu ergreifen, vollzieht sich der Lebensprozeß und täuscht mir dabei Leben vor. Die Großstadt und der Großbetrieb sind das Vorbild. Sie rasen in atemloser Hast dahin und scheinbar bieten sie mir ein gesteigertes Leben. Ich kann die staunenerregendsten Dinge erleben. Produktivste und nervenspannendste

Arbeit, raffiniertestes Vergnügen, ungeheuere Bildungsmöglichkeiten. Aber alles so, daß ich nirgend wirklich ganz, d. h. mit meinem ganzen Sein dabei sein muß, ja dabei sein darf. Es ist alles gewissermaßen abgesehen davon da, daß der unverbildete Mensch unter diesem Leben leiden muß; es ist alles auf „Weltanschauung" berechnet, auch wenn dies Leben die Menschen bis zur Aufreibung seiner Kräfte in Anspruch nimmt. Ich kann durch wunderbar gepflegte Parks und Gärten gehen; aber eigentlich ist es stets nur ein Vorbeigehen daran, denn wirklich mein ist daran nur der genau abgegrenzte Weg. Es gibt hier keine lebenswahre Beziehung zwischen Baum und Gras und Blumen und mir selber. Ich sehe Tiere und Menschen, ja ich erlebe Tragödien und Komödien menschlicher Leidenschaften; ich bin in dies Leben irgendwie mitverwickelt und doch vielleicht mit dem Letzten meiner Existenz unbeteiligt daran. Darum ist das Sinnbild der Zeit so recht die Straße und das rasche Fahren. Möglichst schnell, möglichst weit . . . das ist Trumpf in jeder Hinsicht. Niemand, der in diesen Zauberkreis geraten ist, darf in Wahrheit leben; er muß ständig in großer Hast am Leben vorbei. Die Verse aus Goethes Faust finden hier schreckliche Erfüllung:

So taumel' ich von Begierde zu Genuß
Und im Genuß verschmacht ich nach Begierde.

Wie Schemen und Gespenster gehen Ereignisse, Dinge und Menschen vorüber, ohne daß wir wahre, echte Lebensbeziehungen mit unserer ganzen Existenz dazu haben dürften.

Was hier für das plastisch und greifbar sich abspielende Leben gesagt ist, gilt nun eben in gesteigertem Maße für das geistige Leben aller Grade und Fächer. Das rein weltanschauliche Denken, Reden und Schreiben feiert wahre Orgien und täuscht damit gesteigertes Leben vor. Sehr bekannt ist das Bild dieses Zustandes im politischen Leben. Welcher ungeheuere Aufwand an Energie um gegenteilige Meinungen, die an sich ebensowenig welterschütternd sind wie die eigene, zu bekämpfen! Welcher Aufwand um die eigene Meinung parteimäßig zu organisieren! Wie selten ist doch solcher Kraftaufwand wirklich fruchtbar. Die erbittertsten Gegner unterscheiden sich oft in nichts anderm als in der „Weltanschauung", d. h. in der Art, wie sie die Verhältnisse betrachten, was durchaus damit vereinbar ist, daß sich diese Menschen in ihrem ganzen Sein verzweifelt ähnlich sind.

Ganz ähnliche Zusammenhänge gibt es auf jedem andern Gebiet,

wo die Anschauungen der Menschen sich in den Vordergrund drängen und ihr eigentliches Sein verdecken. Sie bestehen leider auch weitgehend im religiösen Leben. Was man gemeinhin „christlichen Glauben" heißt, ist oft nichts als Weltanschauung. Wie mancher hat schon geeifert und gestritten und glaubte selber, glaubte es ehrlich, einen frommen „Glauben" zu haben und dabei war er bloß überzeugt von der Richtigkeit der christlichen Weltanschauung. Es macht die Menschen oft ungeheuer stolz und selbstbewußt, zu wissen, was andere nicht wissen, z. B. daß unsere Existenz nicht von uns selber abhängt, daß Jesus Christus das einzige Beispiel eines ganz reinen, göttlichen Lebens ist, daß am Glaubensleben die Möglichkeit des Bestandes der Völker hängt usw. In dem allem kann natürlich mehr oder weniger echter Glauben dabei sein. Aber gerade im Eifern und Streiten ist es meist nur die Weltanschauung, die zu Worte kommt und die mit pharisäischem Entsetzen alle Abweichungen von der Rechtgläubigkeit zur Kenntnis nimmt. Lebhaftes Verteidigen der Glaubenssache, tiefes Überzeugtsein von ihrer Richtigkeit, sich Einsetzen für ihre Ziele muß durchaus nicht schon echter Glaube sein (Matth. 7, 21). Man denke an die schwärmerischen und fanatischen Sekten der Reformationszeit, die nichts als Unruhe und Verwirrung brachten. Ihre Triebfeder war eine, mit Leidenschaft vertretene Weltanschauung.

Darum kommt bei allem Reden und Disputieren, bei allem theologischen Streit um Meinungen so außerordentlich wenig heraus. Es wird natürlich immer wieder in erregten Zeiten notwendig sein, zu reden, zu schreiben und mit dem Gedankenrüstzeug der Weltanschauungen zu streiten. Aber weder Sieg noch Niederlage entscheidet hier das Wesen der Sache. Denn nicht unsere Anschauungen sind das Wesentliche an uns. Nicht darauf kommt es letzten Endes an, ob ich die Partie auf dem Schachbrett der „Anschauungen" gewinne, auch nicht darauf, daß meine Gedanken „objektiv richtig", logisch korrekt und lehregemäß seien, sondern auf mich selber auf die Wirklichkeit meines Lebens kommt es an.

Wer dieses anerkennt, steht damit vor einem gefährlichen Punkt der Erörterung. Ihm kann nun sehr leicht ein ganz nutzloser geistiger Kurzschluß widerfahren. Denn nun heißt es gewöhnlich: haben wir es nicht immer gesagt, daß alle Theorie grau und unfruchtbar ist! Das viele Reden und Philosophieren führt zu nichts. Laßt uns endlich Taten sehen! In der Tat nur, im zielbewußten Handeln liegt die

Befreiung. — Bei dieser Schlußfolgerung wird etwas ganz Grundlegendes übersehen. Richtiges Denken, das irgend eine Seite der Welt sich in mir spiegeln läßt, und sittliches Handeln stehen in keinem organischem Zusammenhang miteinander. Auch die beste Gesinnung, auch die wunderbarsten Hochziele ergeben noch keine Tat, die diesen Namen verdient; andererseits kann das nur Handeln-wollen sich allzu leicht in blindem Eifer verlieren. Handeln um jeden Preis, Handeln um das aufgeregte Gewissen zu beschwichtigen, Handeln, damit man das Wesentliche eben getan habe, ist ein Akt der Verzweifelung, der unsere Tage weitgehend kennzeichnet. Die Tat als solche ist immer blind. Sie hat nicht die Macht letzter Entscheidung. Wo sie spricht, da muß vorher schon die Entscheidung gefallen sein; da muß sie bereits im Verborgenen gekeimt haben, damit sie Gestalt gewinnen konnte. Es gibt keine Möglichkeit der Lebenserneuerung allein aus der Tat heraus, ebenso wie es die Erneuerung nicht gibt aus den Anschauungen, Überzeugungen, Meinungen heraus, seien sie auch noch so edel und noch so ernst. „Begeisterung ist nichts ohne die Tat" ist ein schöner und edeler Leitspruch; aber es fehlt zwischen der Einsicht, die in Begeisterung aufgeflammt ist, und der Tat der tiefste, verborgenste, eigentlich entscheidende Punkt der Menschenseele. — Diese Stelle nennen wir den Glauben.

(Schluß folgt)

Surrogatismus

Von Ernst Domeier

1.

Wenn einmal aus ferner Zukunft ein rückschauender Blick auf unserer Zeit verweilen wird, dann wird der Betrachter wahrscheinlich dies als merkwürdigsten und auffallendsten Charakterzug unserer Gegenwart empfinden: Daß wir in allen Dingen das Gefühl für das Echte verloren haben; daß wir ganz und gar in Surrogaten leben.

Surrogate beherrschen immer stärker unsere Nahrung: Vom Kunstdünger an bis zur Margarine, zur synthetischen Limonade und zum Puddingpulver gibt es eine unübersehbare Fülle des Künstlichen, des Chemischen, des Fabrizierten und Nachgeahmten. Künstliche Perlen von allen Wertgraden (oder vielmehr: allen Minderwertigkeitsgraden) der Unechtheit und sonstige Imitationen bilden den Schmuck unserer

Mädchen und Frauen. Seitdem es unmodern wurde, Kinder zu haben, sind als Surrogat die „Sofapuppen" große Mode geworden.

Die überwiegende Mehrzahl aller technischen Neuerfindungen sind — Erfindungen neuer Surrogate; und da die besinnungslose, unterschiedslose Anbetung des technischen „Fortschritts" zum Stil der Zeit gehört, so begrüßt man hemmungslos jedes neue Surrogat.

Und es scheint bei oberflächlicher Betrachtung tatsächlich hiergegen kein logischer Einwand möglich. Wenn auch Margarine einstweilen nicht dasselbe wie Butter ist, so kann man doch nicht zweifeln, daß man die Margarine noch verbessern wird. Wenn man Rubinen durch Glas mit darin aufgelöstem Golde imitiert, dann ist das ja freilich sozusagen Schwindel. Aber wenn man nun Rubinen aus dem „richtigen" Material synthetisch herstellen kann derart, daß keine chemische Analyse sie von „echten" zu unterscheiden vermag, was ist dagegen noch einzuwenden? Der Kenner unterscheidet zwar immer noch den synthetischen Rubin vom echten, weil nämlich ein echter Rubin winzige „Fehler" zu haben pflegt, während der synthetische eigentlich „noch besser" ist. Aber wird man nicht, wenn man will, schließlich auch solche „Fehler" künstlich zu erzeugen lernen?

Man kann in der Tat behaupten, daß in der Reihe der fortschreitend vervollkommneten technischen Nachahmungen eines Vorbildes der Natur dasjenige stattfindet, was der Mathematiker als „Konvergenz" bezeichnet: Die Verschiedenheit von Vorbild und Nachahmung wird immer geringer, sogar beliebig gering beim dauernden Fortschritt der Technik. Das ist natürlich richtig — in einem bestimmten Sinn. Aber man kann die Sache auch von einer andern Seite her betrachten. Im gleichen Schrittmaß mit der Entwicklung der Nachahmungstechnik schreitet ja auch die Untersuchungstechnik fort, die uns ermöglicht, immer feinere, immer verborgenere Unterschiede von echten und synthetischen Rubinen in sicherer Weise festzustellen. Die Technik läuft hier mit sich selber um die Wette; und das kann nur ein totes Rennen werden. Also: man kann (in bestimmtem, anderem Sinn) auch sagen, daß der Unterschied von Echtem und Synthetischem im Durchschnitt gleich groß bleibt. Nämlich so groß, daß die Untersuchungstechnik der betreffenden Zeit ihn noch zuverlässig feststellen kann.

Es verbleibt also immer ein nicht zu verwischender Unterschied zwischen der echten Perle und der imitierten; und gerade auf diesen Unterschied kommt es an. Denn auf den Menschen wirken

nicht nur die physikalischen Eigenschaften der Perle, sondern für den Menschen ist von wesentlicher Bedeutung die Gewißheit, eine echte oder eine imitierte in der Hand zu halten. (Da hierbei Irrtümer möglich sind, so kann man einmal auch von einer falschen Perle ebenso ergriffen werden, wie von einer echten. Aber diese Wirkung gründet sich auf einen Betrug.) Worauf es ankommt, das sind jene traumartigen Empfindungen und Bilder, zu denen der zauberhafte Anblick schöner Perlen uns verlockt: Südliche Meere; Märchenschlösser, schimmernde Paläste aus tausendundeiner Nacht; Frauenschönheit; Tränen; und eine Königin, die eine riesige Perle in einem Becher Weines löste.

Es ist klar, daß man an alles dieses auch dann denken kann, wenn man eine imitierte Perle, oder auch gar keine Perle sieht. Aber nur der Anblick der echten, der wirklich kostbaren Perle wirkt auf uns als eine Gewähr, daß die Wirklichkeit der Schöpfung unsere Träume zu überbieten vermag.

2.

Der Sündenfall der Abwendung vom Echten, Geschaffenen und der Hinwendung zum Imitierten, zum Gemachten, beginnt schon vor dem Versuch, irgendein Erzeugnis der Natur technisch nachzuahmen. Dieser Sündenfall beginnt mit einer Umwandlung des Denkens, mit dem Übergang zum Denken in Eliminaten, wie wir mit Blüher sagen wollen, dem wir eine philosophische Zergliederung dieses Vorgangs verdanken[1].

Jedes Ding der Wirklichkeit besitzt eine unendliche Menge von Eigenschaften. Deshalb kann nie ein Ding erschöpfend beschrieben werden; und deshalb kann nie ein Begriff, der Dinge der Wirklichkeit zusammenfassen soll, erschöpfend definiert werden. Daß man nicht definieren kann, was ein „Mensch" sei, das hat schon Sokrates mit der gerupften Gans gezeigt. Aber auch die einfachsten Dinge der konkreten Welt widerstehen einer Festnagelung durch Definitionen: So kann z. B. der Mathematiker nicht wirklich definieren, was ein „Punkt" und was eine „Gerade" sei[2].

[1] „Der Eros in der Philosophie"; Zeitschrift für Menschenkunde, Jahrgang 5, Heft 3, 1929. „Traktat über die Heilkunde." Jena 1926.

[2] Nur die logischen Wechselbeziehungen dieser beiden Begriffe bilden den Gegenstand der geometrischen Wissenschaft. Zur Demonstration dessen, was mit dem Worte „Punkt" gemeint sein soll, ist die „Aufweisung eines konkreten Objektes" unentbehrlich.

Wenn ich aber Geometrie, Mechanik, Chemie oder sonst eine „exakte" Wissenschaft betreibe, sind mir exakte Definitionen unentbehrlich. Und deshalb bin ich darauf angewiesen, nur einige (endlich viele) Eigenschaften der untersuchten Dinge wirklich zu beachten, und den „Restbestand" aller anderen Eigenschaften außer acht zu lassen. Statt der wirklichen Dinge mit ihren unerfaßbar vielen Eigenschaften betrachte ich begriffliche „Eliminate", welche nur die zu untersuchenden, exakt definierbaren Eigenschaften in sich zusammenfassen.

So bildet der Chemiker aus dem „Wasser" das begriffliche Eliminat des „chemisch reinen Wassers", mit Namen H_2O. Und daß von diesem das wirkliche Wasser, etwa einer Quelle im Walde, keineswegs nur „quantitativ unwesentlich" verschieden ist, das hat einmal E. Engel[1] sehr hübsch gezeigt. Er hat in einem Gedichte das „Wasser" durch „H_2O" ersetzt:

H_2O rauscht, H_2O schwoll,
Ein Fischer saß daran.

Die Unmöglichkeit dieser Zusammenstellung zeigt, daß für den Menschen auch das reinste Quellwasser etwas ganz anderes ist, als chemisch reines Wasser — obwohl es sich für den Chemiker nur durch „geringfügige Beimengungen anderer chemischer Stoffe" davon unterscheidet.

Darin aber sind wir heute stumpf geworden: Wir empfinden nicht mehr den Unterschied des Wassers vom H_2O und geben uns mit H_2O zufrieden. In allen Dingen, mit denen wir verkehren, spüren wir die Gewalt der „Restbestände" nicht mehr, die Unendlichkeiten des Unerforschten und Unerkannten. Wir leben in Eliminaten, fühlen nur das Definierte, Endliche, das exakt Bekannte (bis zum Überdruß und Ekel uns Bekannte).

Die Welt wird arm.

3.

Hat man sich angewöhnt, statt der geschaffenen Dinge nur ihre Eliminate zu sehen, dann ist es natürlich, daß man versucht, die Dinge künstlich nachzuahmen; oder sogar, sie durch künstliche Herstellung noch besser zu machen. Das ist der gemeinsame Grundzug in allen den Bewegungen, die im Gefolge der Aufklärung Macht über uns gewonnen haben.

[1] „Sprich Deutsch!" Leipzig 1917.

Das erste Attentat galt dem Staat. Bis zur französischen Revolution ist der Staat stets etwas schon Vorgefundenes gewesen. Die Geschichte kennt zwar Beispiele genug von Staatsgründungen sowohl als Staatszerstörungen. Aber bei allen früheren Staatsgründungen handelt es sich nur darum, daß eine Schar von Männern — etwa ein Eroberer mit seinem Heer, oder ein lockerer Haufe abenteuerlicher Krieger — Macht gewinnen und behaupten kann; Die Betätigungsformen dieser Macht sind in allen Fällen eben die dem Zeitalter und den Beteiligten gewohnten — abgesehen etwa von der Erfindung einer neuen Schlachtordnung, einer verbesserten Verwaltung und Ähnlichem. Es handelt sich also um Änderungen der Herrschaftsgebiete und Wechsel in Personen und Volks- und Rassenzugehörigkeit der Herrschenden. Naturgemäß bringt das allerlei Änderungen in Staatsformen, Sitten und Gebräuchen mit sich; doch geschehen diese nicht auf Grund eines theoretischen Planes. Und wo einmal ein Herrscher sich zu planmäßigen Reformen in seinem Reich entschließt, da handelt es sich um Abänderung bestimmter Einzelheiten, etwa des Steuerwesens, des Heeres usf., während im übrigen die ganze Fülle der überkommenen Lebensformen in Volk und Staat als eine Selbstverständlichkeit unangetastet beibt.

Demgegenüber hat die französische Revolution versucht, den vorgefundenen Staat „radikal", d. h. bis auf seine letzten Wurzeln, zu ersetzen durch eine künstliche Konstruktion. Die Philosophen, welche diese Revolution vorbereitet haben, waren der Meinung, daß man durch Theorien und Begriffe den Staat erschöpfend beschreiben könnte. (Daß die fraglichen Theorien obendrein verfehlt waren, bleibe hier unerörtert.) Sie ersetzten also in ihrem Denken bereits den Staat durch ein begriffliches Eliminat — und die Revolutionäre vor Napoleon versuchten, dies Eliminat synthetisch herzustellen.

Aber aus einer Staats-Imitation kann nie ein Staat entstehen, der Anspruch auf Treue und Gefolgschaft hat; wenn auch diese Imitation durch Steuererhebung, polizeiliche Gummiknüppelgewalt und andere äußerliche Eigenschaften eine gewisse Ähnlichkeit mit einem solchen vorzutäuschen versucht.

4.

Essen und Trinken gehören zu den ursprünglichsten, elementarsten Freuden des Menschen. Alle kräftigen und fröhlichen Zeiten

haben die Tafel und den Becher zum Mittelpunkte ihrer Feste gemacht; alle tapferen Völker haben das Brot heilig gehalten.

Es ist bis heute leider noch nicht ganz gelungen, das Essen zu ersetzen durch chemisch fabrizierte „Nährtabletten". (Jedoch der Fortschritt kennt ja keine Grenzen. . .) Inzwischen hat sich das surrogalistische Empfinden hier in anderer Weise durchgesetzt: Man betreibt das Essen heute als eine hygienische Angelegenheit. Statt Brot und Butter und Schinken und Braten ißt man heute „Kalorien" und „Vitamine". Könnte man aber wohl ehrlichen Herzens beten: „Unser täglich Vitamin gib uns heute in richtig dosierter Menge"?

Was das Trinken anbelangt, so wollen wir nur des Weines gedenken. Es hat Zeiten gegeben, wo fromme Mönche köstliche Weine als „Tränen Christi" oder als „Milch unserer lieben Frau" benannten. Sänger und Dichter haben den Wein verherrlicht und gepriesen.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,
Da wächst ein deutscher Wein,
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein. (Matthias Claudius.)

Wenn nun ein mittelalterlicher, weltabgewandter Büßer die Labe dieses Weines ebenso, wie alle anderen Dinge der „diesseitigen" Welt verachtet, dann ist das eine große Haltung. Wenn dagegen ein moderner Abstinenzler, Amerikaner oder Sportsmann den Genuß von „Alkohol" vermeidet, dann ist das hygienische Zweckmäßigkeit. Die übrigens nicht einmal Opfer kostet angesichts der Art, wie diese Leute von „alkoholischen Getränken" zu sprechen und zu denken pflegen: als von Chemikalien, deren Einführung in den menschlichen Körper gewisse physiologische Reaktionen hervorruft, die vom hygienischen, moralischen und sozialen Standpunkt in gleicher Weise zu verurteilen sind.

Seitdem man sich für diese Hygiene und den Sport begeistert, hat man aufgehört, zu wissen, was Gesundheit ist. Wenn man gesund ist, kann man laufen, springen, Kugelstoßen usf. Die Sportideologie meint aber, daß solche Kennzeichen eine erschöpfende Definition der Gesundheit geben. Also umgekehrt: Wer schnell laufen und weit springen und Kugelstoßen kann, der ist gesund. Dieses Gesundheitseliminat ist quantitativ meßbar; und es steigert sich wesentlich durch die Massage des geübten Trainers.

Man vergleiche aber einmal die leeren Gesichter der quantitativ

besten, also „gesündesten“ Sportskanonen mit dem Gesicht eines kräftigen Bauern oder eines kühnen Soldaten.

Der Sport hat auch ein Surrogat des Helden geliefert. Und zwar ein Surrogat „ohne schädliche Nebenwirkungen“, ungefährlich für die Herrschaft der Börsen und der Warenhauskonzerne. Wer kräftige und gut trainierte Muskeln hat und sich außerdem die Nase platt schlagen lassen kann, ohne mit der blutüberströmten Wimper zu zucken, der hat Aussicht, unter Leitung der Boxmanager Held des Volkes zu werden. Für die „Recken“ der Germanenzeit dagegen waren überragende Körperkraft und Verachtung körperlichen Schmerzes Äußerungen gesamtmenschlicher Überlegenheit. Es wäre z. B nicht möglich gewesen, daß ein „Recke“ eine ausgesprochen dämliche Visage dahergetragen hätte.

Dies hat übrigens Zusammenhänge mit dem demokratischen Minderwertigkeitskomplex. Die Recken und Helden großer Zeiten waren Ehrfurcht gebietende Gestalten; sie bewiesen durch ihr Dasein die Ungleichheit „alles dessen, was Menschenantlitz trägt“. Heute aber kann jedermann den Held des Volkes vertraulich „unseren Max“ nennen, gehoben und gestärkt durch das Gefühl, nur quantitativ von ihm verschieden zu sein.

5.

Menschen, die nicht dem Aberglauben an den in jeder Veränderung zu erkennenden Fortschritt huldigen, beklagen sich über die „Zuchtlosigkeit“, die heute bei uns in Dingen der Liebe eingerissen ist. Wenn z. B. in den internationalen Reise- und Badeorten die deutsche Weiblichkeit der französischen den Rang abgelaufen hat in dem Rufe der bequemsten und allgemeinsten Zugänglichkeit — während wir zugleich auch den früheren französischen Rekord der Geburtenarmut überboten haben —, dann erscheinen diese Klagen sehr berechtigt. Aber es ist nötig, den Dingen auf den Grund zu gehen und die Symptome von den Ursachen zu unterscheiden.

Wäre die heutige Auflösung überkommener Liebesformen tatsächlich, wie ihre Verteidiger behaupten, ein Hervorbrechen lebendiger, nur ungezügelter Kraft, dann wollten wir nichts dagegen sagen. Aber in Wirklichkeit handelt es sich auch hier um einen Abbau, um einen Verzicht auf das Echte und Anspruchsvolle, und seinen Ersatz

durch billigere Surrogate. (Unter denen der Wochenendbetrieb noch garnicht zum Schlechtesten gehört.)

Ein junges Mädchen begründet die große Anzahl ihrer Verehrer: „Ich brauche einen vollendeten Tänzer; ich brauche einen Herrn mit Auto; und einen perfekten Skifahrer (und sie braucht noch allerlei anderes); und ich finde keinen Herrn, der alle diese Eigenschaften zugleich besitzt."

Es ist also nicht mehr ein lebendiger Mensch, mit dem sich die zeitgemäße Dame beschäftigt; sondern ein Eliminat, gebildet durch eine Anzahl mondän-sportsmännischer Eigenschaften. Dieses Eliminat kann durch geeignete Kombination auch synthetisch hergestellt werden.

Hier liegt es: Verlotterung und Verschlampung in der Liebe ist noch nicht das Letzte. Sondern das Letzte ist die „Versachlichung"; dasjenige, was von der unabsehbaren Schar der „Sexualärzte" in Büchern, Vorträgen und Sprechstunden gelehrt wird. Wer sich ihnen anvertraut (und die öffentlichen „Beratungsstellen" sorgen ja dafür, daß das ganze Volk allmählich unter die Leitung dieser Leute gerät), der weiß binnen Kurzem nicht mehr, was „Liebe" ist. Sondern er hat „sexuelle Bedürfnisse". Diese „Bedürfnisse" müssen „befriedigt" werden (sonst entstehen „Sexualnot" und psychische Komplexe); und die Methoden ihrer Befriedigung gehören ins Kapitel der Hygiene.

So steht am Ende der ganzen gepriesenen Entwicklung trostlose Verarmung: Das ganze große und herrliche Reich der Liebe schrumpft zusammen auf das physiologische Eliminat der Liebe, symbolisiert durch die „Gummiartikel" (zu kaufen bei den Friseuren und auf den Aborten der Gaststätten). Was aber die lebendige Liebe unterscheidet von der erotischen Bedürfnisbefriedigung, das hat weder mit Moral, noch mit Sentimentalität etwas zu tun. Man kann das erkennen aus einem alten Lied:

Dat du myn Leevsten bist, dat du wul weest,
Kumm by de Nacht, kumm by de Nacht, segg my wo du heest.
Kaem du um Mitternacht, kaem du Klock een,
Vader slöpt, Moder slöpt, ik slaep alleen.
Klopp an de Kamerdaer, klopp an de Klink,
Vader meent, Moder meent, dat deit de Wint.

Es kommt hier gerade auf die letzte Zeile an: wollte man diese streichen, so bliebe nichts übrig (während dagegen die Streichung irgendeiner anderen Zeile dem Gedicht zwar schaden, aber es nicht

zerstören würde). In dieser letzten Zeile liegt das, was den Inhalt des Gedichtes ausmacht — in diesem merkwürdigen Gedanken, daß die Eltern des Mädchens das Klopfen des Liebsten für ein Geräusch des Windes halten: Liebe zweier Menschenkinder, verwoben in die Geheimnisse der nächtlichen Natur; heimlich und sündhaft im Dunkel der Kammer; und doch gesegnet von den Sternen des Firmamentes, und umraunt von den Stimmen der Nacht.

Der Sport

Von Emil Witting

Es ist nicht Zufall, sondern entspricht durchaus der heutigen Weltanschauung, daß gegenüber dem Verstandesmenschen der „Körpermensch" in die Schranken tritt, gegenüber dem Hirn der Muskel, gegenüber der jenseitigen Wahrheit die diesseitige mechanisierte Wirklichkeit, gegenüber dem Herzen das Auge.

Der Sport als ausgesprochene Bejahung des „Körpers" verleiht dem Materialismus den Ausdruck der Faßbarkeit.

„Sieh nach den Sternen", sagt in Wilhelm Raabe der Idealist — „Blicke zur Erde", spricht der Materialist. In Theatern floß und schwang bisher die Wellenhöhe und -tiefe der beglückten und gequälten Menschenseele; im Film rollt heute spielend die körperliche Oberfläche, und an die Plakatständer wird alle Intimität geheftet. Die Tonkunst des inneren Eigenklanges wird durch die Musikmaschine, das Radio, für den Pöbelinstinkt des Minderwertigkeitshaufens ersetzt. An Stelle der „Gefühlshuberei" der Romantik treten „Mir Künstler" in der Artistik.

Zwischen sibirischem Urholz und wildwestlichen Dschungeln tritt mit dem Freiheitsprivileg in der Tasche der Sportsmann stolz zum Start und fordert die Welt zum Kampfe.

Es ist etwas Großartiges um dieses Anstürmen der vernachlässigten Körpergewalt gegen die Bevormundung durch das Geistestum.

Kraft, Gesundheit, Schönheit ist das Losungswort. Ein Weltstürmen und -ausbreiten beginnt. Sieg folgt auf Sieg — nur vorwärts! Nieder mit dem Gegner, hinweg mit dem Schwachen, Kranken — Bildung, Leistung, Überleistung — der Schwache sinkt, der Mittelmäßige versagt, der Auserlesene allein trägt die Fahne zum Weltrekord. Durch

die alte und neue Welt geht ein einziger Schrei der Begeisterung — und das Intellektuelle ist besiegt mit Zentimetern, Sekunden.

Muskel- und Sehnenkraft des Körpers haben Hirnsubstanzen zur Arbeitslosigkeit verurteilt, Verstand, Vernunft geschlagen, zerschlagen. Der Mensch aber, der das Höchste von den Muskeln seines Körpers fordert, hat nichts mehr übrig für eigenes Hirntum, noch weniger für fremdes, keine Zeit mehr und keine Kraft, denn Spitzenleistungen sind heute nur noch erreichbar durch Übersteigerung, Ausmünzung bestimmter gottgegebener Körperanlagen, durch Training, Entziehung des Kraftzuflusses von andern Organen, durch Spezialisierung. Universalgenies gibt es auch auf dem Gebiete des Sportes keine.

Es gibt einen Sieger im Schilauf, einen zweiten im Schwimmen, einen dritten im Reiten.

Warum nicht kämpfen? Zeigt doch die Natur Schritt auf Schritt den Kampf und öffnet doch der alte Aolus seine Schläuche, um die Winde zum Kampfe, zum Rekord zu führen: die Bora, den Schirokko, den Taifun, Tornado, Föhn, Chamsin und Leveches. Kampf ist Leben, Kampf schafft die Tüchtigkeit, Kampf erzieht zu Helden! — das ist der Ruf.

Der Sport kämpft um seine Daseinsbegründung; mit der Parole: „Weltkampf und Sieg" kann er sie aber nur als Kaste besonderer Körpererziehung in der Kartellierung der Sportler haben, sei es in nackter Einfachheit, sei es im Bunde mit der Maschine als höchste Lebensbejahung zum Siege des Fortschrittes, Eroberung von Neuland, Schaffung neuer Podeste, sowie die Kunst als Deutung des Lebens, die Dichtung als Besinnung des Herzens, die Musik als Auftönung des Unterirdischen der Gefühle sie hat.

„Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt."

Nur ausgesprochene Begabung von Muskeln, Sehnen, Organen, hervorragendes Talent, unausgesetzte Übung und Vervollkommnung dieses Talentes, Jugend und Zeit können mit Hoffnung auf Erfolg dem Rufe zum Start folgen. Viele sind ausersehen, wenige berufen. Es sind die Begnadeten.

Aber Gipfelung, Höchstleistungsgier ist ein halsbrecherisches Beginnen und fremd der Masse der Allgemeinheit. Mehr und mehr schon wird der Sport zum Beruf, zum Erwerb, zum Geschäft. Schon ist der große finnische Läufer Nurmi öffentlich um Geld gelaufen, während

viele andere im geheimen „verdienen". Sport als Begriff des Wettkampfes um die Rekordstandarte wird sich nie ein Volksstadion zur Volksgesundung erbauen. Erst der Verzicht der Leibesübungen auf den grundlosen Ozean des Rekordes, eine gleichmäßige Ausbildung der verschiedenen Organe, eine Stählung des Körpers um ihrer selbst willen zum Ausgleiche gegen die Schäden der Übervergeistigung, der sitzenden Beschäftigung, bringen den Menschen gegen die Vereinseitigung wieder in Ordnung, dienen nicht als moderne Zirkusvorstellung der Schaulust, sondern lassen die aus dem Züngel geschlagene Wage wieder einspielen. Erst wenn der Sport nicht mehr Vorrecht der starken Jugend, sondern Recht aller Altersklassen, nicht bloß Übung der Starken, sondern auch Stärkung der Schwachen ist, hat er Daseinswert.

Der Mensch ist keine bis zur Sättigung in so und soviel Atmosphärendruck beliebig heizbare Maschine, zu der sie der Sport machen möchte; der menschliche Körper ist ein kompliziert abgewogener Zellenstaat mit bleibendem Charakter, mit zwar in seiner Oberfläche schwankendem, aber im Gehalte streng abgemessenem Fluidum mit konstanter Kräftesumme in starr geeichtem Gefäß. Nur besondere Veranlagungen können Höchstleistungen ungerächt rechtfertigen; der gewöhnliche Mensch wird mäßige Grenzen nie überschreiten.

Allerdings birgt jeder Mensch in seiner Konstitution, wenn auch nicht die Summe, aber den Extrakt, den Schlußeffekt jener tausend Anlagen, Erbschaften, Würden, Edeltume, Sünden seiner tausend Vorfahren mit all ihren künftigen Bildungs- und Leistungsmöglichkeiten, die Lehre, Erziehung zur Erprobung, zur Entfaltung zu bringen berufen sind. Und doch ist jeder Konstitution die Grenze gesetzt, die Wand, die nimmer überstiegen werden kann. Und der Weisheit letzten Schluß spricht auch hier wieder Goethe:

„So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten,
Und keine Macht und keine Zeit zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Eine Frage türmt sich, Antwort erheischend, auf:

Der Sport um die Rekordfahne will nicht Breitenstreuung, sondern Brennwirkung. Unproduktiv, unwirtschaftlich entstrebt er mehr und mehr dem Boden der Allgemeinheit, dem Volke. Er bejaht sich selbst bis zur Verungeistigung, Verdummung, bis zur „genossenschaftlichen

Mißachtung des Denkens". Er besetzt ein neues Gebiet, gründet, längst der Volksdemokratie entwachsen und in der Leibesdemagogie wipfelnd, eine abgeschlossene Gemeinschaft, Staat im Staate. Er marschiert gerne in einer Linie mit dem Schwarzen und der Rothaut und jauchzt überzeugt dem Bantuneger zu, dem Zulukaffer oder dem Indianer, wenn sie kraft ihrer überlieferten und ungebrochenen Naturverbundenheit es am besten treffen. Hat er ein Recht, sich darauf zu berufen, daß neben der außerordentlichen Geistigkeit der Wunderkinder oft der Körper bis zur Lebensunfähigkeit verfällt.

Volksgesundheit? — Schlagwort! Mit „Sportheil" reicht er am eigenen Blute vorbei über die Landesgrenze hinüber seine Hand dem Fremden zum Bunde, vielleicht dem Volksfeind! Die Internationalisierung ist vollzogen. Seine Lust ist die sich auffällig auf dem Paradegaul vorbiegende Sensation, die sportomanische Siegerwollust. Sein Endziel ist spezialisierte Körpergipfelung, ist immer das eigennützige Ich mit dem Eitelkeitsspiegel in der Hand, mit Film und Presse zur Seite, um den Erfolg vor die Öffentlichkeit hinzuknallen.

Seine einzige Verbindung mit dem Urtum ist die phylogenetische Wiederholung der Menschheitsentwickelung. Er bricht die Zeitbrücke zur Vergangenheit ab, schlägt seine Stege in den Raum. Sein Blick ist nach Amerika gerichtet, wo seine Heimat ist. So erwartet er seine Seligkeit, die streng im Diesseits der Gegenwart ruht, den Ruhm, die Ehre.

Weltanschauungen stehen zum Kampfe gegeneinander, die Wirklichkeit und das Durchscheinende des Innern. Hie Materialismus, hie Idealismus! Wird die Welt die Grenzen der Rassen und Nationen weiter sprengen, um sich in Gesellschaften zu schichten und in ihnen zu verbinden? Der deutsche Idealismus mit dem Individualismus — wachsend im Ebenmaß der harmonischen Abwägung von Muskel und Hirn und deren Tätigkeiten — wird mit dem Kompaß der Liebe in der Hand das verlorene Ziel der Seelenregungen von Kunst, Dichtung, Musik und der imaginären Welt des Theaters zu suchen haben, die die willensfreie Anschauung des Ich, wenn auch nicht unbedingt bekennen, aber zulassen und dadurch der hohen Ethik der Willensverneinung dienen. Er wird sich rüsten müssen gegenüber dem Sport und seinen Paladinen, die mit Aufgabe des eigenen Grundwesens und dem der Rasse, dabei mit rücksichtsloser Verneinung fremden Willens die absolute Bejahung der eigenen Menschenmaschine und

deren dogmatischer Satzungen erkämpfen, so wie es amerikanische Technik und Wirtschaft vormachen.

Im Wahn berufen zu sein, den untergehenden „Körper" zu erretten, wird der Sport in den Stromschnellen Verstand und Überlegung verlieren und muß im Rettungsboot den sichern Volkshafen suchen, seiner wahren Bestimmung zusteuernd, der ausgeglichenen Menschenseele den sicheren Kahn zu bieten. Der Sport hat diesen Rettungsakt notwendig, um aus dem phylogenetischen Rückfall im Mannbarkeitsalter die Muskel-Hypertrophie zu heilen und im ruhigen, aber umso nützlicheren Ausgleich der Kräfte dem Volkstum den gesunden harmonischen Menschen zu schenken. Denn nur im Umtrieb des Individualismus, im Idealismus steht die Rettung der deutschen Welt. Die deutsche Jugend ist in Gefahr! Die Zeichen der Entwurzelung, internationalen Verkastung und Abriegelung flattern schreiend an den höchsten Masten der Sportplätze.

Sommergedichte von Heinrich Zillich

Der Bauer

Der Mais wiegt seine Schöpfe noch in späte Sommerwochen.
Der Kolben schwingt das rote Haar: wann werde ich gebrochen?
Darunter glänzt der Kürbisbauch im dürren Stengelbeben
als murrte er: Wie bin ich faul — ihr könntet mich schon heben.
Doch selbst des Hafers Perlenfeld soll noch drei Tage reifen.
Nur Weizengarben sind im Kreuz auf manchen Stoppelstreifen.

Der Bauer in dem Roggen steht, umrauscht von blonden Wogen.
Sein Sensenschnitt kommt übers Feld oft wie ein Pfiff geflogen.
Er saugt den eignen Schweißgeruch und Duft von Erd und Ähren
zugleich in volle Lungen ein und weiß sich ewig währen.
Er ist des Ackers Ruf und Blut, der Scholle Hut und Segen.
Er streut den Samen, führt die Frucht und ist wie Gott zugegen.

Und stirbt er auch, so steht der Sohn schon drinnen in den Wogen.
Sein Sensenschnitt kommt übers Feld oft wie ein Pfiff geflogen.
Er hebt den Haferstrich im Schwung, den Kürbis von der Erde.
Er häuft das Maisstroh auf und schirrt vor Fuhr und Pflug die Pferde.
Er pflückt die Birnen aus dem Laub und eggt im Herbst die Breiten.
Im Arme hält er Frau und Sohn in immer neuen Zeiten.

Sommerträume

Noch ruht ein Schein des Abendlichts auf unsrem grünen Haus.
Die Kühe weiden noch am Hang. Die Bäume atmen aus.
Ein Schnitter in der Grummetmahd klopft seinen Sensenstahl
und von den Kuppen rauscht das Laub in Wellen bis ins Tal.

Bald ist der Abendstern erwacht, bald wird das Dunkel wehn
und aus dem Schweigen Gottes wird der Schlaf durchs Bergland gehn.
Er sät mit breiter warmer Hand der Träume Samen aus.
Durchs offne Fenster fliegt das Korn auch in das grüne Haus.

In welchem Herzen findet es zu kurzer Blüte Raum?
Ob es erkeimt, obs uns verschreckt — wir selber wissens kaum.
Denn wie der Schlaf es ausgesät ins tiefe Herz hinein,
so sammelt er im Morgenwind die reifen Träume ein.

Mit lichtverletzten Augen stehn wir in der frühen Stund
und finden nichts und tasten viel, als läg es in der Rund.
Doch draußen klingt der Sensenstein. In Chören ruft der Tag.
Ins kühle wache Wasser stürzend weckt uns jäh sein Schlag!

Rundschau

Politische Chronik. Der Ausfall der rumänischen Wahlen für die gesetzgebenden Körperschaften brachte keine Überraschungen. Die Regierung gewann die Mehrheit der Mandate durch das ungerechte Prämienwahlsystem und die deutschen Wähler waren es, die sie ihr verschafften. Eine Tatsache, die politisch ausgenützt werden muß.

Wie zu erwarten, hat sich die deutsche Wahldisziplin in Siebenbürgen im allgemeinen bewährt. Im Banat, wo bekanntlich eine gewisse Klärung vorhandener innerschwäbischer Spannungen knapp vor den Wahlen erfolgte, hat sie sich bedeutend verbessert: auch dies eine Lehre für die Zukunft. Nicht gegen die verschiedenen Strömungen in unserem Volke, sondern nur bei ihrer gerechten und großzügigen Wahrnahme wächst unsere Kraft. Wer dies bis heute noch nicht verstanden hat, ist ein Volksschädling oder hoffnungslos unbegabt und eigensüchtig.

Gerade von diesem Standpunkt aus haben die programatischen Wahlreden unserer Abgeordneten Bedeutung. Als am 7. Juni 1931 zahlreiche jüngere Männer unseres Volkes in Hermannstadt ein Volksprogramm in großen Strichen für die Zukunft aufstellten, gab es damals und später keine Stimme, die auch nur einen Punkt öffentlich abgelehnt hätte. Wittstocks Buch über die Nationsuniversität, im geheimen von manchen Betroffenen als Unsinn verschrieen, erfuhr meines Wissens auch keine Ablehnung vor der Öffentlichkeit. Und dieses Buch war es, das vor den

Parlamentswahlen des letzten Jahres in mancher Abgeordnetenrede zu der Forderung führte, die Lage unserer Nationsuniversität sei nun endlich zu regeln. Ein Gedanke der Jugend war aufgegriffen worden. Zusammenbruch und Bankenkrise der nächsten Monate standen plötzlich im Vordergrund. So kam es wohl, daß die Frage der Nationsuniversität noch immer nicht geklärt ist. Ein Jahr verging und nun merken wir aus den Reden unserer Abgeordneten, daß nicht nur diese eine Forderung, sondern noch andere wesentliche Bestandteile unseres Denkens auch in das offizielle eingingen. Wir begrüßen es, aber wir fordern die Tat. Am aufschlußreichsten für die Einstellung der Abgeordneten ist die Rede ihres jüngsten Kollegen, der auch der einflußmächtigste ist, die Rede, die Dr. Hans Otto Roth in Schäßburg hielt und die nach einer ausgezeichneten Klarlegung der politischen Lage zu den Worten führte, die beinahe wörtlich so schon in dieser Zeitschrift zu lesen waren: „Besinnung auf uns selbst und Sammlung der ganzen Nation zur Verteidigung von Gut und Leben. Unsere Politik soll auch weiterhin von Klugheit und Überlegung getragen sein, aber gleichzeitig unterbaut von unerbittlichem Entschluß." Nachdem dann Roth erklärte, daß die „Arbeit an der Schaffung der wahrhaftigen und politisch durchgebildeten Volksgemeinschaft in Rumänien die tragende Idee unserer gesamten deutschen Politik werden möge, kam er auf die inneren Gegensätze zu sprechen, die „nie gewaltsam behindert werden" dürfen, und fuhr fort: „Vielleicht kommt Männern meines Alters die Rolle eines Vermittlers der Generationen zu. Die große nationale Bewegung, die das deutsche Volk bewegt, zeigt schon heute zwei bedeutsame Errungenschaften: Die Weckung des Opfersinns im deutschen Volk und die Neuaufrichtung des Sendungsgedankens. Wir Deutschen des Auslandes, deren Geschichte ein Gemeinschaftserleben erster Ordnung ist, haben scharfe Ohren für derartige Entwicklungen. Die deutschen Minderheiten waren die ersten Träger des Volksgemeinschaftsgedankens und werden auch dann noch unerschütterliche Anhänger dieser tief sittlichen Auffassung des Volksgedankens sein, wenn die Politik des großen deutschen Volkes schon längst andere Prägungen angenommen hat. Gegensätze und Spannungen hat es in einem gesunden Volke immer gegeben. Moeller van den Bruck hat das sinnvolle Wort gesprochen: Wir müssen die Kraft haben, in Gegensätzen zu leben und über die Gegensätze hinaus die Synthese des Lebens zu finden." Das sächsische Volk hat seit Jahrhunderten die Aufgabe, in Gegensätzen zu leben und doch die Gemeinschaft zu erhalten und weiter zu gestalten. Ich traue dem Verantwortungsgefühl und dem historischen Sinn unseres Volkes zu, die Gemeinschaft auch in diesen Zeiten über alle scheinbaren Gegensätze hinaus zu erhalten und unter Verwertung aller fruchtbaren Gedanken unserem Volkstum einen neuen Lebensstil zu geben."

Außer dem Wort von den „scheinbaren" Gegensätzen ist jedes andere zu unterschreiben. Die Gegensätze sind da und sie sind Gegensätze des Lebensstils. Wenn wir die Synthese zwischen ihnen mit unerbittlichem Entschluß zu finden bestrebt sind, werden sie sich lösen, aber nur in einer Synthese, nur in einer höheren Ausgleichung. Wie die Synthese sein wird und welche These in ihr vorwaltend bestimmen muß, sagen Roths Worte über die Neuweckung des deutschen Sendungsgedankens und des Opfersinns. Unser Volk muß innerlich zu seiner Jugend zurückkehren, wobei Jugend geistig als das Bekenntnis zu dem eigenen großgesehenen Geschick zu verstehen ist, aber auch — nach den furchtbaren Enttäuschungen der letzten Jahrzehnte —

als das Bekenntnis zu den Trägern solcher Erkenntnis und die sind in der leiblichen Jugend unseres Volkes zu finden.

Wir warten nach so treffenden Worten auf die Tat! Auf die schon lang erwartete. Woher sie kommt, ist gleichgültig; daß sie aus der Jugend kommen wird, ist natürlich und schon zu sehen. Es ist unser Glück, wenn sie im Verein mit der älteren Generation synthetisch auftritt, und nicht als Antithese mehr Sturm über uns bringt, als der Frucht nötig ist.

Es ist keine Zeit zu verlieren. Schon ballt sich in Deutschland die Zukunft eines ganzen Erdteils zusammen. Sie erscheint in einer Gewitterwolke. Niemals kam eine geschichtliche Stunde anders als drohend. Uns gibt sie Kraft. Heinrich Zillich

Proportionalwahlrecht bei innersächsischen Wahlen! Chefredakteur Emil Neugeboren stellt uns dankenswerterweise den Text einer von ihm schon am 17. Mai 1932 an den Deutsch-sächsischen Volksrat gerichteten Eingabe zur Verfügung, die einen äußerst erwägenswerten Vorschlag enthält, den wir vollinhaltlich veröffentlichen:

Geehrter Volksrat! Von der Anschauung ausgehend, daß geeignete organisatorische Maßnahmen dazu beitragen können, den Zusammenhalt in unserem Volk zu stärken und vorhandene Gegensätze vor Ausartung zu bewahren, gestatte ich mir folgende zwei Vorschläge hinsichtlich des bei Wahlen in die Kreisausschüsse und bei anderen, mittels Listen vorzunehmenden Wahlen zu befolgenden Vorganges dem geehrten Volksrat zu unterbreiten, damit er sie entweder den Kreisausschüssen zur Beschlußfassung empfehle oder, wenn dies in die Zuständigkeit des Volksrates fällt, als für unsere gesamte politische Organisation bindend zu Beschlüssen erhebe:

1. Bei Wahlen in Kreisausschüsse ist auf jeden Fall, bei anderen Ausschuß- oder Delegationswahlen nach Möglichkeit darauf zu achten, daß alle Berufsstände, entsprechend der Zahl ihrer Angehörigen in dem zu wählenden Ausschuß vertreten seien.

Sollte die Erfahrung lehren, daß die Wähler an den in diesem Sinne zusammengestellten Vorschlagslisten zu Ungunsten dieses Grundsatzes Änderungen vornehmen, so hat der Kreisausschuß das Recht, fortan die Giltigkeit der Stimmlisten davon abhängig zu machen, ob sie Vertreter aller in Frage kommenden Berufsstände enthalten oder nicht.

2. Wenn in einem Wahlkreise Parteiungen bestehen und es den Wählern vor einer Kreisausschußwahl nicht gelingt, sich auf eine gemeinsame Wahlliste zu einigen, oder wenn selbst nach vollzogener (scheinbarer) Einigung neue Stimmlisten auftauchen, so ist ein Proportionalsystem anzuwenden, indem im Verhältnis zu den auf die einzelnen Listen abgegebenen Stimmen die entsprechende Anzahl der Kandidaten dieser Listen für gewählt erklärt wird, wobei vorweg diejenigen Volksgenossen, die auf mehr als einer Liste standen, im Verhältnis zu den Stimmen, die sie erhalten haben, als gewählt anzusehen sind.

Zu diesen beiden Vorschlägen füge ich noch den weiteren hinzu, daß gegebenenfalls die Volksratskanzlei die näheren Anleitungen zur Durchführung der beiden beantragten Maßnahmen auszuarbeiten hätte. Und zwar wären zu 1. die in Betracht kommenden Berufsstände festzustellen, damit hierüber im Einzelfalle kein Streit entstehe, der die Vorschrift illusorisch macht. Zu 2. wäre die Art der Berechnung und Durchführung näher zu erläutern, damit sich daraus keine Schwierigkeiten ergeben.

Zur Begründung meiner beiden Vorschläge bedarf es nicht vieler Worte.

Was den 1. Vorschlag anbelangt, so erscheint es heute nötiger als jemals früher, möglichst breite Volkskreise zur Mitarbeit in unseren nationalpolitischen Körperschaften heranzuziehen, damit sie sich mit den Volksangelegenheiten möglichst eng verbunden und für die gefaßten Beschlüsse mitverantwortlich fühlen. Bekanntlich hat die Erkenntnis dieser Notwendigkeit schon den Gedanken einer eigenen ständischen Gliederung unserer Wählerschaften aufkommen lassen, einen Gedanken, dessen Ziel meiner Ansicht nach auf dem von mir vorgeschlagenen Weg einfacher zu erreichen ist.

Betreffend den 2. Vorschlag ist zu bemerken, daß parteimäßige Spannungen, wie sie gerade jetzt an mehreren Orten des Sachsenbodens vorhanden sind, sich gerne bei Wahlen zu entladen pflegen, daß ihnen aber von vorneherein viel von ihrer Schärfe genommen wird, wenn durch Anwendung des vorgeschlagenen Proportionalsystems die Möglichkeit einer vollkommenen Ausschließung der im Wahlkampf in Minderheit bleibenden Partei beseitigt ist. Zur näheren Begründung dieses Vorschlages erlaube ich mir Nr. 17688 des Siebenb.-Deutschen Tageblattes vom 31. März 1932 beizuschließen, wo ich an leitender Stelle unter dem Titel „Proportionalsystem bei innervölkischen Wahlen" das Thema behandelt habe.

Meine Vorschläge dem geehrten deutsch-sächsischen Volksrate zur geneigten Erwägung empfehlend, habe ich die Ehre zu zeichnen: Hochachtungsvoll

Emil Neugeboren

Arbeitslager. Zuerst im Jahre 1931, heuer gleich an zwei Stellen, in Nimesch und Henndorf, werden von Jugendverbänden und der „Selbsthilfe" Arbeitslager veranstaltet, wo sich Burschen und Mädchen aller Stände gemeinnütziger Arbeit zugunsten der Herbergsdörfer hingeben. Hunderte sind es schon! Dem Anreger und Leiter der Arbeitslager Dr. Alfred Bonfert ist es zu danken, daß wir diesen wirklich fruchtbaren Gedanken aus Deutschland übernahmen, der mehr als alles Reden die Jugend dem Volke verbindet und dieses seiner Schicksalsgemeinschaft näher bringt. Mit der Arbeitslagerbewegung werden wir uns ausführlich beschäftigen, wenn die Arbeitszeit in Henndorf beendet ist.

Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Erik Reger. Union der festen Hand. Roman. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin. Erik Reger hat den Kleistpreis für diesen Roman erhalten. Sucht man in dem Werk dichterische Tiefe, Erfassung der seelischen Hintergründe jedes menschlichen Geschehens, so wird man enttäuscht sein. Der Roman ist ein Schlüsselroman, aber zweifellos ein sehr interessanter, der ein Thema behandelt, das jeden fesselt und das, erstaunlicherweise, recht selten gestaltet wurde. Es ist der Roman der schweren deutschen Industrie. Es ist ein Schlüsselroman der Kruppwerke, des Stahlvereins, der Betriebe von Thyssen. Man erkennt manchen führenden deutschen Großindustriellen des rheinischen Kohlen- und Eisengebietes, man erhält ein sehr detailliertes Gemälde der Entwicklung seit den letzten Kriegsjahren bis zur Gegenwart, man sieht großen sozialen Ereignissen zu, man erfährt viel über die Lage des Arbeiters, über die Verstrickung und Verschachtelung der Werke, über die Rolle der Banken. Der Stoff ist groß. Er wird

in tausend Einzelheiten abgewandelt. Weniger wäre mehr gewesen. Die Überfülle an Tatsächlichkeiten erdrückt. Aber nicht dies ist der Hauptfehler des Buches. Trotzdem es unglaublich viel mitteilt, erweckt es kein uns unmittelbar packendes Gefühl für die Atmosphäre, in dem sich die Ereignisse abspielen. Der trübsinnige Pessimismus des Verfassers durchtränkt die ganze Gestaltung. Er glaubt an nichts. In dieser düsteren Grundhaltung bleibt er zwar gerecht. Weder die Arbeiter noch die Industriellen erscheinen menschlich erfreulich. Für beide hat er wenig übrig. Höchstens regt sich in ihm etwas wie leichtes Mitgefühl für das Elend, das immer wieder beschrieben wird. Aber dieser faustdicke Pessimismus, diese innere Absage an die Welt, die zu keiner geistigen Synthese aufwächst, verzerrt jede Einzelheit. Man lernt viel aus diesem Buch und man glaubt ihm nichts. Aber daran ist bloß Erik Reger schuld, mag er auch bis zum letzten Buchstaben Tatsächliches abgeschrieben haben.

Heinrich Zillich

Viktor Orendi-Hommenau: Übersetzung von Gedichten Eminescus. Verlag „Von der Heide", Temeswar.

Der tapfere Vorkämpfer für schwäbisches Deutschtum Orendi-Hommenau hat eine Übersetzung der schönsten Gedichte Eminescus gegeben, die in erster Reihe als Kulturtat gewertet werden muß. Eminescu, der größte rumänische Lyriker, ist zugleich auch derjenige Rumäne, der am besten deutsche Kultur kennen gelernt hat.

Übersetzungen sind von Voß bis zu den heutigen Übersetzungskünstlern eine unendlich schwierige Sache; ich habe nur einen Übersetzer kennengelernt, der wirklich kongenial war mit dem Dichter: den Grafen Kalkreuth, den Verlaine-Übersetzer.

Wenn wir von den höchsten Anforderungen, nämlich Duft und Gehalt aus dem einen Volkstum ins andere zu übertragen, absehen, so ist Orendis Übersetzung verdienstlich in hohem Maß und sei hiemit den Deutschen Rumäniens angelegentlich empfohlen.

A. Heltmann

Dr. Ed. Keintzel. Minderheitenpolitik und Minderheitenrecht. Verlag der Krafft & Drotleff A. G. Hermannstadt. — Vor einigen Monaten erschien diese kleine Broschüre, die die wesentlichen Fragen und Probleme des Minderheitenrechts und der minderheitlichen Forderungen mit besonderer Berücksichtigung der siebenbürgisch-sächsischen Verhältnisse in einer ganz ausgezeichneten Zusammenfassung darstellt. Wir haben hier ein Werk, das nicht bloß orientiert, sondern auch jenen einsichtigen Geist ausströmt, der allein zur Erfassung dieser Fragen geeignet ist. Es erfüllt dabei auch die Aufgabe einer populären Aufklärung und Richtungsweisung. Ohne die Kenntnis der Zusammenhänge, die nach der Artung der Minderheitenfrage überstaatliche sind und bleiben werden, kann auch das Schicksal der einzelnen Minderheitengruppe nicht beeinflußt werden. Diese Unterweisung vollzieht Keintzels Buch und da es das Schwergewicht der Betrachtung auf unsere Verhältnisse überträgt, wird man es immer wieder zu Rate ziehen. Es verdient es, auch in den breiten Volkskreisen Eingang zu finden.

Heinrich Zillich

Orient und Occident. Zeitschrift. In Verbindung mit Nicolai Berdjajew und Erwin Reisner und einer Arbeitsgemeinschaft von Deutschen und Russen herausgegeben von Fritz Lieb und Paul Schütz. Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung, Leipzig. — Diese Zeitschrift ist, wie schon ihr Titel sagt, der Untersuchung der Beziehungen zwischen Abendland und Morgenland, vor allem Rußland

gewidmet und sie bestimmt als ihr Arbeitsgebiet den Problemkreis Staat-Gesellschaft-Kirche. Die vorliegenden Hefte 8 und 9 zeigen daß hier hochstehendste Geistigkeit in Verbindung mit gläubigem Christentum am Werke ist zur Lösung uns alle tief bewegender Zeitfragen beizutragen. Besonders freut es uns festzustellen, daß der langjährige Mitarbeiter der Zeitschrift „Klingsor" Dr. Erwin Reisner in den engeren Herausgeberkreis aufgenommen wurde. Wir sehen darin eine wohlverdiente Anerkennung dafür, was Reisner durch seine bisherigen Werke für eine auf protestantischem Glaubensgrunde ruhende Philosophie geleistet hat. Er ist es außer den beiden Hauptherausgebern vor allem, der die strenge herbe protestantische Linie vertritt, an der die Zeitschrift hauptsächlich orientiert ist. Deutlich hebt sich hievon die mystisch-chiliastisch eingestellte Christlichkeit der russischen Mitarbeiter ab. In jeweils vollendeter Weise treten diese beiden Einstellungen zu Tage in den beiden vor den übrigen hervorzuhebenden Aufsätzen die Reisner und Nicolai Berdjajew für die vorliegenden Hefte geliefert haben. Reisners Aufsatz „West-östlicher Chiliasmus" ist ganz vom deutsch-protestantischen Standpunkt geschrieben. Er sieht im deutschen Volke in einem tiefsten absoluten Verstande das Volk der Mitte, das Zünglein an der Weltwage, gestellt zwischen die Chiliasmen des Westens und Ostens als das wahre Weltgewissen. Es ist eine unerhört gewaltige, religiöse Sendung im Umkreis der irdischen Geistesmächte der Gegenwart, die Reisner hieraus für das deutsche Volk ableitet, eine Sendung deren Erfüllung er nur in der strengen eschatologischen Haltung der lutherischen protestantischen Position findet. Nicolai Berdjajew (bei uns auch schon bekannt durch sein Buch „Das neue Mittelalter") schreibt einen von christlichem Glaubensfeuer tief durchglühten, die aufgeworfene Problematik wunderbar meisternden Aufsatz über den religiösen Sinn des Bolschewismus. Für ihn ist der Bolschewismus im tiefsten Grunde nichts anderes als der Widerschein der inneren Entchristlichung der nur noch äußerlich christlichen abendländischen Welt. Göttliches Strafgericht und Warnung gleichzeitig, vollzogen am russischen Volk, als dem Volke der größten Dulderkraft. Was dieses Volk unter dem Bolschewismus leidet, leidet es für das ganze Abendland, das aus dem religiösen Sinn des russischen Geschehens entnehmen mag, daß es nur religiöse, und keine anderen Kräfte sein können, mit denen der Bolschewismus zu bekämpfen und zu besiegen ist. Dasselbe Thema behandelt in vortrefflichen Ausführungen Fedor Stepun, der nun allerdings das Problem noch mehr ausweitet und die Unhaltbarkeit jeder grundsätzlich profanen Kultur zum Angelpunkt der richtigen Beurteilung des Bolschewismus macht. Einen großangelegten Aufsatz widmet Martin Kaubisch dem Problem Deutschlands als dem europäischen Reich der Mitte, wo er die Aufgabe des deutschen Volkes in einer organisch-schöpferischen Synthese in Geistes- und Kulturwelt von Ost und West sieht.

Ausführliche Buchbesprechungen und eine besonders den Verhältnissen des bolschewistischen Rußland gewidmete Chronik vervollständigen den reichen und wertvollen Inhalt der Hefte. Alfred Pomarius

Ab. Jusulis. Geistiger Mensch und Nationalsozialismus. Verlag für Zeitkritik, Berlin 1931. „Ein Interview für die Gebildeten unter seinen Gegnern" lautet der Untertitel dieser Schrift, die in der heute nicht mehr häufigen Form des Dialoges geschrieben ist. Es ist in ihr manches Aufklärende enthalten und es wird vieles beigebracht, das dem geistigen Menschen entgegenzuhalten ist, der der nationalsozialistischen Bewegung mit geistigem Hochmut begegnet, angeblich weil sie selbst zu wenig

geistig sei. Trotzdem befriedigt der Inhalt nicht ganz. Und zwar deshalb, weil oft statt heller Klarheit ein mystisches Dunkel der Begriffe den Leser eher verwirrt, als lösend befreit. Wer sich im handelnden Leben auf die Seite des einfachen, gesunden Menschenverstandes stellt, sollte in der literarischen Verwertung und Rechtfertigung dieser Stellungnahme dem Gebot formaler Einfachheit der Darstellung mehr folgen, als es der Verfasser dieser Schrift tut. Alfred Pomarius

Dr. Paul Kozak: Die Psychologie der Philosophen. Czernowitz. Verlag H. Pardini 1931. Diese kleine Studie verrät nicht nur eine gute Einfühlung des Verfassers in das gestellte Problem sondern enthält auch einen Beitrag zur Systematik der Typenpsychologie. Die psychologische Grundstruktur des Philosophen findet der Verfasser in der Fähigkeit des Disharmonie-, des Problemerlebens an der Welt. Er unterscheidet dann 4 Untertypen des Philosophen 1. den Philosophen der zugleich Reformator ist (Sokrates, Nietzsche) 2. den Polyhistor (Aristoteles, Leibniz) 3. den Gottsucher (Spinoza, Kant) 4. den Künstlerphilosophen (Platon, Nietzsche). Aus einer Reihe guter Beobachtungen zur Psychologie des Philosophierens sei nur die eine hervorgehoben daß, mit den Augen des Psychologen gesehen, der Philosoph gar nicht nach der Wahrheit zu streben scheint, sondern nach der Funktion des Wahrheitssuchens; erreichte Wahrheit wäre nämlich ein absoluter Ruhepunkt, dieser aber ist der Seele unmöglich, deren Wesen Bewegung ist. Alfred Pomarius

Tragik. Arbeitsblätter der staatspolitischen Arbeitsgemeinschaft der Jugendbewegten. Essen, 1931. Hier sind auf wenigen Seiten drei feingeschliffene Aufsätze vereinigt in denen ein sachlicher Heroismus zu Tage tritt, wie er ein Kennzeichen der gegenwärtigen Zeit ist. Nicht eine ästhetische Müdigkeit, sondern schlichte Selbsterkenntnis des Menschengeistes ist es, die hier das Wort „Tragik" zur Wesensbezeichnung menschlichen Daseins hervortreibt. „Tragik" bedeutet nicht Untergang, sondern geistiges Menschsein. Deshalb wollen jene Aufsätze auch „Beiträge zur Theorie und Praxis einer geistbedingten Politik" sein. Alfred Pomarius

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. In diesem Hefte stellen wir gleich drei unseren Lesern wohl völlig unbekannte rumänische Künstler vor. Allerdings ist uns Ion Sân-Giorgiu als Gelehrter und Interpret deutscher Dichtung in Bukarest längst nahe. Die von uns veröffentlichten Gedichte zeigen ihn nun auch als schaffenden Geist. Über Peter Neagoe sagt sein Entdecker und Übersetzer Alfred Margul-Sperber im Hauptteil das Erforderliche. Niculae Ioniţa aber tritt bei uns zum erstenmal an die Öffentlichkeit. Es ist ein blutjunger Bildhauer, der, aus Konstantza stammend, in Kronstadt, wo er Hauslehrer in einer sächsischen Familie ist, sein Talent entdeckte. Seine Plastik ist als Arbeit eines Anfängers zu werten. — Der Aufsatz von Ernst Domeier ist auch im „Deutschen Volkstum" in Hamburg erschienen. Der Autor, ein deutscher Universitätsprofessor, ist unseren Lesern schon aus einem früheren Beitrag bekannt. Ebenso alle anderen Mitarbeiter.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Joan Ratiustraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Siebenbürgisch-sächsischer Halbfayence-Krug
Aus dem demnächst erscheinenden Werke: Dr. Misch Orendt, Krüge und Teller, siebenbürgisch-sächsische Töpferwaren, Verlag H. Welther, Hermannstadt

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
9. JAHR SEPTEMBER 1932 HEFT 9

Der dichtende Bauer

Von Michael Wolf-Windau

Ich schrieb nicht viel. Ich ackerte die Wochen,
die waren laut und ohne Wiederkehr.
Ich hörte ernst das Blut des Herzens pochen,
im Werken ward der Arm mir straff und schwer.

Mein Pflug ging weit. Die braunen Furchen rochen,
schräg fiel ins Land der Sonne goldner Speer.
Und spannt' ich nachts die Stiere aus den Jochen
so galt mein Wort in diesem Dorf nicht mehr!

*

Im Sengestrahl, das Hemd verklebt dem Leibe,
schritt stählern ich, den Blick zum Licht gewandt.
Ich stand in Fron und gab mich keinem Weibe,
das nach mir äugte von der Äcker Rand.

Der Schwarm der Knechte lockte zum Verbleibe,
wir lehnten lachend an der Schule Wand.
Und bat mich einer nächtlich einmal: schreibe!
ging leicht ich heim, ich sann und blieb verkannt!

*

Ich wähnte nie, daß ich um Ruhm gegangen,
und schmähte nicht, wenn ich vom Maisbrot aß.
Die Nacht schien schwer. Der Himmel war verhangen.
Es regnete. Ich schwatzte und vergaß.

Es roch nach Most. In mir stieg das Verlangen
nach Festen auf. Doch blieb die Zeit mir Maß.
Ich ging verschämt. Ich scheute das Umfangen
und nur das Schicksal mir am Herzen fraß!

*

Ich trank mir Mut. Und wußte nicht von wannen
der Wind im Wald, der über Äcker fährt.
Der Pfarrhof nahm mich auf mit hohen Tannen,
ich las darin der Zeiten Not verklärt.

Der Tage viel, wie blaue Wunder rannen.
Mein Most war klar und schon zum Wein gegärt.
Und fuhr ich früchteschwer zur Stadt von dannen
schien um die Kunst zu sterben es mir wert!

*

Die Nacht war lau. Es duftete nach Weizen.
Im Garten legte sich die erste Mahd.
Mit Sonne konnt ich mir die Stube heizen,
breitwürfig streut ich auf das Feld die Saat.

Heimkehrend tat ich mich am Brunnen spreizen —
Der Hof lag breit. Der Zaun war rost'ger Draht —
und tränkte Vieh. Nichts mocht zu Zorn mich reizen
und doch ward Undank jeder meiner Tat!

*

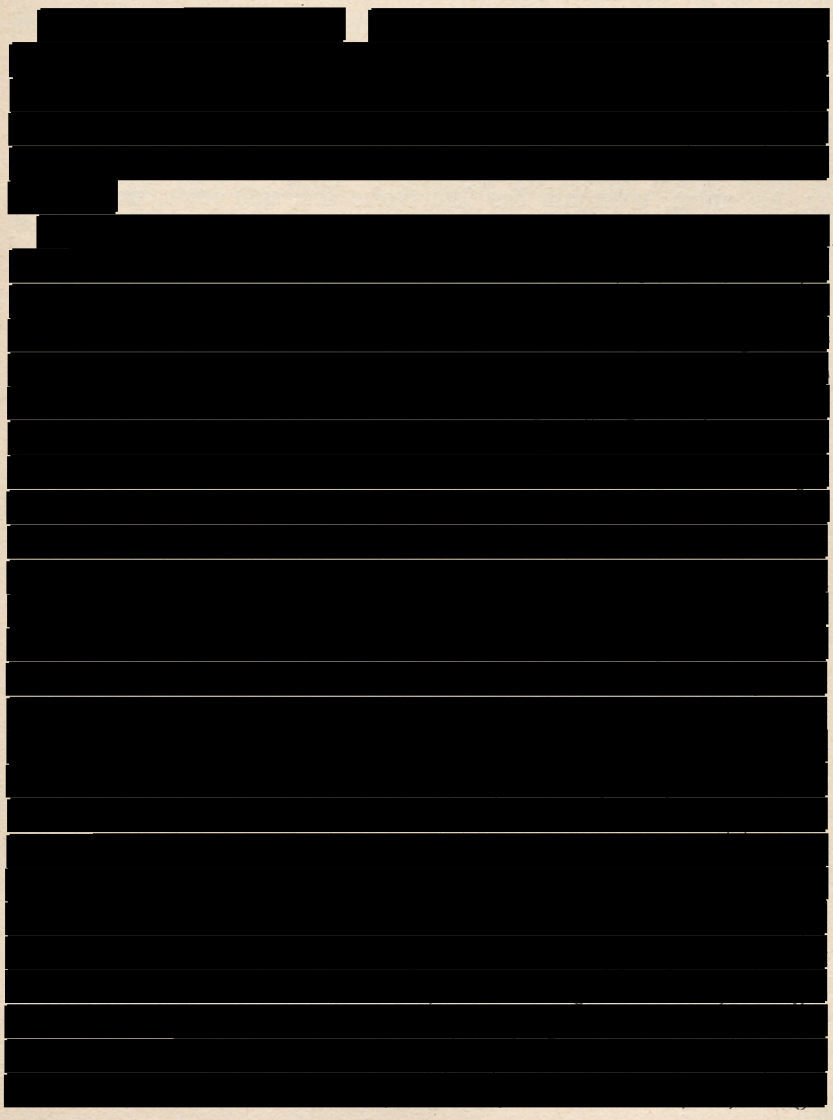
Es schimmerte aus goldnen Buchenhallen.
Die Nacht ward hell und Weinlaub lag schon rot.
Das letzte Obst ließ aus der Hand ich fallen.
Bestimmung wuchs und Hoffen war verloht.

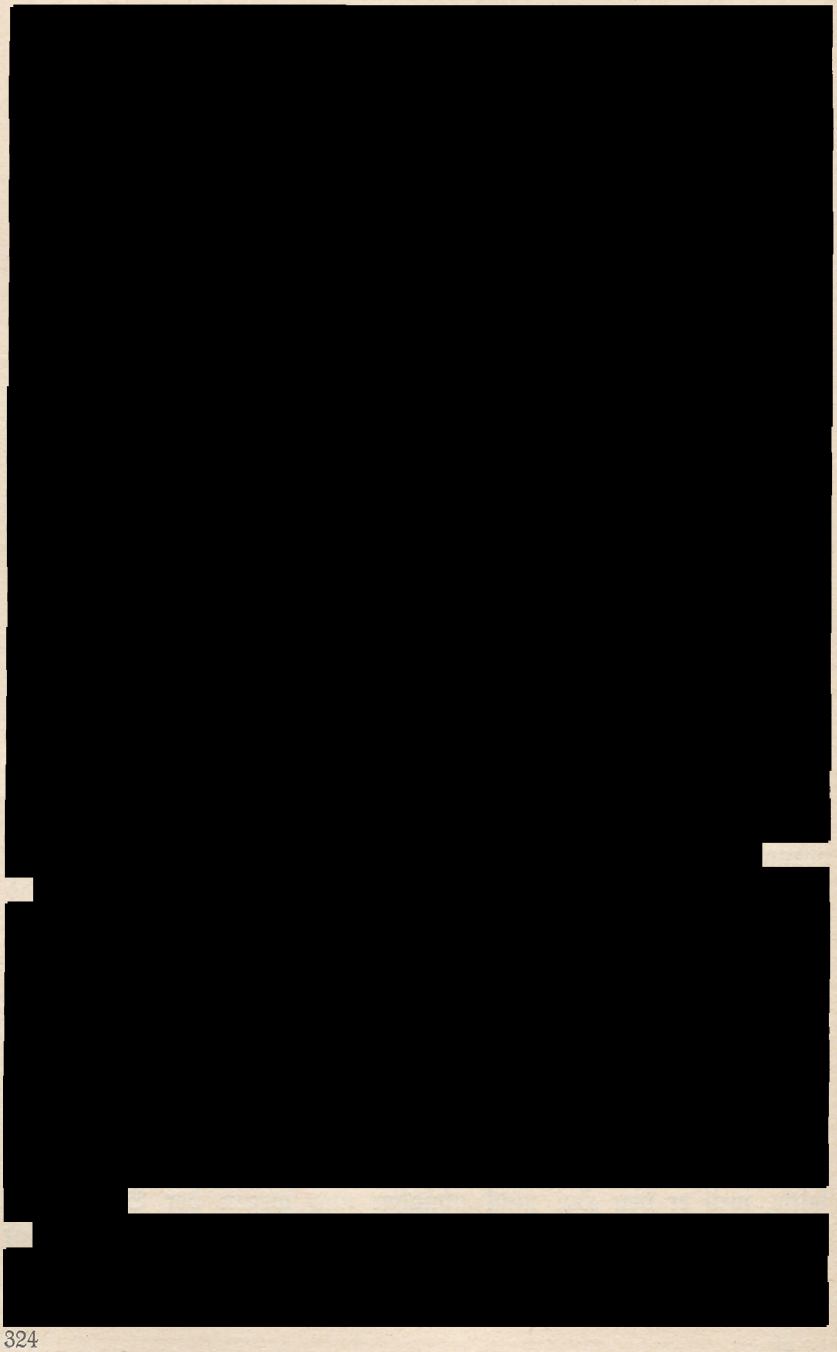
Der Nebel hing. Ich hört' das Jagdhorn schallen.
Ein Reh ging scheu und sah nach Weidichtschrot.
Ich hielt am Pflug die Finger krumm wie Krallen,
ich schwieg, und stand, und war wie dunkles Brot.

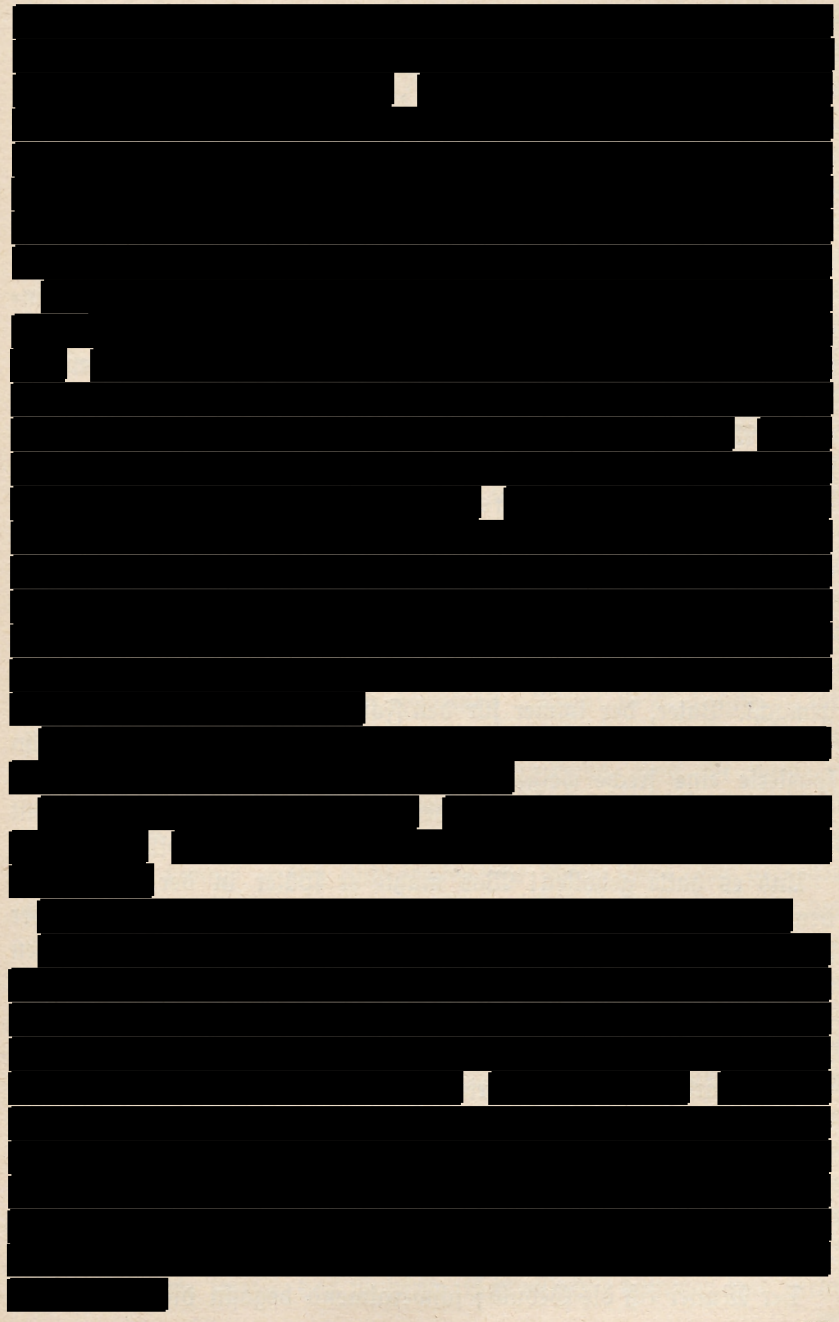
Sonntagnachmittag im Pfarrhof

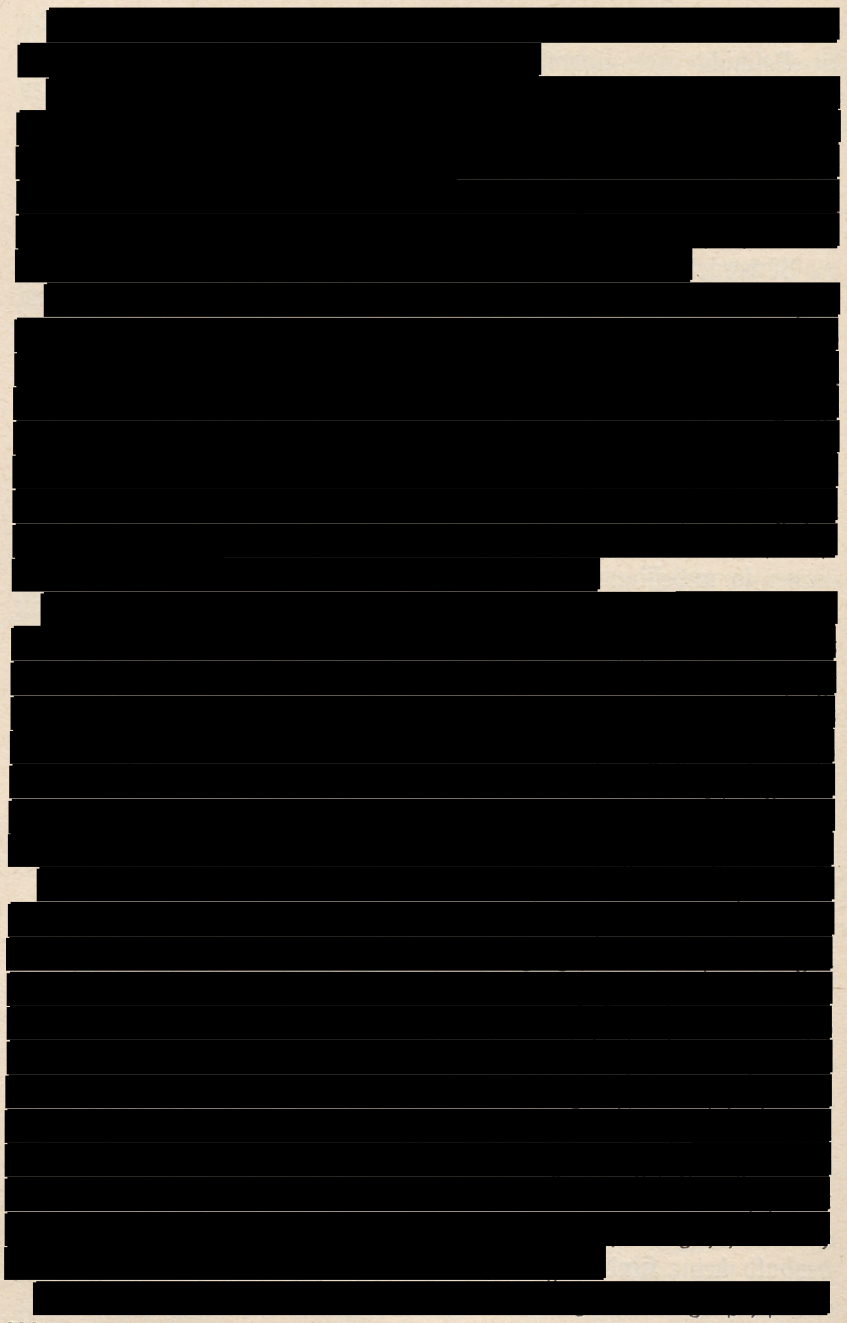
Von Adolf Heltmann

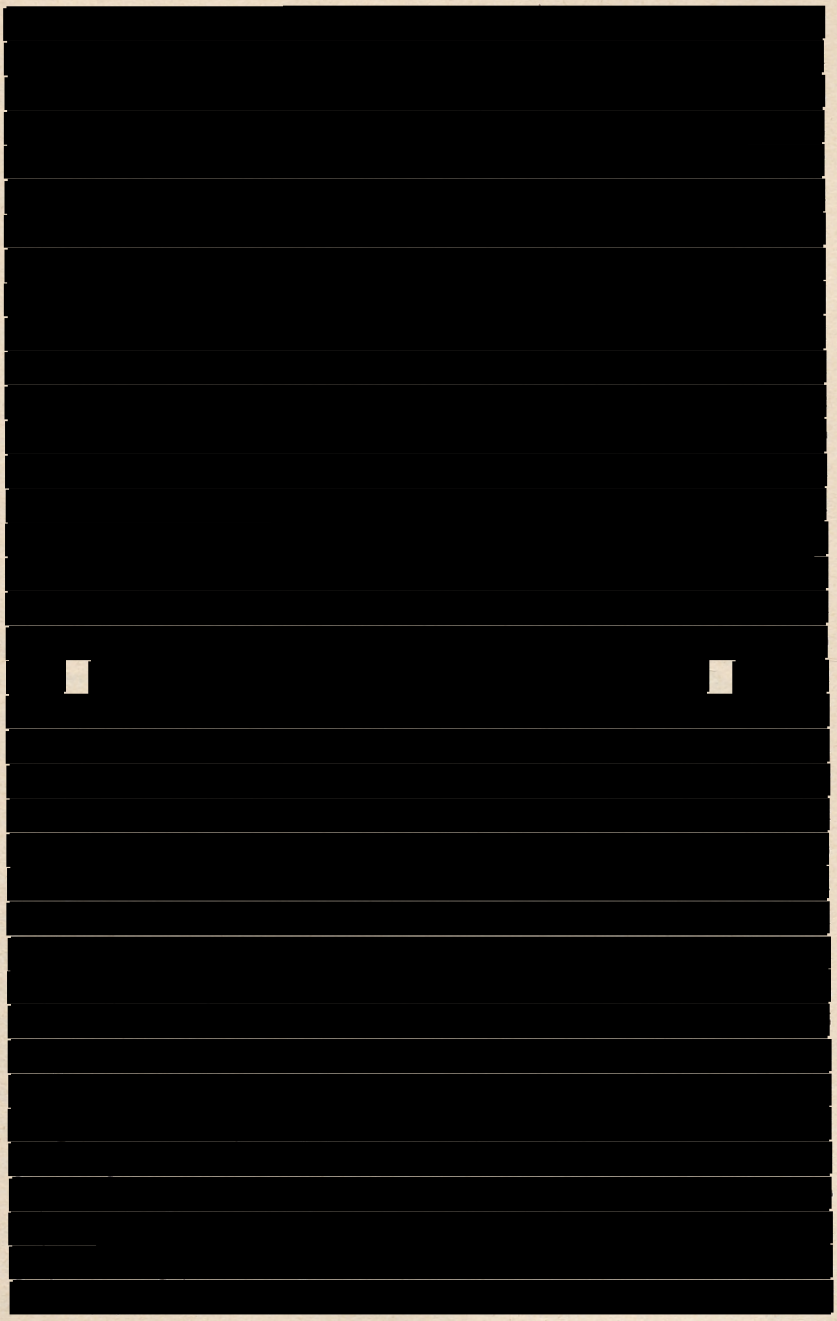
Der folgende Abschnitt ist das Anfangskapitel eines Romanes von Adolf Heltmann. Der noch unvollendete Roman schildert eine Kindheit auf einem siebenbürgischen Landpfarrhof. Die Schriftleitung



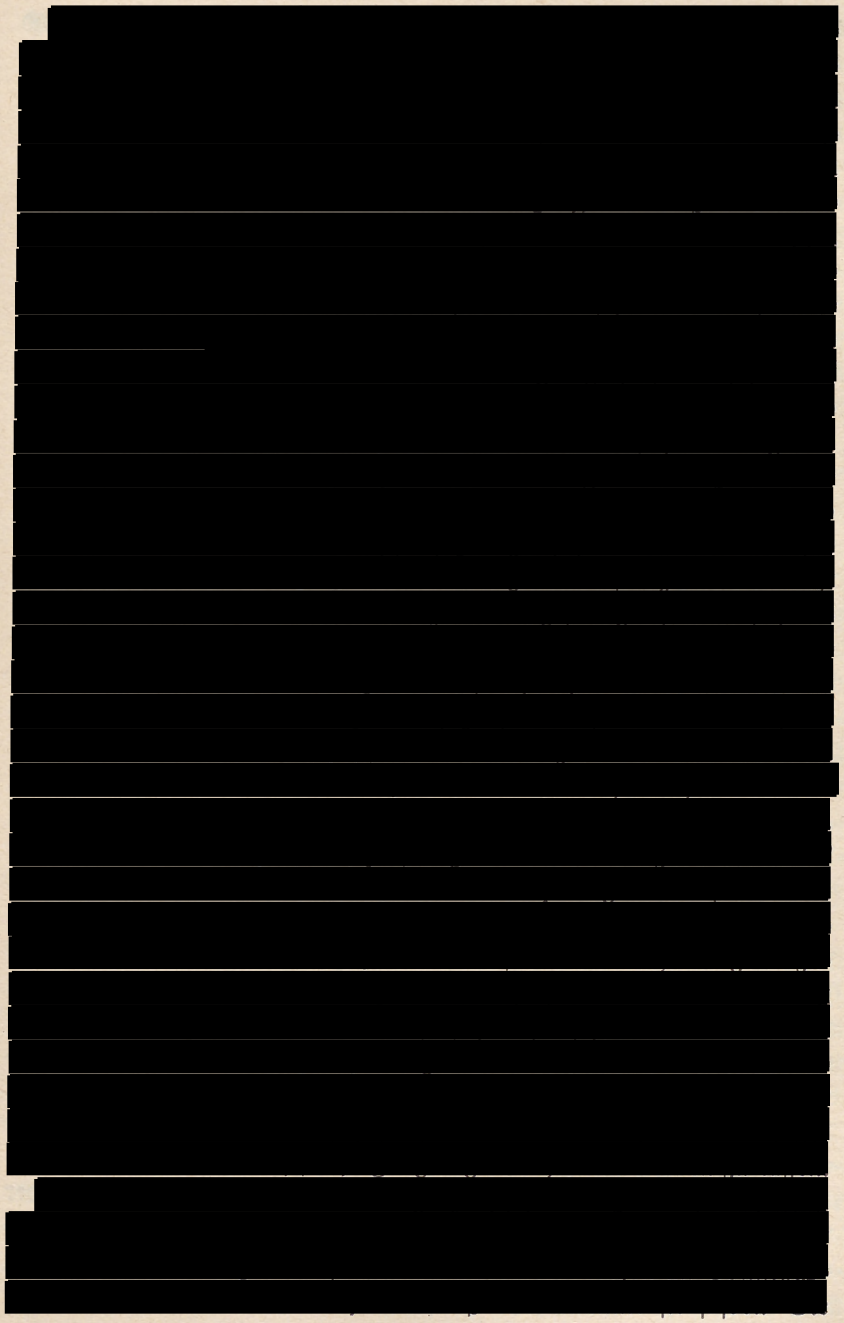








[redacted]



[redacted]

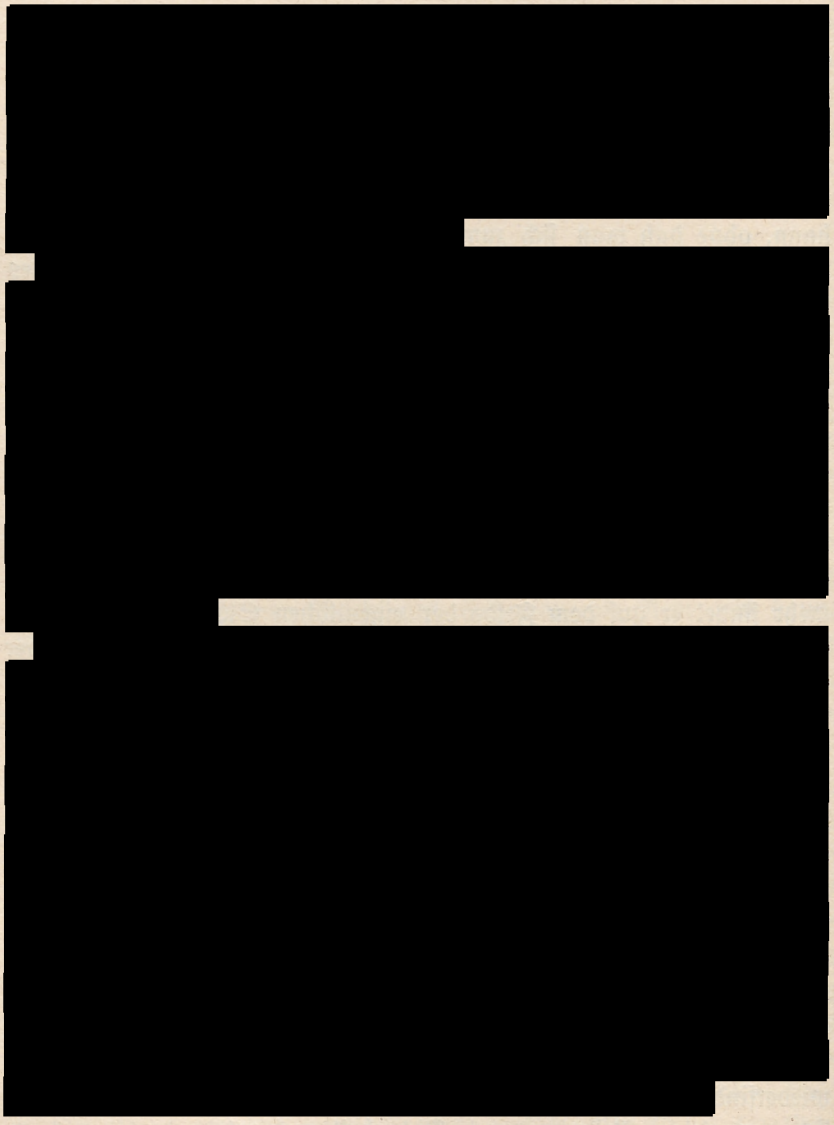
Das Antlitz der neuen Welt

Von Ernst Jünger

Aus dem neuen Buche Ernst Jüngers „Der Arbeiter", das dieser Tage bei der Hanseatischen Verlagsanstalt Hamburg erscheint und das der neuen Epoche, an deren Schwelle wir stehen, und dem kommenden, herrschenden Menschentypus eine sehr eigenartige, revolutionäre Deutung gibt, veröffentlichen wir den folgenden Auszug. Auf das Werk selbst kommen wir noch zurück. Die Schriftleitung

[redacted]





Gesindel ist immer auch guter Regungen fähig, denn das eben macht es ja zum Gesindel, daß es zu allem fähig ist. Gertrud von Le Fort

Glauben und Weltanschauung

Von Dr. Konrad Möckel

(Schluß)

Es ist sehr schwer zu sagen, was man für wesentlich hält. Denn zunächst kann nur nachdrücklich festgestellt werden, was nicht Glauben ist. Er ist nicht: Werke tun. Es gibt keine Rechtfertigung des Menschen durch Werke, durch Taten. Glaube ist aber auch nicht Gedanken haben, seien sie auch noch so wertvoll, nicht Gefühle haben, nicht das Gute wollen, nicht Meinungen und Weltanschauungen vertreten. Ich möchte ihn vergleichen mit der Schneide eines scharf geschliffenen Messers. (Nicht mit Unrecht redet die Bibel von dem Schwert des Glaubens.) Zwei einander abgekehrte Seiten muß ein Messer haben. Sie laufen beide aus in der Schneide. Die breiten Seiten sind deutlich zu sehen. Aber gerade bei dem wirklich guten scharfen Messer kann man die Schneide nicht sehen. Blickt man auf sie, so sieht man einmal mehr die eine oder die andere Seite des Messers. Die Schneide selber verschwimmt vor dem Auge in ihrer Schärfe. Und doch kommt es am Messer allein auf sie an. So sehen wir an der Menschenseele entweder das Denken, das Anschauen, das in Begeisterung aufflammen kann, oder wir sehen Taten, sittliches oder unsittliches Handeln. Aber nicht der Idealismus und nicht die Tat ist das Wesentliche, sondern der dem Auge nichtmehr sichtbare Punkt, wo beide zusammenführen; der Punkt an dem die innere Entscheidung fällt: der Glaube.

Damit haben wir aber doch etwas gefunden, was ganz positiv vom Glauben ausgesagt werden kann. Glauben ist in seinem Wesen Entscheidung. Ich kann vielleicht den Gedanken des christlichen Glaubens von ganzer Seele zustimmen. Ich kann mein Leben dafür einsetzen, etwa die Kirche meinem Volk zu erhalten und kann doch ein langes Leben hindurch der Entscheidung immer wieder ausweichen, der Entscheidung, die vorbehaltlos meine eigene Existenz betrifft. Nichts anders wird uns gesagt in der Geschichte von dem frommen und reichen Jüngling, der sich von Jesus seelsorgerisch beraten lassen will, um dann verwirrt und beschämt davon zu gehen, denn er hat in der Entscheidung glatt versagt. Nicht daß es diese Entscheidung war (verkauf all dein Gut und gib es den Armen!) ist das Bedeutsame, sondern daß es eben überhaupt hier galt, sich nicht nur „weltanschaulich" sondern mit dem ganzen Sein zu entscheiden. Wie oft wiederholt sich doch dies Bild in der Welt. Wie viele Menschen gibt es doch, die sind wirklich

fromm, d. h. sie sind auf's tiefste und ehrlichste überzeugt von der heiligen Wichtigkeit christlicher Gedanken. Sie kämpfen eifrig dafür. Aber es wird nie ganzer Ernst damit, obwohl sie meinen, daß es immer Ernst sei. Es kommt nie zu wirklicher Entscheidung, obwohl sie meinen, die Entscheidung sei längst für sie gefallen. — Genau der gleiche Sachverhalt, etwas anders beleuchtet, wird uns dargestellt in dem wunderbaren kleinen Gespräch, das der Pharisäer Nikodemus heimlich in der Nacht mit Jesus führt. „Meister, wir wissen, daß du bist ein Lehrer von Gott gekommen" — so fängt es an. Ein denkender, sehr ernst fragender Mensch will sich hier über Weltanschauungsfragen aussprechen. Kann sehr interessant werden, wenn man einen Jesus als Diskussionsgegner hat. O, wieviel kann man da lernen! Wie viel, wie unendlich viel haben die Besten der Menschheit so diskutiert; angefangen von Konfuzius und Laotse und den großen Weisen der Upanishaden bis zu den Debatten in unsern Zeitungen und Zeitschriften des Jahrganges 1932. Wieviel geistige Anregung gibt das alles doch — und wie verschwindend wenig wird davon fruchtbar. Es liegt keine Entscheidung auch in den ernstesten Gedanken. Das muß man sich klar machen, wenn man die grob abweisende, auf's erste unverständliche Antwort verstehen will, die Jesus dem Nikodemus erteilt „Wahrlich, wahrlich ich sage dir, es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen". Keine bessere „Gesinnung", keine Einsicht oder Weltanschauung nützt hier etwas. Das Grundlegendste, Körperlichste, Unerhörteste muß geschehen: eine neue Geburt. Das Wesentliche der Existenz muß entscheidend berührt sein.

Also glauben heißt nichts anders, als in die Entscheidung gestellt sein. Glauben berührt entweder meine Existenz vom Größten bis zum Kleinsten oder ich hab ihn mit Weltanschauung verwechselt. Daraus geht unmittelbar hervor, wie unendlich wenig wirklichen Glauben es in der Welt gibt. Denn unsere gewöhnliche Lage ist die, daß wir uns entweder mit unsern Überzeugungen oder sehr oft mit geschäftigen Taten an der Entscheidung vorbeidrücken.

Worum handelt es sich denn eigentlich bei solcher Entscheidung? An der Oberfläche unserer Welt und unserer Anschauungen über die Welt geht es doch so außerordentlich bunt zu. Wie verschlungen und schwierig sind doch die Probleme des modernen Lebens auf allen Gebieten. Man denke an die Politik, an den Völkerbund; an die Wirtschaftsfragen. Man denke an die Minderheitenfrage. Man denke

vor allem an das eigentliche Gebiet der Weltanschauungen, an Philosophie und Theologie. Wie verwirrend ist hier an der Oberfläche die Mannigfaltigkeit, wie kompliziert alle Fragen! Je weniger tief die Betrachtung mit der Wirklichkeit des eigenen Seins verbunden ist, desto schwieriger und verwirrender bleibt hier alles. Aber es muß für jeden, der sich diesem Erlebnis hinzugeben bereit ist, immer wieder verblüffend sein, wiesehr sich die Entscheidungen vereinfachen, wenn sie nicht nur das Denken sondern die ganze eigene Existenz umfassen und dadurch zu Glaubensentscheidungen werden. Im Grunde lautet dann diese Entscheidung immer wieder so: willst du dich selber, dein eigenes Wohl, deine Eitelkeit, deinen Ehrgeiz, dein Lebensbedürfnis, deine Not usw. — oder willst du die Macht in Wahrheit bejahen, die dich in die Entscheidung gerufen hat? Mit einem Wort: es gibt in der Tiefe der Seele nur zwei Wege, das liebe Ich oder derjenige, der dies Ich beherrscht. Ich oder Gott — das ist die letzte Phase jeder echten Entscheidung.

Daraus ergeben sich sehr bemerkenswerte Folgerungen. Zunächst einmal diese: Woher immer der Mensch auch kommen mag, die Glaubensentscheidung kann nur eine sein. Es gibt in Wahrheit nur eine einzige wirkliche Glaubenshaltung. Der Mensch des alten und des neuen Testamentes, der Mensch der verschiedenen Kirchen und Völker, der antike und der moderne Mensch — sie sind sich alle im Wesen gleich, wo es um wahre Entscheidungen über ihr Leben geht, um Glauben, nicht bloß um unsere verschiedenen Auffassungen von diesen Dingen. Hier gibt es eine einzige geschlossene Reihe, eine geistliche Bruderschaft von den verehrungswürdigen Vätern der asiatischen Menschheit über die Propheten des alten Bundes zu Jesus und den Zeugen des Christenglaubens, wobei Jesus der unerreichte Höhepunkt solcher Glaubensentscheidung in der Menschheitsgeschichte bleibt.

Ferner folgt aus dem Gesagten, daß es keine endgültige, Sicherheit schaffende Glaubensentscheidung geben kann. Ich kann mich weltanschaulich, ich kann mich in meinen Überzeugungen für mein ganzes weiteres Leben einmal entscheiden. Aber echte Glaubensentscheidung fällt jede Stunde neu, so wie mein Herz ständig arbeiten muß, damit ich lebe. Daher hat der eigentlich lebendige Mensch, der Mensch des echten Glaubensgehorsames ein viel schwierigeres, unbequemeres Dasein in dieser Welt als der „Weltanschauungsmensch". Sein Leben ist wach geworden für die ständigen Gefahren des Abgleitens, Verlorengehens,

Sterbens. Aber sein Leben allein birgt dafür auch die Möglichkeit der Errettung und der Überwindung des Todes in sich. Denn es stützt sich nirgend auf Totes, Gewordenes, bloß „Angeschautes" oder „Gedachtes" (Ideale), sondern steht überall in einem ungebrochenen, unreflektierten Verhältnis zur Urwirklichkeit der Welt.

Gegen diese Erfahrung, die alle glaubenden Menschen je und je gemacht haben, wird immer wieder der Einwand erhoben: wer bürgt mir für die Sicherheit meiner Entscheidung? Woher kann ich denn wissen, daß meine Entscheidung nicht eben doch nur eine Einbildung, eine Meinung, eben eine von den wechselnden Weltanschauungen war? Wie unsicher ist doch dieses „Glauben", auf das nun angeblich die ganze Existenz des Menschen aufgebaut sein soll. Darauf ist zu erwidern, daß freilich die eigentliche Glaubensentscheidung das allerunsicherste von der Welt ist. Es gibt schlechterdings keine „Garantie", keinen Maßstab, keine geistige oder sonstige Kontrolle darüber, ob ich echte Glaubensentscheidung durchlebe oder bloß meine subjektiven Anschauungen sich in mir spiegeln. — Aber wie herrlich ist es doch, daß wir dies sagen dürfen. Denn diese größte Erfahrung des Menschen, seine Glaubenserfahrung wäre um ihren ganzen Wert gebracht, wenn es nötig oder auch nur möglich sein könnte, sie irgendwie wissenschaftlich oder weltanschaulich zu kontrollieren. In dieser — von Menschen aus gesehen — gänzlichen Unsicherheit liegt die Tatsache eingeschlossen, daß im Glauben die eigentlich entscheidende Komponente, die meiner Beeinflussung schlechterdings entzogene Macht ist: nämlich Gott selber.

Diese letzte Tatsache, daß nämlich echter Glauben mit keinen geistigen Mitteln des Menschen faßbar ist, bringt es mit sich, daß man Glauben nicht lehren kann. Es gibt keine noch so hohe geistige Gabe, der es gelingen könnte, Glauben zu schaffen. Dagegen hat er als weitere rätselhafte Eigenschaft die Fähigkeit, ansteckend zu wirken. Aber auch dies ist nicht etwa ein Mittel, ihn mit Sicherheit von andern Erscheinungen zu unterscheiden. Denn was wirkt im Seelenleben nicht alles ansteckend! Wer sich das Wort „Suggestion" mit seinem weiten Umfang vergegenwärtigt, braucht hier weiter keine Erklärung. Sicher aber ist, daß echte Glaubenshaltung durch Reden und Handeln hindurch wie ein Strom unmittelbar von Mensch zu Mensch geht. Die Bibel redet vom Wehen des heiligen Geistes.

Trotz all diesem reichlich Negativen, das man über den Glauben sagen muß, kann nun einiges gezeigt werden, was im stärksten Maße



Oskar Gawell, Obsternte

positiv ist. Vor allem sei dies eine angeführt, daß echte Glaubenshaltung immer irgendwie Frucht schafft in dieser Welt. Aus dem Glauben erwächst stets neues Leben, eine neue Gestalt. Freilich muß man sich hier nun sehr hüten, „Glauben" in den engen Sinn kirchlicher oder theologischer Rechtgläubigkeit einzuzwängen. „Der Geist weht, wo er will!" Glauben kann mit sehr viel Irrtum, mit weltanschaulichen und „dogmatischen" Verkehrtheiten einhergehen. Er kann eine fast unbewußte Entscheidung über die wesentlichen Fragen des Lebens sein. Aber immer ist er der Quellpunkt wahrer, gewachsener und nicht bloß durch die Tradition übernommener Sittlichkeit. Immer entsteht durch ihn eine Lebensform, eine Gestalt, die dem Leben dient. Wo wir in unserer Zeit Leben sprießen sehen, nicht bloß das fruchtlose Bemühen, Altes zu erhalten, da ist es allemal auf dem Grunde echter Glaubenshaltung zu finden, die sich um die Entscheidung über das ganze Sein nicht herumdrücken möchte. Der Glaube ist in diesem Sinne die zeugende Kraft der Lebensformen.

Wo aber wahres Leben und nicht bloß Schein ist, da zeichnet es sich dadurch aus, daß es Spannungen zu überbrücken im Stande ist. Wie weitgehend wir diese Gesetzmäßigkeiten aus den Augen verloren haben, sieht man daran, wiesehr wir darauf aus sind, möglichst immer nur Gleichgesinnte und Gleichdenkende zusammenzuschließen; d. h. auch diese wieder nur in soweit, als sie gleiche Interessen und Gesinnungen haben. Das Zusammenwirken beschränkt sich auf bestimmte Zwecke unter besondern Gesichtspunkten: Pflege des Gesanges, des Turnens, des Radfahrens, der Viehversicherung usw. So ist das Vereinswesen entstanden. Es mag viel Nützliches mit sich bringen. Im Grunde ist es nur ein Ausdruck dafür, wie brüchig die echte Gemeinschaft geworden ist, die ihren Ursprung dem Glauben verdankt. Denn wahre Gemeinschaft muß das ganze Leben umfassen. Darum gibt es wenig so schwere Gefahren für sie wie diejenige, daß aus der Kirche und dem Glaubensleben selber eine Art Verein wird, der mehr oder weniger hochmütig die „kirchlich Interessierten" oder die „Rechtgläubigen" zusammenschließt, mit andern Worten also diejenigen, die eine bestimmte, vielleicht sehr christliche Weltanschauung haben. Darum kann das Leben der Kirche sich niemals bloß auf sogenannte Glaubensfragen, Kultus und theologische Seelenpflege beschränken. Es muß sich schlechterdings auf alle den Menschen mögliche Lebensverhältnisse erstrecken. Dabei ist es nun freilich nicht möglich, klug und vorsichtig alle Reibungen

und Meinungsverschiedenheiten auszuschalten. Aber das Wunderbare an echter Glaubenshaltung, die mehr ist als gemeinsame Weltanschauung, ist dies, daß Spannungen die darin Verbundenen nicht auseinanderreißen, sondern vielmehr fester verbinden. So ist der gotische Bogen nicht Ausdruck der Ferne und Unfähigkeit der Pfeiler, zu einander zu kommen, — der Pfeiler, von denen jeder seinen besondern Standpunkt hat — sondern er ist ein Sinnbild sich türmender, zuverlässiger Kraft. In der Gemeinschaft, die diesen Namen verdient, weil sie auf dem Glauben beruht, ist das Zusammenstehen von alt und jung, reich und arm, gebildet und ungebildet, krank und gesund, stark und schwach sicherlich überall eine „Belastung"; aber es wird nicht zur Qual und bewirkt nicht Zerfall, sondern läßt gerade in den Spannungen die Festigkeit des Ganzen und Größe der zusammenhaltenden Kraft erkennen. Freilich, wer mit seiner eigentlichen Existenz draußen bleiben möchte, dem muß solches Gebundensein in Spannungen zur Qual werden. Von hieraus fällt Licht auf das Eheproblem, auf die Zustände in unsern Gemeinden, auf all die unheimlichen Zerfallserscheinungen, an denen unsere Zeit so reich ist. Denn fast nirgend machen uns heute die Spannungen zwischen den Charakteren und soziologischen Gruppen stärker. Fast nirgend kann an ihnen das beglückende Gefühl emporwachsen: „und dennoch gehören wir einem Ganzen an!" Fast immer müssen uns die Spannungen in Angst und Sorge versetzen, daß unter ihnen das Ganze in die Brüche geht. — Warum? — Weil wir alle andern Fragen für wichtiger halten, als uns um echte Glaubenshaltung auch nur zu kümmern.

Und noch eines: Zucht und Autorität kann nur wachsen im Lebensgebiet wahren Glaubens. Sie sind so recht eigentlich die Sinnbilder der Gemeinschaft. Denn Gemeinschaft ist eben nicht dort, wo alle unbedingt gleichen Sinnes sind. Das gibt es unter uns Menschen bekanntlich überhaupt nicht. Sie ist dort, wo von einem Punkte ein Kraftfeld ausgeht, nach dem sich alle richten. Dieser Punkt muß aber einer der organischen Knotenpunkte der Gemeinschaft selber sein. Unsere Zeit ist dadurch gekennzeichnet, daß einzelne Menschen vermöge ihrer besondern persönlichen Eigenschaften Kraftfelder der Autorität um sich her bilden. Aber wo ist die Autorität des Vaters, der Mutter, des Lehrers, des Pfarres, des Mannes, der irgendwie organisch an führender Stelle steht, Autorität, die seiner Stellung seinem Amte, seinem Alter zukommt? — Es ist peinlich an diese Dinge zu rühren, weil dabei

auch hier allzu viel Trauriges zum Vorschein kommt. Denn soviel ist gewiß, daß „Eltern und Herren" früher im Durchschnitt gewiß auch nicht bedeutender und tüchtiger gewesen sind als heute. Aber es war in den Seelen eine Kraft da, eben die Kraft der Zucht und Autorität, deren verborgene Quelle die echte Glaubenshaltung ist, die in der Entscheidung nicht skrupellos den Weg des lieben Ich erwählt.

Man wird einwenden: solche Glaubenshaltung ist ja denn doch nur auf Grund von Idealen und idealer Weltanschauung möglich. Darauf ist zu erwidern, daß der Einwand auf der Verwechselung von Ursache und Wirkung beruht. Ideale schaffen niemals Leben. Im Gegenteil. Sie haben immer etwas Lebensfernes an sich. Aber dort, wo die Menschen in heimlicher Tiefe zwischen Gedanken und Taten aus der Glaubensentscheidung Leben schöpfen, dort entstehen Ideale. Denn alles, was die menschliche Brust bewegt, drängt auch zu gedanklicher Gestaltung. So wird dann doch in Worte und Begriffe gefaßt, was in seinem Wesen unfaßbar ist. So entstehen Weltanschauungen. Der Mensch löst sich von seinem Erlebnis, stellt sich ihm gegenüber, schaut es an und beginnt darüber zu reden. Auch in diesen Zeilen geschieht nichts anderes. Der Schreiber ist sich daher auch einer letzten Unwichtigkeit solcher Erörterungen bewußt. Aber sie wollen auch nur dem Zweck dienen, die untergeordnete Bedeutung von Anschauungen der Glaubensentscheidung gegenüber wieder einmal zu betonen. Wie wichtig diese Unterscheidung ist, geht auch daraus hervor, daß sie in Art. 20 des Augsb. Bekenntnisses (vom Glauben und guten Werken) klar hervorgehoben wird. Es heißt dort:

> Es geschieht auch Unterricht, daß man hier nicht von solchem Glauben redet, den auch die Teufel und die Gottlosen haben, die auch die Historien glauben, daß Christus gelitten habe und auferstanden sei von den Toten.

Also nicht Weltanschauung, nicht christliche Dogmatik wollen die Männer der Reformation. Denn man kann völlig glaubenslos sein („Teufel", „Gottlose") und doch die christliche Weltanschauung für richtig halten.

> ... sondern man redet von wahrem Glauben, der da glaubt, daß wir durch Christum Gnade und Vergebung der Sünden erlangen.

Einige Zeilen weiter ist nochmals ausdrücklich von diesem Zusammenhang die Rede. Dort heißt es vom Glauben, daß er sei „Zuversicht zu Gott, seine Zusage zu empfangen". Das bedeutet: in die Entscheidung gestellt sein und in der Entscheidung richtig gewählt haben. An ihr können wir messen, wie weit unser Leben dem Tode verfallen ist oder Zukunft und Hoffnung vor sich hat.

Volk und Kirche in Not

Mein gleichbenannter Aufsatz im Juliheft hat zu außergewöhnlich vielen Äußerungen geführt, die mich mündlich und schriftlich erreichten. Um alle auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, will ich mitteilen, daß mich in keinem Falle ein Mißverstehen meiner Absichten und ein Unverständnis für die Wichtigkeit der angeschnittenen Frage berührte. Aus den mir zugekommenen Stimmen seien die drei folgenden wiedergegeben, weil sie das Thema von einem erweiterten Gesichtspunkt betrachten, der wesentlich ist: von dem des Pfarrers. Der Aufsatz von Pfarrer Hans Lienert stellt einen Vortrag dar, der in einer Burzenländer Pfarrkonferenz, die sich mit meinen Ausführungen befaßte, gesprochen wurde. Heinrich Zillich

Die Not unserer Kirche

Von Pfarrer Hans Lienert, Vorsitzenden des Pfarrvereins

Seit Jahr und Tag bin ich von den verschiedensten Seiten, auch außerhalb des Kreises der Pfarrer, angerufen worden, endlich einmal gegen die nun über zehn Jahre dauernden Angriffe und Verleumdungen des Pfarrerstandes aufzutreten, wenn nötig gerichtlich vorzugehen, — aber ich habe mich immer dagegen gewehrt. Nicht, weil ich nichts dazu zu sagen hatte, oder von bösem Gewissen belastet war; denn schließlich wird sich doch auch der böswilligste Beurteiler der Sachlage sagen müssen, daß es unmöglich richtig ist, die Geistlichen einer Kirche Betrüger, Verräter, Blutsauger usf. zu nennen. Aber einmal hoffte ich: es wird sich doch im Lauf der Zeit irgendeiner unserer „Gebildeten" finden, der ein Wort gegen diese verbrecherische Verhetzung sagt, wird für den wahnsinnig verleumdeten Pfarrerstand ein Wort der Verteidigung sprechen, vielleicht gar soviel Verständnis für die kaum überbietbar schwere Lage der Pfarrer aufbringen, daß er nicht nur diese selbst erfaßt, sondern ein Wort der unbedingten Anerkennung für die geschichtlich entscheidende Wirksamkeit dieses Standes gerade in unseren Tagen findet. Zum andern aber meinte ich: wir Pfarrer sind Kreuzträger und wollen es mit dem vollen Bewußtsein davon hinnehmen, daß wir neben der Last der Arbeit und Verantwortung auch das Kreuz der Verleumdung tragen. Nun: die verleumderische Hetze ist ja inzwischen ziemlich in sich selbst zusammengebrochen, und nur hier und dort zieht noch ein Rüchlein aus der Asche. Die Last aber ist eher schwerer geworden, denn man beladet uns nicht nur immer ernster mit einer Verantwortung, die wir nur z. T. mit Recht zu tragen haben, sondern man stellt oft Forderungen an uns, die wir gar nicht zu erfüllen in der Lage sind, — da doch wohl niemand im Ernst erwarten wird, daß wir evangelischen Pfarrer Siebenbürgens die evangelische

Kirche nach Form und Inhalt umreformieren könnten; und falls einer sich dies wirklich zutrauen sollte, so kann er als kleiner Gernegroß nur lächerlich wirken. Und endlich ist festzustellen: von zwei-drei leisen und leerverpufften Ansätzen etwa des „Tageblattes" abgesehn, hat sich nichts zur Verteidigung der Pfarrer gerührt; keiner unserer Intellektuellen hat meines Wissens (etwa im „Klingsor") auch nur den bescheidensten Versuch gemacht, soviel Verständnis aufzubringen, daß er uns — wenn nicht verteidige, so doch nur stütze und soweit zuhilfe komme, daß die Grundlage des Vertrauens, von der aus allein wir wirken können, nicht durch Buben und böswillige Verleumder zerschlagen, sondern das sie gefestigt werde.* Wer stillschweigend ein Jahrzehnt lang zusieht, wie diese Vertrauensgrundlage durch Hetzer und böswillige Kritiker zerstört wird, kann nicht im selben Atemzug von den Pfarrern die Lösung von Aufgaben fordern, die nur bei vollem Vertrauen zu ihnen gelöst werden können, („lebendiges geistliches Wirken"). Mag in manchen Fällen der eine oder andere unter uns versagt haben, — es kann ja naturgemäß nicht anders sein! — den schweren Vorwurf muß ich einmal mit allem Nachdruck erheben: die weitaus meisten unserer führenden Intellektuellen haben den Pfarrerstand und die Kirche schon seit lange, besonders aber seit dem Krieg in so verheerender Art im Stich gelassen, — oder soll man sagen „verraten"? — daß alle Vorhaltungen, die man uns macht, von selber im gleichen Maß auf die Tadler zurückfallen müssen. Und wenn Dr. Zillich sagt: „Der Kirche Versagen ist unser Versagen", — so ist das unbedingt die wesentlichste Feststellung, die er in seinem Aufsatz im Juliheft des „Klingsor" gemacht hat.

Wäre dieser Aufsatz Dr. Zillichs („Volk und Kirche in Not") ein gewöhnlicher Angriff auf den Pfarrerstand, so wäre nichts dazu zu sagen gewesen. Da er sich aber mit den ernstesten Fragen befaßt, die uns heute in unserer Kirche bewegen, so darf auch ein Wort von uns dazu gesagt werden. Denn: wenn mans so liest, so mag es leidlich scheinen, — ja, ich will gerne bekennen, daß ich dem Aufsatz fast bis in alle Einzelheiten zustimmen möchte. Und doch: es hat mir seit lange nichts so weh getan wie dieser Aufsatz, und zwar weil ich herausfühle, daß die Kritik, die uns Pfarrer trifft, nicht aus liebevollem Verständnis

* Anm. Ich meine: „wirksames" Eintreten für den schwerverleumdeten Pfarrerstand, und nicht einzelne wohlwollende Sätze in Zeitungsartikeln oder Entschließungen, die hervorgerufen waren durch die Bewegung der Unzufriedenen.

fließt, sondern aus einer Einstellung heraus, die abseits davon liegt oder gar gegnerisch ist. Den Auftakt dazu gibt die vorangesetzte Bauernballade, — die doch wohl kaum ihres literarischen Wertes halber im „Klingsor" steht, und gewiß nicht zufällig an diese Stelle geraten ist. Die Verständnislosigkeit und Hartherzigkeit ist geradezu grotesk, die einem Pfarrer die Worte in den Mund legt: „Wir trotzen, da man uns darben läßt, und fordern die fällige Rente". Wer die Lage und Stellung eines Pfarrers so beurteilt und darstellt, handelt ganz unverantwortlich leichtfertig und hilft aufs allerböseste mit, das Vertrauen in den Pfarrern zu erschüttern, das wir doch wohl — mit wenigen Ausnahmen — unbedingt verdienen.

Wer zu den Fragen unserer Kirche heute Stellung nimmt, kann es nicht tun vom Standpunkt der Zahlungsverweigerer und von außen her; er muß auch von innen her zu sehn versuchen. Dr. Zillich wird sagen, er habe sich grade bemüht, die Dinge auch von innen her zu sehn; er wird es an der Hand seines Aufsatzes leicht nachweisen können. Das stimmt, — und stimmt doch nicht. Denn man kann nicht sich in die Seele des „säumigen Zahlers" versenken, ihn verstehn, ihn gegen die Hartherzigkeit der Kirche und des Pfarrers in Schutz nehmen, ihn als armen, unwissenden Schlucker verteidigen, der Kirche und dem Pfarrer aber erpresserische Hinterhältigkeit als Schuld zumessen. Da ist zunächst folgendes zu beachten nötig: die Angestellten der Landeskirche, das sind Pfarrer und Lehrer mit ihren Familien, also nicht ein paar unverstandene, bedauernswerte Steuerschuldner, sondern mehrere tausend wertvolle sächsische Menschen, — die sind seit Monaten, zum Teil seit Jahren zum größten Teil so im Elend, daß sie nicht aus und ein wissen. Arbeitlos sind sie nicht, — im Gegenteil, man verlangt sehr streng von allen Seiten restlose Pflichterfüllung und verlangt sie sogar vielfach in stark erhöhtem Ausmaß. Zu gleicher Zeit verweigert man ihnen nicht nur die gesetzlich schon viel zu niedrig bemessenen Bezüge, sondern ist unbarmherzig und grausam genug, sie fast ohne jede Ausnahme in schwere Schulden und Zinsknechtschaft zu schleudern und nicht wenige von ihnen in nackteste Not zu stürzen. Oder sollte man nichts davon gehört haben, daß mancher Angestellte in seiner Not sich das Leben nahm, irrsinnig wurde, oder sonst in schrecklicher Art zusammenbrach? Daß mancher an Unternährung starb oder zugrunde ging, weil kein Arzt und keine Arznei geholt werden konnte? Und wo hat man Balladen hierüber gelesen? Wo hat sich ein Mensch

gefunden, dessen Herz hiefür soviel Gefühl hatte, daß er wirksam öffentlich in dieser Sache gesprochen hätte?

Erst wenn man diese Tatsachen in ihrer ganzen Ungeheuerlichkeit erfaßt hat, kann man weiter reden. Zunächst dies Eine: in der Zeit, wo unsere Dörfer, unsere Bauern noch zahlen konnten, wo auch im bescheidensten Bauernhause die Möglichkeit bestand, seine Taxen an die Kirche spielend zu entrichten, — denn sie waren immer sehr klein gegenüber den empfangenen Gegenwerten, und waren es auch absolut, — sogar in jener Zeit hat es manche Bauern gegeben, die in widerlichster Hartherzigkeit und Hartnäckigkeit ihre Pflicht versäumt haben. Und zweitens: es ist bedingungslos falsch, wenn man die Zahlungsverweigerer einfach als „säumige Zahler" hinstellt, die in ihrer Unschuld als arme Schlucker nicht erfassen, worum es geht, oder gar: die aus Armut nicht hätten zahlen können. Und drittens: es ist genau so falsch, wenn man sagt: die Kirche überfällt aus dem Hinterhalt den seelisch zermürbten Mann und würgt ihn erpresserisch an der Gurgel; denn es hat sich nirgendwo bei jenen Selbsthilfemaßnahmen, die die Gemeinden beschließen mußten, um arme, zahlungsunfähige Leute gehandelt; es hat sich nirgendwo um unschuldige Lämmer gehandelt, die aus himmelblauer Ahnungslosigkeit zu „säumigen Zahlern" wurden; nein: es handelt sich lediglich und allein um hartherzige, trotzige Rechthaberei und ähnlich widrige Dinge, die eine gesunde Gemeinschaft einfach nicht ertragen kann, wenn sie sich nicht unbedingt selbst preisgeben will. Darum ist es falsch, daß Dr. Zillich es als Zeichen der Würde ansieht, wenn ein Bauer lieber keinen Pfarrer am Grabe haben will, — da kennt er die „Würde" unserer Bauern wahrhaftig schlecht. Und darum ist es falsch, wenn er sagt, „daß die Bauern ihre christliche Gesinnung nicht verrieten (ergänze in Gedanken: wie sie der Pfarrer verriet), — hinter dem Sarg zog die Nachbarschaft mit." Meint Dr. Zillich wirklich, daß dieselben Bauern, die erst die Beschlüsse fassen und dann doch hinter dem Sarg hergehen, dies allein aus — inzwischen entdeckter — christlicher Gesinnung tun? Und darum ist es falsch, wenn er schreibt: „Wer einmal in einem solchen Leichenzug schritt, der wird Vergleiche ziehn. Der wird mißtrauisch. Der wird kirchenfeindlich." Nein, der wird nicht kirchenfeindlich, — wenn ers nicht schon war. Dazu denkt der gesunde Bauernverstand viel zu nüchtern und unverbogen. Er braucht auch nicht mißtrauisch zu werden, — auf wen? Auf die Kirche? Auf den Pfarrer? Auf das Evangelium?

Und mag er ruhig Vergleiche ziehn, — denn wenn der Mann nicht schon vorher heillos verhetzt und kirchenfeindlich ist, kann der Vergleich nur die Folge haben, daß er künftig von sich aus alles verhindert, auch nur die Möglichkeit eines solchen Erlebens nochmals heraufzubeschwören. Denn es ist ebenso falsch, wenn man das Vorgehn der Presbyterien irgendwie als „Rache" an Unschuldigen ansieht; es ist keinerlei Rache dabei; denn die Selbsthilfemaßnahmen sind als Hilfe in der höchsten Not zur Rettung der Gemeinschaft beschlossen worden und sind darum weithin sichtbare Zeichen, auf die sich jeder aus der Ferne einstellen kann, wenn er will. Darum sind Leute niemals von Tatsachen überrascht worden; und wo in zwei oder drei Fällen die Anwendung der Beschlüsse wirklich notwendig wurde, da ist nicht die aus Notwehr gegen ihre Zerstörer handelnde Gemeinschaft zu beschuldigen, sondern der trotzig herausfordernde Bauer, der die Beschlüsse genau gekannt hat, vielleicht mitbeschließen half, der auch gewiß vorher seiner Verpflichtung hätte nachkommen können, wenn er nur gewollt hätte, — der aber einfach es aufs Äußerste wollte ankommen lassen, um einmal zu sehn, ob mans mit ihm wirklich „wagte". Mir ist klar, daß in solchem Fall es die lebensfähige Gemeinschaft — auch als Kirche, — wagen muß, denn es ist besser, daß ein Glied leide, als daß der ganze Leib verderbe. Wie anders soll sich eine Gemeinde helfen, als so? Auf diese Frage sagt Dr. Zillich: „exkommunizieren" oder mit „klarem Spruch" feststellen, daß der Betreffende sich selber ausgeschlossen hat. Beide Forderungen sind nicht neu und werden als Gesetz oder Verordnung wirksam werden. Aber: ist dies nicht genau so ein „Abfall der Kirche"? Ist dies eine Lösung, die auch das christliche Gewissen entlastet? Ist dies eine weniger gefährliche Sache? Ich glaube: nein, — und auch diese Waffe in der Hand einer Kirche ist in unseren Verhältnissen nur als Maßnahme der äußersten Notwehr zu betrachten.

Als das Wesentlichste des Aufsatzes sehe ich an, was Dr. Zillich über das Versagen der „Laien" gegenüber der Kirche schreibt. Man müßte diese Feststellungen nicht nur der älteren Schichte unserer Intellektuellen, sondern allen, bis herab zu den Jungen und Jüngsten, mit möglichst großen Buchstaben zu lesen geben. Er stellt fest, daß den Laien aus eigenem Verschulden, eigener Verstocktheit der Ernst gegenüber den Anforderungen der Kirche mangele. „Wir leben an ihr vorbei, manche in der Qual des Zweifels, viele in der Öde der Ge-

dankenlosigkeit; in geistigem Hochmut, in intellektueller Verirrung. Aber viele auch, weil sie trotz aller Bereitwilligkeit keinen seelischen Weg zu den alten kultischen Formen finden". Und einige Zeilen später wird von der Möglichkeit gesprochen, daß „die letzte innige Verbundenheit unzähliger mit dem religiösen Gehalt der Kirche fehlt". Ich glaube, daß es in diesem wesentlichsten Punkt nun kein Verschleiern und Herumreden mehr geben darf; denn wenn es überhaupt irgend einer wahrhaftigen Erneuerung unseres Volkes bedarf, so vor allem in dieser Frage. Geht es wirklich um kultische Formen, zu denen man den Weg suchen und finden soll? Es wäre ja ein Armutzeugnis ohnegleichen, wenn wir annehmen wollten, daß sich unsere „Gebildeten" durch die bittere Schale vom süßen Inhalt abschrecken ließen. Ich bin ganz fest davon überzeugt: wenn den von der Kirche und ihrer Glaubensverkündigung Abgewandten der Gehalt des evangelischen Christentums über alles wertvoll wäre, sie würden sich an der Form der Darbietung nicht stoßen, — oder hätten längst eine entsprechendere Form mitschaffen helfen. Aber ich bin ebenso fest überzeugt von der Tatsache: es geht den „unzähligen" gar nicht um die kultische Form, sondern einfach um den religiösen Inhalt des Christentums, — und zu diesem finden sie, aus den von Dr. Zillich angeführten Gründen, den Weg nicht. Und da müssen wir Pfarrer nun bekennen: es sei denn, daß in der evangelischen Welt irgendwo (nicht in Hermannstadt oder Kronstadt, oder sonst in Siebenbürgen) ein neuer Reformator ersteht und uns eines besseren belehrt, — so werden wir an der Frohbotschaft des Heilands nichts ändern können, sondern sie unverändert verkünden müssen.

Dr. Zillich spricht in seinem Aufsatz noch über einige andere Dinge. Wir wollen feststellen, daß die Staatsbehörden bei der Exekution fast ganz versagt haben, ohne zugleich einen Vorwurf dafür auf die politische Leitung zu schleudern. — Wir wollen über das Fluchtjahr 1916 mit Dr. Zillich ebenfalls nicht streiten. Er kennt die Tatsachen anscheinend zu wenig, um gerecht urteilen zu können. Und da er obendrein selber bemerkt, daß nur einige Pfarrer ihre Gemeinde verlassen haben, so tut er nicht recht, diese Tatsache und das Verhalten der der Kirche dazu sinnbildlich für die Nachkriegszustände in Volk und Kirche zu werten. Wir bedauern freilich ganz besonders die Behandlung dieser Frage in solcher Art, — denn sie wird zur schweren Kritik an uns allen eben dadurch, daß sie zum Sinnbild für das Ganze gemacht wird.

Auch dieser Aufsatz Dr. Zillichs kann und darf für uns nur die eine Wirkung haben: alles zu tun, daß wir die Verantwortung für unser Tun und Lassen mit gutem Gewissen tragen können, und alles zu vermeiden, was mit Recht eine so herbe Kritik herausfordern könnte.

Wohin treiben wir?

Von Dr. Konrad Möckel

Es ist gut, daß man bei uns endlich beginnt über Fragen des innerkirchlichen Lebens zu reden, die bisher in völliger Verkennung ihrer Bedeutung weiten Kreisen als angeblich rein pfarramtliche Angelegenheiten nur zu gleichgültig gewesen sind. Die beiden Aufsätze von Zillich (Juliheft) und Lienert (dieses Heft unserer Zeitschrift) werfen ein grelles Licht auf wahre Not, die unter uns umgeht. Zwei Seiten ein und derselben Sache sind hier beleuchtet. Dabei wird jeder Urteilsfähige erkennen, daß von beiden Seiten her ein gequälter Geist redet, der unter den bestehenden Verhältnissen schwer zu leiden hat. Jawohl, wir tragen alle zusammen nicht nur die Not, sondern auch die Schuld an unserm Elend, und es wäre hoch an der Zeit, daß wir's nicht mehr verlegen und mißmutig bei Seite schöben, sondern in ehrlichem Verständigungswillen zusammen nach dem Ausweg daraus suchten. Es wäre Zeit, daß es uns endlich deutlich zum Bewußtsein käme, daß man in einer Kirche nicht Mitglied sein kann, wie man etwa außerdem noch dem Beamtenkörper einer Bank oder dem örtlichen Gesangverein angehört, sondern daß man bloß Glied an der Kirche sein kann, das heißt Teil am Ganzen, Organ am Organismus. Und es wäre darum ferner an der Zeit, daß wir endlich einmal bemerkten, was für Folgen es haben muß, wenn man die Kirche, dieses lebendigste Gebilde, das es überhaupt gibt, mißhandelt, verachtet und am Leben schädigt. Denn dort, wo sie krank ist und Teile von ihr dahinsiechen, bleiben nicht verrostende Maschinen und zerbröckelnde Gebäude zurück, wie im kranken Wirtschaftsleben, sondern es entsteht Verwesung, die unser ganzes Leben verpestet und jeden schädigt, stehe er der Kirche auch noch so gleichgültig und verständnislos gegenüber. Daher kann man nur darauf achten, daß die Kirche wirklich lebe oder man versuche es, sie vollends tot zu schlagen, wobei dann das Wunder offenbar wird, daß sie als Sterbende gerade sich als die ewig Lebende erweist.

Es ist in der Eigenart der Kirche gelegen, daß sie ganz und gar auf dieser Erde steht als ein Gebilde, das ebenso an materielle Existenz gebunden ist wie nur irgend eine wirtschaftliche Unternehmung, und daß doch ihr Wesen „nicht von dieser Welt" ist, daß sie schlechterdings unmaterielle Interessen zu vertreten hat. In Zeiten schwer gestörten Wirtschafts- und Geisteslebens muß das zur besondern Not, ja zum Verhängnis werden. An dieser Not haben in erster Linie wir Pfarrer zu tragen. Jeder weiß davon ein Lied zu singen. Wieviel Sorgen und Bitternis schließt das Wort „Kirchentaxen" für uns ein! In was für Abgründe von Charakterlosigkeit und Schlechtigkeit müssen wir schauen, wenn wir gewissenhaft über den irdischen Lebensmöglichkeiten der Kirche wachen wollen. Es ist furchtbar bitter, ja nahezu unerträglich, wenn man in der Stellung eines Pfarrers ganz persönlich seine Kräfte immer wieder dazu einsetzen muß, um mit der schwer oder gar nicht einfließenden Kirchensteuer gerade seine eigene, nicht eben glänzende Besoldung zu erkämpfen. Aber wo einer auch vielleicht persönliche Not und persönliche Rücksichten weithin zurückzustellen vermag, da bleibt die ständige Sorge, wie denn die berechtigten Ansprüche der Lehrer auf ihr Gehalt und die sonstigen materiellen Bedürfnisse des kirchlichen Lebens im Kampf mit der passiven Resistenz, der oft maßlos verhetzten Steuerträger der Gemeinde befriedigt werden können, so nämlich, daß nicht über den Geldfragen das Gemeindeleben schwer geschädigt werde oder ganz in die Brüche gehe. So mancher unter uns Pfarrern steht in diesen Kämpfen mutterseelenallein. Er muß ganz einsam Verantwortung, Verdächtigungen, bittere und häßliche Anwürfe von allen Seiten, Bauerntrotz und Lehrerempfindlichkeit ertragen. Daß es in diesen Kämpfen, in denen immer wieder der Pfarrer alle Kastanien aus dem Feuer holen muß, mitunter menschlich, allzumenschlich zugeht und auf allen Seiten das Gefühl dafür, daß wir eine Kirche und kein Geschäftsunternehmen sind, fast verloren geht, kann niemanden Wunder nehmen, der auch nur eine Ahnung davon hat, wie ganz wenig Menschen unter uns bereit sind, dem Pfarrerstand wirklich diese Not mittragen zu helfen.

Trotzdem, ja gerade darum hat Zillich Recht mit seinem flammenden Protest gegen das, was in unserer Kirche vor sich geht, wenn er auch nicht viel davon weiß, mit welchen innern und äußern Schwierigkeiten bei Aufrechterhaltung unseres kirchlichen Lebens gerechnet werden muß. Es ist grundsätzlich nicht von Belang, ob es einmal oder

oft vorgekommen ist, daß die Kirche Begräbnisse oder sonstige geistliche Handlungen um des Geldes willen verweigert hat. Daß es überhaupt geschehen ist, wiegt so schwer wie ein großer Fehlgriff etwa im Leben eines Arztes oder Lehrers. Und es ist ebenso gleichgültig, ob der betreffende Steuerzahler gehässig und übelwollend der Kirche gegenüberstand oder nicht. Alle Leiden, die wir in der Kirche um der Schlechtigkeit und Verblendung der Menschen tragen müssen, können es nicht rechtfertigen, wenn wir Wort und Sakrament, das Heiligste, das die Kirche zu geben hat, in die Ebene der Steuermiseren hinabsinken lassen. Da ist an entscheidendem Punkte der höchste Anspruch der Kirche aufgegeben. Dieser Anspruch lautet nämlich: Wenn in euch Geiz, Feigheit und Schlechtigkeit wohnt, dann ist es gerade unser Recht, dies von euch entgegenzunehmen, zu ertragen und an dem, was wir euch zu bringen haben, euern Undank offenbar werden zu lassen. Denn daran soll die Welt erkennen, daß sie Heiligem begegnet ist, daß sich hier nichts mehr bezahlen läßt, daß sich hier die Macht des Geldes brechen muß. Schule und Gemeindehaus, die Verwaltung der Kirche, aller körperliche und geistige Dienst in der Gemeinde, auch alle geistige Kulturarbeit des Pfarrers mag unter dem Gesetz von Arbeit und Entlohnung, Angebot und Nachfrage stehen — ein Pfarrhaus und Lehrerhaus sind recht irdische, an die tägliche Lebensnot gebundene Dinge — aber haben wir denn überhaupt noch eine Kirche, wenn wir nicht einen einzigen Punkt in unserm Lebensbereich wissen, an dem überlegene Sicherheit gegenüber der Schmutzflut von Gemeinheit und gegen all das aneinander Schuldig-werden in dieser Welt da ist? Es nützt hier nichts sich auf das „stille Kämmerlein" und auf die erhabene Welt des Geistes zurückzuziehen. Diese Welt gibt es freilich und wird sie ewig geben. Wenn es damit sein Bewenden hätte, gäbe es keine Not zwischen uns. Aber die Not besteht ja gerade darin, daß unsere Beziehungen zu einander fast restlos komerzialisiert und politisiert sind, daß es in dieser Welt, in der wir nun einmal hundert Prozent unserer Zeit zubringen müssen, nur noch die Gesichtspunkte: Wirtschaft und Macht gibt. — Ich rede vom Standpunkt des Pfarrers aus. Des zerquälten sächsischen Pfarrers unserer Tage. Sein Leben ist in so vielen Fällen ein lückenloser Kampf mit den Schwierigkeiten des Lebens. Der größte Teil seiner Zeit ist ausgefüllt mit Geldfragen, Verwaltungsfragen, Wirtschaftsfragen, volkspolitischen Fragen. Was noch übrig bleibt, wird von geistiger Arbeit eingenom-

men, die sich ganz gleichartig in das allgemeine Fragen und Kämpfen fügt. — Woher soll die Kraft kommen, mit der er sein unsäglich verwirrtes und täglich von vielen Seiten her gestörtes Gemeindeleben führt? Hat er für sich selber und damit für alle, zu deren Führung er gerufen ist, eine Möglichkeit, auch nur eine Möglichkeit im Dienst und in den Beziehungen zu den Menschen sozusagen in Sicherheit zu sein, nicht im persönlichen Kampf um Brot und Einfluß zu stehen und so nun gerade die Möglichkeit, sich von festem Grund aus gegen unser aller Not zu stemmen? Ich meine, seine Kraft muß völlig zerrieben werden, wenn Gemeinden und Behörden es zulassen oder gar fordern (!), daß er seinen letzten, eigentlichen, heiligen Auftrag, den Menschen — wie immer sie auch seien — in jeder Lebenslage das Wort unseres Herrn zu sagen, für Geld verkaufe. — Man beklage sich nicht, daß kein Licht da sei und wir alle im Finstern sitzen, wenn man die Leitungen zu den Kraftwerken durchschneidet, weil man auf den famosen Gedanken gekommen ist, die Drähte anderswo besser verwenden zu können!

Wohin treiben wir? — so muß man wohl fragen. Ist das, was mitunter energisch, mitunter lau und halb unter uns getan wird, auch wirklich zweckmäßig? Geschieht es in klarer Kenntnis der Gesetze, unter denen unser Leben dahingeht? Sind wir nicht vielmehr wie eine Schar Kinder, die im Dunkeln schreiend auf einander schlagen! Gleicht nicht unsere Art Gemeinde-, Volks- und Kirchenleben aufrecht erhalten zu wollen oft den Methoden, mit denen sich Quacksalber am lebendigen Organismus versündigen? Freilich — überall im Lande liegen die heiligen Heilbücher auf, in denen in tiefer Weisheit und Barmherzigkeit von Leben und Gesundheit geredet wird; die Schriften, aus denen der Heiland der Menschen zu uns redet. Aber die Menschen halten es für eine harte Rede, daß es zur lichten Verheißung nur mit persönlichem Opfer, mit Selbstverleugnung und in heiligem Gehorsam geht.

Ein Brief

„Drei Stufen mußt du steigen, ehe du diesen Weg schreiten kannst.
Die Stufe der Buße,
die Stufe des Opfers,
die Stufe der Erziehung!

Die Stufe der Buße, auf daß auch du abtuest den Teil der schweren Schuld, die du mit allen trägst an unseres armen Volkes Elend und Schande.

Die Stufe des Opfers, auf daß auch du deinem Volke zeigst, wie ernst es dir mit deiner Buße ist und auf daß auch du geweiht und gewertet seiest, heiliges Land zu betreten.

Die Stufe der Erziehung, auf daß auch du geschickt seiest als denkender Mensch bewußt mitzubauen an dem kommenden Reiche der Deutschen.

Alle drei Stufen mußt du steigen, keine kannst du überspringen!"

Gustav Sondermann

Und dann:

„Niemand faßt jungen Wein in alte Schläuche; sonst zerreißt der Most die Schläuche und der Wein wird verschüttet, und die Schläuche kommen um. Sondern den Most soll man in neue Schläuche fassen, so werden sie beide erhalten."

Jesus

Reußdorf im August 1932.

Sehr geehrter Herr Dr. Zillich!

Wir — ich glaube hier ruhig für die gesamte Pfarrerschaft sprechen zu können — sind sehr froh, daß durch Ihren Aufsatz im Juliheft des „Klingsor" der Stein in einer Angelegenheit, die uns Pfarrern viele der schwersten, leidenvollsten Stunden gebracht hat, nun endlich ins Rollen gebracht wurde. Wir bekunden diese Freude auch dann und dort, wo und wenn wir mit der Richtung, die Sie diesem Stein zu geben trachteten, nicht unbedingt einverstanden sein können. Denn wir sind der Überzeugung, daß es sich hier mehr, als um rein menschliche Dinge handelt und demzufolge auch der Stein in seiner Richtung wohl von mehr, als von menschlichen Dingen beeinflußt werden wird.

Sie haben in den Mittelpunkt Ihrer Erörterungen die kirchlichen Zwangsmaßnahmen gestellt, die Sie als mehr oder weniger unzulässig, mehr oder weniger ablehnen. Diesen Mittelpunkt will ich im folgenden durchaus beibehalten — aber die Beurteilung will ich auf die Grundlage stellen, die für die Kirche allein maßgebend sein kann.

Hierzu noch ein Wort: Es ist auffällig, wie alle ernst zu nehmenden modernen Schriften, gleich ob politischen oder sonstigen Inhalts, soferne sie nicht ausgesprochen christentumfeindliche sind, zum Teil sogar auch diese noch, bis zu einem Punkte heranführen, an dem nur noch ein Schritt sie trennt vom christlich-lebendig-gläubigen Standpunkt. Es ist mir dies bei dem von Ihnen angeführten Zitat Moellers van den Bruck wieder aufgefallen. Es handelt sich dabei m. E. um die erste Stufe, die G. Sondermann oben anführt und die allerdings die Voraussetzung jeder Wandlung ist: die Buße.

Aber das ist allerdings nicht genug. Es genügt nicht, neuen Wein in die alten Schläuche zu füllen. Wäre Luthers „Reformation" nicht

so etwas grundstürzend Neues gewesen — wir wüßten wohl nichts mehr davon. Dieses von Grund aus Umgestaltende, Neue — was im Grunde das Uralte war, dasselbe, was die Menschen zu Christi Zeiten und gleich nachher zu Trägern des Neuen gemacht — war nichts anderes, als daß es wieder Menschen gab, die das Evangelium hörten!

Das ist, so oft es da ist, etwas Weltbewegendes und menschlicher Berechnung ganz Unzugängliches. Es kündet sich seit einiger Zeit (u. a. auch in Ihrem Aufsatz) auch bei uns an und ist allen denen, die gerne mit sogenannten Tatsachen rechnen, unheimlich.[1]

Sie nehmen zum Maßstab für die Beurteilung der kirchlichen Zwangsmaßnahmen das Gefühl der Mehrzahl der Sachsen. Der evangelisch-lutherische Maßstab kann aber kein anderer sein, als die Bibel. Wie hat nun Luther die Bibel in dieser Frage verstanden und wie verstehen wir sie heute?

Die Bibel, Jesus und Luther geben der Kirche keinerlei Machtmittel in die Hand. Die Kirche hat also keine Macht. Sie kann wohl die Macht der Behörde in Anspruch nehmen. Handelt es sich um eine christliche Behörde, wie sie Luther vorschwebt, so wird sie diese Macht zur Verfügung stellen aus inneren Gründen. Handelt es sich um den modernen, religiös uninteressierten Staat, so steht es ihm frei, die Macht zu gewähren, etwa um der Ordnung halber, wenn er in der Kirche einen wertvollen Träger der Ordnung, der Kultur usw. erblickt, oder er kann sie versagen.

Auf keinen Fall darf die Kirche, wenn ihr die Behörde keine oder nicht genügend Macht zur Verfügung stellt, diese nun selbst ausüben wollen! Mag sie das in wie sanfter Weise immer und in wie geringem Umfange immer tun. Denn jede Macht, die die Kirche ausübt, ist angemaßte, gestohlene Macht! Die Kirche hat keine Macht, die ihr gehört.[2]

Diese Dinge liegen einfach, klar und deutlich auf der Hand, solange es sich bei der Kirche wirklich um die Kirche im evangelischen Sinne handelt. Also um die Einrichtung, die sich die Gläubigen freiwillig geschaffen haben, um die Verkündigung des Evangeliums und die Verwaltung der christlichen Heilsgüter zu ermöglichen.[3]

[1] Woraus sich übrigens eine Menge von „Psychosen" zwanglos erklärt.

[2] Die grundsätzliche Erörterung dieser Frage unter unserer Pfarrerschaft wollte ich vor etwa einem Jahre einleiten durch einen Aufsatz in den Kirchlichen Blättern, doch wurde der Aufsatz als „weltfremd" abgelehnt.

[3] Auf den Unterschied zwischen sichtbarer Kirche und Gemeinde der Heiligen bei Luther sei hier nur hingewiesen.

Ein Verfügungsrecht über diese Güter hat die Kirche nicht, sie sind nur lebendig, solange sich die Kirche durch ihre Weitergabe bereichern läßt, vollends darf die Wortverkündigung durch nichts gehindert werden, oder beeinträchtigt werden. Ihre Form darf den Verhältnissen angepaßt werden, um sie wirksamer sein zu lassen — aber Stufen zu machen ist unzulässig. Also der Satzteil in der Landeskirchen-Verordnung „in der einfachsten Form" „streitet" gegen die Bibel.

Nun ist unsere evangelische Kirche freilich gleichzeitig unsere Volksorganisation. Sie ist damit „belastet" wie Sie in dem Abschnitt, in dem Sie diese Frage streifen, ganz richtig sagen.

Die Kirche kann mit Recht sich vom Volke beauftragt fühlen, all diese organisatorischen Aufgaben auch noch zu erfüllen. Solange man im liberalen Geiste unter Kirche die „Organisation des Glaubenslebens" versteht, werden sich diese beiden Aufgaben auch gut miteinander vereinigen lassen. Sobald aber die Kirche das Evangelium so hört, wie etwa die Urchristen oder die Reformatoren, ist der Konflikt unvermeidlich.

Alle Zwangsmaßnahmen der Kirche sind erlassen worden zur Erhaltung unserer Volksorganisation. Und es fragt sich nun, ob die Kirche das Recht hat, die Erhaltung dieser Organisation preiszugeben?

Eine Aufgabe springt ja hier ganz unabweislich vor, nämlich die, eine politische Organisation zu schaffen, die diese Aufgaben, die die Kirche nicht tragen kann ohne an ihnen zu Grunde zu gehn, übernehmen könnte.

Für die Kirche aber erwächst die Aufgabe nun auch klar zu scheiden zwischen diesen beiden Bereichen und zur Stützung der Volksorganisation nicht Anleihen zu machen auf dem Gebiet des Glaubens.

Aber das ist Zukunftsmusik. Was die Lage der Gegenwart betrifft, so muß doch gesagt werden, daß die größte Not der Kirche die allgemeine Glaubenslosigkeit unseres Volkes, einschließlich der Führer und sogar eines Teiles der Geistlichen ist. Und diese muß fortzeugend Böses gebären. Darum kehren sich auch die besten Maßnahmen immer zwangsläufig in ihr Gegenteil.

Die Buße ist eben bloß der erste Schritt und nichts nütze, wenn ihr nicht das entsagungsvolle Opfer folgt. In unserem Fall wird es auf ein Martyrium der Träger des lebendigen Glaubens, mögen sie wer und wo immer sein, herauskommen. Wohl in erster Reihe der Pfarrer und Lehrer. Das wird wie ein reinigendes Feuer wirken

und vor allem alle die von diesem „Beruf" abhalten, die nicht im Glauben stehen und daher nicht wirklich „berufen" sind.

Um der Gerechtigkeit willen im Blick auf die tatsächliche Lage der Gegenwart müssen wir zum Schluß die Landeskirchen-Verordnung nun auch vom Standpunkte, der als der der Behörde angenommen werden muß, betrachten.

Geht es bei diesem ganzen Kampf um die sogenannten „Kasualien" wirklich um die Verkündigung des Wortes Gottes, um die christlichen Güter oder vielmehr um die Reputation des Einzelnen? Ist die kirchliche Handlung mit samt dem Pfarrer nicht bloß Dekoration, Prunkstück? Diese Fragen wollen ehrlich beantwortet sein, bevor man Steine aufhebt.

Wogegen richtet sich die Verordnung? Doch sicher nicht gegen die kirchlichen Handlungen.[1] Die können und dürfen niemandem entzogen werden. Sie richtet sich vielmehr gegen alles Drum und Dran, gegen die außerkirchlich-festliche Ausgestaltung dieser Familienfeiern. Und der Gedankengang zur Begründung der Verordnung könnte etwa folgendermaßen wiedergegeben werden: Die Kirche kann als Grund für die Nichtzahlung der Kirchentaxe nichts anderes als Armut gelten lassen. Nun kostet die reinkirchliche Handlung wenigstens auf dem Lande gar nichts oder doch sehr wenig, dagegen ist die weitere Ausgestaltung recht kostspielig. (Belege kann jeder Kenner leicht beibringen.) Kann sich der betreffende Gläubige diese leisten, dann kann er jedenfalls auch den Beitrag für Kirche und Schule zahlen oder wenigstens die Verpflichtung dazu übernehmen.

Der evangelisch-lutherische Gläubige dagegen müßte sagen: „Ich bin zu arm, um meine Kirchentaxe zu bezahlen und mir das äußere Gepränge bei der Hochzeit meiner Kinder oder der Beerdigung meines Vaters zu leisten, aber — Gott sei dank — das hat auf das Wort Gottes und seine Verkündigung bei dieser Gelegenheit durch meinen Pfarrer keinen Einfluß, dieses bekomme ich doch!"

Jede andere Einstellung zeugt von Unehrlichkeit!

Ich habe der Vermutung schon Ausdruck gegeben und ich werde darin durch Nachrichten aus verschiedenen Gegenden bestärkt, daß uns heute schon das äußere Gepränge (die Reputation) wichtiger geworden ist, als die Verkündigung des Wortes Gottes. Und hier müssen wir

[1] Die Unzulässigkeit des Zusatzes „in der einfachsten Form" wurde oben festgestellt.

mit der Bibel, mit Jesus und Paulus die Stimmen erheben und sagen: Wenn dem so ist, dann weg mit all diesem äußeren Gepränge, ganz ohne Rücksicht auf bezahlte oder unbezahlte Taxen; denn das ist offenbarer Götzendienst!

Soviel zum Gundsätzlichen. Ich wollte damit nur zeigen, daß man auch hier nicht einfach eine Kategorie von Menschen, etwa die Führer, in diesem Falle die „Oberhirten" für allen Schaden verantwortlich machen kann. — Gewiß ist es nötig psychologische Gegebenheiten zu beachten, gewiß wäre es schon vor Jahren nötig gewesen, die papierne Verbindung aufzugeben und die lebendige von Mensch zu Mensch aufzunehmen, gewiß ist der Landpfarrer dadurch, daß er von der Kirche zu ihrem Exekutionsorgan (trotz aller Verschleierung sei es gesagt) gemacht wurde, in einen unnötigen Gegensatz zur Gemeinde hinein manövriert worden. — Aber all das enthebt uns nicht der Pflicht, doch auch jener zweiten Gegebenheit in diesem Zusammenhang Rechnung zu tragen: der siebenbürgisch-sächsischen Landgemeinde und der Lage die sie geschaffen hat. — Jede „Reformation von oben" wird nicht weiter, als bis zu ihr vordringen und damit stehen wir vor der bitteren Erkenntnis, daß diese Reformation von oben der bedeutend leichtere Teil dieser Aufgabe ist, während die Reformation von unten, die Reformation der Gemeinde das unendlich Schwierige ist. Hier stehen wir tatsächlich an der Grenze menschlicher Kraft. — Nicht, daß es nichts zu tun gäbe, o nein, es gibt zu tun genug; aber daß alles dies Tun vor der Größe der Aufgabe in Nichts zusammenschrumpft, läßt uns die Frage aufwerfen, ob nicht Gottes Wille es ist, unser Volk einmal durch eigenen Schaden, schmerzlichen Schaden klug werden zu lassen. Alle Maßnahmen des Kirchenregiments — sit venia verbo — laufen darauf hinaus, das Volk vor diesem Schaden zu bewahren; es scheint, als ob Gott uns täglich sagen wollte, daß er es anders haben will.

Es gäbe, da dieser Gegenstand nun einmal angeschnitten ist, noch unendlich viel darüber zu sagen, aber es sind schon so viele wichtige Dinge bei uns zu Tode geredet worden, daß ich es vorziehe, nunmehr abzubrechen.

Mit dem Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung

Gerhard Schaser

Nachwort

Von Heinrich Zillich

Weder Lienert, Möckel noch Schaser bestreiten das Grundsätzliche meiner Ausführungen im Juliheft. Sie bekennen sich vielmehr dazu. Wogegen sich vor allem Lienert und Schaser wenden, ist die Lage in den Gemeinden, die unabhängig von aller priesterlichen Bemühung durch Hetze und Unverständnis geschaffen worden sei, und ist die große Not des Pfarrstandes selbst. Wir wollen gerne zugeben, daß wir intellektuellen Laien viel zu selten und zu wenig auf diese Not hingewiesen haben. Aber ich bin nicht der erste, der im „Klingsor", wo religiöse Fragen seit jeher einen großen Raum einnehmen, die Mitschuld der Laien aufzeigte. Schon im Jahre 1927 (Seite 289) schrieb Alfred Pomarius: „Es ist von unübertrefflicher symbolischer Bedeutung, daß es die Kirchensteuer ist, um die als Problemmittelpunkt sich alle die Erscheinungen entwickelt haben, deren Gänze die heutige Krise ausmacht". Er führte dort auch aus, daß man oft höre und lese, die Krise werde auf eine Verführung des Volkes zurückgeführt, aber wer „aufmerksam in sich hineinhorcht, wird in seinem Innern die Betroffenheit und die Scham darüber entdecken können, daß eben das Volk sich verführen ließ". Im gleichen Aufsatz steht das wahre Wort: „Bei uns ist die heutige Krise eine Gesinnungsniederlage". Und eben dort lesen wir, daß — mache man die Bewegung der Unzufriedenen (wie ich es früher getan hatte) zu einer Mitschuld der Geistlichen — so seien die Geistlichen eine Mitschuld des Volkes.

Wer die Wege der Kirche zu beurteilen unternimmt, kann keine andere Stellung beziehen. Aber dieser Standpunkt erfordert zugleich kritisches Bekenntnis, wenn die Kirche von ihm abweicht, — sonst wäre er ein leeres Platztreten. Von diesem Standpunkt aus ergibt sich die Pflicht, das Grundsätzliche festzuhalten — die drei Äußerungen haben es gleich mir getan, womit die Frage der kirchlichen Steuerrepressalien in Fällen seelischer Not des Steuerverweigerers geklärt sein dürfte. Im übrigen soll das Landeskonsistorium hierin auch schon die Folgerung gezogen und bei böswilliger Steuerverweigerung den Ausschluß des Betreffenden aus der Kirche ins Auge gefaßt und damit einen klaren Weg betreten haben. Unser Standpunkt aber erträgt es auch, daß die Blickrichtung — nun da das Grundsätzliche gewahrt ist — verändert werde. Daher begrüße ich die in den drei Aufsätzen

enthaltenen Bemerkungen zu dem meinen. Ich will sie zum Teil gerne als Korrekturen betrachten. Vor allem soll durch sie die Schuld der Laien den Pfarrern gegenüber deutlicher in Erscheinung treten, als es in meinem auf die Prinzipien gegründeten Aufsatz geschehen ist. Immer unter der Voraussetzung der festgehaltenen wahrhaft christlichen oder kirchlichen Haltung wird man mit Recht wünschen können, wie es Lienert anklingt, daß die leibliche und seelische Not unserer Pfarrer auch einmal einen Dichter anrühre, aber man wird — gerade weil der Dichter Wesen und geistigen Gehalt einer Erscheinung in das leibliche Bild umsetzen soll und dabei immer die Vielfalt der Abweichungen an die hohe Einseitigkeit des einen Gegenstandes drangeben muß, um diesen in seine letzten Möglichkeiten zu steigern — dem Dichter der Bauernballade im Juliheft das Recht seiner Stellungnahme nicht absprechen dürfen — denn wo das Grundsätzliche verletzt wurde, wird der Dichter nichts anders tun können, als anzuklagen.

Rundschau

Sachsentag. Wir haben es erlöst begrüßt, daß der Volksrat vor einigen Monaten beschloß, im Herbst einen Sachsentag abzuhalten und damit nach Jahren innerer Gärung an den Neubau unseres Volkshauses zu schreiten Mit einiger Verblüffung merken wir nun, daß sich Stimmen regen, es möge der Sachsentag nicht unbedingt an einen Termin gebunden werden. Es möge erst allerlei vorbereitet und vorher ausgeglichen werden. Daß ein Sachsentag nicht wie eine Kirchweih begangen werden kann und daß dazu Vorbereitung gehört, ist selbstverständlich. Es sind Monate seit der Erbringung des Beschlusses verflossen. In unzähligen Aufsätzen, in Fluten von Tinte, in Aussprachen, die aneinandergereiht Monate füllen würden, sind seit vielen Jahren unsere Volksfragen begutachtet, umstritten, beleuchtet worden. Zahllos sind die Vorschläge und Entwürfe. Wer in den letzten Monaten nicht Zeit fand, daraus einen Standpunkt zu wählen, der wird es wohl auch nicht können, wenn man ihm noch einige Monate Zeit läßt. Wenn es nötig sein sollte, die verschiedenen Standpunkte großer Bekenntnisgemeinschaften vorher auf einander abzustimmen, so wollen wir um drei oder vier Wochen nicht hadern, aber die Behauptung, es sei noch nichts vorbereitet worden, ist unzutreffend. Es gibt Entwürfe[1]. Einer von ihnen, der in unmittelbarer Verbindung mit den Beschlüssen vom 7. Juni 1931 ist, wird im nächsten Hefte dieser Zeitschrift, das wahrscheinlich noch vor dem 1. Oktober in vergrößertem Umfang erscheint, vorgelegt werden. Er stellt die Arbeit langer Überlegungen dar. Er ist langsam herangereift aus den im Klingsor vertretenen Ideen. Es ist unsere Überzeugung, daß auf seiner Grundlage dem lebendigeren Geist unseres Volkes der Weg frei gemacht werden kann. Heinrich Zillich

[1] Eben erschien auch ein Entwurf der Selbsthilfe, den wir im nächsten Hefte kurz berühren wollen.

Haben wir bei den letzten Wahlen die 2% erreicht? Bei den letzten Parlamentswahlen erregte keine Frage die Deutschen dieses Landes so stark wie jene, ob wir mit der Regierungspartei einen Wahlpakt schließen oder allein mit eigener Liste in den Kampf gehen sollen. Grundsätzlich wurde von allen Seiten die eigene Liste als die rechte Lösung betrachtet. Aber vor ihrer Durchführung warnte man mit der Begründung, daß wir, wennauch zahlenmäßig etwa 4·7% der Gesamtbevölkerung Rumäniens, den vom Wahlgesetz vorgeschriebenen Anteil von mindestens 2% aller abgegebenen Stimmen schwerlich erreichen werden, der nötig ist, um uns an der Aufteilung der Mandate teilhaben zu lassen. Mit Rücksicht auf diese Erwägung schlossen wir denn auch einen Wahlpakt mit der Regierung, der — wie leicht erweislich ist — den Nationalzaranisten überhaupt erst die Mehrheit der Sitze verschaffte. Nach der Wahl ist der Streit über unsere grundsätzliche Stellung eingeschlafen. Dies ist bedauerlich, weil man aus der Anzahl der abgegebenen deutschen Stimmen eine Grundlage für spätere Entscheidungen finden könnte. Ist es uns bei den letzten Parlamentswahlen geglückt, 2% aller abgegebenen Stimmen zu erreichen? Diese Erhebung müßte vom Verband der Deutschen in Großrumänien durchgeführt werden, dessen Ausschuß kürzlich tagte, zum Leiter der Zentralstelle in Bukarest Dr. Richard Csaki, den bekannten früheren Leiter des Kulturamtes, wählte und damit anscheinend aus seinem Schlaf zu erwachen beginnt. Eine Erhebung in den siebenbürgischen Städten wird, da durch die Wahlvertrauensmänner eine Liste der abgegebenen deutschen Stimmen angefertigt wurde, möglich sein. Anders liegen die Dinge in den Dörfern. In den übrigen deutschen Siedlungsgebieten wird vermutlich eine solche Wählerkontrolle nicht überall stattgefunden haben. Dennoch ließe sich durch Nachfragen und auf dem Wege über die Kreisausschüsse ein annähernd treffendes Bild unserer Gesamtwahlkraft bei den letzten Wahlen ermitteln. Wir zweifeln nicht, daß es uns gelungen ist, die erforderlichen 2% zu erreichen. Aber erst eine auf Grund von Erhebungen errechnete zahlenmäßige Beweisführung wird überzeugen und für spätere Entscheidungen bestimmend sein, wenn unser Volk bis dahin nicht soweit innerlich gekräftigt ist, daß es gleichgültig um den Erfolg sein Bekenntnis fortan nur auf die eigene Fahne ablegt. Von einer solchen inneren Wandlung erwarten wir allerdings mehr als von allen Zahlenbeweisen und Zahlenerfolgen. Heinrich Zillich

Zur Wahl des Bischofs. Ein höherer Geistlicher der evangelischen Landeskirche macht uns im Anschluß an den im letzten Hefte erschienenen Aufsatz über die bevorstehende Bischofswahl auf einige sehr wichtige Wahlmängel aufmerksam. Er hält es nicht, gleich uns, für wesentlich, daß noch vor der Bischofswahl die kirchlichen Körperschaften durch Verhältniswahlen aufgefrischt werden, weil seiner Meinung nach alle irgendwie in Betracht kommenden Bischofskandidaten, sicherlich auch bei der jetzigen Besetzung der Presbyterien, der Landeskirchenversammlung zum Vorschlag gebracht werden. Er sieht das Bedenkliche aber vornehmlich darin, daß die Amtsmitglieder der Landeskirchenversammlung, wenn sie geschlossen auftreten, unbedingt den Ausschlag geben können, das Laienelement also völlig übergangen wäre. Ein solcher Block der Konsistorialräte, Dechanten, Kuratoren usw. ist nun bei der kommenden Wahl nicht zu befürchten. Damit hätten also die gewählten Mitglieder, die knapp in der Mehrheit sind, die Möglichkeit, den „Volkswillen" erfolgreich zu vertreten. Da diese Mitglieder leichter zu beeinflussen sind als die amtlichen, wird sich das Schwergewicht der Wahlpropaganda auf die Bezirkskirchen-

versammlungen legen, die die gewählten Mitglieder der Landeskirchenversammlung zu entsenden haben. Diese Entsendung geschieht bekanntlich immer von neuem für jede Landeskirchenversammlung. Die Auswahl der Bischofswähler wird demnach mit ganz besonderem Eifer vor sich gehen. Wir haben keinen Kandidaten, der von vornherein als der „kommende Mann" in den überwiegenden Teilen des Volkes betrachtet wird. Diesmal wird es also zu einer „Kampf"-Wahl kommen. Die Beeinflussung der Bezirkskirchenversammlungen wird äußerst heftig sein, umsomehr als die Anzahl der von ihnen in die Landeskirchenversammlung zu entsendenden nichtamtlichen Bischofswähler erstaunlich klein ist und damit eine Propaganda leicht zum Erfolg führen kann. So entsendet z. B. der große Bistritzer Bezirk bloß 5 Bischofswähler; überlieferungsgemäß sind davon zwei Bauern. Die Stadt Bistritz hat demnach sage und schreibe: bloß drei Bischofswähler zu stellen, die den „Volkswillen" vertreten, das heißt: den durch die bestehende Wahlordnung schon stark „gesiebten" Willen der Allgemeinheit. Es wird der in einem Bezirk bestimmenden Gruppe, die durchaus nicht die Mehrheit verkörpern muß, und sie wahrscheinlich in keinem einzigen Falle vertritt, ein Leichtes sein, drei solche Männer zu bestimmen, die ihr zu Willen sind. Hier zeigen sich die „organisatorischen Mängel der Wahlverfassung" in aller Kraßheit. Wir können diese Darstellung nicht anders schließen, als der erwähnte Geistliche seinen Brief an uns schloß, nämlich mit den Worten unseres ersten Aufsatzes: „Es beschleicht uns ein Gefühl der Verzweiflung..." Gleichfalls auf Wunsch eines Geistlichen möchten wir die Aufmerksamkeit noch darauf hinlenken, daß die Bischofswahl keinesfalls — wie wir es selbst leider getan haben — allein als eine siebenbürgisch-sächsische Angelegenheit betrachtet werden darf. Die 1919 der siebenbürgischen Kirche angeschlossenen evangelischen Gemeinden anderer Siedlungsgebiete geben diesmal zum erstenmal ihre Stimme ab. Wir wissen, daß es nicht in allen Fällen gelungen ist, die kirchliche Vereinigung zu einer, auch seelischen Einheit umzuschaffen. Der zukünftige Bischof hat hier eine große Aufgabe. „Bischof Teutsch war durch seine ehrwürdige Persönlichkeit eine Autorität. Der neue Bischof wird diese erst durch die Freiheit seiner Anschauungen, in der er auch Andersgeartetes mit gleicher Liebe umfaßt wie das Altgewohnte, erringen müssen". Heinrich Zillich

In den heurigen Arbeitslagern der sächsischen Jugend. Das Nachfolgende will kein Bericht sein. Der muß der Lagerleitung oder der Leitung des allgemeinen siebenbürgisch-deutschen Jugendbundes überlassen bleiben. Diese Zeilen entspringen vielmehr dem starken Bedürfnis noch frisch den Eindruck festzuhalten, den mir ein zweitägiger Aufenthalt in den Arbeitslagern von Henndorf, Neustadt und Meschendorf hinterlassen hat. Das Erlebnis dieser zwei Tage kann ich nur dem vergleichen, das man hat, wenn man etwas lange und vergeblich Gesuchtes endlich findet. Was ich hier in Leben und Geist dieser Arbeitslager gefunden habe, das aber ist nichts Geringeres als die wahre völkische Erneuerungsbewegung. Jene Bewegung, von der wir seit längerer Zeit reden, um die wir uns bemühen, der wir aber bis jetzt, meiner festen Überzeugung nach, noch keinen einwandfreien Ausdruck geben konnten. Vielleicht hängt dies daran, daß wir Älteren alle noch mit einem Stück geistiger Vergangenheit so belastet sind, daß wir die innere Freiheit zu einer Neueinstellung nur schwer erringen können. Hier aber bei dieser arbeitenden Jugend, da fand ich sie mit einer mühelosen Selbstverständlichkeit verwirklicht. Ich fand sie verwirklicht, weil hier die Tat, die nach keiner Seite hin richtet, rechtet und rechnet,

überwältigend im Mittelpunkt stand. Diese Jungen, die in strenger, freudig erfüllter Disziplin 8—10 Stunden täglich eine schwere, ungewohnte Arbeit, nicht um eines materiellen Erfolges willen, sondern nur um der Idee der Gemeinschaft und des uneigennützigen Volksdienstes willen auf sich nahmen, sie haben etwas von dem wahren, aufbauenden Geist verwirklicht, den wir alle so dringend nötig haben. Jenen Geist, den man mit Nietzsche den Geist der schenkenden Tugend nennen könnte. Denn nach was das heutige öffentliche Leben so dringend verlangt, das ist eben schenkende Tugend, die aus einem kraftvollen Reichtum heraus bedingungslos gibt, ohne nach dem Dank zu feilschen. Und etwas von der Großzügigkeit dieser Tugend habe ich dankbar in dem Geist verspürt, der mich in den Arbeitslagern sofort umfing und nicht wieder losließ. Ich fand dort Unterordnung unter den Führer, Kameradschaft, kraftvolle, phrasenlose Begeisterung und eine wache, geistige Bereitschaft; ich fand mit einem Worte frisches, unverdorbenes Leben, das sich wunderbarer Weise um den einfachen Tatbestand der körperlichen Arbeit am Volksboden kristallisierte und gerade an ihm zum Geist heranwuchs. Es tut wohl, einmal so nahe an die ursprünglichen Quellen des Gemeinschaftslebens herangeführt zu werden, wie in diesen Arbeits- und Lagergemeinschaften, deren einzelne Gruppen nach Herkunft, Klasse und Berufsstand bewußt möglich vielfältig gemischt, doch in kürzester Zeit in Gesinnung und Geist zu Kameradschaftseinheiten zusammenwuchsen. Und es tut wohl zu spüren, wie dies straff geordnete, spartanisch einfache Leben, das mit Frühaufstehen und schwerer Arbeit beginnt und mit geistiger Arbeit und dem Austausch der Lebenserfahrungen unter den Lagerkameraden schließt, einen Rythmus der ruhigen, unbefangenen Sachlichkeit, der Zielsicherheit und inneren Freiheit zu gestalten beginnt, die wohl das schönste Geschenk ist, das unsere Jugend aus diesen Arbeitslagern mitnehmen kann. — Hier ist ein Werk begonnen, das für die Zukunft unseres Volkes von ganz großer Bedeutung ist, weil es in einem größeren Umfange ausgebaut und von denselben idealen Kräften durchdrungen wie heute, nichts Geringeres wird leisten können, als jene volksbürgerliche Erziehung der sächsischen Jugend, wie sie Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation für die Jugend des deutschen Volkes forderte. Und so lange derjenige, der diesen vielversprechenden Anfang mit seiner Persönlichkeit, seiner Organisations- und Arbeitskraft getragen hat, solange Dr. Alfred Bonfert an der Spitze unserer Jugendbewegung steht, habe ich den festen Glauben, daß dieser völkische Hochbau nicht allein aufgeführt wird, sondern auch daß ihn der ihm unentbehrliche Geist schlichter soldatischer Pflichterfüllung durchwalten wird. Jeder aber, dem die volksbürgerliche Erziehung unserer Jugend aller Kreise und Stände am Herzen liegt, ist aufgerufen, der organischen Entwickelung dieser noch jungen Bewegung den geistigen Nährboden in unserem Volksleben mit zu bereiten. Wachsen aber soll sie aus sich selbst nach ihren eigenen Gesetzen; zu einer an allen Ecken und Enden stutzenden Gärtnerschere darf auch das wohlmeinendste Interesse der Öffentlichkeit nicht werden.

Alfred Pomarius

Neue Bücher und Schriften

Der Große Brockhaus, Handbuch des Wissens in 20 Bänden, Band 12 (Mai bis Mud) in Leinen RM. 23·40; bei Umtausch eines alten Lexikons nach den festgesetzten Bedingungen RM. 21·15.

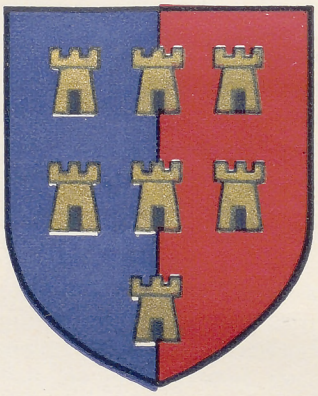
Der 12. Band allein enthält 80 Tafelseiten, teilweise prächtig bunt, mit vielen Hunderten von Abbildungen, sowie 20 Kartenseiten, darunter farbige Stadtpläne von Mailand, Mainz, Mannheim-Ludwigshafen und Moskau. (Zum Vergleich: in den bisher vorliegenden 12 Bänden haben wir insgesamt 934 Tafelseiten und 482 Kartenseiten zählen können, die — für sich allein genommen — schon ein paar starke Bände ergeben würden!) Wie wir selbst zu brennenden Fragen unserer Tage uns Unterrichtung aus dem „Großen Brockhaus" holen können, zeigen Artikel wie Memelgebiet und Minderheitsfrage. Die beigefügte Mondkarte kann als die beste augenblicklich vorhandene Karte über unser Nachbargestirn bezeichnet werden. Den Kunstfreund werden die ausgezeichneten, teilweise bunten Tafelseiten über „Majolika und Fayence", „Malerei des 19. und 20. Jahrhunderts" und „Mosaik" fesseln, der völkerkundlich Interessierte findet unter „Malaien", „Menschenrassen" (71 Abbildungen) oder „Mongolen" wissenswerte Beiträge, die Frau — und nicht nur sie — wird sich unter „Möbel" oder „Mode", der Landwirt unter „Milch" und „Molkerei", der Freund der Natur unter „Manteltiere", „Meereskunde", „Meeresfische" und „Moose" Belehrung holen. Kurz, im neuen „Großen Brockhaus" ist die Welt in ihrer bunten Vielfaltigkeit vortrefflich eingefangen, und es ist nicht zu viel gesagt, daß man ihn nicht mehr missen mag, wenn man sich einmal daran gewöhnt hat, sich von ihm das bunte Leben und seine Geheimnisse erklären zu lassen und sich in allen Fragen, die jeder Tag an uns stellt, bei ihm Rat zu holen.

Krüge und Teller, Siebenbürgisch-sächsische Töpferwaren! Unter diesem Titel läßt Ende Oktober Dr. Misch Orend das erste Buch über unsere Töpferkunst erscheinen. In 126 Bildern zeigt der Verfasser die schönsten Stücke aus Privat- und Museumsbesitz von Beginn der Töpferei bis zur Gegenwart. Der Text gibt einen kurzen Überblick über die Entwicklung dieser, neben der Stickerei und Weberei, bodenständigsten und verbreitetsten Kleinkunst, bespricht Herstellung, Farbgebung, Form und Verzierung. Damit bringt der Verfasser die gesamte Töpferproduktion in ein System, in das sich die vielfachen Abarten und Sonderformen leicht eingliedern lassen. Der Verlag H. Welther in Hermannstadt bemüht sich dem kleinen Werk eine würdige Form zu geben und eröffnet hiermit die Subskription. Das vor Erscheinen bestellte Exemplar kostet 158 Lei, das nach Erscheinen bestellte Exemplar dagegen 186 Lei.

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Unser Heft befaßt sich überwiegend mit der geistigen und religiösen Lage der Gegenwart und des siebenbürgisch-sächsischen Volkes. Mit Nachdruck verweisen wir besonders auf die Ausführungen Ernst Jüngers, der, unseren Lesern aus seinen Werken nicht unbekannt, innerhalb der nationalen Bewegung Deutschlands eine führende Aufgabe erfüllt. Die Bildbeilage nach einem Gemälde von Oskar Gawell verdient besondere Beachtung. Gawell, ein Berliner Maler, hält sich gegenwärtig zum wiederholtenmale in Siebenbürgen auf, das er sehr liebt. Er veranstaltet im Herbst in Kronstadt eine Ausstellung seiner Werke.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Joan Ratiustraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Das siebenbürgisch-sächsische Volkswappen

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
9. JAHR OKTOBER 1932 HEFT 10

Zum fünften Sachsentag!

In großen Situationen entscheidet der Charakter mehr als Geist und Wissen.
Freiherr vom Stein

Der Sachsentag ist Besinnung auf uns selbst. Der Sachsentag ist der Ort, wo wir mit uns ins Gericht gehen müssen. Ist der Ort der nationalen Einkehr, wo wir, innerlich umraunt von der Geschichte unseres Volkes und der Sendung unserer Nation, prüfen und wägen, was aus dem Staub der letzten Jahre Bestand hat und was auf dem Wege in die nächsten Jahre Ziel und Tat werden soll.

Dieser fünfte Sachsentag soll unsere Ziele zusammenfassen in einem Programm. Er soll unsere Volksverfassung in feste Formen gießen. Er soll also unserer Gemeinschaft einen neuen Grund und neue Aufgaben geben.

Noch wichtiger als diese den Boden unseres Daseins ordnende Arbeit ist der Blick auf die augenblickliche Notlage des Volkes und auf die brennenden Fragen, die wir unmittelbar anpacken müssen.

Wir sehen vier Aufgaben. Alle vier nehmen im Rahmen unseres Entwurfes zum Volksprogramm ihren Raum ein. Sie seien hier hervorgehoben, weil sie nicht vertagt werden können. Weil sie groß vor uns stehen und weil ihre Lösung erst die Fülle unserer anderen Aufgaben verwirklichen kann. Mit ihnen stehen und fallen wir.

Erstens. Gegensatz und Parteiung, Mißtrauen und Eigensucht, Mangel an Mut zur Beseitigung von Schäden, formalistischer Geist in Körperschaft und Menschen, Selbstzweck mancher Organisationen, Zusammenbruch der Autorität, feiges Verschweigen und Gewährenlassen, gestörte Verbindung mit dem lebenden Kern des Volkes — die steht in der Rechnung über die letzten Jahre. Für die Verfassung schlagen wir deshalb jene Änderungen vor, die durch Neuformung unseres Volkshauses eine Waffe gegen solche Schäden bieten sollen. Aber wir wissen zugleich, der Geist bestimmt das Leben! Daher wolle der Sachsentag beschließen, daß in sachlicher Aussprache in jedem Orte die Gegensätze und Mängel behoben, Schädlinge zurück-

gewiesen, dem Arbeitswilligen und Gutgesinnten sein Wirkungskreis im Volksleben gewährt werde. Der Frieden im Innern unseres Volkes soll mit allen reinen Mitteln, vor allem mit dem der Wahrheit hergestellt werden. Die Wahrheit erfordert, daß die berechtigten Ansprüche der Gegner geprüft und befriedigt werden. Keine Überkleisterung, keine Vertuschung, eine freie Einigung müssen wir erzielen, damit die Autorität wieder wachse, die Körperschaften lebendig werden, die Kräfte, die sich erfreulicherweise in manchen zerteilten Lagern seit Jahren regen, einmünden ins Volksganze.

Dies also wolle der Sachsentag jeder Körperschaft und jedem Sachsen zur Pflicht machen!

Zweitens. Schuld und Lässigkeit haben den Gedanken der gesamtdeutschen Bürgschaft in Rumänien vernachlässigt, die Tat versäumt, die Möglichkeiten nicht ausnützt. Dies soll der Sachsentag aussprechen. Er soll feststellen, daß es unverzeihlich war, den Verband der Deutschen Rumäniens mehr als ein Jahrzehnt hindurch als eine lächerliche und unwürdige Vorspiegelung auf Papieren und Briefbogen prangen zu lassen, ihn aber in Nichts zum Leben zu wecken. Er soll in einer Entschließung aussprechen, daß wir mit aller Kraft diese Schuld abtragen, die Verbindung zu allen Deutschen des Landes schaffen und ausbauen wollen.

Drittens. Nicht nur die Wirtschaftskrise, auch eigene Ängstlichkeit, Engherzigkeit und mangelnder Bekennermut, Parteigeist und Lässigkeit verhinderten es bisher, daß unsere Wirtschaft die Kräfte, die in ihr zweifellos stecken, zusammenfaßte und zu gemeinsamem Nutzen übte. Seit vielen Monaten siechen unsere Banken dahin und nichts geschieht; seit langem sind andere Zweige unseres Erwerbslebens in Not. Schule und Kirche, Volksgeist und Wagemut sind davon schwer bedroht. Dieses schweigende Sterben ist furchtbar. Es ist auch nicht ohne unsere Schuld entstanden. Der Sachsentag wolle beschließen, daß ohne Zögern ein Wirtschaftsrat eingesetzt werde, dessen Aufgabe es ist, mit Hilfe von Fachleuten Mittel und Wege zu suchen, um unsere Wirtschaft wieder zu festigen, das Sterbende und Unrettbare abzubauen, neue Gründungen anzuraten, wo alte zerbrechen, und endlich wieder zur Tat zu schreiten, die unseren Lebensraum ausweitet durch Siedlung, Selbsthilfe, gemeinnützigen Geist und soziale Aufgeschlossenheit. Es ist würdelos, untätig zu verkümmern.

Viertens. Der Sachsentag spreche aus, daß der Opfergeist in

Schule und Kirche an vielen, vielen Stellen versagt. Er spreche aus, daß viele Gemeinden elend zugrunde gehen, daß Gemeinheit und Zaudern, Gleichgültigkeit und Fahrlässigkeit in unseren Reihen umgehen. Er fordere von der Kirche, daß sie ein großzügiges Kirchenaufbauprogramm beschließe und unverzüglich in Angriff nehme. Es möge die Kirche alles tun, um ihre berechtigten Forderungen beim Staate durchzusetzen. Sie scheue sich nicht, zwischenvölkische Stellen zur Hilfe zu rufen, um ihre Selbständigkeit in vollem Ausmaße wieder zu gewinnen.

Diese Entschließungen sind die erste Pflicht des Sachsentages.

Darüber hinaus beschließe er ein volkspolitisches Programm und die neue Verfassung des sächsischen Volkes.

*

Im folgenden legt der Klingsor-Kreis seine Vorschläge für Programm und Verfassung vor. Er vertritt dabei die Ideen, die auf der Tagung sächsischer Männer am 7. Juni 1931 in Hermannstadt zum Ausdruck kamen. Er greift zugleich in manchen wichtigen Punkten wörtlich die Teile des Entwurfes auf, den die Selbsthilfebewegung kürzlich veröffentlichte. Er ist der Meinung, daß die Ausgestaltung der Verfassung nicht genau und umfassend genug sein kann, da es sich dort um die äußere Regelung unseres Gemeinschaftslebens handelt. Dagegen sind im Volksprogramm, das von den äußeren Bestimmungen sinngemäß getrennt wird, nur die großen Linien mit bewußter Ausschaltung von Einzelheiten zusammengefaßt, da solche programmatische Setzungen bei ihrer Durchführung immer den Tatwillen der Führer fordern und ihm Spielraum gewähren müssen.

Wenn es dem Sachsentag gelingt, in den aufgezählten vier wichtigen Punkten inneren Frieden, völkische Zusammenfassung, wirtschaftliche Besinnung und Tatbereitschaft, kirchlichen Wiederaufbau, und in der Annahme des Programmes Ziele, in der Annahme der Verfassung eine Ordnung der Gemeinschaftsarbeit zu schaffen, so wird auch der Geist nicht fehlen, der uns den Mut gibt, mit neuer Schöpferkraft in die Zukunft zu schreiten.

Entwurf zu einem sächsischen Volksprogramm

Einführung

Der im Nachfolgenden vorgelegte Entwurf zu einem sächsischen Volksprogramm will jenes volkspolitische Programm sein, das die Versammlung sächsischer Männer vom 7. Juni 1931 gefordert hat. Es ist gedacht als eine Bestandsaufnahme der das Volksbewußtsein geistig bewegenden und das Volksleben praktisch gestaltenden Grundideen. Seine Ergänzung soll es den Absichten jener Versammlung nach in einem volksorganisatorischen, einem wirtschaftspolitischen und einem kirchenpolitischen Programm erhalten.

Der erste Teil „Die Grundlagen" enthält im Keime auch die beiden übrigen Teile in sich. Denn der zweite Teil „Unsere Forderungen an den Staat" ist im Wesentlichen vorgebildet im Punkte 3, dessen grundsätzliche Feststellungen er zur Voraussetzung hat und in greifbare Ansprüche auseinanderlegt. Der ganze dritte Teil aber, „Ideelle Richtlinien für die innere Lebensgestaltung der Volksgemeinschaft", ist vorweggenommen im 5. Programmpunkte und stellt, bildlich gesprochen, die Anwendung seiner Grundsätze auf die einzelnen Gebiete des Volkslebens dar.

Daß an der Spitze des vorliegenden Programmes das Bekenntnis zum Welldeutschtum steht, ist Ausdruck dessen, daß eine Wahrheit, in deren Besitz einzelne Kreise immer gewesen sind, heute in überwältigender Weise allen deutschen Menschen bewußt zu werden beginnt. Sie ist begleitet von der glaubensvollen Gewißheit, daß Bekennen und Gewähren von Volkstum sittliche Grundkräfte des Menschen der Gegenwart sind. Diese letztere Erkenntnis und Gewißheit bildet auch den geistigen Unterbau für den zweiten und dritten Programmpunkt und für den ganzen zweiten Teil über unsere Forderungen an den Staat. Denn aus dieser Gewißheit ergibt sich die realpolitische Folgerung, daß der sittliche Ausbau des rumänischen Staates ohne staatsrechtliche Anerkennung und Sicherung der Volkstümer aller auf seinem Boden verwurzelten Völker nicht möglich ist.

Der 4. Programmpunkt stellt unser sächsisches Volk als Glied in die Gesamtheit aller Deutschen Rumäniens hinein. Er berührt damit jene bedeutsame Wendung, die unser inneres deutsches Volksbewußtsein erfuhr, als bei der Gründung des Staates Großrumänien nach Geschichte und geistiger Struktur sehr verschiedene deutsche Volksteile

auf einem Staatsgebiet mit uns vereinigt und so zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammengefügt wurden. Damit war der politische Begriff des deutschen Volkes von Rumänien gegeben. Der deutsche Sinn dieser Schicksalsgemeinschaft kann kein anderer sein, als sie zur restlosen inneren Gesinnungs- und Volksgemeinschaft organisch fortzubilden. Wenn auch dieses letzte Ziel heute noch nicht erreicht ist, so spricht es jener Programmpunkt aus, daß die erste Teilstrecke auf dem Wege zur Erreichung dieses Zieles durchmessen ist und der Zeitpunkt des Vorhandenseins eines einheitlichen innerpolitischen Volkswillens aller Deutschen Großrumäniens da ist: Im Kraftfeld der inneren Staatspolitik fühlen wir Deutschen Rumäniens heute als Ganzes. Deshalb sind auch die in diesem Programm aufgestellten Forderungen an den Staat nicht etwa eine rein sächsische Angelegenheit, sondern eine solche des rumänischen Gesamtdeutschtums und haben nur deshalb Aufnahme in das sächsische Volksprogramm gefunden, weil sie als grundlegendes staatspolitisches Glaubensbekenntnis in keiner völkischen Kundgebung eines unserer selbständigen Volksteile fehlen dürfen. Ihre Geltendmachung aber ist Aufgabe der Gesamtvertretung des deutschen Volkes in Rumänien, die auch alle Sonderforderungen, die sich aus der besonderen Lage der einzelnen Siedlungsgebiete ergeben, zu ihrer eigenen Sache zu machen hat.

Da die Punkte über unsere Forderungen an den Staat von einem das staatliche Gesamtinteresse verfolgenden Denken geformt wurden, ist es natürlich, daß sie sich nicht bloß auf die Sicherung unseres völkischen Eigenlebens beschränken, sondern Probleme berühren, die alle Bürger des Staates Großrumänien angehen.

Die im dritten Teil des hier vorgelegten Volksprogrammes enthaltenen ideellen Richtlinien für die innere Lebensgestaltung sind den früheren sächsischen Volksprogrammen in so ausgeprägter Weise etwas Unbekanntes. Der Geist, der hier am Werke war, die bisherige Form zu sprengen und der grundlegendsten politischen Kundgebung unseres Volkes ethisch bekenntnismäßige Teile einzufügen, ist zunächst der Geist einer neuen Auffassung von Volkspolitik. Für diesen Geist erschöpft sich Volkspolitik nicht in der Schaffung einer politischen Volksorganisation und der diplomatischen Vertretung des Volkes nach Außen, sondern ist Formung des gesamten Volkslebens von einer verantwortlichen geistig-sittlichen Mitte aus. Deshalb verlangt dieser Geist, alle Lebensäußerungen des Volkes auf ihre geistigen Urquellen

zurückzuverweisen, sie innerlich aufeinander abzustimmen und ihnen einen einheitlichen Lebenspuls zu erschließen. Sein Hochziel sieht er in der Errichtung der organischen Einheit des gesamten Volksdaseins auf dem Grunde eines neubelebten Gemeinschaftssinnes. Denn dieser Geist ist seinem grundlegenden Wesen nach der Geist einer Wiedergeburt strengeren Gemeinschaftsgefühles aus einer die Bande des Gemeinschaftslebens auflockernden Epoche. Weil er Wiedergeburt ist sind seine Erkenntnisse nicht neu, sondern alte Weisheit des Gemeinschaftslebens. Eine Weisheit, die aber früher im Blute saß und gelebt wurde als mehr oder weniger unbewußtes Lebensgesetz, das der Verkündigung kaum bedurfte. Daß diese Verkündigung heute für uns Notwendigkeit aus innerem Drange geworden ist, liegt daran, daß klar wurde, wie jene Weisheit eine Zeit lang gar nicht mehr gelebt, sondern nur gesprochen wurde, während das Leben, von seinen Trägern unbemerkt, andere Wege ging. Aus dem Erkennen dieser inneren Gebrochenheit wächst heute bei uns, getragen von breiten Volkskreisen der sittliche Wille zur Selbstzucht, Selbsterziehung und inneren Erneuerung auf. Jene ideellen Richtlinien für die innere Lebensgestaltung der Volksgemeinschaft sind der Ausdruck und Niederschlag dieses Willens.

Entgegen der Gepflogenheit fehlt in diesem Programm ein ins Einzelne gehender Entwurf für die politische Volksorganisation. Der Grund ist der, daß jene Organisation vorwiegend ein Zweckmäßigkeitsgebilde ist, während hier in großen Umrissen der Geist selbst umrissen werden sollte, der sich jenes und andere Zweckmäßigkeitsgebilde schafft, um durch ihre Kanäle in das wirkliche Leben auszuströmen.

Das sächsische Volksprogramm

Der am ... in ... abgehaltene Sachsentag spricht beschlußmäßig aus, daß für die Arbeit innerhalb unseres eigenen Volkes und unsere Stellungnahme nach außen folgende Richtpunkte zu gelten haben:

I. Die Grundlagen

1. Wir bekennen uns zu der seelischen und geistigen Einheit aller Deutschen der Erde, mit denen wir ein einziges großes Volk bilden.

2. Wir bekennen uns nach unserem freien Willen zur Schicksalsgemeinschaft der in den Grenzen Rumäniens vereinigten bodenstän-

digen Völker und Volksteile. Wir stellen dem Staate unsere Kraft und unsere Treue in Krieg und Frieden zur Verfügung.

3. Wir sprechen aus, daß der Staat nur dann die Voraussetzungen für seine Daseinsberechtigung erfüllt, wenn er die Volkstümer aller in ihm zusammengefaßten bodenständigen Völker und Volksteile in der gleichen Weise schützt und fördert.

4. Die Gesamtheit aller Deutschen in Rumänien bildet eine politische Einheit mit Rechten und Pflichten nach innen und außen.

5. Die vornehmsten Pflichten der Volksgemeinschaft sind durch die politische Vertretung ihrer Angehörigen dem Staate gegenüber keineswegs erschöpft. Die Volksgemeinschaft der Deutschen in Rumänien hat vielmehr vor allem anderen dafür zu sorgen, daß jeder Volksgenosse zu einer idealistischen und völkisch eingestellten Lebensanschauung erzogen werde und genügenden Lebensraum habe. Sie hat die Pflicht, mit allen tauglichen Mitteln den sozialen Ausgleich anzustreben und in jedem Deutschen dieses Landes durch Erziehung, Aufklärung und Zwang die Idee lebendig zu machen, daß jeder Volksgenosse unser Bruder gleichen Blutes ist, für dessen Schicksal wir mitverantwortlich sind. Sie hat weiterhin mit aller Energie auf rassische Hebung und kräftige Vermehrung unseres Volkes hinzuarbeiten.

II. Unsere Forderungen an den Staat

6. Wir fordern die Einhaltung der in den Karlsburger Beschlüssen gemachten bindenden Versprechungen, auf Grund deren wir unseren Anschluß an Rumänien ausgesprochen haben und ebenso die Achtung der uns in der Verfassung und in den Friedensverträgen eingeräumten Rechte.

7. Wir fordern die Schaffung eines Staatsgrundgesetzes, das uns für alle Zeiten das unveräußerliche Recht gewährleistet, uns zur Erfüllung unserer besonderen kulturellen, nationalen und wirtschaftlichen Aufgaben politisch als einheitliche Nation frei zu organisieren.

8. Wir fordern die gesetzliche Feststellung unseres Rechtes auf Besteuerung unserer Volksgenossen und die Zurverfügungstellung der staatlichen Behörden zur Einhebung dieser Steuern. Zur Erhaltung unserer kulturellen Einrichtungen, wie Kirche und Schule, weiterhin zur Erhaltung unserer sozialen Einrichtungen, fordern wir den uns gebührenden Teil (d. i. den der Steuerleistung der Deutschen in Rumänien an direkten Steuern — bzw. an für soziale Zwecke einge-

hobenen Taxen — entsprechenden Teil) der budgetmäßig für ähnliche Zwecke verwendeten öffentlichen Ausgaben.

9. Wir fordern die gesetzliche Festlegung unseres Rechtes auf vollen Gebrauch unserer deutschen Muttersprache in allen Zweigen und allen Stufen der Verwaltung und der Rechtsprechung und demgemäß auch die pflichtgemäße Anwendung der deutschen Sprache durch die Behörden bei Verhandlung, Abfassung der Protokolle und Ausfertigung der Bescheide und Urteile, desgleichen den freien Gebrauch der deutschen Ortsnamen und deren pflichtgemäße Anwendung durch die Behörden in allen deutschen Ausfertigungen sowie bei allen amtlichen Aufschriften in den deutschen Siedlungsgebieten und ebenso freien Gebrauch der nationalen Farben, Fahnen und Abzeichen.

10. Wir fordern vom Staate die Wiedergutmachung der uns zugefügten Schäden (Agrarreform, Umschuldung usw.), Schutz vor wirtschaftlicher Benachteiligung und freie Bahn für die Söhne unseres Volkes in dem ganzen staatlichen Beamtenstand und der Armee, gemäß den bindenden Verpflichtungen der Karlsburger Beschlüsse.

11. Wir fordern vom Staate den Ausbau der sozialen Gesetzgebung und die möglichst weitgestreckte Selbstverwaltung der Gemeinden, Städte, Komitate und Provinzen.

12. Wir fordern vom Staate weitgehende Förderung des Bauernstandes und radikale Verhinderung der bäuerlichen Entwurzelung, weiterhin Durchführung einer Handelspolitik, die Absatzgebiete für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse sicherstellt.

13. Wir fordern Hebung des Gewerbe- und Handelsstandes und Schutz gegen Benachteiligung und Verdrängung und gegen unlauteren Wettbewerb.

14. Wir fordern Befreiung des Staates und des Volkes aus der Knechtschaft des internationalen Großleihkapitales durch Abkehr von der Schulden- und Leihwirtschaft und Brechung der Zinsknechtschaft, ebenso Schutz des Staatsbürgers gegen Kartelle und Truste.

15. Wir fordern Arbeitsschaffung durch großzügige, korrekt geleitete öffentliche Arbeiten und gleichmäßige Beteiligung aller Staatsbürger an den Staatslieferungen ohne Rücksicht auf ihre Volkszugehörigkeit.

16. Wir fordern die Ausrottung aller Korruption, allen Schiebertums und jeder rücksichtslosen Bereicherung auf Kosten und zum Schaden des Volkes und Ausrottung der Mißachtung der Gesetze durch hohe und niedere Staatsbeamte.

17. Wir fordern volle Religions- und Gewissensfreiheit.

18. Außenpolitisch fordern wir vom Staate die Durchführung einer Realpolitik, die sich von der Vormundschaft des Großkapitals loslöst und den wirtschaftlichen Interessen durch Anlehnung an Deutschland Rechnung trägt. Wie in der Vorkriegszeit kann auch gegenwärtig nur eine Zusammenarbeit mit Deutschland die wirtschaftliche Existenz Rumäniens gewährleisten.

III. Ideelle Richtlinien für die innere Lebensgestaltung der Volksgemeinschaft

19. Von jedem Volksgenossen wird grundsätzlich außer dem Wortbekenntnis zur Volksgemeinschaft die materielle und lebendige Opferbereitschaft für das Volksganze gefordert.

Die mindeste von jedem Volksgenossen geforderte materielle Opferbereitschaft ist ein entsprechender Beitrag zur Erhaltung der Einrichtungen der Gesamtheit.

Die mindeste von jedem Volksgenossen geforderte lebendige Opferbereitschaft ist die, einen Teil seiner geistigen oder körperlichen Arbeitskraft zur Verfügung der Volksgemeinschaft zu halten, um ihr damit im Bedarfsfalle unentgeltlich zu dienen.

Die Arbeit innerhalb der Volksgemeinschaft steht also unter dem ideellen Grundsatz der ehrenamtlichen Tätigkeit und der völkischen Arbeitsdienstpflicht.

Es ist aus der Volksgemeinschaft auszuschließen, wer ihr die zur Erhaltung ihrer Einrichtungen nötigen Mittel verweigert.

20. Erste Voraussetzung des Volkseins ist Lebensraum. Daher ist eine der Grundpflichten der Volksgemeinschaft die Erhaltung und Erweiterung unseres Lebensraumes. Dies hat zu erfolgen durch eine großangelegte innere Siedlungspolitik für deren Ziele durch Volksaufklärung Verständnis und Tatwille lebendig zu erhalten sind.

21. Lebensgrundlage der Volksgemeinschaft ist eine kräftige Volksvermehrung und körperliche und rassische Gesundheit der Volksglieder. Daher haben die Fragen der Volksgesundheit, Hygiene, Rassenhygiene und Volksvermehrung einen Teil des systematischen Arbeitsplanes unserer völkischen Körperschaften zu bilden. Diese Arbeit hat gesinnungsmäßig durch Volksaufklärung und praktisch durch volksgesundheitliche Einrichtungen zu geschehen.

22. Unentbehrliche geistig-seelische Grundlage wahrer Volksgemeinschaft ist ein gesundes Familienleben und eine schlichte, ehrenhafte Lebensführung. Darum sind alle Volksgenossen und völkischen Körperschaften aufgerufen für die Schaffung eines einheitlichen Volkswillens zur Reinerhaltung und Vertiefung des Familienlebens und zur idealistischen Gestaltung der privaten Lebensführung einzutreten. Von jedem Führenden aber sei Vorbildlichkeit im Stil der Lebensführung verlangt. Höchste Ehre und Berufung der Frau ist das Muttertum. Schutz und Ehrung des Muttertums sei Pflicht der Allgemeinheit.

23. Voraussetzung der Verwirklichung wahrer Volksgemeinschaft ist die soziale Gemeinbürgschaft ihrer Glieder untereinander. Darum muß Hebung des sozialen Gemeinsinnes und Schärfung des sozialen Gewissens einen Hauptinhalt der volkserzieherischen Arbeit unserer Körperschaften bilden. Sie haben außerdem in Zusammenarbeit mit der Kirche und den berufsständischen Organisationen überall dort die praktische Verwirklichung sozialer Eigeneinrichtungen des deutschen Volkes in Rumänien zu erstreben, wo die in dieser Richtung bestehende Verpflichtung des Staates versagt. Im Besonderen ist die tatkräftige Mitarbeit und Eigenarbeit der Volksgemeinschaft an den kirchlich schon bestehenden Bestrebungen in der Waisen-, Armen- und Altersversorgung, sowie der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und unverschuldeten Not erwerbsloser Volksgenossen unerläßlich.

24. Da die Zukunft jedes Volkes in der Jugend liegt, ist es Gewissenspflicht der Volksgemeinschaft, die Jugend nach denselben Grundsätzen zu erziehen, die sie als Leitsätze für die eigene Lebensgestaltung anerkennt. Hochziel unserer Jugenderziehung ist deshalb außer der Vermittlung praktischen Könnens und geistigen Wissens, den jungen sächsischen Menschen zu einem gesunden, ideal und sozial gesinnten deutschen Menschen zu machen. Den Grundstein hiezu hat die Schule zu legen. Den Ausbau haben die im Allgemeinen Siebenbürgisch-Deutschen Jugendbund zusammenzufassenden Jugendorganisationen durch planmäßige volksbürgerliche Erziehung zu leisten, die in körperlicher Ertüchtigung, Gesinnungsbildung und völkischem Arbeitsdienst gipfelt. Die Volksorganisation hat im Vereine mit der Kirche, mit den Jugendverbänden zur Erreichung dieses Zieles zusammenzuarbeiten.

25. In der Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens hat die Volksgemeinschaft den Forderungen sozialwirtschaftlicher Einstellung und

Hebung der qualitativen Leistung vor allem Geltung zu verschaffen. Sie hat daher das Genossenschaftswesen auf allen wirtschaftlichen Einzelgebieten planmäßig zu fördern. Sie hat planmäßig den Ausbau und die Schaffung berufständischer Organisationen und die Erreichung einer möglichst hochstehenden Fachausbildung ihrer Glieder zu erstreben. Sie hat sich im Dienst dieser Idee zu bemühen, bei diesen Organisationen das Bewußtsein gesamtvölkischer Verantwortlichkeit heranzubilden. Besondere Sorgfalt ist auf die Erziehung eines tüchtigen Bauern- und Handwerkerstandes und die planmäßige Einordnung des Arbeiterstandes in das Volksganze zu verwenden.

Es ist ein oberstes Gebot sozialwirtschaftlicher Einstellung, daß unsere Geldinstitute wieder gemeinnützigen Charakter erhalten und daß der größte Teil ihres Nutzens der Volksallgemeinheit zu Gute komme.

Die Ebnung des Weges vom heimischen Erzeuger zum heimischen Verbraucher hat als wichtiges Mittel zu unserer wirtschaftlichen Erhaltung in größtmöglichem Ausmaße zu erfolgen.

Es ist eine lebendige Spitzenorganisation aller wirtschaftlichen Volkskreise aufzustellen (Wirtschaftsrat).

Es ist die Schaffung eines Volksvermögens in Angriff zu nehmen, um durch dieses Vermögen unserem Kampf um die Erhaltung unserer kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Einrichtungen einen festen Rückhalt zu geben.

Im übrigen erfordert die Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens die Aufstellung eines gesonderten wirtschaftspolitischen Programms.

26. Letzte Quelle unseres geistigen Volkseins ist der deutsche Geist und seine Weltsendung. Deshalb ist die ideele Hauptforderung für die innere Gestaltung unseres Kulturlebens die lebendige Durchdringung der Volksgesamtheit mit den geistigen und sittlichen Kulturwerten deutschen Geistes. Verpflichtung der Volksgemeinschaft sei der Kampf gegen den Kulturbolschewismus d. i. die Zerstörung der religiösen und sittlichen Grundlagen des Gemeinschaftslebens. Unsere besondere kulturelle Lage auferlegt uns als Sonderpflicht deutsche kulturelle Mission, Wahrung der nationalen und zwischenvölkischen Würde, Korrektheit und Unbestechlichkeit des öffentlichen Urteils. In der Erfüllung dieser Aufgabe kommt ein hervorragender Anteil unserer Presse zu, von der wir daher erwarten, daß sie sich als verantwortlicher Sachwalter der Volksgemeinschaft in kulturellen und völkischen Dingen fühle. Anderer-

seits erwarten wir von der Volksallgemeinheit die Kraft, eine in dieser Hinsicht nicht entsprechende Presse auszuscheiden.

27. Die politische Organisation der Volksgemeinschaft hat unter dem Gesichtspunkt zu geschehen, möglichst alle Kreise des Volkes zum werktätigen Dienst am Ganzen zu gewinnen. Demgemäß ist ein völkisches Wahlsystem zu schaffen, das überparteiliche, alle Strömungen umfassende Vertretungskörper sicherstellt. Die völkischen Körperschaften sollen nicht rein politische Vertretungskörper sein, sondern völkische Arbeitsgemeinschaften und Brennpunkt des gesamten Volkslebens. Es ist zu erstreben die Einrichtung eines der Erreichung dieses Zieles dienenden völkischen Arbeitsamtes. Es ist zu verwirklichen die Forderung nach Verantwortlichkeit der Führer und völkischer Ehrenjustiz durch Einrichtung nationaler Ehren- und Disziplinargerichte.*

Wir brauchen in unserer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältnis Volkheit zu Volk ausdrückt . . .

Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind. — Der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk!

Jene — die Volkheit — spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr. — Dieses, das Volk, weiß niemals vor lauter Wollen, was es will.

Goethe

* Die Forderungen dieses Punktes erfüllt ebenso wie den Geist des ganzen Volksprogrammes der in diesem Hefte veröffentlichte Entwurf einer Volksverfassung.

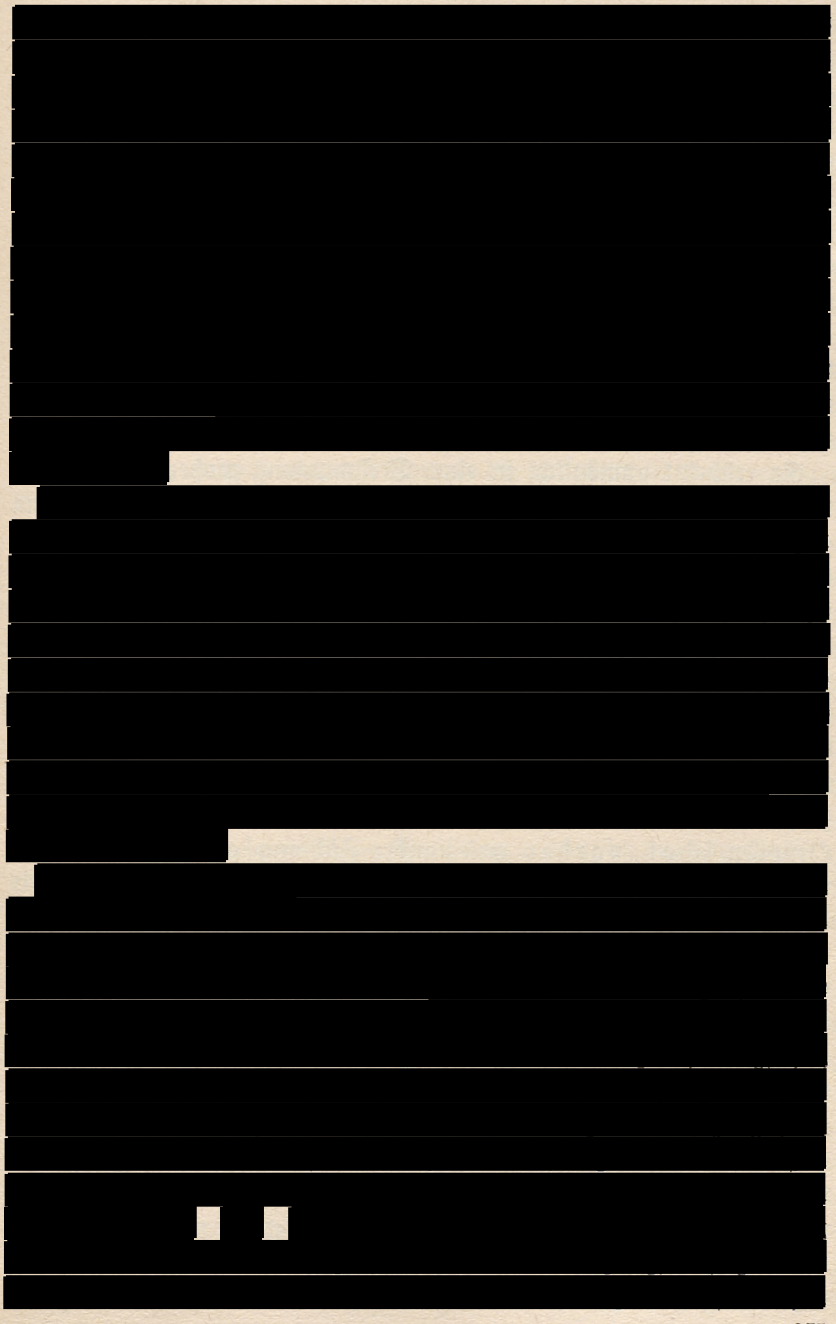
Entwurf zu einem Organisationsstatut der sächsischen Volksgemeinschaft

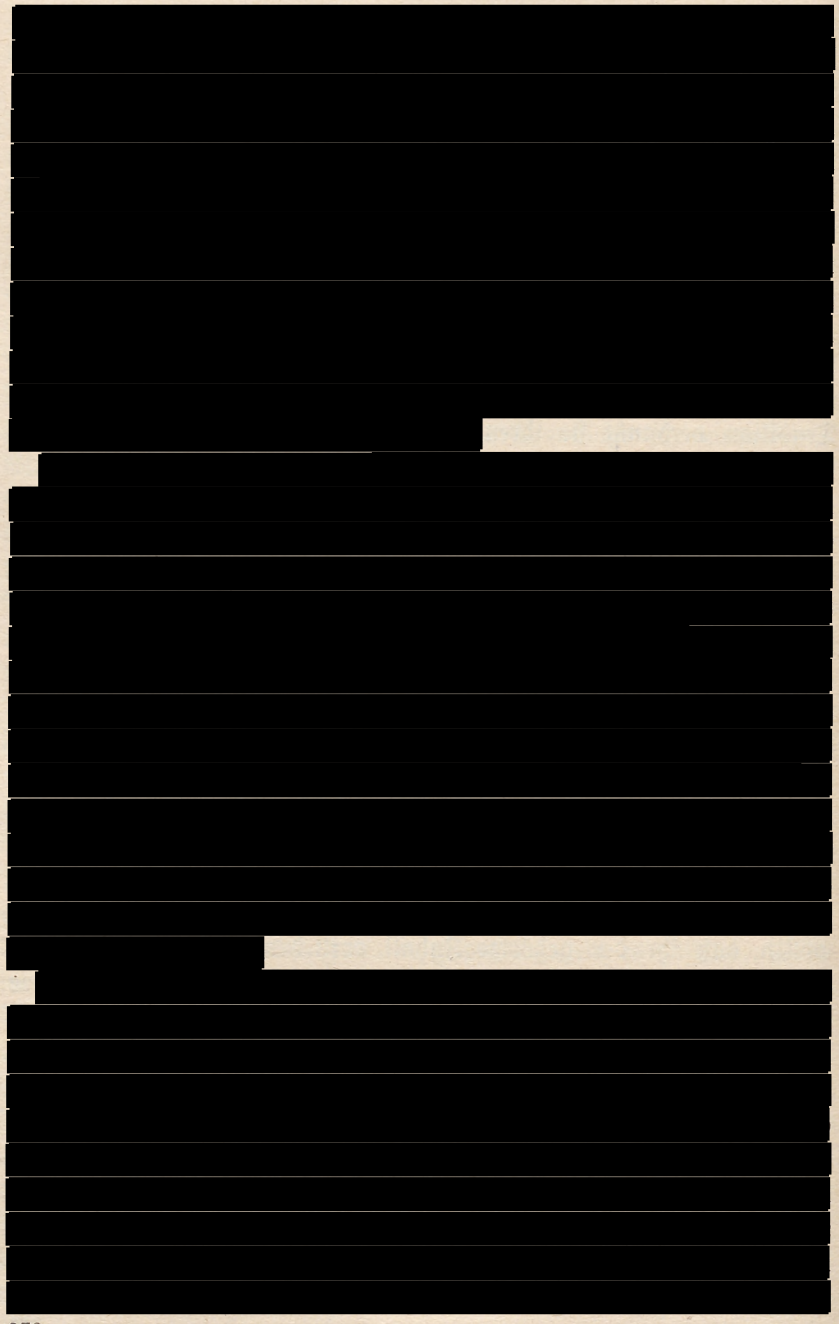
Von Erwin Wittstock

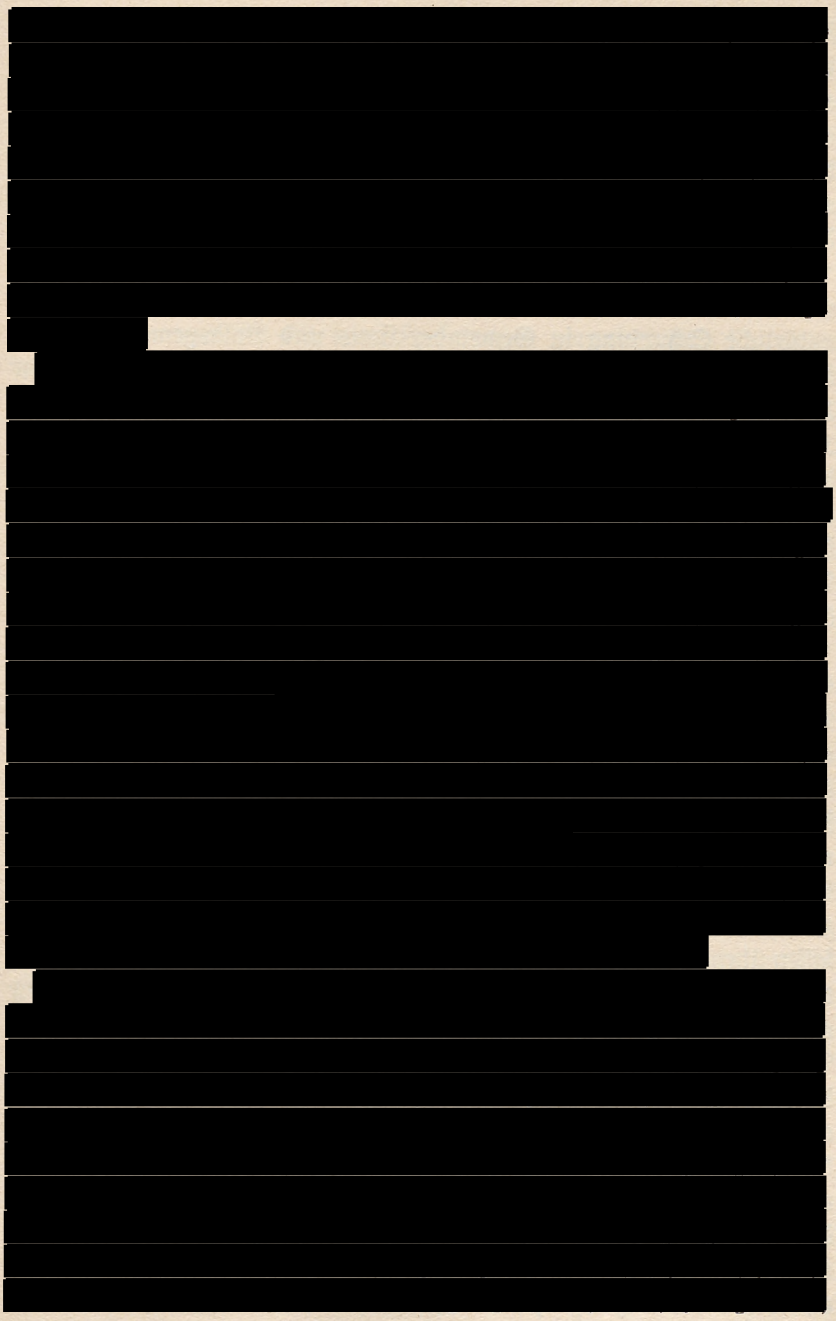
Einführung

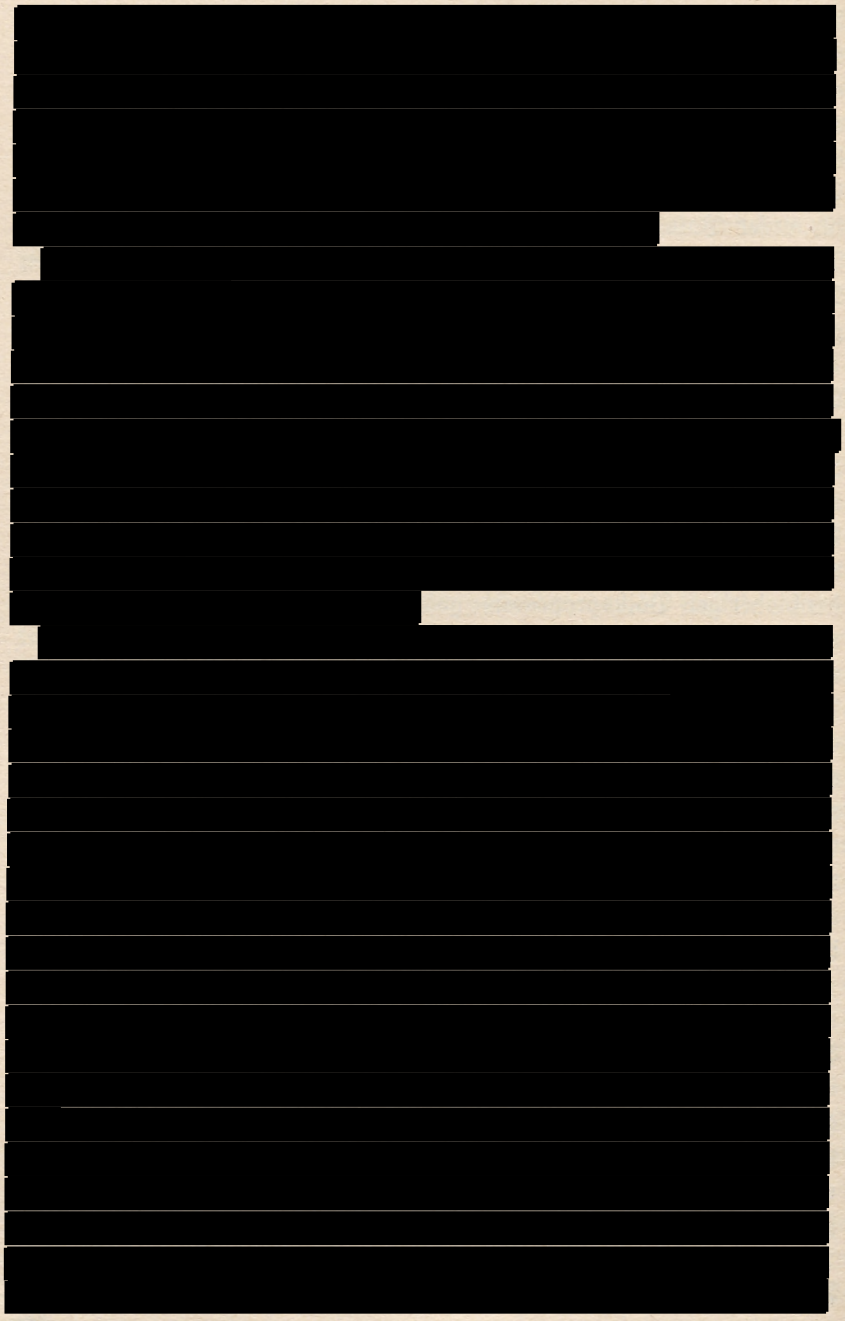
[redacted]

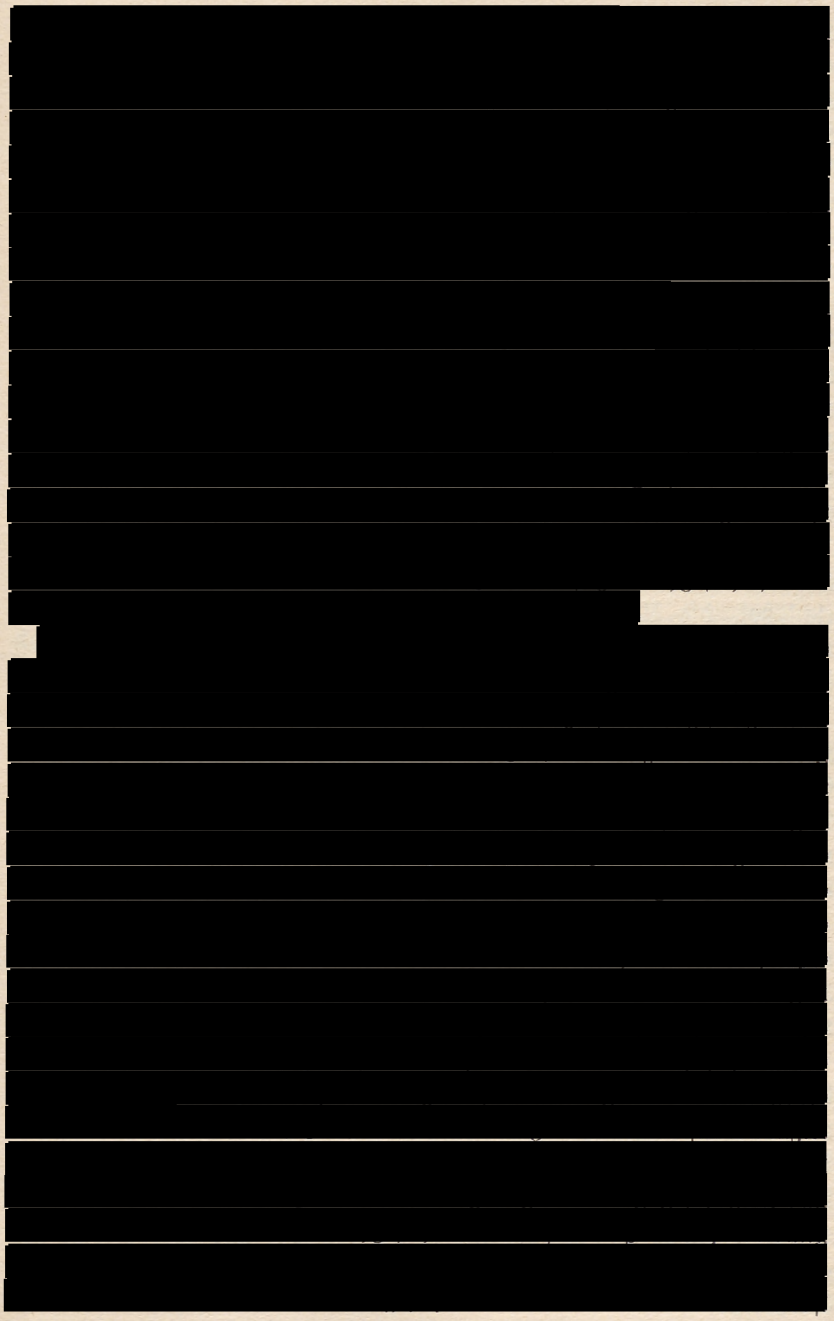


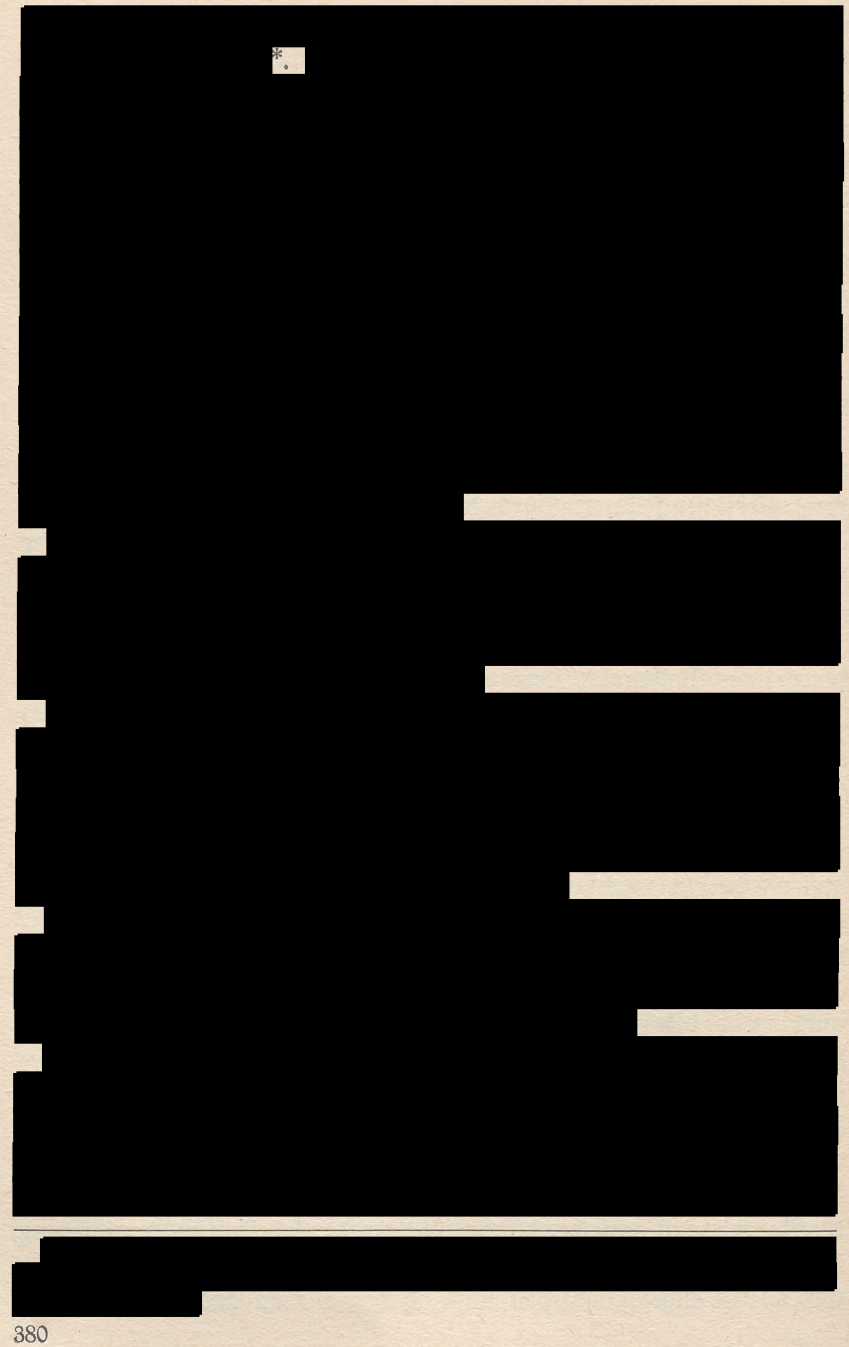












[redacted]

[redacted]

Rechte und Pflichten der Volksangehörigen

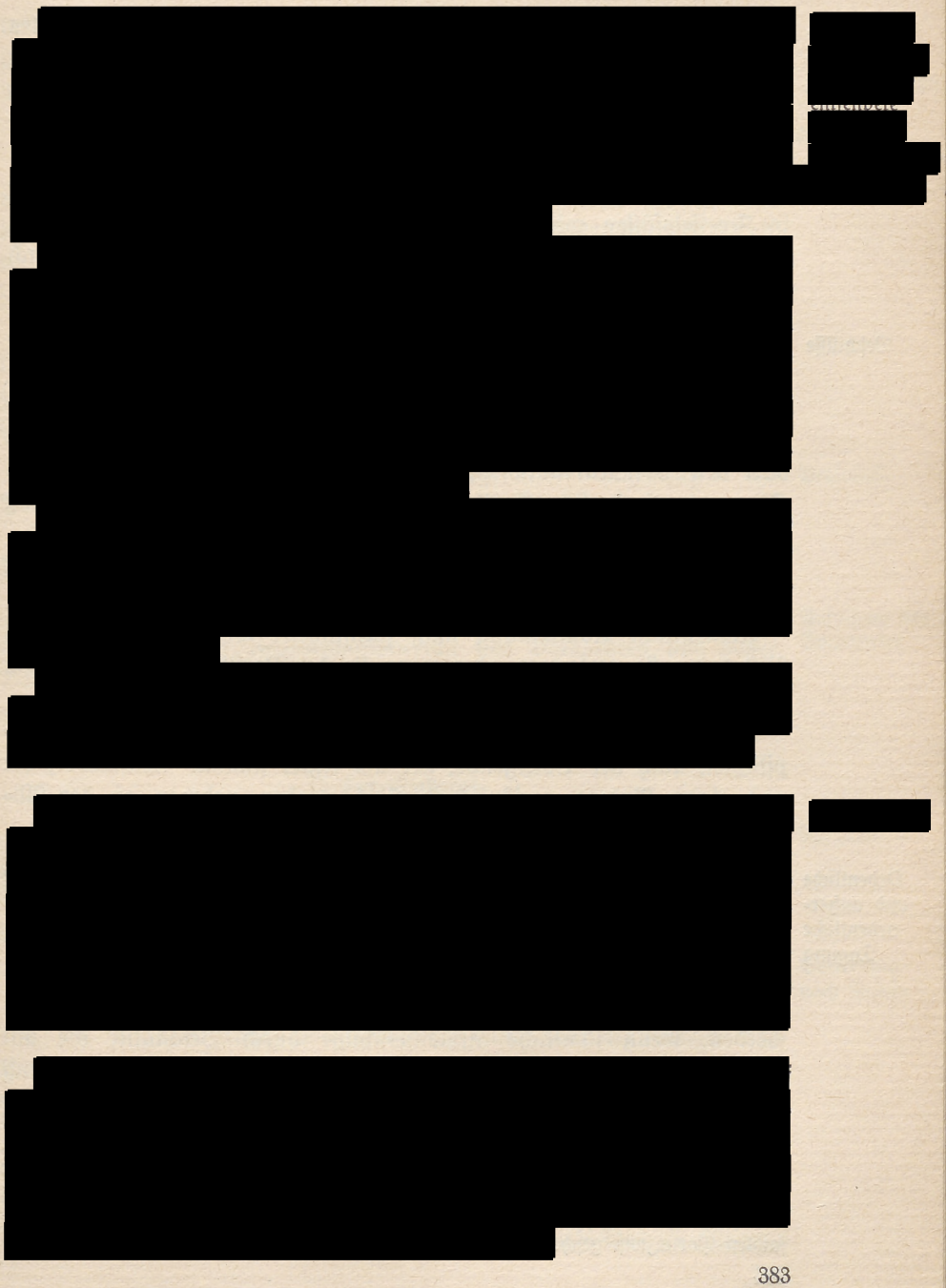
[redacted]

Volksfarben und Wappen

Die [redacted]

[redacted]

dem nimmt er den Rechenschaftsbericht des Volksrates entgegen (Art. 16).



Vorsitz, Er=

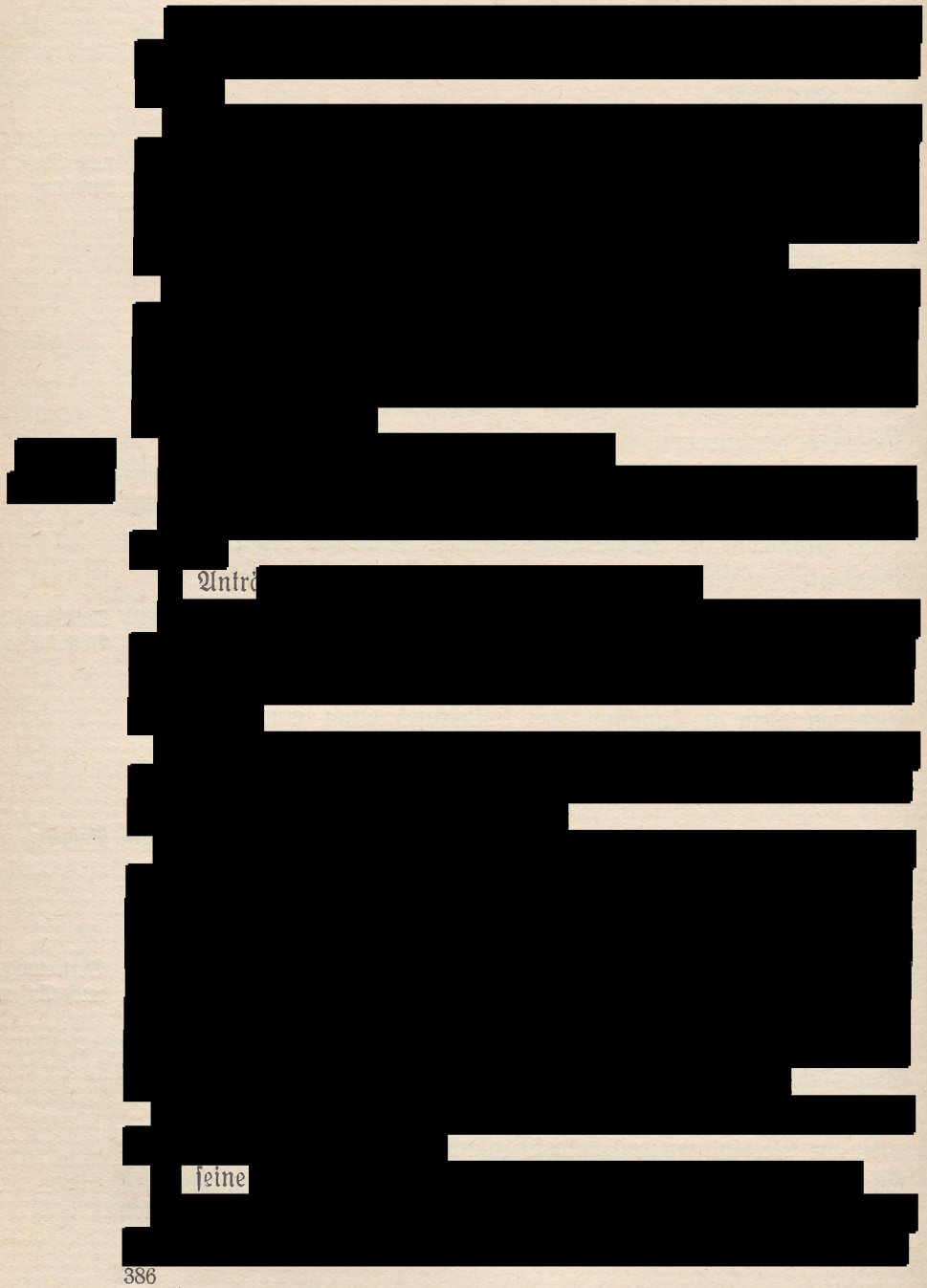
mitteilt

Zugang

emäß nicht ohne Reiberei und künstlich ent=

en Parteizwist geschehen kann.

[redacted]


Anträ
seine

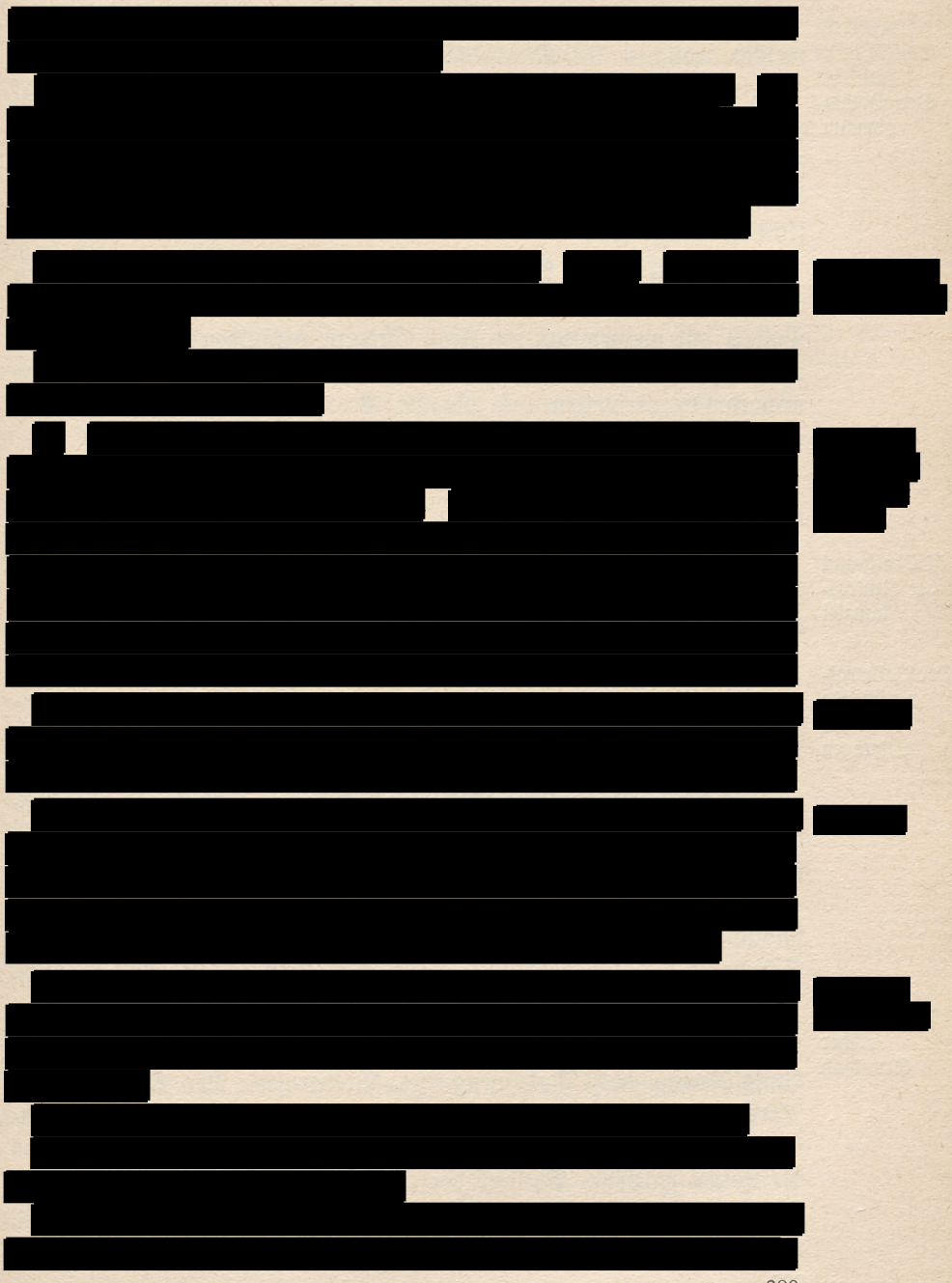
die

seine

[redacted]

(Art. 58).

[redacted]



[redacted]

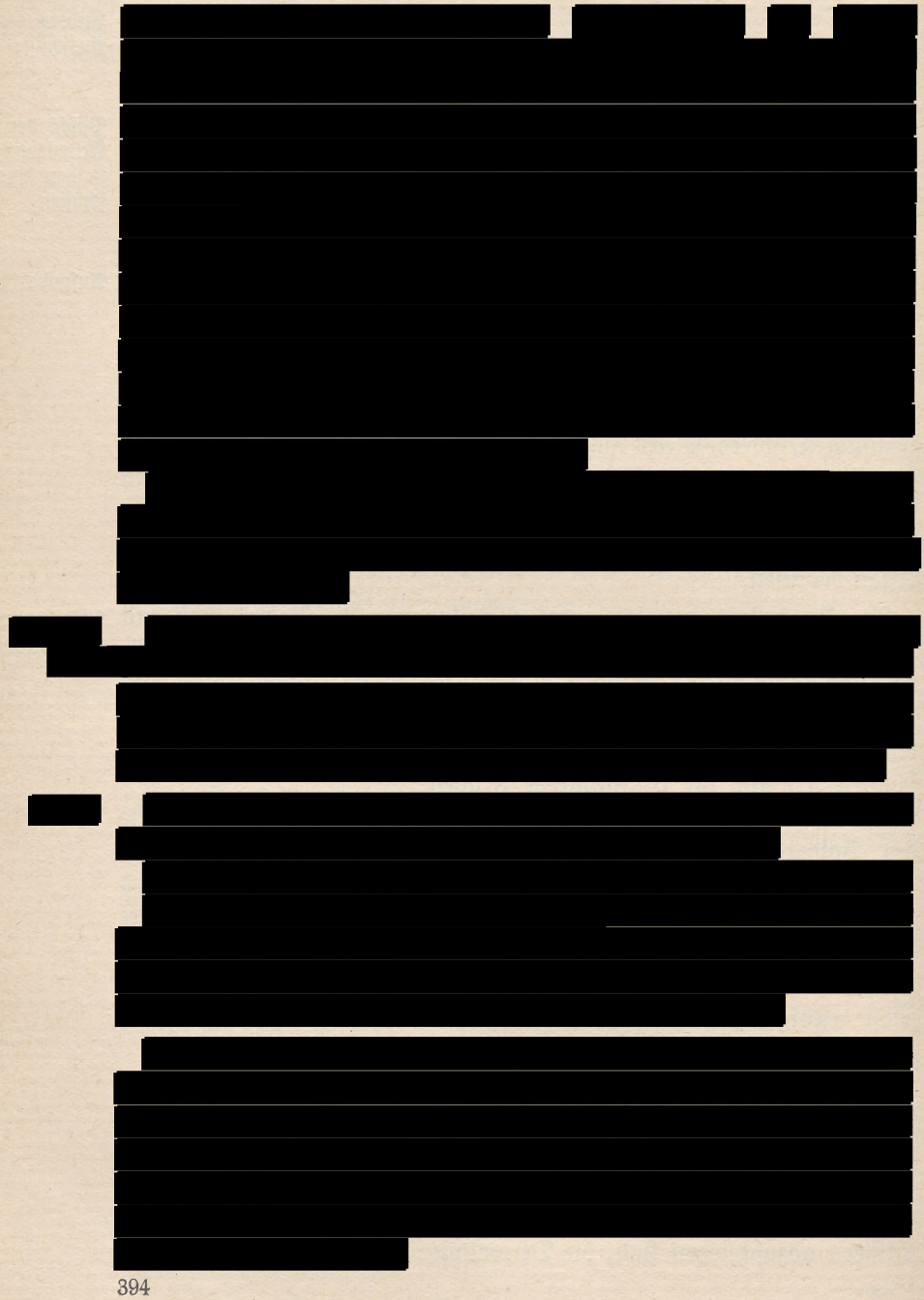
Zentral=
kanzlei

[redacted]

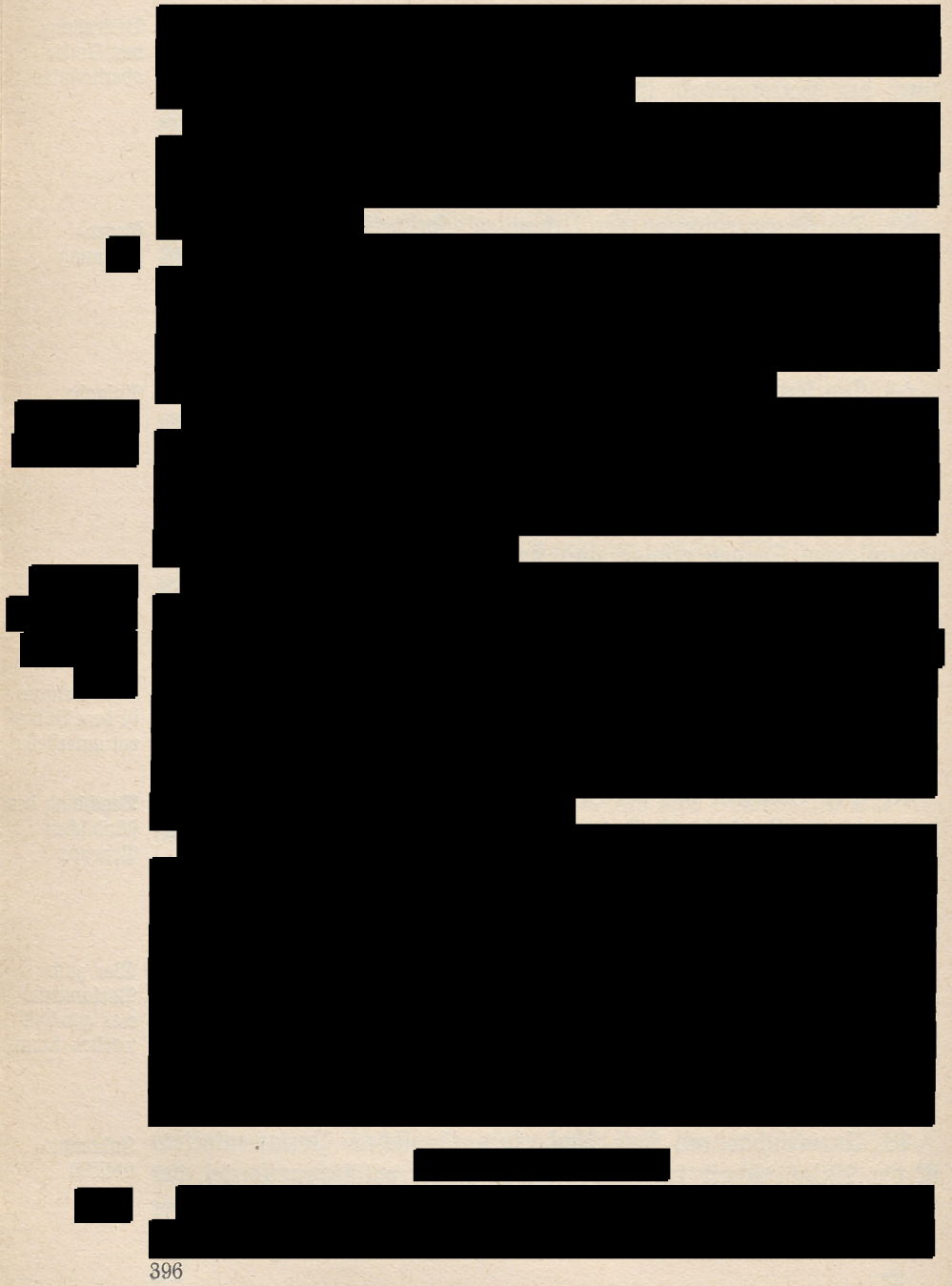
[redacted]

[redacted]

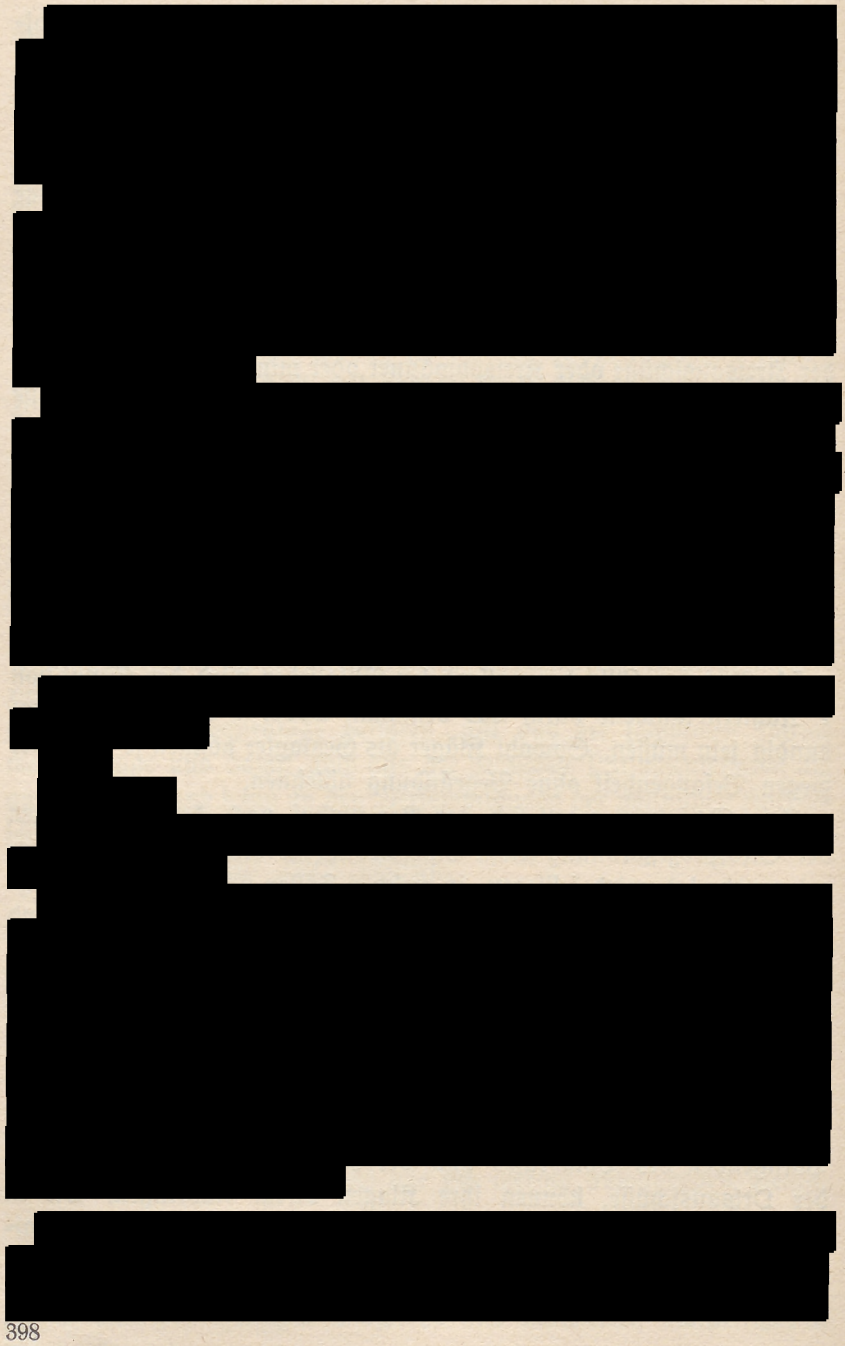
[redacted]



[redacted]



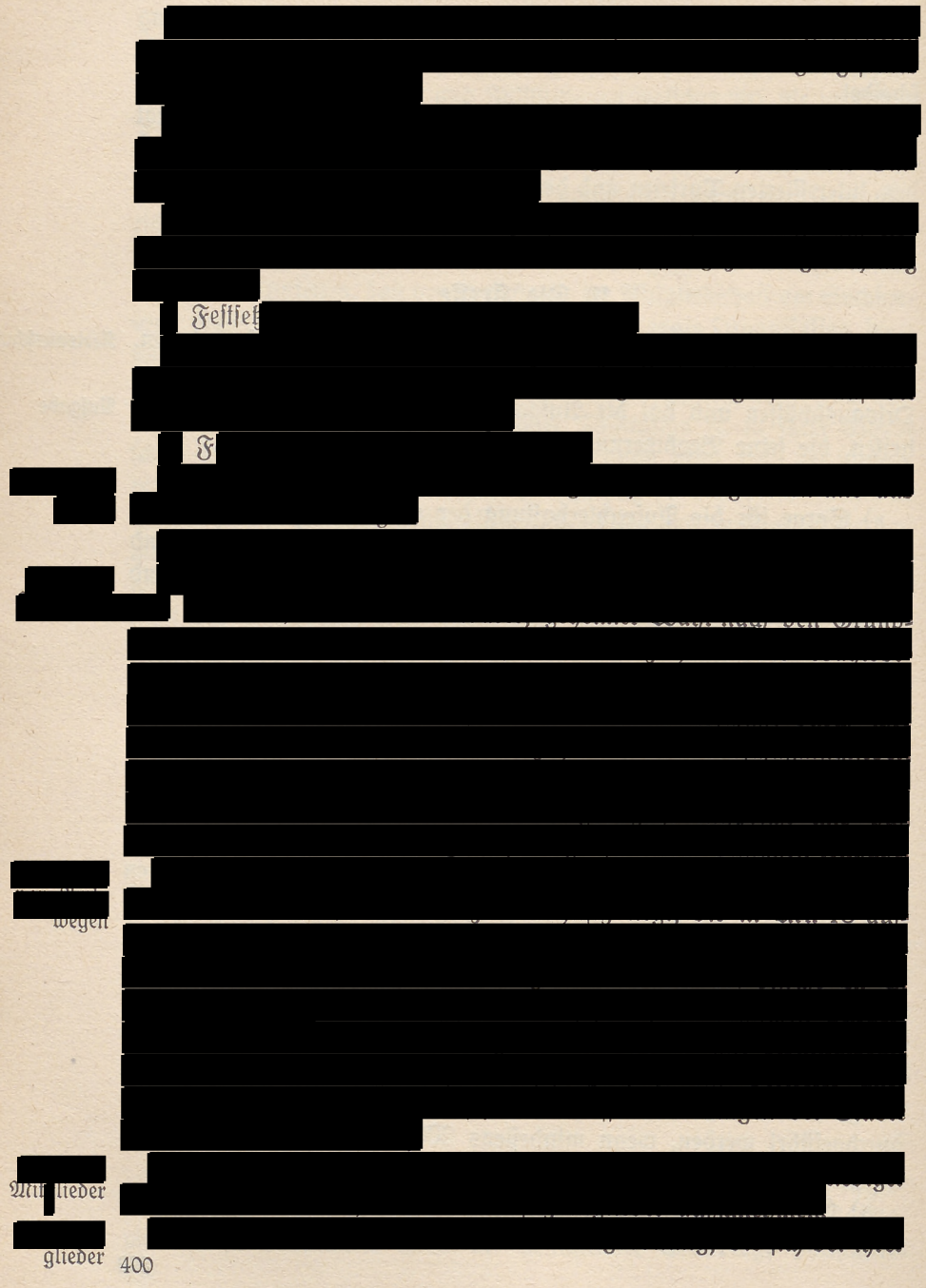
[redacted]



[redacted]

Auff
Wah

[redacted]



[redacted]

Tagung

Die [redacted]

[redacted]

[redacted]

[redacted]

[redacted]

Zusammensetzung

[redacted]

Verantwortlichkeit der Ortsausschüsse

[redacted]

Die Geschäftsordnung regelt die Tätigkeit der Ortsausschüsse

[redacted]

Denkt an die Gräben!

Von Heinrich Zillich

Es ist von Natur so eingerichtet, daß Völker wie Menschen an ihren Krankheiten sterben ... Es gibt andere Todesursachen, jähe: eine Katastrophe, die uns überfällt, unvorhergesehene Ursachen, und unberechenbare. Sie sind der Zufall. Aber die Regel sind Gebrechen, Leiden und Laster, die sich lange angekündigt haben ... Die Natur warnt immer, die Geschichte warnt immer. Und Klugheit greift ein, solange es noch Zeit ist...

Die Deutschen, mit denen wir heute in der politischen Öffentlichkeit zu tun haben, sind ohne Gesicht. Sie haben nur Physiognomien. Und vielleicht haben sie Masken.

Wir warten in Grauen und Hoffnung auf das deutsche Gesicht.

Moeller van den Bruck

Dieser Herbst ist für uns Siebenbürger Sachsen ein Herbst der Entscheidungen. Entscheidungen nicht in dem leeren und oberflächlichen Sinne der politischen Taktik. Nicht weil wir einen Bischof wählen, nicht weil wir an einem Sachsentag Weg und Ziel neu bestimmen werden. Nicht weil Neuwahlen neuen Männern und vor allem jenen Raum und Platz geben sollen, die ein altes Volk als halbe Kinder mit Recht in Schlachten schickte, ihrem Geiste aber den Einfluß wehrte. Nein, nicht darum stehen wir vor Entscheidungen. Nicht darum wird dieser Herbst von uns mit Grauen und Hoffnung erwartet.

Er wird erwartet, weil die äußeren Geschehnisse, denen wir entgegengehen, innere sein müssen. Weil sie leer, vertan, verflucht bleiben, wenn nur die Forderungen der Jugend in Formen gegossen, nur ihre Ziele in Worten anerkannt werden. Dieser Herbst wird eine Lüge sein zu vielen andern, wenn er nicht ein Aufbruch wird zum deutschen Gesicht, das so lange verhüllt und grinsend maskiert war.

Wir sagten, was uns bewegt. Wir riefen es jahrelang hinaus. Wir saßen zusammen und suchten die Form. Wir wogen Einwand und Vorschlag ab. Aber es wäre grauenhaft, wenn nun dies alles durch schlaue Füchse wieder zur Maske erstarrte, wenn die neue Vorschrift zur Deckung des alten, entleerten Geistes würde. In Grauen stellen wir fest, daß ein solches Verbrechen begangen werden kann.

Aber in Hoffnung grüßen wir den Quell, der schon sprudelt, der klar ist, der aus Dörfern und Städten die Jugend zu den Fahnen rief und längst auch zur Tat. In Hoffnung warten wir, daß von hier

die Flamme überspringe. Von hier der Wille den Damm der Gleichgültigkeit breche. Von hier das deutsche Gesicht sieghaft aufleuchte.

Jede Entscheidung trägt die wesentliche Entscheidung erst hinter sich her. Die äußere Wendung besagt noch nichts über die Wandlung.

Neid und Mißtrauen sind unsere Nationalfehler. Wer vermag von uns den Gesinnungsgegner frei anzuhören? Wer vermag es von uns, dem Anhänger, der sein Süppchen auf verlogenen Worten kocht, die Türe zu weisen? Von der reinen Gesinnung der Wahrheit, der inneren Strenge entfernt, zerfrißt uns die Taktik, die üble Freundschaft der gleichen Privatinteressen. Wo ist das deutsche Gesicht der Entscheidung? Wo ist, wenn einer fehlte, der Mut seines Eingeständnisses und damit die Läuterung?

Grauenhaft das Ergebnis der letzten Vergangenheit: Zusammengebrochen die wirtschaftliche Rüstung, hunderte von Dörfern innerlich verwüstet, die Selbständigkeit der Kirche oft kampfunfähig aufgegeben, leer die Herzen, stumpf der Sinn; große Worte von erfüllter Pflicht dennoch straßauf und -ab, wie es von jeher dort war, wo man das Letzte weder von sich noch von den Seinen forderte.

Aber während mehr durch Zufall als durch eigene Kraft ein Rest der Vergangenheit steht, das Volk selbst zum Gerichthalten schwach wurde, wächst die Jugend.

Selbstbekenntnis, Eingeständnis der eigenen Schuld, die uns alle bedrückt — nur jene Jugend nicht, die in Henndorf Gräben auswarf — ist die Schwelle zur Erneuerung.

Und sie führt in Gräben.

Gräben werden in unseren Dörfern von der Jugend gezogen und tragen anderen Nutzen. Gräben werden gezogen und schaffen Land anderen, die nicht gruben, die nur die gleiche Sprache sprechen. Andere entwässern ihre Gründe damit. Andere heimsen den Ertrag. Und diese Gräben, durch die unsere Jugend geht, ohne Lohn und ohne Selbstgewinn, sie grüßen hinüber über drei Jahrfünfte zu einem Labyrinth von Gräben, an denen eine ältere Jugend unseres Volkes in blutiger Arbeit einst jahrelang mitbaute. Dort heulte der Tod über die Grabenränder, hier steigt das Leben aus der Grabensohle. Aber in beiden wirkte das Opfer, in beiden die Unterordnung, in beiden der Dienst. Dort das Schicksal, das eine faule Welt umschuf mit grauenhafter Gewalt, hier die erste Frucht des umgeborenen Geistes.

Lernen wir Symbole sehen!

Werden wir offen für die innere Bedeutung der Ereignisse. Von jener zu dieser Jugend ist der Weg nicht weit. Beide stehen in unserer Mitte, heischend, gebend, opfergezeichnet. Wer durch Gräben ging, durch solche Gräben, hat unser aller Recht.

Dies muß gesagt werden. Und wenn in einer Zeit, wo das Wesenhafte nicht an der Oberfläche bestimmt, wo ein Volk nicht mehr weiß, wem es zu danken hat, niemand es sagt, der den Nutzen der Gräben gedankenlos zum Geschenke nimmt — so muß es einer sagen, der in ihnen stand.

Gräben sind das Symbol dieses Herbstes, der ein Anfang sei. Wer Gräben aushob, wird auch Gräber auswerfen können und über dem toten Geist unseres Volkes zuschütten.

Denkt an die Gräben, auch Ihr, die Ihr den Nutzen zieht, wenn Ihr am Sachsentag sitzt, wenn Ihr den Bischof wählt, auch Ihr, die Alten, Ihr, die Verantwortlichen für 13 dunkle Jahre!

Vor der deutschen Jugend liegt ein schwerer, schwerer Weg. Sie hat an politischer Erziehung nachzuholen, was ein Jahrhundert versäumte, das wir mit der Übernahme einer westlichen Ideologie und der Beruhigung bei einer patriotischen Phraseologie zubrachten, bis schließlich die eine an der anderen zusammenbrach.... Die deutsche Jugend horcht auf. Aber noch hat diese Jugend das eigene Volk gegen sich. Darüber müssen wir uns klar sein. Und langsam erst bereiten sich im Volke... die Veränderungen eines politischen Denkens vor, die sich in einer Richtung bewegen, in der unsere Rettung nur liegen kann. Aber wir wissen auch: einmal kommt immer der Augenblick im Leben eines Volkes, in dem seine Jugend das Volk selbst geworden sein wird und es keinen Willen mehr gibt außer dem ihren und außer dem seinen, die beide zu einem und demselben Willen geworden sind.

Moeller van den Bruck

Die echte Demokratie

Dies aber wird immer zu einem echten demokratischen Geist gehören: Stolzer Freiheitswille, wehrhafte Tapferkeit, Treue zum Vätergeist und Vätererbe, Sorge für die Kinder und der Kinder Erbe, sorgsame Sachlichkeit, offene Redlichkeit in der Auseinandersetzung mit anderen, vornehmes Übergehen kleiner Dinge, lauterer Wandel vor Gott und Menschen. Wo solche Menschen miteinander leben, da ist Demokratie, gleichviel welche geschichtliche Formen herrschen. Ein Hindenburg ist ein Volkskönig, obgleich er nur den Titel eines Präsidenten führt. Nicht auf Worte und Organisationsformen kommt es an, sondern auf die Kraft, Größe und Lauterkeit der Seele. Wilhelm Stapel

Mitteilungen der Schriftleitung

An unsere Leser. Dies Heft ist ein solches der Not und der Sammlung. Was in vielen Heften verstreut, in neunjähriger Aussprache langsam geerntet wurde, ist hier in Formen und Bestimmungen aneinandergenietet worden. Es wurde rechtliche Vorschrift, kühle Marschbestimmung. Darum wird mancher, der sich über die Menge scheinbar trockener Aufzählungen verwundert, dieses Heft nicht mit derselben Empfindung betrachten und lesen wollen, wie frühere und spätere. Wer so denkt, verstand nie, worum es uns von je ging: um die neue Form für den neuen Gehalt. Dem Gehalte kann man tausendfach Ausdruck verleihen. Gedicht und Bild, Erzählung und Schilderung, philosophische Betrachtung und Polemik können ihn fassen. Aber wenn er ins Dasein eines Volkes treten soll als Norm und Vorschrift, müssen wir uns der Kälte, der rechtlichen Form bedienen. Während viele Kreise unseres Volkes die Fragen unserer Zukunft noch kaum erahnen, mancher Engherzige und Eigensüchtige den Wandel fürchtet und dessen Notwendigkeit leugnet, ist es unsere Pflicht, das Gesetz abzugrenzen, nach dem wir leben wollen.

Deshalb nehme man es hin, daß dieses Heft ein scheinbar juristisches, ein durch und durch politisches ist. Man lese es mit dem Bewußtsein, daß jeder darin enthaltene Vorschlag an jeden von uns gerichtet wurde zum Nachdenken und Bekennen — und damit wird der kühle Rand der Formen auch den glühenden Inhalt offenbaren.

*

Dieses Heft erscheint früher als gewöhnlich, weil es zur Aussprache auffordert und weil die Zeit bis zum Sachsentag genutzt werden soll. Das nächste Heft wird Ende Oktober in der üblichen inhaltlichen Vielfalt ausgegeben.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Joan Ratiustraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Grete Csaki-Copony, Zigeunerkind

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
9. JAHR NOVEMBER 1932 HEFT 11

Friedrich Teutsch

Von Karl Kurt Klein

Reich begnadet hat das Leben unseren Bischof. Gnade ist ein Alter von 80 Jahren, das man in körperlicher und geistiger Rüstigkeit erreicht. Gnade ist es, aufs äußere gesehen, daß Friedrich Teutsch als Bischofskind, in gleichsam müheloser Selbstverständlichkeit und doch von rechtfertigenden Eigenleistungen getragen, selbst bis zum Bischofsstuhl stieg. Es ist die höchste Würde, die unser Volk zu vergeben hat. Gnade war es, daß der Sohn des Vaters Werk zum Abschluß bringen durfte. Als Bischof, Führer und Gelehrter. Georg Daniel Teutsch ist der erste Sachsenbischof mit einer Stellung von der Art jener Kirchen-Volksherrschaft gewesen, die nach 1876 im Rahmen der evangelischen Kirche das Deutschtum Siebenbürgens zusammenschloß. Friedrich Teutsch hat sich nach dem Kriege, als die deutschen evangelischen Gemeinschaften des neuen Rumänien sich in einer Reichskirche fanden, nicht mehr Sachsenbischof genannt. Er ist es im eigenen und im Empfinden seines Volkes trotzdem geblieben. Der letzte Sachsenbischof. Die Ablösung der kleindeutsch-sächsischen Gemeinschaft durch die „Gemeinbürgschaft der Deutschen in Rumänien" stellt die Überständigkeit gewisser, uns allen herzlich lieber Formen unter strengen Beweis. Gott will mit uns ein neues pflügen. Es liegt ein tiefer Sinn darin, sagt Ernst Krieck einmal, daß die Geschichte ausgelebte Formen selbst vernichtet, um neuem Leben Raum und Luft zu schaffen. An jedem Tage beginnt der Kampf ums Dasein neu; und wie er sich selbst immer verjüngt so verlangt und verbraucht er stets Jugend. Notwendig muß das Alter, mag es noch so ehrwürdig sein, darunter leiden.

So hat das gleiche Leben, das Friedrich Teutsch begnadete, ihn schwer gebeugt. Dorthin gedrungen, wo Mühe und Arbeit zur Frucht und köstlich werden, hat Teutsch entsagen gelernt. Was seinem Herzen teuer war, hat er vor sich wegsterben sehen. Nicht Menschen allein. Wandlungen geschichtlicher Formen, von Aufgaben und Völkern, sind auch ein Sterben. Teutsch hat es bitter erfahren. Sein Wunsch war,

bis zum Ende in den Sielen zu bleiben. Die Geschichte lehrt, daß unsere Bischöfe (mit einer Ausnahme, die Teutsch nie billigte) im Amte starben. Tag und Kampf mit ihren rohen Forderungen brachen die Überlieferung. Der βίος war stärker als das ἔθος. Am Tag nach seinem 80. Wiegenfest reichte der greise Bischof seine Abdankung ein.

Friedrich Teutsch hat 26 Jahre lang an der Spitze unserer siebenbürgisch-evangelischen Kirche, unseres sächsischen Volkes gestanden. Ein Menschenalter voll von denkwürdigen Wandlungen. In diesem Vierteljahrhundert bewußt unmetaphysischer Lebensführung, in dem das wissenschaftliche Weltbild herrschte, liefen sich Rationalismus und Materialismus des 19. Jahrhunderts tot. Bei uns später als draußen. Wir klagen über Glaubenslosigkeit in unseren Reihen; wir suchen ihre Ursprünge in der Volksveranlagung und um Jahrhunderte zurück. Allein das Erbe, das uns drückt, ist weniger alt. Es stammt vom Vätergeschlecht. Dem drängte der Liberalismus Kultur und Volk als Religionsersatz auf, während in zunehmender Verbürgerlichung der Lebenswille erschlaffte. Welche Verantwortung für die Führenden dieser Zeiten, welch schwerer Kampf nach innen! Er ist — wie hätte es anders sein können? — mit den Mitteln der Zeit, vor allem der Wissenschaft geführt worden. Friedrich Teutsch stand in der vordersten Reihe. „Eisen sind auch Wort und Feder / Dem, der sie zu führen weiß“... Teutschs geistliche und weltliche Beredsamkeit ist von den Zeitgenossen hoch gerühmt worden. Die Feder hat er für Zeitung und Wissenschaft gerne gehandhabt. Mit der Kunst leichten Schaffens — die schriftstellerische Leistung Teutschs dürfte an Umfang von keinem Sachsen erreicht werden — verband er beträchtliche synthetische Begabung. Sicheren Blicks griff er nach dem Stand der Forschung Wesentliches und band die Züge zum Gesamtbild. Wir wählen das Wort Bild mit Bedacht. Bilder haben Flächenwirkung. Sie sind komponiert. Sie müssen auf keinen physischen oder metaphysischen Mittelpunkt hin phänomenologisch zentriert sein. So ist Teutschs Darstellungsart. Ansprechend, impressionistische Farben und Lichter setzend, gestellte Fragen hell beleuchtend. Sie ist nicht klotzig und klobig, verwirrt und unergründlich wie das Schreiben unserer Zeit. Jedem verständlich, geheimnislos entschleiert wirkt sie wie ein lichtes Mosaik. Sie wirkt. Wir sprechen nicht von der Tagesbegeisterung der Lobredner, der schmeichelnden Beflissenheit, die heuchelt und hechelt. Teutsch hat Wirkung geübt, die unserem Volk führende Köpfe nach seinem Wesen gab. Friedrich

Hofstädter oder Hermann Jekeli, um nur zwei Beispiele zu nennen, sind in ihrer geistigen Prägung so sehr Kinder seiner Art, daß man Abschnitte ihrer Schriften in Teutschische Darstellung hineinsetzen könnte und nach Gehalt und Ausdrucksweise den Bruch kaum merkte.

Teutschs Wirken galt dem Sachsenvolk und seinem evangelischen Glauben. Für ihn und seine Zeit fiel beides zusammen. Die große Tat der Sachsengeschichte sah er, das ist ein Grundgedanke und Ergebnis seiner Geschichtsauffassung, darin, daß aus einzelnen rheinischen Einwanderergruppen, „zusammengeführt durch die gleiche Abstammung, ein eigener deutscher Volksstamm geschaffen wurde, der — ursprünglich eine kleine Rechtsgemeinschaft — zuletzt alle Ansiedlungen auf dem freien Königsboden zusammenband. Im innerlichen Zusammenhang mit der Stammesheimat und dem Geistesleben des Muttervolkes pflegten sie und in jahrhundertealtem Kampf retteten sie Volkstum und Glauben bis zur Gegenwart, wobei sie dem neuen Vaterland deutsche Kultur gebracht haben". — Nun, diese große Tat der siebenbürgischen Deutschengeschichte ist als Aufgabe in unseren Tagen neu erstanden. Wieder stehen wir vor dem Werden einer größeren deutschen Gemeinschaft, die aus kleineren Splittern zusammenwachsen soll. Friedrich Teutsch hat als Bischof die Schaffung einer deutsch-evangelischen Reichskirche Rumäniens in Angriff genommen. Formaljuristisch und verwaltungsmäßig ist der Zusammenschluß vollzogen. Dem Glauben, Geist und Blut nach nicht. So ist die Erweiterung erst ein Sinnbild. Weder ist es ganz erfüllt, noch auch im Sinne der alten sächsischen Volkskirche erfüllbar. Denn in der deutschen Volksgemeinschaft Großrumäniens decken sich Volkstum und Glaube nicht mehr. Die Schwaben sind katholisch, die Bessarabier vielfach Sektenwesen verfallen, die Bukowiner kirchlich gespalten. Unser neuer Bischof wird nicht mehr Sachsenbischof, der Sachsenbischof nicht schon kraft seines Amtes Führer der gesamten Deutschgemeinschaft sein. Zu dieser Tatsache, mit der es sich abzufinden gilt, kommt eine soziologische Umstellung als Folge des allgemeinen Herauswachsens aus der nationalistisch-kapitalistischen Ordnung unserer Zeit. Es vollziehen sich strukturelle Änderungen, die Kirche und Volk bereits stärkstens anrühren. Die Erfüllung unserer alt-neuen Kolonistenaufgabe wird uns in Zukunft mehr als bisher auf das politisch-geistige Gebiet (im weitesten Sinne des Wortes) drängen. In Stadt und Land werden sich unsere Gemeinden immer stärker dem Typus reiner Diaspora nähern. Seelisch-geistige

Bindungen müssen uns kräftiger als bisher umfassen, damit die leiblichen ohne Schaden lockerer werden können. Aber gerade in diesem, entscheidenden, Augenblick muß sich auch die Kirche auf ihr eigentliches Arbeitsfeld, die religiöse Betreuung, schärfer zu besinnen. Sie wird der unserm mittleren und älteren Geschlecht zum selbstverständlichen Bedürfnis gewordenen Vergötzung des Volksgedankens abzusagen haben. In der Kirche ist nicht Jude noch Grieche". Sie hat die Aufgabe, Hilfskonstruktion des Volkshauses zu sein, in schweren Zeiten trefflich wahrgenommen. Aber sie hat vom Brot gelebt und an ihrer Seele Schaden gelitten. Sie führte zum Volk. Eine hehre Aufgabe. Aber sie hätte darüber hinaus zur Gemeinschaft der Heiligen führen müssen. Jetzt hat Gott uns auf Hungerration gesetzt. Er weiß sicherlich, warum.

Friedrich Teutsch könnte diese Gedanken und er könnte sie in dieser Form schwerlich billigen. Das Geschlecht, dem der „letzte Sachsenbischof" angehörte und auf das er gestaltend zurückgewirkt hat, rückte von „Phantastereien" ab. Die stärkste Waffe Friedrich Teutschs war, seiner Zeit gemäß, das kluge Rechnen mit den Bedingtheiten, war Abgeklärtheit und verstehende Güte. Forderung und Zug der Gegenwart gehen auf Nicht-Verstehen — Gottvertrauen läßt die „Augen schließen" und „glauben blind" —, auf Unbedingtheit und Härte. Ulrich von Hutten hat das Motto dieser Zeit geschrieben: Vmb warheit ich ficht Niemant mich abricht / Es brech oder gang / Gots geist mich bezwang.

Solche Auffassung, die dem Glauben unseres Vätergeschlechts stracks entgegen ist, darf uns den Blick für die Leistung jener Zeit, für Teutschs Verdienst nicht trüben. Er hat in entscheidenden Augenblicken Volk und Kirche so geführt, daß schwere Schlachten mit kleinstmöglichen Verlusten geschlagen wurden. Er hat die Umstellung der ihrer äußeren rechtlichen Stützen beraubten Volksgemeinschaft auf das innere Zusammengehörigkeitsgefühl, die von seinem Vater in's Werk gesetzt wurde, fortgesetzt. Er hat die Sachsengeschichte zu Ende geführt und Eigenartszüge im deutschen Gesicht der Siebenbürger Sachsen durch sie bestimmend ausgeprägt. Er hat den Zusammenhang der evangelischen Deutschen Rumäniens in die Wege geleitet und die Form der kirchlichen Einheit geschaffen, die unser Geschlecht mit Leben erfüllen soll. Er hat den geistigen Zusammenhang mit Deutschland, der unser Lebensodem ist, gewahrt; durch seine wissenschaftliche, geistliche und schriftstellerische Tätigkeit die Fäden, die uns mit dem

Mutterlande verbinden, enger geknüpft. Daß wir Jungen gegen die Geistigkeit jener Zeit, in der er mit seinem Geschlecht wurzelte, eingenommen sind, kann seinem Verdienst keinen Eintrag tun. Von Westen wehte auch der Hauch der Zivilisationsseligkeit und des Glaubensliberalismus, der ihr Wesen bezeichnete. In guten und bösen Tagen wollen wir mit dem Volk, seiner Wesenheit und Bewegtheit, verbunden sein, in das wir durch die Schöpfungsordnung hineingestellt sind.

In Friedrich Teutsch sehen wir den gültigen Ausdruck unseres siebenbürgisch-deutschen Stammes in einem wendenden Ereignissen vorausgehenden Zeitpunkt. Seit der Reformation hat unser Volk in keiner folgenschwereren Entscheidung gestanden als in unseren Tagen. Von Friedrich Teutsch rühmen wir, was von einem Führer jener Zeit berichtet wird: Dieser Mann war ein Mann, seinem Vaterland zu dienen, und, was demselbigen nutz, zu fodern und zu füerdrn. In Summa: ein fromb, demütig, lehrhaftig, ehrerbietig, niemand verschmähend, und darzu ein treuer Hirt seiner Schäflein.

Hieronymus Ostermayer schrieb das von Johann Honter.

Herbstgedichte

Von Heinrich Zillich

Ernte

Im Blätterrausch voll brauner Last der Trauben
zieh ich dahin, verstummt und wegbereit.
Daß ich hier saß? Ich kann es fast nicht glauben!
Dort lag mein Hut, dort flog im Wind ihr Kleid.
Nach soviel Jahren flüsterts in den Lauben.

Die Winzer fahren mit den nassen Kufen.
Von jeder Kelter schwemmt Geschrei und Sang.
Ich steig hinab den oft umlachten Hang.
Es mag ein andrer nach dem Frühling rufen!

Ein Krug mit Wein. Den trink ich wie die Zeit!
Die Nacht ist nah, der Himmel weltenweit.
Und Stern an Stern blitzt auf wie kleine Tränen.

An welcher Schulter mag ihr Haupt jetzt lehnen?

Komme, was will!

Wir lesen die Früchte und kosten die reifen.
Die Kronen der Bäume sind glühender Schaum.
Es sinken die feurigen Blätter. Wir greifen
so manches im Fluge wie Flocken im Traum
und sehen des Himmels umfassende Laube
im sanften ewigen blauen Brand
und senken das Haupt: in der irdischen Hand
ward Traum und Blatt uns zu farbigem Staube.

Wir schreiten hinunter zum Ufer. Wir zeigen
ins Wasser, das funkelt und kommt und verrinnt..
Die Schäfte des Schilfrohrs in fahlem Sichneigen
stehn hoch in den Abend und rascheln im Wind,
stehn hoch in die Wolken, die langsam ersteigen,
die langsam verdunkeln und langsam verwehn.
Schon zittern die Sterne. Schon friert unser Schweigen.
Mit tastenden Schritten müssen wir gehn.

Zu Hause, da wartet die Lampe am Spinde.
Die Bücher erglänzen. Die Kinder sind still.
Sie liegen im Bette wie Korn im Gebinde
und atmen leise. Komme, was will!

Hirtenfeuer

Aus einem Karpathenroman von Emil Witting

Wido hatte an Weges Rand zwischen den Waldpfeilern in tiefem Urwald ein nächtliches Lagerfeuer aufblinken gesehen. Lautlos pirschte er sich heran. Nicolae war zurückgeblieben. Da lagen vertraut in Ruhe und Schlaf ein Mann und ein junges Weib in Feuers Nähe.

Wes Kommens und Gehens? Wüßten sie nicht die Brandgefahr für den Wald? Sie hätten mit ihm mitzukommen! Das taten sie erschreckt, widerstandslos. Sie kämen aus der Walachei, und dort gäbe es mit nichten solcherlei Feuerverbot. Der Herr solle verzeihen! Das Weib war blühend treuherzig. Wido hätte übersehen, aber da kam Nicolae, und der durfte nicht lernen, schönen Weibern zu vergeben.

„Also ihr kommt mit! Auch könnt ihr in der Stina viel besser und geschützter nächtigen oder tanzen, wie ihr wollt. Ich selbst tanze

mit. Wir wollen heute ein großes Hirtenfest abhalten, ein Abschiedsfest!" Das fremde Weib strahlte unbewußt auf. Glimmwürmer leuchteten. So zogen sie mit Mann und Roß, Weib und Vieh zur Senne ein.

Hundegeblaff zum Wortverlieren, die Ciobane heulten einen mondnächtlichen Schreckensruf zum Empfang, meinend, der Bär bräche ein.

Und dann stand Wido vor der Stina, der Erbhausung des Nicolae Marcutiu. Die Mädchen gickften da drinnen, prellten verschlafen im Dunkel durcheinander, liefen sich gegenseitig ins Linnen, jedes bedacht, hurtig das Hemd zu glätten, die Doppelschürze umzutun, über das aufgelöste Gesträhne das Kopftuch zu schlingen. Das Lauffeuer fing, Dumitru, der Alte, schlafmatt, rang freudig überrascht nach Atem. Nicolae prustete Schlaf und Schwelen ins Erwachen, die alte Dobra loderte auf, und Fraţila nahm den Blendspiegel vor. Nicolae war der Erste, den Herrn zu empfahen. Schon waren die Gäuler im kalten Gespensterschein des Mondes abgesattelt, die Kühe auf den Lagerplatz getrieben, und Wido zog mit Mensch, Käs und Butter in die Stina ein.

Entzückt lohte das Feuer auf. Dochie im rasch erfaßten Feiertagsgewand erblühte selig. Ergriffen lechzte der Flamme Schein an ihrer knospigen Blüte. Dochie und Feuer! Wido stand erschauernd. Er zählte nicht die Altersstufen. Stumm und voll und ganz bot er vor allen andern zuerst ihr die Grußhand.

„Nun du Moşule, Großvater Dumitru! Jetzt bin ich ganz da zu Tanz und Sang, wie ich es dir in die Hand zugesagt. Also jetzt sieh zu, wie du dein Völkchen zusammennimmst und mir zeigst, was ihr könnt."

Länger als sonst gebräuchlich, ruhten die Hände der beiden Männer in einander.

Alt und jung! Alles, schon hinter sich — alles noch vor sich! Vergangenheit-Zukunft! Die Dobra — die Dochie! Es flossen zwei Töne, ein tiefer und ein heller in übereinklingender Berührung in einander vertraulich über.

Der Herr brauchte nicht seine stille Freundschaft mit diesem alten, treuen Hirten zu verheimlichen.

„Herr, ich hoffe, wir werden uns nicht schämen müssen."

Es war kein Wort des Befehls gefallen, es bedurfte keines leisen Winkes des Einverständnisses: In voller Übereinstimmung mit dem

aufgeheiterten Feuer erstand alles wie aus überstandenem Winterschlafe frühlingshaft auf.

Dochie hatte schon mit linnenweich überbauschter Armfülle den Hauptkessel über das Feuer geschwungen, es erwachte der alte Geist frohen Leichtsinnes, es versanken zu Asche Harm, Sorge, Tagespflicht, Gestern und Morgen. Es lebte das Heute. Eine flimmernde Nacht war erwacht aus dem langen Schlaf der Nächte zu kurzem Traum vom Sternenglück, von berauschendem Blumenduft, Geschick und Walten der Berge.

Die beiden Eingebrachten Widos standen da, nicht als Gefangene, Sträflinge; auch ihnen wurde das Glück einer kurzen Feier, eines Lichtschrittes aus Mühsal, Not und Schatten, bis sie wieder eintauchen werden in täglich hinrinnendes Einerlei von Auf und Ab über Berge und Täler, von Arbeit zu Arbeit, immerzu ohne Rast und Ruh ums liebe tägliche Brot.

Des jungen Weibes Blicke tasteten hingerissen fragend, suchend um des Herrn Tun und Wollen. Dergleichen hatte sie nie noch drüben über dem Wasser erlebt.

Wido merkte die tiefe Versunkenheit der schüchtern Abseitsstehenden und bot ihr eigenhändig freundlich zu Sitz und Rast ein artig Dreifüßlein. Errötend folgte sie der Nötigung und fand nur scheu die kurzen hingebungsvollen Worte zum Danke.

Sterne stiegen und fielen, Linnen wehten, das Festmahl, der Balmesch, vollendete sich zur Reife.

Wido ließ die Leute erzählen von allen gesunden und kranken Umständen dieser Bergwelt, so da sich begeben haben in der langen Zeit, als er fern weg war: von schönem und häßlichem Wetter, Graswuchs, Krankheit im Vieh, der lästigen Klauenseuche, der üblen Maulseuche, dem tödlichen Leberegel, Milchversiegung, Läufigkeit der Hündin, Triebigkeit der Kuh und Deckung durch den Stier des Moise Vulcan von der drübigen Alm, von nächtlichem Schmuggel, Raubzug von Bär und Wolf, Sammeln von Pilzen, Klauben von Himbeeren in einsam stillen Gründen — „Dort, wo Ihr den Bären strecktet," bekannte Dochie insgeheim dem Jäger. „Ich war allein mit dem Lämmerbuben, dem Savu, und habe Euer gedacht und immer hinübergesehen in die Berge hinter dem Lotru, wo ich wußte, daß Ihr seiet, und gehorcht, ob ich nicht Euren Schuß vernehme. Herr, es war so lang und so einsam, als Ihr weg waret."

Widó vernahm brennend in unbewachter Muße das heimliche Geständnis des schönen Mädchens, als er mit ihr und Nicolae hinter der Scheidewand im Käseraum seine Käsebeute sichtete und abwog.

Er war tief gefallen: früher Jäger nach Wildschmuck und Mädchenherzen, jetzt Brinsenhändler, Schmuggler, Sieger über Dirnen.

Dochie lachte zähnefunkelnd zu Widós spöttischer Beichte. Sie meinte, er spotte seines Ruhmes an der Einverleibung des fremden Weibes in seinen Zug. Er aber brach kurz ab.

Schon murmelte schüchtern zögernd die Fluera.

„An mir ist nun auch schon Brinsenruch wie an dir, Dochie, und heute wird aus mir noch ein ganzer Hirte im Tanze werden, ein Cioban mit Opintschen, Hemd und Bocksprung wie der Savu. Des versieh dich Dochie! So werd ich um dich werben. Heute gehörst du mir!"

„Ja, Herr, ich gehöre dir!" Bis ins Geheimste rieselte ihr Widós Seelenfluß. Sie wußte um seine Kraft, Fülle und Leidenschaft, aber sie ahnte auch den felsenfesten Damm, mit dem er in riesenkräftigem Trutz die Flut noch immer bisher zu stauen verstanden hat. Ihr wurde so sonderbar traurig zu Mute.

Feiertagsgesichter in weitem Anstandskreis ums freudige Feuer herum. Widó, bar seiner Uniform, in Brusthemd, Opintschen, trat in die lichtgekränzte feierliche Runde.

Narzissenweiß strich Dochiens Feenschein blendend in den geschlossenen Ring der Harrenden ein.

Und es saß das Festvolk da in seiner natürlichen Steifheit um das feiernde Blendfeuer, in rührend kindlicher Scheu vor der Seltenheit so hoher Ehre und der Besonderheit einer glänzenden Uniform. Die hing zwar schon längst an irgend einem Haken, und der Herr, der sie getragen, hatte jetzt Opintschen an wie sie, wettergescheuerte Hosen, ein farbloses Hemd mit tiefer Klaffung über der Brust, die so rot war wie die Rosenwangen Dochiens, und er deutete in Wort, Miene und Gebärde auch gar nicht auf eine Verfeinerung des innern oder äußeren Stoffes, der Sitte und Bildung hin, und trotzdem hafteten aller Blicke an ihm. Es wurde zum Schauspiel und Ereignis, wie er da im Vereine mit Nicolae und den beiden Eingebrachten schmatzend vom Gastmahl löffelte, dem ehrenden Balmesch, dem verfeinerten Maisbrei, der da dampfte und roch nach allen guten Zutaten der Senne; nach der würzig dicken Schafmilch, in der er gekocht war, nach Käse, Quark, Butter und Rahm.

Das fremde Paar briet Steinpilz, Maronenröhrling, Reizker und Täubling in der Glut, und die letzten der Forellen, die es sträflichen Tuns in Masse, die Jungbrut mit vernichtend, auf Kilometerlänge mit dem Giftschaum aus dem Samen der gelben Bergkönigskerze getötet.

Als es der Sättigung allgemach zuneigte und der kleine Trupp platzsatt nach Atem rang; als die Uniform vergessen war, da fuhr doch der urangestammte Wind in die buntbelebte Schar, und Nicolae befliß sich, den dudelnden Schmelzfluß der Tischmusik seiner brandberauchten Fluera zur springenden Stromschnelle anlaufen zu lassen.

Wido aber hatte außer sich selbst, den beiden Gefangenen und der Schmuggelware noch eine Überraschung den gaffenden Augenreihen und Mundspalten gebracht, die er in unauffälligem Entgelt nun auftischte: eine Auswahl duftigen Kokeltaler Weines, der die Augen zündet und das Blut sieden macht. Aber da holte Dochie ein heimlich zartes Frühlingsgekräut herbei, das sie im Schafauftrieb gepflückt und sorgsam verwahrt hatte: das Waldmeisterchen mit dem lieblichen Dufte des Maien — daß es mit Zucker im Vereine die würzigste Süße dem edlen Trank verleihe.

Die erste duftende Blume der Dochie, der zweite Zutrunk der Dobra und dem Dumitru, dem Alten, und der dritte dem Nicolae dem Hausherrn, und dann ertranken Richtung und Reihe im Schwall des aufprotzenden Gewühls.

Den Rundhut schräge über das Auge, so traten die Burschen in Ledergurt und flatternd gesägtem Linnenkreis zum Tanz. Ein derber Ruf, und die Mädchen schlangen sich in den Kranz. Hölzern dudelte die Schalmei.

Hemden mit luftigen Ärmeln reckten sich, Faltenröcke streckten sich. Die Schar trippelte und tappte im Gleichschlag. Heiße Lust rieselte durch die Körper. Rosig beschimmert glühten die Wangen der Mädchen. Unter dem weichen Stirnwalle des locker gehißten Kopftuches flutete das Haar über die Schläfen und tauchte unter die straff geknoteten Haubenzipfel im Nacken ein. Hart und unbändig faßten die Burschen die Mädchenhände und begannen den Tanz. Es drehte sich der Menschenknäuel. Knotige Hände warben um schlanke Hüften, dürre Knie schnappten nach aufwogenden Röcken, nackte Beine leuchteten auf. Ein spitzer Juchzer hob die Flamme. Heißer Mädchenatem, geiler Weiberduft, schwüle Schweißluft nebelte das Volk ein. Dumpfes Schrittrommeln summte den Brummschlag des Tanzes. Dicker Staub tanzte mit. Kienig stechender Qualm schlug durch den Reigen. Die Lohe zackte

stürmisch vor der Zugluft. Gleichmäßig hakten Flöte und Vorruf. An der Wand jagten sich hastig die Schatten. Funken stoben auf und zerblitzten in der schwarzen Nacht des körnigen Kohlgrußes am Dache.

Wido stand zum Einsprung bereit in fieberheißer Luft neben dem Wirbel. Er brach in den Drehtanz ein, riß Dochie an sich und schwindelte ein in die Tiefe des Strudels. In enger Kette rauschte zischend die Gruppe herum, schnell und immer schneller. Ein dröhnender Doppelschlag von breiten Bundschuhen in der Runde, und ein Pulszucken lang stand im Auslauf der Schwingkraft der Tanz. Ihr entgegen preßte die runde Reihe. In den Sehnen der Beine, in den Muskeln der Arme staute sich der Schwung. Es knirschte der Sand, die Lohe blackte hellprasselnd auf. Gegen den Wind preßten die Glieder der lebenden Mühle. Schon surrten die eilenden Füße in kreuzendem Schwindel den Kehrreim. Ein knallender Stampfer, ein heftiger Ruck: quietschend stand der Ring und zerfiel. Die Teile drehten sich einzeln weiter. Die schlohweißen Mädchenröcke blähten sich, die schwarzen Kretinzen flatterten in Fahnen.

Die Männer klappten mit den flachen Händen haschend die hochgerissenen Schenkel, sprangen auf, schlugen mit den Bundschuhen wechselnd den Boden, die Hände faßten einander und locker ging der Kreis, die Finger lösten sich und unter dem Armwurf des Burschen kreiselte schlüpfend das Mädchen. Enggepaart schlangen sich die heißen Leiber ein und wirbelten umeinander herum, Schulter an Schulter, Wange an Wange, Glut im Blute, sengende Hitze im Stoßatem. Zähne funkelten, Augen blitzten. Wilder ging der Tanz, noch schriller lullte die Flöte, noch dumpfer gurgelte Nicolae. Da schwand ihm die Luft. Mißtönend kreischte der letzte gezwungene Ton und taumelnd wankten die Berauschten auseinander.

Das war Wildbachflut, Sturmjagen, Lawinengang. In Gewitterfegen und beglückende Müde löste sich die wilde Luft.

Da tönten tieftrübe Lieder auf, uralte, wunderinnige Weisen, mit Schwermut beladen, von verträumten Stimmen gesungen.

Sie sangen. Sie sangen inbrünstig und trunken. Sie sangen vom wilden Jäger, wie er im frühfeuchten Grase blutgierig, beutesüchtig dem Reh nachpirscht, und sie klagten, wie er erbarmungslos das unschuldige Wild streckt. Sie sangen von dem Jäger, der das Mädchen küßt, und sie sangen von dem schwarzen Wald, der die helle Weide umschlingt und nicht mehr aus seiner Umgarnung läßt. Aber er kann

nur ihren Saum berühren, sich an sie schmiegen, um sie buhlen, nie aber kann er sie ganz befruchten, denn er ist aus andern warmen Landen, aus dunkler Tiefe, wo sich Wald und Wiese paaren, sie ist aus lichten, dünnen Höhen. Stark lauert er unentwegt ihr zu Füßen; umgossen von himmlischem Strahlenglanze, schenkt sie ihm ewig die Freude, den blauen Himmel, den Glanz ihres Wesens — nichts mehr!

Wido stand still auf und trat blutend, traurig in die einsam schwere Nacht hinaus. Ehern starrte der Fichtenberg. Noch schwamm der goldene Mond ruhig im nachtblauen Meere.

Da geriet er in die glitzernde Strömung der daherjagenden hellen Wolkenflut und tauchte in reißendem Falle in den wilden Strudel der weißen Schaumwolken unter. Die Nacht schlug über ihm zusammen. Drinnen sangen sie: Lumea astă e plin de păcate, Unde mâncă frate pe frate. Diese Welt ist voller Sünden, wo die Brüder einander schinden.

Ohne, daß Wido es gemerkt, leicht und hell wie ein wehender Nebelstreif war Dochie Wido gefolgt. Wie er so in inneres Weinen versunken starrte, da zitterte ihre Hand in die seine, und er schrak auf. Auch in ihr war Suchen und Schluchzen, Finden und Verlieren. Da küßte er in aufstöhnendem Schmerz das schöne Mädchen lange und heiß wie noch nie, wie zu ewigem Abschied. Und aus herzheißer Nähe schwand sie ihm dahin in verfliegende urweite Ferne, als sie in Glück und hinreißender Freude die Türe aufdrückte und einschlüpfte in den Kreis der Zuschauer, Harrer. Er folgte ihr wie ein gebändigter Bär und konnte nicht mehr von ihrem Zauber lassen.

Wüstruf, — Schub — wieder schnurrte der Kreisel, und Wido hing an Dochie und dann hing sie an ihm, und er riß sie in der Drehwucht empor an sich, schlang sie in die Schwingkraft seiner Arme, küßte sie. Silberrein floß ihr Reimchen und die Allgewalt eines dunkeln Waldgeistes tobte im Lenzsturm zum Almgrün hinan.

Dann kam Kehraus der Morgenwind und es fiel die Flamme des Festes zusammen, zum Alltagssinn, zu hartem Schaffen.

Verblühte Hochstunden, verwelkter Sommer. Wido schritt schauernd, aufgewühlt, zerbrochen in Luft und Morgengrauen in den Tag hinein, in eine Zukunft, in ein anders Leben.

Dochie blieb mit schmerzlichem Glück in bittersüßer Erinnerung zurück

Der Roman „Hirtenfeuer“ erscheint als 2. Band der „Deutschen Buchgilde in Rumänien“ im November dieses Jahres.

Siebenbürgischer Herbstsonntag

Von Michael Wolf-Windau

In dem Sterben langer Bäumeschatten
steht ein Kirchlein irgendwo im Land.
Blätter fallen noch, die letzten, matten,
vor den Fenstern von dem Lindenstand.

Und der Pfarrer in dem schwarzen, satten,
Amtsgewande spendet Himmelsland.
Wolkenstreifen herb und schwer beschatten
weißgetünchte hohe Kirchenwand.

Arbeitslager und freiwilliger Arbeitsdienst

Von Dr. Alfred Bonfert

Die große Öffentlichkeit hat heuer zum ersten Mal etwas von dem Begriff „Arbeitslager" erfahren — und ihm im allgemeinen keine besondere Bedeutung zugemessen. Das zeigt, wie wenig man sich bei uns mit den Fragen der Jugend, die die Fragen der Zukunft unseres Volkes sind, zu beschäftigen pflegt und wie wenig man der Jugend Ernst zutraut. Das Gelingen der heurigen Arbeitslager zeigt aber, daß die Jugend in ihrem Streben ernst genommen werden muß und schon lange hätte ernst genommen werden müssen, denn bis zur Durchführung eines Arbeitslagers hat es jahrelanger Arbeit bedurft, um innerhalb der Jugend die Voraussetzungen zu schaffen, damit ein solches Arbeitslager ermöglicht werden konnte.

Zum Verständnis dieser neuen Bewegung der Jugend muß man ihre Entstehung und Entwicklung betrachten; dabei muß man schon recht weit gehen, um alle ihre Wurzeln zu erfassen. Und diese führen uns ins Mutterland, nach Deutschland, woher auch unsere Bewegung manche Anregung erhalten hat. Darum sei, bevor ich auf die Entwicklung des Arbeitslagergedankens bei uns eingehe, kurz die Entwicklung im Reiche geschildert.

Hier hat die Bewegung vornehmlich zwei Wurzeln. Die eine findet sich in den „Lagern" der Jugendbewegung. Die Wandervogelbewegung der Vorkriegszeit ging nach dem Kriege eine gewisse Verschmelzung mit der Pfadfinderbewegung ein und übernahm von dieser neben

andern geistigen Anregungen als neue Arbeits- und Erziehungsmethode das Lager. Dieses stellte sich bald gleichberechtigt neben die Fahrt und ergänzte sie vortrefflich, weil es zu einer Vertiefung der Jugendgemeinschaft führte. Wohl wirkt auch die große Fahrt gemeinschaftbildend, indem sie die Kameraden zu einer Einheit zusammenschweißt, doch bietet das Lager durch seinen gleichmäßigen Verlauf und durch seine größere Ruhe viel mehr die Gelegenheit zur gegenseitigen Erziehung. Mit dem Heranwachsen der Jugendlichen standen aber allmählich im Lager verschiedene Altersklassen, deren körperliche und geistige Bedürfnisse nicht einheitlich waren und nach einer besonderen, ihrem Alter entsprechenden Gestaltung der Sommer-, Winter- oder Schulungslager drängten. So kam es, daß sich bald eine Schichtung der Lagermannschaft ergab in eine Jungmannschaft und eine Jungenschaft; diese erstrebte im Lager das romantische Jungenerlebnis, jene drängte zu ernster Arbeit, die zunächst nur geistiger Art war. Bald empfand man aber, daß bloße geistige Arbeit nicht eine so naturhafte Bindung schaffen konnte, wie sie im Jungenschaftslager entstand, wo gerade auch die gemeinsame körperliche Arbeit zur Bestreitung des Lebensunterhaltes usw. die Glieder näher zusammenbrachte. Und so setzte man denn etwa in den Jahren 1928/29 in diesen Lagern der Altern auch Arbeit an (2—4 Stunden täglich). Die Arbeiten waren meist gemeinnütziger Natur. Es wurde der Arbeit als solcher zunächst kein besonderer Wert zugelegt, sondern sie wurde nur als pädagogisches Hilfsmittel gewertet. Bald nahmen diese Arbeitslager überbündischen Charakter an und versuchten unter dem Namen „Arbeitslager für Arbeiter, Bauern und Studenten" auch einen Austausch und eine Annäherung der Jugend der verschiedensten Richtungen zu verwirklichen. Und es ist in der Tat gelungen, Jugend aus allen Ständen, Ländern und politischen Parteien in solchen Lagern zu vereinigen und wertvolle Anregungen austauschen zu lassen. Insbesondere als man Arbeitslose dazuzog und diese dadurch aus der lähmenden Untätigkeit ihres Alltages herausriß, leistete man eine soziale Tat.

Die zweite Wurzel der deutschen Arbeitslagerbewegung ist in der Artamenenbewegung zu suchen. In der Kriegsgeneration war die Erkenntnis erwachsen, daß das Schicksal Deutschlands im Osten und vor allem durch Siedlung entschieden werde. Die Bauernhochschulbewegung wies nach, daß es Deutschland vor allem an bäuerlichen Menschen für den Bodenkampf im Osten, insbesondere gegen die

Polen fehlte. Da brach aus der Jugendbewegung und aus den Wehrverbänden, voran der N. S. D. A. P., die Jugend auf zum Landdienst: Burschen und Mädchen aus allen Berufen verließen die Stadt und verpflichteten sich zunächst einen Sommer lang zur Landarbeit auf den Gütern im Osten. Sie waren als Landarbeiter angestellt und bezahlt und wollten vornehmlich die polnischen Wanderarbeiter verdrängen, die alljährlich zu hunderttausenden in Deutschland im Sommer arbeiten und im Herbst wieder nach Polen heimziehen. Einzelne dieser jungen Menschen blieben längere Jahre Artamanen und versuchten zu siedeln. Hier stand die Arbeit, der Dienst am Volksboden, im Vordergrund. Es war die erste Verwirklichung des freiwilligen Arbeitsdienstes. Die Bewegung nahm einen ziemlichen Aufschwung, wurde dann aber von den inneren Gegensätzen der aus den verschiedenen Verbänden stammenden Freiwilligen aufgelockert und schließlich von dem freiwilligen Arbeitsdienst der Verbände, insbesondere der Nationalsozialisten abgelöst. An diesem Arbeitsdienst haben ziemlich viele Siebenbürger teilgenommen, insbesondere Wandervögel und durch Vermittlung von Fritz Fabritius auch Bauernburschen. Leider kamen die Letzteren gerade zu der Zeit hinaus, als die Auflösung der Bewegung begann.

Allmählich begannen sich auch die Behörden mit dem freiwilligen Arbeitsdienst zu beschäftigen, und man hoffte vor allem auf eine gute Unterbringung der Arbeitslosen. Auch die deutsche Studentenschaft und die politischen und religiösen Verbände nahmen sich des Gedankens immer mehr an und bauten die Bewegung aus. Eine allgemeine Regelung und vor allem eine weitgehende Unterstützung durch staatliche Mittel erfährt der Arbeitsdienst nach der unter tätigster Mitarbeit der Nationalsozialisten und auf ihr besonderes Betreiben hin erlassenen Notverordnung über den freiwilligen Arbeitsdienst. Die Nationalsozialisten sind derzeit die stärksten Träger des Arbeitsdienstgedankens und erstreben bewußt sogar die Einführung der Arbeitsdienstpflicht. Nach ihrer Ansicht „ist der Arbeitsdienst die fast naturbedingte, einzige Möglichkeit, die arbeitslosen Volksgenossen unterzubringen, ihnen wieder neuen Sinn zu geben. Denn der Arbeitsdienst soll ja keine Konkurrenz der freien, privaten Wirtschaft sein, er steht außerhalb der Marktwirtschaft. Ohne nennenswerte Kapitalausrüstung, nur mit der menschlichen Arbeitskraft nimmt er Werke in Angriff, deren wirtschaftlicher Wert und künftiger Ertrag sich nicht mit einer

Zinsenrechnung auskalkulieren läßt. Der Arbeitsdienst schafft für eine zweite „marktfreie Wirtschaft auf lange Sicht", deren Erträge vielleicht erst der kommenden Generation zugute kommen. Nach diesem Gesichtspunkt richtet sich auch die Auswahl der Arbeiten: Meliorationen, Entwässerungen, Ödlandkultivierung, Hochwasserschutzbauten, Deichbauten, Siedlung usw." (Aus dem Ill. Beobachter).

Selbstverständlich muß die Arbeitsdienstpflicht erst vorbereitet sein, es muß die „Lebensform" erst gefunden und es müssen die Unterführer erst geschult werden. Daran arbeitet aber bereits die gesamte deutsche Jugend.

Wir sehen also im deutschen Arbeitslager insbesondere drei Gedanken lebendig: Erziehung der jungen Menschen zur Einordnung in eine Lebensgemeinschaft, Vermittlung der Erlebnisse der Volksgemeinschaft, indem alle Klassen und Stände zu einer gemeinsamen Arbeit und zu gemeinsamem geistigen Austausch zusammengeführt werden, und drittens Dienst am Volksboden und Schaffung von Werten für die Allgemeinheit zur Erweiterung des deutschen Lebensraumes. Je nach dem Träger des Arbeitslagers beherrscht die einzelnen Lager mehr der eine oder der andere Gedanke.

Bei uns nahm der Arbeitslager- und Arbeitsdienstgedanke eine ähnliche Entwicklung, wenn diese auch ihre Besonderheiten aufweist. Träger dieses Gedankens ist auch hier in erster Reihe die Jugendbewegung, voran der Wandervogel, und ihr erster Anreger Fritz Fabritius, der Führer der „Selbsthilfe". Von allem Anfang an beherrscht der Gedanke des Dienstes am Volke den Arbeitsdienst bei uns. Schon im Jahre 1921/22 sammelte Fritz Fabritius junge Menschen in Hermannstadt um sich und führte mit ihnen allgemeinnützige Arbeiten durch. Die erste größere Arbeit in dieser Richtung war im Sommer 1923 die Ausbesserung der „Steinhütte" am Bulea-See zugunsten der Sektion Hermannstadt des S. K. V., an der kronstädter und hermannstädter Wandervögel eine Woche lang arbeiteten. Noch im selben Jahre unternahmen einige hermannstädter Wandervögel unter der Führung des jetzigen Musikprofessors an dem Mädchenseminar in Schäßburg, Hauptmann a. D. Friedsmann, die Herstellung des Dachstuhls und das Decken der steingebauten Küche der früheren und jetzigen Buleahütte unter dem Wasserfall und leisteten dadurch die Vorarbeit zum Bau der neuen großen Buleahütte. Ähnliche Arbeiten wurden im Laufe der Zeit noch mehrere an verschiedenen Orten durchgeführt.

(Versetzung der Malajeschter Hütte durch die Sektion Kronstadt des S. K. V., Wegebauten im Gebirge durch den Wandervogel usw.) Wohl war die erzieherische Wirkung dieser Arbeiten auch recht groß, doch legte man damals doch mehr Wert auf die Schaffung von Sachwerten.

Etwa im Jahre 1930 war im Wandervogel die Entwicklung auch schon so weit, daß die älteren Wandervögel, ähnlich wie in Deutschland, sich nach einer besonderen Gestaltung ihrer Lager umsehen mußten und so wurde auf dem Alterentreffen in Reen beschlossen, im Anschluß an den Bundestag in Schäßburg (1931) eine solche Arbeitsrichtwoche, wie wir sie nannten, abzuhalten und zwar zugunsten einer dem landeskirchlichen Hilfswerk unterstellten Gemeinde. So kam es zu dem Meschendorfer Arbeitslager (17.—23. August 1931), zu dem wir ursprünglich auch Nichtwandervögel zu begeistern versuchten, was uns jedoch noch nicht gelang. Unter denselben Gedankengängen kamen die älteren Wandervögel des Buchenlandes und Banates zu einer andern Art Volksdienst, zu den sogenannten „Schulungswochen". Junge Menschen (1—2 Burschen und ein Mädchen) gehen auf zwei bis drei Wochen in eine Gemeinde, wo keine deutsche Schule ist, halten mit den Kindern Kindergarten, deutschen Schreib- und Leseunterricht, treiben Spiele mit ihnen und erzählen ihnen von deutscher Sage und Geschichte, am Abend pflegt man trauliches Beisammensein mit den Dorfbewohnern. Diese Art des Arbeitsdienstes ist insbesondere im Buchenland in überbündischer Art mit Czernowitzer Hochschülern ausgebaut und den dortigen Verhältnissen angepaßt worden. Sie wird von dem dortigen deutschen Kulturverein unterstützt und hat sehr gute Erfolge gezeitigt. Unter dem Einfluß der siebenbürgischen Arbeitslagerbewegung bahnt sich aber auch im Banat, Buchenland und in Beßarabien ein freiwilliger Arbeitsdienst in der Form der Lager an, so daß im Jahre 1933 gewiß auch dort ähnliche Lager abgehalten werden.

Der Weg vom Meschendorfer Arbeitslager zum überbündischen Arbeitslager dieses Sommers war aber auch nur auf einer besonderen Grundlage möglich, die in der Arbeit des Jugendbundes allmählich geschaffen wurde.

Der Jugendbund war in den Jahren 1927—1929 selig entschlafen und alle Versuche, ihn von oben her zu erwecken, schlugen fehl. Als daher Pfarrer Staedel auf den Vereinstagen in Kronstadt im Scheiding-September 1930 die Führung des Jugendbundes übernahm,

entschloß man sich auf Anraten der praktisch tätigen Jugendführer den einzig möglichen Weg zu einem Umbau und zu einer Belebung des Jugendbundes zu gehen. Es sollten allmählich die untersten Gliederungen der bestehenden Jugendverbände in den einzelnen Städten miteinander in Fühlung und Zusammenarbeit gebracht werden, um sich allmählich kennen und vertragen zu lernen und einen Austausch unter den verschiedenen Richtungen zu ermöglichen, der nur befruchtend auf die Arbeit aller Verbände wirken konnte. Zu diesem Zweck sollten die einzelnen Jugendgruppen in den Städten zu „Arbeitsgemeinschaften" zusammentreten und sich bestimmte, eng umgrenzte, von allen tragbare Ziele stellen. Insbesondere sollte man sich gegenseitig in den Führerabenden über die Ziele und Wege der einzelnen Verbände auseinandersetzen und dann erst bestimmte, gemeinsame, praktische Arbeiten angehen. Große Reden und feierliche Aufzüge sollten möglichst unterbleiben und nur eine rechte Zusammen*arbeit* angestrebt werden. War die Fühlung unten hergestellt, so schloß man, würde es leicht sein nach kurzer Beratung mit den Führern der Verbände größere gemeinsame Aufgaben im Rahmen des Jugendbundes zu verwirklichen. Und es ist in der Tat gelungen, solche örtliche Arbeitsgemeinschaften in fast allen Städten zusammen zu bringen, die Jugendgruppen in allen größeren Orten zu gemeinsamer Arbeit zu vereinigen und einander näher zu bringen. Nun war es leicht, eine gemeinsame freiwillige Bindung zu schaffen und eine gemeinsame Arbeit anzugehen. Ja, es stellten sich schon soviel zu leistende Arbeiten heraus, daß es notwendig wurde, dem Jugendbund eine eigene Geschäftsstelle zu schaffen, was im Herbst vorigen Jahres geschah. Sie trug mit dazu bei, die erste große, gemeinsame Aufgabe, die zugleich eine symbolische, von allen faßbare Tat sein sollte, zu lösen; *das Arbeitslager dieses Sommers*.

Wir sehen also, daß unsere Arbeitslager erwachsen sind aus dem Ringen unserer Jugend nach der großen umfassenden Gemeinschaft und aus dem Suchen nach der großen gemeinsamen Aufgabe der Jugend innerhalb unseres Volkes, der sie sich in freiwilligem Arbeitsdienst hingeben will.

Und so ist das wesentlichste Ergebnis der heurigen Arbeitslager zweifellos das in weitesten Kreisen der Jugend unserer Städte durch die gemeinsamen Vorbereitungsarbeiten und durch die Durchführung des Lagers entstandene *Erlebnis der sächsischen Jugend* als

einer Schicksals- und Gesinnungsgemeinschaft. Nur zu sehr lebten bisher alle Jugendgruppen in sich verschlossen, und der Begriff „sächsische Jugend" war ihnen fremd. Nun ist er lebendig geworden. Damit zugleich der Jugendbund, der nichts anderes ist, als die Zusammenfassung dieser Jugend. Der Jugendbund hat aber dadurch zugleich einen andern Inhalt bekommen: er ist nicht mehr nur eine organisatorische Zusammenfassung der Jugendlichen, innerhalb welcher diese betreut werden sollen, sondern er ist die höhere Gemeinschaft, innerhalb welcher sich die gestaltenden Kräfte der Jugend auswirken und um das gemeinsame Lebens-, Volks- und Glaubensideal ringen. Die Träger dieser gestaltenden Kräfte sind die verschiedenen Richtungen der Jugend, sind die Jugendverbände, die unbedingt notwendig sind, weil sie sich in ihrer Vielgestalt ergänzen und dadurch eine Erfassung der gesamten Jugend ermöglichen. Diese Erkenntnis bringt daher auch die zwingende Forderung nach einem Umbau des Jugendbundes: Abschaffung der gewählten Ausschüsse und Vorstände und Bildung eines Führerringes aus den Verbandsführern, die wiederum einen Führer wählen, der der sächsischen Jugend die Wege zu sich selbst, zu Volk und zu Gott zu weisen vermag.

Wohl fehlte im Arbeitslager die bäuerliche Jugend nicht ganz — nahm doch die Jugend der Dörfer, in denen wir arbeiteten, und die der benachbarten Dörfer an der geistigen Arbeit und an dem Leben der Lagermannschaft regen Anteil — doch war die Gesamtheit der bäuerlichen Jugend durch das diesjährige Arbeitslager nicht erfaßt und so dem Wesen des Jugendbundes nicht nahegebracht. Die nächste Aufgabe des Jugendbundes ist daher die Erfassung der Landjugend. Wir sind zu der Überzeugung gekommen, daß der beste Weg dazu ebenfalls der Gedanke des Arbeitsdienstes ist. Wir werden ihn gehen.

Wer vermag in einem noch so umfassenden Bericht all die Werte herauszuschälen, die uns das Arbeitslager sonst noch vermittelt hat? Ich kann hier nur einzelne herausgreifen, die mir für unsere Jetztzeit besonders wertvoll erscheinen.

Im Zusammenhang mit dem Erlebnis der Jugendgemeinschaft als einer Vorstufe der Volksgemeinschaft wurde sich die Jugend auch ihrer besonderen Haltung im Gegensatz zur älteren Generation bewußt. Diese Haltung fand ihren Ausdruck in den Formen des Gemeinschaftslebens im Lager. Die straffe Zucht und Unterordnung, die absolute

Pünktlichkeit, die unverwüstliche, stolze, aufrechte Haltung trotz aller Mühen und Widerwärtigkeiten bei der ungewohnten Arbeit und Lebensweise, das ehrliche Ringen nach dem rechten Wege bei der geistigen Arbeit, sie sind der Ausdruck einer neuen, trotz Not und Tod das Leben bejahenden, kämpferischen, idealistischen Lebensanschauung. Wie gleichartig und wie tief im Wesen aller Teilnehmer verwurzelt diese Haltung ist, zeigten mir die Aussprachen in denen ich das Lagerleben zur Kritik stellte: alle vier Teillager bejahten restlos die Form und forderten eine noch straffere äußere Zucht!

Aus dieser Haltung heraus war der Opfergeist, unter dem die Lager standen, ohne weiteres zu verstehen. Überall fand man restlose Hingabe an die Aufgabe, sei sie auch noch so klein und unscheinbar. Insbesondere leisteten die Mädchen in dieser Hinsicht das Äußerste. Dies Bejahen der Kleinarbeit, das „sich nicht für zu gut halten", ist der Ausdruck rechten Kolonistengeistes, der leider sonst unserem Volke fast ganz verloren gegangen ist.

Eine weitere wichtige Erkenntnis ist die Erfassung der Notwendigkeit des Bodenkampfes zur Erweiterung unseres Lebensraumes und die Erfassung der Bedeutung des Bauerntums für unser Volk. Gleichzeitig erfuhr das Verhältnis zwischen Städter und Bauer eine Neugestaltung und eine Verinnerlichung. Wer die Wandlung in den Bauerngemütern miterlebt hat, die sich schon nach dem ersten Arbeitstage einstellte, war ergriffen: das anfängliche Mißtrauen wich einem grenzenlosen glücklichen Vertrauen, auf dessen Grund sich die wundervolle Gemeinschaft zwischen Bauernschaft und Lagermannschaft entwickelte, die ihren Ausdruck in vielen kleinen und großen gegenseitigen Liebesbezeugungen insbesondere am letzten Tage fand.

Die Ursache der klaren, eindeutigen und allen verständlichen Offenbarung all dieser und der vielen nichtgeäußerten Gedanken liegt darin, daß von allem Anfang an im Arbeitslager auf Amt und Würden, Herkunft, Ruf und schönes Reden nichts gegeben wurde, sondern nur die grobe Arbeit, die primitive Tat, der Wertmesser aller Dinge wurde. Diese Primitivität übertrug sich auf alles im Lager: Kleidung, Essen, Schlafen, Aussprache. Sie bewirkte die restlose Aufschließung und Auflockerung der Geister und sie wirkte so eindringlich auf alle: Bauern und Städter, Gebildete und Ungebildete.

Wer mag nach diesen Hinweisen nach den Ergebnissen der Arbeit fragen? Konnten sie anders als gut sein? Sie sind in der Presse

bereits veröffentlicht worden, und wir werden auch ihre Rentabilität sowohl für die Gemeinden als auch für die gesamte Volkswirtschaft nachweisen (trotzdem diese von unseren hochgelehrten Fachmännern bezweifelt wird). Auch hier hat es sich gezeigt, daß nicht die körperliche Kraft, nicht die Übung und nicht das viele Wissen den Erfolg bedingt, sondern der Geist, der den Menschen beseelt.

Aus diesem Geist heraus ist auch schon im Lager selber der Gedanke des Arbeitsdienstes weitergedacht worden. Der größte Teil der Freiwilligen erkannte die Notwendigkeit eines mehrjährigen Volksdienstes und gründete im Rahmen der Selbsthilfebewegung die Selbsthilfearbeitsmannschaft. Schulung, laufende Arbeit im Dienste des Volkes und verpflichtende Teilnahme an den überbündischen Arbeitslagern des Jugendbundes verbinden sechs Jahre lang die Freiwilligen, die in die Selbsthilfearbeitsmannschaft eintreten. Es ist der Anfang zu einer moralischen Arbeitsdienstpflicht innerhalb unseres Volkes, die Vorbereitung zu der Forderung, daß niemand innerhalb der Körperschaften unseres Volkes eine Führerstelle bekleiden könne, der nicht bewiesen hat, daß er dienen kann, der nicht Arbeitsdienst geleistet hat. Neben dem Gedanken des Dienstes soll aber auch der der Führerschulung verwirklicht werden, da es unserem Volke gerade an rechten Führern im kleinen Alltag mangelt.

Die Arbeislager dieses Sommers sind der kraftvolle Aufbruch der Jugend in neuem Geiste. Ihr Verlauf und Gelingen beweisen es, daß in der Jugend die Kräfte rege sind, um auch eine noch so düstere Zukunft zu meistern, Sie gewährleisten den weiteren Bestand unseres Volkes.

Herbstbang

Von Otto Ließ

Über den Straßen
leuchtet ein Goldband
von Staub.

Walddunkle Gassen
treiben am Bergrand
das Laub

herbstleicht im Jagen –
spieltoll ein Kindlein
spielt aus.

Bäume sie ragen
sturmzerfetzt, gottrein
jahraus.

Neblig die Weiten
im Silberglanze
erstehn.

Herbstbange Zeiten
im Blättertanze
vergehn.

Vom Sinne unserer siebenbürgischen Sendung

Von Gerhardt Schaser

„Wohl weiß ich (und halte diese immer wiederholte und nicht genug zu wiederholende These für die tiefste Weisheit konservativer Staatsmannschaft), daß eine gegebene Landschaft immer die nämliche Rasse, die nämlichen Gottesbegriffe, das nämliche Ethos, die nämlichen Staatsideen und Formen, die nämliche Kurve der Ständebildung, das nämliche Sinnieren und Dichten und spekulative Denken gebiert . . . . Aber wir wissen auch, daß solche Neugeburt sich nicht in der Behaglichkeit von Biedermeierstuben, sondern in schweren und schmerzvollen Krisen vollzieht . . . Was ich versuche, ist eine Zerstörung des Irrglaubens, daß es je großes Menschenwerk und menschliches Gelingen gegeben hat, hinter dem nicht der Jammer der Kreatur einhergellt. Was ich hasse, das ist dieser literatenhafte Irrglaube, daß menschliche Großtaten sich auf dem Bauche erkriechen lassen, und daß es ein Gelingen gibt, für das nicht bezahlt und gelitten werden muß . . . . Ich weiß, daß ehe gebaut wird, eine Welt von Trümmern wird fortgeschwemmt werden müssen — jene Trümmerwelt, die der Rationalismus, die westlichen Demokratien, die Verwirtschaftlichung der Staatsideen hinterlassen haben als unheilvolles Erbe."

F. Reck-Malleczewen, in der Zeitschrift „Der Widerstand"

Es ist den Allrumänen nicht übelzunehmen, wenn sie den Bemühungen um die „siebenbürgische Seele" — also die eigentümlich siebenbürgischen Lebensäußerungen —, die besonders vom Klingsorkreis getragen werden, feindlich gegenüberstehen.

Aber auch das siebenbürgische Rumänentum ist zunächst geblendet von der allrumänischen Idee und sieht nicht, daß ohne Lösung des siebenbürgischen Problems im siebenbürgischen Sinne auch jene Idee nicht verwirklicht werden kann, genau so, wie die allungarische Idee am ungelösten siebenbürgischen Problem scheiterte.

Das siebenbürgische Ungartum dagegen ist zu sehr durch den Schmerz um das, was es im Kriege verloren hat, niedergedrückt, als daß es jetzt schon aufbauend an der Lösung dieses siebenbürgischen Problems mitwirken könnte.

Für uns Siebenbürger Sachsen dagegen ist dies siebenbürgische Problem das, was unserem Dasein überhaupt noch einen Sinn gibt. Für uns muß politisch auf lange Sicht arbeiten immer Arbeit an der Lösung dieses Problemes sein.

*

Politik solcher Art und Geschichte gehören notwendig zusammen, und so wollen wir denn sehen, wo sich im Laufe der Zeiten diese

siebenbürgische Seele regt und ihre Eigenart mehr oder weniger deutlich zu erkennen ist.

Dabei stellen wir uns von vorneherein auf den Standpunkt, daß diese Seele bedingt ist von der siebenbürgischen Landschaft. Daß es ihr nicht freisteht, sich in welcher Richtung immer zu entwickeln, sondern daß sie kräftig wachsen kann nur dann und dort, wenn und wo sie in ihrer Eigengesetzlichkeit nicht eingeengt wird. Daß sie aber verkümmern muß, — nicht nur das —, sondern daß sie in eine gefährliche Spannung hineingerät überall dort, wo ihr ein fremdes Gesetz aufgezwungen wird.

Das alles tun wir aber nicht um seiner selbst willen, sondern um vom Sinne unserer Sendung zu sprechen.

*

Der Sinn unserer Sendung offenbart sich am deutlichsten zunächst in jenem Gesandtsein — im Aus- und Einwandern, überhaupt im Wandern — in jener „Sendung" im wahrsten Sinne des Wortes, die ihren Niederschlag im Liede „Nach Ostland wollen wir reiten" gefunden hat, möge gerade bei unseren Altvordern das Reiten auch eine recht untergeordnete Rolle gespielt haben.

Diese Sendung hieß: deutschen Geist, deutsches Wesen, deutsche Art, deutsche Wehrhaftigkeit nach Osten zu tragen. Den Osten in diesem Sinne zu kolonisieren.

Bei uns Sachsen kam dann noch hinzu jene andere Sendung, deren Formel lautete: Ad retinendam coronam.

Daß diese zweite die Voraussetzung der ersten wurde, zeigt das Schicksal des Deutschritterordens in Siebenbürgen.

Was nunmehr im und durch das Sachsenvolk geschieht, geschieht alles zur Erfüllung dieser Sendung — aber es geschieht gleichzeitig als Äußerung der siebenbürgischen Seele. Denn jene Sendung selbst ist nichts anderes, als eine Äußerung der siebenbürgischen Seele.

Nirgends zeigt sich das deutlicher, als beim Werden des Volkes. Was in die siebenbürgische Geschichte eintreten will, muß zunächst siebenbürgisches Volk werden. — Darum sind die Szekler ein ungarisch-siebenbürgisches Volk und nicht einfach ein Teil des ungarischen Volkes. Darum wird der ungarische Adel erst ein wirksamer Faktor der siebenbürgischen Geschichte bei der Abtrennung von Ungarn und darum treten die Rumänen so spät in die siebenbürgische Geschichte ein.

Nicht, weil sie bedrückt werden von den anderen Völkern, sondern weil sie selbst noch kein Volk sind — weil sie noch nicht zum Volk erwacht sind, können sie nicht gestaltend in die siebenbürgische Welt eingreifen.

*

Es liegt in der Natur der Sache, daß immer, wenn Siebenbürgen einem andern Lande angeschlossen oder einverleibt wird, es darin einen Angriff auf seine Seele sehen muß. Es liegt in der Natur der Sache, daß Siebenbürgen niemals von außen her, von außerhalb seiner Grenzen her regiert werden kann, ohne vergewaltigt zu werden.

Zweimal hat es sich eine Verfassung gegeben, die seiner Seele entsprach. — Einmal, als es unter türkischer Herrschaft verhältnismäßig selbständig war.

Welche Blüte dieses Leben in verhältnismäßig eigengesetzlichen Formen zur Folge gehabt haben muß, ermißt man, wenn man bedenkt, daß es während der Türkenherrschaft und nachher unglaubliche Opfer gebracht hat, ohne zugrunde zu gehen.

Das zweitemal in den Karlsburger Beschlüssen. Der Augenblick von Karlsburg stellt die kurze Atempause dar, in der es der siebenbürgischen Seele gelingt, ohne Rücksicht auf Andere zu Worte zu kommen und ihre politische Eigengesetzlichkeit zu verkündigen.

Diese Karlsburger Beschlüsse wären nicht viel anders ausgefallen, wenn die Sachsen sie gefaßt hätten, oder die Ungarn, soferne sie nicht durch die allungarische Idee geblendet gewesen wären. — Dieses rein siebenbürgische politische Programm versuchte sich im und durch den Consiliul dirigent zu verwirklichen. Es war kein Zufall, daß diese Regierung nicht aus Siebenbürgen hinausgehen wollte. — Aber als sie die Eigengesetzlichkeit Siebenbürgens der allrumänischen Idee opferte, da hatte sie ihre Daseinsberechtigung verloren und verschwand. Was für ein blutiger Irrtum es war, zu glauben, man könne Karlsburg in Bukarest fortsetzen, das haben wir erlebt.

*

Siebenbürgen ist keine Provinz, es ist auch keine Kolonie. Siebenbürgen ist ein eigenes Land — es hat seine eigene Seele, sein eigenes Selbstbewußtsein. Es wird sich niemals auf die Dauer zum politischen Objekt allein erniedrigen lassen, ohne daneben politisches Subjekt zu bleiben.

Diese Tatsache in allrumänischer oder allungarischer Verblendung immer wieder zu übersehen, außer Acht zu lassen, das ist die Versuchung, der das siebenbürgische Rumänentum und Ungarntum immer und immer wieder zum Opfer fällt.

Es bleibt dem Sachsen vorbehalten, die Mahnung dieser siebenbürgischen Seele — das siebenbürgische Gewissen zu sein. — Dabei darf es ihn nicht hindern, wenn das Gewissen, wie das gewöhnlich zu gehen pflegt, nicht gehört wird. Wir können dies Gewissen niemals verleugnen, ohne aufzuhören Sachsen zu sein. Wir geraten dann zwangsläufig entweder in die ungarische oder in die rumänische Rolle und spielen beide gleich schlecht.

Wenn wir von der Eigengesetzlichkeit Siebenbürgens sprechen, so meinen wir das von, an und in Siebenbürgen, was Gottgewollt ist. Und wenn wir von unserer Sendung sprechen, so meinen wir das an uns, was Gottgewollt ist. Es ist klar, daß diese beiden zusammengehören.

Und wenn wir nach dem letzten Sinne unseres Daseins fragen, so kann der nur so sein: Zu wollen, daß in und an Siebenbürgen der Wille Gottes geschieht.

*

Wir wissen, daß wir unsere Sendung nur dann erfüllen können, wenn wir uns fühlen als die Werkzeuge Gottes zur Erfüllung seines Willens. Aber wir wissen auch, daß kein Mensch imstande ist, den Willen Gottes zu erfüllen, sofern nicht Gott in ihm wirkt.

Unser Glaube weiß, daß Gottes Wille auf die Dauer nicht aufgehalten werden kann, daß er schließlich Recht behalten, siegen muß.

Wir wissen aber auch, daß nur der Gläubige die Geburtswehen dieses Sieges aushalten kann.

Die Arbeiter sollen einmal leben wie jetzt die Bürger; — aber über ihnen, sich durch Bedürfnislosigkeit auszeichnend, die höhere Kaste; also ärmer und einfacher, doch im Besitze der Macht.

Nietzsche

Die Linde

Von Alfred Margul-Sperber

[redacted]

Der Schwabe Dr. Fritz Klingler und sein Werk

Von Peter Jung, Hatzfeld

Unter den vielen Namen, die das schwäbische Volk der Banater Heide teils mit Recht, teils mit Unrecht nur mit Ehrfurcht auf seine Lippen nimmt und mit dem Strahlenkranz des Ruhmes umgibt, verdient der des jungen Temesvarer Arztes Dr. Fritz Klingler ganz besondere Beachtung. Durch das einzig dastehende Werk, das er bis heute schon geschaffen zur Vermittlung der Kultur und des kulturellen Werdeganges seiner Vorfahren einerseits und zur Gestaltung ununterbrochener lebendiger Beziehungen zwischen ihm und seinen Großen des Geistes als Kulturträger anderseits, hat er sich trotz seiner kaum dreißig Jahre für immerwährende Zeiten einen ganz hervorragenden Ehrenplatz in der Geschichte des schwäbischen Volkes gesichert. Dieses Werk ist uns allen, die wir an einen Aufstieg zur Erfüllung und

Vollendung unseres Volkes mit der ganzen Kraft unserer Seele zu glauben nicht müde werden, die Gewißheit und Bürgschaft dafür, daß unser Glaube auch trotz aller Not und Fährnisse der harten und rauhen Zeit, in die wir keinesfalls zufällig, vielmehr im Ausflusse eines göttlichen Willensentschlusses hineingeboren wurden, um an ihren eisernen Gesetzen zu wachsen und zu reifen, nicht zuschanden wird. Es ist aber auch ein Ansporn zur Tat, ohne die es keinen Erfolg gibt; zum Opfer, das zu unserer inneren Reinigung und Läuterung notwendig ist; zur Liebe und Hingebung für ein einmal als gut erkanntes Ziel, das wir ohne sie niemals zu erreichen vermögen.

Es soll hier kein Lebensabriß Dr. Fritz Klinglers gegeben werden, steht er doch erst am Anfange seiner insbesondere für die Förderung unserer schwäbischen Heimatkultur so verheißungsvollen Laufbahn; es soll hier nur kurz auf das ureigenste Werk dieses Mannes der Tat, des Opfers, der Liebe und Hingebung hingewiesen werden, um auch weitere deutsche Kreise mit ihm bekanntzumachen.

Bekanntlich war das schwäbische Volk des Banates bis zum Umsturz, wenn wir von der gleichen Muttersprache und dem gleichen Väterglauben absehen, nur eine zusammenhanglose Masse, die nur noch die eine Bestimmung hatte, im magyarischen Volkskörper aufzugehen. Zwar hatten wir auch eine gemeinsame Geschichte und Kultur; doch war jene nur auf losen, niemals zusammengefaßten Blättern vorhanden, während diese auch niemals zu einem einheitlichen Ganzen abgerundet und abgeschlossen wurde. Es fehlten Geist und Hand eines zielbewußten Sammlers und Ordners. In dem aus Großjetscha gebürtigen schwäbischen Bauernsohn Fritz Klingler sollte er unserem Volke, das in der kurzen, aber schicksalhaften Zeitspanne des Umsturzes sich wieder auf seine gottgewollte Sendung besinnen und wieder die Stimme seines eigenen Blutes zu verstehen lernte, endlich werden. Die altehrwürdigen Wörter: Heimat, Volkstum, Muttersprache bekamen wieder Glanz und mancher Begriff, der unserem Volke in den letzten Jahrzehnten vor dem Umsturz verlorengegangen war, erstand zu neuem Leben.

In dieser Zeit des geistigen und seelischen Aufruhrs, die das Morgenrot des zu neuem Dasein erwachten schwäbischen Volkes einleitete, zogen viele Söhne unserer Heimat, was ja übrigens vereinzelt auch schon früher der Fall gewesen, an die Hochschulen Österreichs und des Reichs. Dort erfüllte sich ihr deutsches Schicksal.

Unter ihnen befand sich auch Fritz Klingler, der jahrelang in Wien studierte, wo er zum dortigen Verein der Banater Schwaben und zu dem bekannten schwäbischen Heimatschriftsteller Karl Kraushaar, der übrigens ein gebürtiger Hatzfelder ist, auch heute noch in Baden bei Wien lebt und im Auftrage des Vereins der Banater Schwaben in Wien die Monatsschrift „Unsere Heimat" herausgibt, rege und sehr ersprießliche Beziehungen unterhielt. Was konnte schließlich selbstverständlicher sein, als daß er sich für Lenau und Müller-Guttenbrunn begeisterte, die ja beide in Wien ihre letzte Ruhestätte fanden? Und es ist mehr als gewiß, daß er an den Gräbern dieser beiden Großen des Banater Schwabentums den Entschluß gefaßt hat, für die ununterbrochene Pflege ihres Gedächtnisses und ihres Werkes in ihrer Heimat, auf der schwäbischen Heide, Sorge zu tragen.

Aus seiner grenzenlosen Liebe zu diesen beiden Großen, nicht minder als zu dem einstigen Riesengrab der schwäbischen Auswanderer aus dem Reich reiften jene Früchte, deren erste er im Sommer 1927 seinem Volke überreichen konnte. Diese erste Frucht seines rastlosen Eifers, seiner zielbewußten ordnenden Hand, seines Opferwillens und seiner unsäglichen Liebe zu seiner Heimat und seinem Volke war ein herrliches, unvergleichliches Geschenk, wie es nicht einmal Könige zu vergeben haben: Es war das in seinem Geburtsort Großjetscha errichtete Schwäbische Heimatmuseum.

Der ersten Frucht seines immer in der Tiefe schürfenden Schaffens folgte rund vier Jahre später die zweite: Das Lenaumuseum im Geburtshause des Dichters zu Lenauheim.

Und es sollte bis zur Reife der dritten Frucht, die er seiner Heimat und seinem Volke zu bieten hatte, nur ein weiteres Jahr vergehen. Sie besteht in der im August des heurigen Jahres ebenfalls in Lenauheim errichteten Schwäbischen Dichterhalle.

Wer mit kaum dreißig Jahren sich eines derartigen Werkes rühmen kann, von dem kann das Volk, dem er angehört, noch so manche Leistung erhoffen. Dabei darf aber keinen Augenblick vergessen werden, daß Dr. Fritz Klingler sein gewaltiges Werk aus kleinsten Anfängen beginnen und vollenden mußte, immer nur auf sich selbst angewiesen.

Von einer näheren Beschreibung des Schwäbischen Heimatmuseums, des Lenaumuseums und der Schwäbischen Dichterhalle muß im Rahmen dieses Aufsatzes Abstand genommen werden, da die Behandlung des bunten und reichen Stoffes die uns gestellte Aufgabe überschreiten würde.

Rundschau

Zum Sachsentag! Die Selbsthilfebewegung hat vor kurzem einen Entwurf zum Sächsischen Volksprogramm veröffentlicht, der gleich dem, im vorigen Hefte enthaltenen Entwurf des Klingsor-Kreises als Vorschlag für den Sachsentag zu werten ist. Wir stellen erfreut fest, daß die wesentlichen Grundlinien des Selbsthilfe-Entwurfes unserem Vorschlage entsprechen. Wir brachten dies auch dadurch zum Ausdruck, daß wir Teile daraus wörtlich übernahmen und darauf bedacht waren, alle anderen grundsätzlich beachtlichen Forderungen der Selbsthilfe mitzuvertreten. Wir trennten aber die programmatischen Setzungen von den organisatorischen, um die Vermengung dieser beiden Gebiete, die auch im alten Programm vorgenommen wurde, zu vermeiden. Bekenntnis, Ziel und Aufgabe, die ins Programm gehören, erscheinen auch in diesem, während die Volksverfassung, also die rechtliche Zusammenfassung unseres Volkskörpers, in klarer Form zum Ausdruck gelangt. Wir konnten uns beim Volksprogramm begnügen mit der Führung der großen Linien. Deshalb blieb eine Reihe von Einzelheiten unberücksichtigt, die die Selbsthilfe innerhalb der Grundsätze erwähnt; gerade vom Standpunkt der Führerverantwortlichkeit, den die Selbsthilfebewegung vertritt, erschien es uns unwichtig, Einzelheiten zu regeln, die sich nach den Gegebenheiten der Zeit ohnehin logisch aus den Grundsätzen ableiten lassen. Dadurch hat unser Entwurf an Geschlossenheit gewonnen. Ein Vergleich dieses Entwurfes mit dem der Selbsthilfebewegung wird dies bestätigen und zugleich die Fälle hervortreten lassen, wo unser Weg streckenweise anders verläuft.

Da aber die Übereinstimmung doch die einzelnen Abweichungen als unwesentlich erscheinen läßt, finden gegenwärtig Beratungen statt, um für den Sachsentag, der noch in diesem Jahre stattfinden muß, durch Ausgleich der Verschiedenheiten einen von möglichst weiten Kreisen vertretenen Vorschlag fertigzustellen. Zugleich wird mit den offiziellen Führerkreisen eine weitere Verbindung gesucht werden, um unsere Vorschläge zum Vorschlag des ganzen Volkes umzugießen. Gelingt dies, so wird die Tätigkeit des Sachsentages in dieser Hinsicht ein Organisations- und Programmwerk schaffen, das als einheitliche Willensäußerung der sächsischen Nation gelten darf. Wir vermerken mit Genugtuung, daß sowohl die Vorschläge der Selbsthilfe wie die des Klingsor-Kreises in einigen sächsischen Blättern, vornehmlich im Großkokler Boten, eine ernste und sachliche Besprechung fanden. Der Schäßburger Kreisausschuß hat sich ebenfalls in durchaus günstigem Sinne mit unseren Vorschlägen befaßt.

Bedauerlich ist es, daß der Termin des Sachsentages noch immer nicht genau festgesetzt wurde. Nicht wegen einer Abrechnung mit dem Bisherigen, mit Führern und Personen fordern wir den Sachsentag noch für dieses Jahr, sondern erstens aus einem formalen Grunde: Der Volksrat beschloß im Frühling, den Sachsentag noch in diesem Herbste abzuhalten. An dieses Versprechen ist er gebunden. Wir halten es für unvereinbar mit der ethischen Bedeutung dieses Amtes, wenn das Versprechen nicht eingelöst wird. Treu und Glauben wäre damit von der höchsten Volksführung vernichtet. Niemand hätte vor seinem Gewissen ein Recht, einem solchen Volksrat noch weiter Achtung zu schenken. Aber nicht nur aus diesem Grunde, sondern auch deshalb, weil unsere volkspolitische Lage der Klärung von Tag zu Tag dringender bedarf, muß der Sachsentag sobald als möglich stattfinden. Es

gehört ein gerüttelt Maß dilettantischer, aber auch in den Motiven anfechtbarer Oberflächlichkeit dazu, wollte man noch jetzt davon träumen, daß mit einem schweigenden Hinausziehen der Klärung die notwendigen Verschiebungen in der Volksführung zu vermeiden wären. Wer soll den Gewinn einer solchen Taktik ernten? Höchstens einige Personen, die zu fallen fürchten, niemals das Volk. Und wir treiben doch Politik im Namen unseres Volkes, dessen Lage gebieterisch eine Klärung fordert. Diese Klärung, kann am Sachsentag nicht allein durch die Annahme eines neuen Programms und einer Verfassung erzielt werden. Sie wird erzielt, wenn wir — wie wir dies im letzten Hefte darstellten — den Frieden im Inneren durch sachliche Aussprachen und Befriedigung gerechtfertigter Ansprüche schaffen, wenn wir weiter der Not unserer Wirtschaft und Kirche durch die Zusammenfassung aller Volkskräfte entgegentreten. Dazu gehört nicht bloß der immer verschleppte Klageweg beim Völkerbund, nicht nur die Einleitung von Verhandlungen zur Sanierung unseres total festgefrorenen Kreditwesens — dazu gehört noch viel mehr! Bei den jetzt laufenden Verhandlungen zwischen den verschiedenen Gruppen unseres Volkes mögen die Vorbedingungen zur Schaffung der Einheitsfront dadurch erfüllt werden, daß die Jugend ihre Forderungen vorbringt, am besten noch ehe der Sachsentag stattfindet. Diese Forderungen sind, soweit es sich um grundsätzliche Fragen handelt, in den veröffentlichten Programmen und Entwürfen zusammengefaßt. Die Forderungen umfassen aber auch die Festlegung der wichtigsten Arbeiten der politischen Führung für die nächste Zeit, wie z. B. die Befristung unseres Wegs nach Genf, das bindende Versprechen, bei Staatswahlen eine deutsche Liste aufzustellen usw. Und sie umfassen weiter Personenfragen.

Die Klärung ist notwendig. Darum sind die Vorbedingungen zur Klärung sachlich von allen Teilen zu prüfen. Das kann in einer Woche geschehen. In der nächstfolgenden kann der Sachsentag stattfinden, wenn man es ehrlich will. Dieses Wollen allerdings entscheidet über uns alle. Heinrich Zillich

Um die Bischofswahl. Zu den bisherigen Ereignissen um die Bischofswahl seien hier folgende grundsätzlichen Bemerkungen gestattet. Zunächst die Feststellung, daß das Landeskonsistorium das wünschenswerte Fingerspitzengefühl für die Lage in unserem Volk nicht bewiesen hat, als es von den Wünschen der jungsächsischen Opposition nichts, aber auch rein gar nichts erfüllte. Daß es hiebei einen formellen Rechtsstandpunkt für sich in Anspruch nehmen kann, ist in diesem, wie in vielen anderen Fällen nicht entscheidend und keine irgendwie durchgreifende Entlastung. Denn das Kleben am Buchstaben dient sehr oft in keiner Weise dem Recht im höheren Sinn, dem, was man den Geist der Gesetze genannt hat, und noch seltener dem Geist und Sinn einer bestimmten geschichtlichen Lage. Jenen höheren Rechtsstandpunkt, den Geist der Gesetze aber kann die Opposition für jene Forderung für sich in Anspruch nehmen, daß nicht die abtretenden, sondern die neugewählten Körperschaften die Landeskirchenversammlungen zu beschicken hätten, die die so wichtigen Wahlen des Bischofs, Landeskonsistoriums usw. vorzunehmen haben. Diese Forderung ist grundsätzlich so natürlich, daß das Landeskonsistorium aus eigenem Antriebe, ohne eine Initiative aus Volkskreisen abzuwarten, nach diesem Grundsatze hätte vorgehen müssen. Nach dem hätte vorgehen müssen, weil das Vorhandensein oppositioneller Bewegungen im Volke diese Haltung einer führenden kirchlichen Oberbehörde organisch vorschrieb.

Man mußte diese Forderung vorhersehen und ihr zuvorkommen! Über die anderen Forderungen der Opposition will ich nicht sprechen, da sie nicht diesen Charakter des allem angewandten Recht vorausgehenden höheren Rechtsgrundsatzes haben. Und diese grundlegende Eigenschaft der obengenannten Forderung wird auch nicht im geringsten durch den manchmal gehörten Einwand geschmälert, daß eine Neuwahl der kirchlichen Körperschaften in deren Zusammensetzung keine wirklich entscheidenden Änderungen zur Folge gehabt hätte. Ja dieser scheinbar aus nüchternstem praktischen Denken kommende Einwand deckt es erst ganz auf, wie unpraktisch — wieder in einem höheren Sinne — die Abweisung jener Forderung eigentlich war. Hätte man sie nämlich erfüllt, so wäre nicht nur einem elementaren Grundsatz des Rechtsgefühls Rechnung getragen worden, sondern man hätte gleichzeitig die Fronten in einer Weise geklärt, die gegen jeden weiteren Vorwurf gefeit gewesen wäre. Auf wie billige Weise hätte hier das Landeskonsistorium Lorbeeren der Friedensstiftung pflücken können, die zu pflücken einer kirchlichen Behörde doch wohl ansteht. Statt aber Gegensätze auszugleichen, hat man Gegensätze geschürt. Und schließlich bagatellisieren läßt sich die jungsächsische Opposition heute nicht mehr, selbst wenn man sich nur an die Fehler hält, die sie macht oder mit dem Stift in der Hand nachrechnet, daß die Zahl ihrer Anhänger, verglichen mit der Gesamtzahl des Volkes, so oder so klein sei. Denn eine Handvoll aktiver, die Notwendigkeiten der Zeit erkennender Leute wiegt mehr, als eine vielmals größere Menge solcher, die nur durch das geistige Beharrungsgesetz in ihrer Richtung gehalten werden. Und in vielen, vielleicht entscheidenden Volksfragen ist dies die Stellung, die innerhalb der Masse unserer Volksgenossen die Erneuerungsbewegung einnimmt.

Es wird dieser Bewegung übel vermerkt, daß sie ihren Kandidaten für das Bischofsamt öffentlich nennt und öffentlich für ihn eintritt. Vielfach glaubt man die Würde dieser Wahl dadurch verletzt und einen Parteistandpunkt zu stark betont. Dieser Vorwurf wäre berechtigt, wenn all die Kreise, die ihn erheben, die Entscheidung in dieser Frage wirklich unbeeinflußt dem Gewissen des Einzelnen überlassen würden. Wer aber hinter die Kulissen der auch diesmal betriebenen mehr oder weniger geheimen Agitation zu sehen Gelegenheit hatte, wird erkennen, daß die Erneuerungsbewegung mit ihrer Einstellung nur eine konventionelle Lüge zu Grabe getragen hat. Ihren Willen zur Überparteilichkeit hat übrigens diese Bewegung einwandfrei bewiesen, als sie ihren Kandidaten zugunsten des Landesbischofs von Mecklenburg-Schwerin D. Dr. Rendtorff zurückzog und damit jene Lösung der Bischofsfrage anstrebte, die die weitaus großzügigste und für unser Volk angesichts der zahlreichen inneren Spaltungen die segensreichste gewesen wäre. Es ist ein Zeichen mangelnden Wagens und mangelnder innerer Schwungkraft, daß unsere führende Öffentlichkeit die großen befreienden Möglichkeiten dieser Kandidatur nicht erkannt und sich ihrer nicht bemächtigt hat, trotzdem unsere heimischen ebenfalls als Kandidaten angesehenen Persönlichkeiten in richtiger Würdigung der Lage erklärt hatten, sich für diese Lösung einzusetzen. Sie hätte zu der einigenden geistigenden und nationalen Tat, zu der kraftvollen Zusammenfassung aller Kräfte werden können, die wir heute so dringend brauchen. Denn sie hätte uns alle über uns selbst erhoben, wenn sie zu einer Volkssache gemacht worden wäre. Es ist niederschlagend feststellen zu müssen, daß das magere Echo dieser Kandidatur in unserer Öffentlichkeit aus nichts mehr und nichts weniger als einigen am Buchstaben klebenden juristischen Einwänden bestanden hat,

die dazu noch so anfechtbar sind, daß man versucht ist, sie eher Vorwände anstatt Einwände zu nennen.

Diejenigen, die dergestalt die Einigung vor der Wahl abgelehnt haben, beeilen sich desto eifriger die sittliche Verpflichtung der Einigung nach der Wahl zu betonen. Sie haben Recht. Wir müssen und werden diese Einigung von uns allen fordern, in erster Linie aber von ihnen! Alfred Pomarius

Tagung des Verbandes der Deutschen in Rumänien. Eine Tagung des deutschen Verbandes fand vor kurzem in Tarutino statt. Nach den Pressemeldungen zu schließen, scheint wirklich endlich Leben in diese Organisation zu kommen. Das Bekenntnis zu erhöhter Aktivität, das der Verband ablegte, erfolgt wohl etwas spät, aber es sei, da inzwischen eine Kanzlei errichtet und ein Sekretär angestellt wurde, als Weglosung für den neuen Kurs anerkannt. Die Tagung war im wesentlichen eine Besprechung der seit Jahren bekannten offiziellen Führer. Als faßbares Ergebnis sei vermerkt, daß die Deutschen der Dobrudscha fortan eine eigene Volksorganisation unter einem deutschen Volksrat für die Dobrudscha bilden, und daß man beschloß, bei den nächsten Staatswahlen eine deutsche Liste einzureichen — dies sei besonders freudig verbucht. Den Beschluß werden wir, die ihn schon lange gefordert haben, nicht vergessen. Heinrich Zillich

Kein Minderheitenamt mehr! Ohne Sang und Klang ist mit dem letzten Regierungswechsel, der Maniu wieder ans Ruder brachte und mit ihm die letzte Reserve einer innerlich sterbenden, geistig überalterten Partei, das Minderheitenamt verschwunden. Dieses Ereignis hat zwei Seiten. Einmal eine rein persönliche: Brandsch war der alte Freund der nationalen Bauernpartei, war vor allem der Freund des Ministerpräsidenten. Er hat diese Freundschaft manchmal mit einer Treue gehalten, die uns zu weit getrieben schien. Die freundschaftliche Erwiderung, die ihm dafür nun zuteil wurde, überrascht nicht uns. Sie wird ihn zum Nachdenken bringen. Der letzte Anhänger der Atmosphärentheorie in der bisher vertretenen Form ist damit wohl belehrt worden. Eine uns freundliche Atmosphäre werden wir bei den rumänischen Parteien nur dann schaffen, wenn wir uns unentbehrlich machen und wenn wir zugleich unser Recht mit rücksichtsloser Zähigkeit und Schlagfertigkeit verteidigen. Kraß ausgedrückt: wer in beinahe 14 Jahren immer nur auf die Gnade der Stärkeren hoffte, wer die ihm durch Verträge gegebenen Rechte nicht bis zum letzten Forum (wie es der Völkerbund für uns ist) zu verteidigen suchte, wer im Gegenteil noch durch fügsames Paktieren besonderes Verständnis für seine eigene Schwächung bewies, der beklage sich nicht, wenn seine kulturelle, kirchliche und Schulautonomie in Fetzen hängt, wenn ihm Grund und Boden abgenommen wurde, wenn er aus Amt und Würden fliegt. Das gilt für Volk und Person. Nur wahre Mitarbeit am Staate, wie wir sie oft forderten und wie sie von manchen Männern unseres Volkes erfolgreich auch schon getan wird, und dabei härtester und auch angriffsweise geführter Kampf ums Recht werden uns eine günstige Atmosphäre erstreiten.

Das Minderheitenamt war als Anfang einer staatlichen Organisation zur Lösung der Minderheitenfrage gut, als Institution unterstützungswert. Aber es hatte Mängel, die solche in der Zukunft liegende Vorteile ausglich. Es mag in vielen Einzelfällen private oder lokale Leiden der Minderheiten gelindert haben. Es hat aber die grund-

fätzliche Frage unseres würdigen Lebens in diesem Staate nicht einmal aufgeworfen. Die Bilanz über den anderthalbjährigen Bestand zeigt keinen Gewinn, sie zeigt bei freundlicher Betrachtung Vorteile und Nachteile ausgeglichen. Die Nachteile lagen auch darin, daß es uns, die den Führer des Amtes stellten, uns Sachsen nicht etwa äußerlich, nicht etwa parteipolitisch, wohl aber durch die uns eigene Art der viel zu vorsichtigen Spekuliererei band. Man hatte in manchen Wochen des letzen Jahres das untrügliche Gefühl, daß unsere politische Vertretung nur deshalb leise auftrat, weil Brandsch im Ministerrat saß. Das war die schlimmste Seite dieses Amtes. Und dennoch müssen wir uns, nun da es mit einer erregenden Wortlosigkeit weggestrichen wurde, gegen eine solche Behandlung zur Wehr setzen. Still darüber hinwegzugehen, vielleicht gar froh zu sein, daß uns eine gewisse Fessel abgenommen wurde, was ja nur dann ein politischer Vorteil für uns wäre, wenn wir das Amt fallen gelassen hätten — das wäre unwürdig. Man kann uns nicht in einem Jahre mit süßen Versprechungen ein Unterstaatssekretariat schenken, um es im nächsten mit nichtssagenden Vertröstungen auf die Zukunft wegzunehmen. Entweder haben wir noch Blut in den Adern, dann werden wir diese Behandlung nicht nur durch einen Protest zu parieren wissen, oder wir bieten noch die andere Wange dar. Heinrich Zillich

Die deutsche Buchgilde in Rumänien und die Raabe-Stiftung. Es dürfte unseren Lesern nicht uninteressant sein zu erfahren, daß in Deutschland soeben eine Buchorganisation gegründet worden ist, die fast genau so arbeitet wie unsere deutsche Buchgilde in Rumänien. Es handelt sich um die Raabe-Stiftung, die alljährlich ein neues Werk deutscher Dichtung als Wilhelm Raabe-Volkspreis in möglichst großer Auflage verbreitet. Genau so wie die Deutsche Buchgilde in Rumänien wird auch die Raabe-Stiftung von einem Beirat der Dichter geistig geleitet, genau so wie jene schaltet auch diese den Buchhandel nicht aus, sondern gelangt scheinbar gerade durch seine intensive Mitarbeit zu ihrer schon jetzt großen Lesergemeinde. Die Übereinstimmung geht sogar so weit, daß selbst die Jahresbeiträge vollkommen die gleichen sind: hier wie dort 6 M. Ein Unterschied freilich verdient festgehalten zu werden: während sich unsere Buchhandlungen erst allmählich dessen zu besinnen beginnen, welche Bedeutung der Buchgilde in unserem geistigen Leben zukommt, traten in Deutschland der Raabe-Stiftung gleich nach der Gründung 400 Buchhändler bei. Hoffentlich wirkt dies gute Beispiel der reichsdeutschen Buchhändler recht bald aneifernd auch auf die unsrigen und schafft der Deutschen Buchgilde in Rumänien dadurch die Möglichkeit, ihrer hohen und wichtigen Aufgabe zu entsprechen. Alle aber freuen wir uns darüber, daß in ihr ein Gedanke bereits praktisch Gestalt und Leben gewann, noch bevor er sich in anderen und größeren Verhältnissen durchsetzen konnte. Zugleich sei bekanntgegeben, daß das 1. Buch der Buchgilde, Meschendörfers „Stadt im Osten" in der reichsdeutschen Presse großen Erfolg hatte und vom Albert Langen-Georg Müller-Verlag in München erworben wurde.

Zur Diskussion über Christentum und Idealismus. Gelegentlich seiner großangelegten und von nachhaltiger Wirkung begleiteten Vortragsreise durch Südosteuropa (Ungarn, Jugoslawien, Bulgarin, Rumänien) sprach der junge Halle'sche Gelehrte Dr. Walter Linden am 16. Oktober l. J. in Mediasch über das Thema „Christentum und deutscher Idealismus". Außer Mediasch bekam während seiner Reise nur noch Budapest diesen Vortrag zu hören. Die andern Städte hatten sich alle

für die andern Vorträge Lindens entschieden (über Goethe, Nietzsche, den geistigen Weg des 19. Jahrhunderts, die moderne deutsche Dichtung: Grimm, Carossa, Kolbenheyer usw. usw.). So mag ein Bericht über den Mediascher Abend hier umso mehr angebracht sein als die Diskussion über dies Thema vor nicht allzulanger Zeit zu mehreren sehr entschiedenen Stellungennahmen gerade in dieser Zeitschrift* geführt hat (was vom Vortragenden übrigens berührt wurde) und es manchem Leser erwünscht sein dürfte, zu hören, was also nun Linden darüber ausgesagt habe.

Vorausgeschickt sei, das Walter Linden als wissenschaftlicher Leiter der in jeder Beziehung gediegenen „Zeitschrift für Deutschkunde" (Teubner, Leipzig) in den letzten Jahren eine sehr eingehende Auseinandersetzung über das in Frage stehende Thema angeregt und von den verschiedensten Seiten her durch Beiträge und Erwiderungen im Gang erhalten hat und z. T. auch noch erhält. Neben anderen meldeten sich beispielsweise und kamen auch ausgiebig dabei zu Wort die beiden Philosophen Max Wundt und Eduard Spranger und der Theologe Friedrich Gogarten. (Leider waren dem Schreiber dieser Zeilen zur Zeit der Abfassung seiner Klingsorauffätze, die dasselbe Thema behandelten, die Diskussion der „Zeitschrift für Deutschkunde" noch nicht bekannt. Gerade dieser Umstand beweist aber wieder, wie sehr doch die entscheidenden Gedanken der Zeit in der Luft liegen und in den entlegensten Winkeln der Erde die Menschen oft gleichzeitig beschäftigen.) Genug, Linden kommt also aus einem der Brennpunkte der Diskussion und darf zum mindesten als sehr bewandert in der einschlägigen Literatur angesehen werden.

Der Vortragende stellte zunächst fest, daß die deutsche Wissenschaft der letzten zehn Jahre mit der Anschauung gründlich aufgeräumt habe, als handle es sich in Sachen des Glaubens bei den Klassikern der deutschen Dichtung um eine mehr oder weniger ästhetisch mitbestimmte oder abgewandelte und bei den Klassikern der deutschen Philosophie um eine mehr oder weniger philosophisch mitbestimmte oder abgewandelte christliche Glaubenshaltung. Nein. Diese Meinung von gestern und vorgestern, sagte er, läßt sich heute ernst nicht mehr vertreten. Je größer der Abstand wird, der uns von jener Zeit trennt, umso klarer erkennen wir aus der Ganzheit der Erscheinungen, daß wir es mit mehr als mit verschieden beeinflußten Auffassungen des Christentums, daß wir es, jawohl, mit einer völlig eigengesetzlichen Religiosität zu tun haben. Gewiß besitzt diese Religiosität vielfache, z. T. recht fruchtbare Beziehungen zum Christentum. Das Fehlen dieser Beziehungen wäre ja schlechterdings unvorstellbar. Aber nie und nimmer läßt sie sich mit dem Christentum auf ein und denselben Nenner bringen. Sie ist artverschieden von ihm.

Der Hauptteil des Vortrages brachte dann einen Bericht über die wichtigsten zur Diskussion erschienenen wissenschaftlichen Werke. Drei von ihnen wurden aus der Fülle der Literatur herausgegriffen und als typisch besprochen: 1. Helmut Groos „Der deutsche Idealismus und das Christentum" als eines jener Werke, die in überzeugendster und schärfster Form die „Diastase", die Gegensätzlichkeit der beiden Standpunkte, gewissermaßen von einem dritten, unbeteiligten, völlig objektiven aus betrachtet, behaupten. Unsere Leser kennen es bereits.** 2. Wilhelm Lütgert „Die Religion des deutschen Idealismus und ihr Ende", 4 Bände, als ein Werk, das

* Siehe die Hefte ab Dezember 1931 bis April 1932.

** Siehe Klingsor, Dezemberheft 1931, S. 468.

von der christlichen Theologie her Gericht und zwar vernichtendes Gericht hält über den Idealismus. 3. H. A. Korff „Geist der Goethezeit", 2 Bände, als ein Werk, das im Idealismus die Wiedergeburt der Religion, die Begründung einer eigenen Religion neuzeitlichen Geistes erblickt.

Zum Schluß erläuterte der Vortragende seine eigene Stellungnahme zum Problem. Er stimme, so sagte er, mit den Verfassern der eben besprochenen Werke darin völlig überein, daß der geschilderte Gegensatz ein grundlegender und letzten Endes unüberbrückbarer sei. Vor diese Erkentnis gestellt, gebe es keinen andern Ausweg als den der persönlichen Entscheidung. Sein Gewissen gebiete ihm, sich als Idealisten zu bekennen.

Der Vortrag enthielt noch eine Menge sehr bedeutender Hinweise und deckte viele unbekannte oder doch unbewußte Zusammenhänge auf. So sprach Walter Linden als erster zu uns von der religiösen, der ausgesprochen religiösen Begabung des deutschen Volkes. Es darf sich seiner Meinung nach darin mit den Juden messen. So streifte er den verschütteten und gegenwärtig selten betonten, aber keinesfalls zu verleugnenden Zusammenhang zwischen der Reformation und dem deutschen Idealismus. Auf den ganzen Komplex der durch die Streitfrage aufgetauchten Anschauungen konnte er in der kurzen Spanne Zeit natürlich nicht zu sprechen kommen. Aber er verstand es meisterlich, eine wesentliche Auslese daraus und diese in einer Form zu bieten, die auch die mit dem Stoff nicht Vertrauten unter seinen zahlreichen Zuhörern von dem Ernst der hier gestellten Frage überzeugte. Otto Folberth

Neue Bücher und Schriften

Reiseführer durch Rumänien. Editura Chidul Romăniei, Bukarest. 1932. — Von Alexander Cicio Pop und Dr. Soltán Németh verfaßt ist in Bukarest ein Reiseführer durch unser Land erschienen, der jeden Vergleich mit ähnlichen ausländischen Arbeiten aushält. Der deutschen Ausgabe soll bald eine französische und rumänische nachfolgen. Was dem Werke seinen Wert verleiht ist nicht bloß eine erstaunliche Vollständigkeit aller für einen Reisenden nötigen Aufklärungen, eine ausführliche und klare Schilderung der Städte und Landschaften, sondern vielmehr noch, neben ausgezeichneten Karten und unzähligen Bildern (dabei auch Abbildungen von Gemälden, Kunstwerken, bedeutenden Männern usw.), die Möglichkeit, es als ein Nachschlagewerk über Rumänien zu benutzen. Man sieht dann ein Bild der Fülle, die Rumänien an Sehenswertem und Bemerkenswertem bietet. Mit großer Weitherzigkeit und Sachlichkeit werden auch die Minderheiten behandelt, und ihre Geschichte im Zusammenhang mit der Beschreibung der Städte wiedergegeben. Das Buch ist der weitaus beste Behelf für Reisen durch Rumänien und auch für Inländer unentbehrlich. Den Druck besorgte vorbildlich die Druckerei Krafft & Drotleff A. G. in Hermannstadt. Heinrich Zillich

Dr. Richard Csaki. Deutscher Wegweiser. Grenz- und auslanddeutsches Reisehandbuch durch Europa. Verlag Bernhard & Graefe, Berlin. 1932. — Eine ganz neue Gattung von Reisebuch ist mit diesem Werke geschaffen worden: ein Führer durch die Siedlungen eines Volkes, durch die auslanddeutschen Gebiete Europas. Nicht nur die größeren Siedlungen im Osten oder im Elsaß, sondern auch die kleinste Streusiedlung irgendwo in Portugal ist berücksichtigt. Die Form des Buches ist die des

Reiseführers. Der Schienenstrang führt uns. Bei jedem Orte werden die üblichen Angaben über Unterkunft, Geschichte, Buchhandlungen usw. gemacht. Das Neue ist nur, daß überall die deutschen Interessen erfaßt wurden, Größe der Siedlung, ihre Eigenart, Geschichte und dergl. Damit wird das Buch, in dem sich ein erstaunliches Wissen und sehr viel Arbeit verkörpern, zum Hand- und Nachschlagebuch über das ganze europäische Auslanddeutschtum. Und hierin liegt sein Hauptwert. Es ist dem Autor nicht Dank genug zu spenden für diese Leistung, die auch große nationale Bedeutung hat. Heinrich Zillich

Alfred Neumann. Narrenspiegel. Im Propyläen-Verlag, Berlin, 1932. — Eine sehr derbe und lustige Geschichte schildert dieser Roman. Da ist der Herzog Heinrich von Liegnitz, eine Viechsnatur mit prächtiger Schläue und Klugheit begabt, begleitet von einem säuerlichen Marschall. Die zwei köstlichen Figuren vagabundieren in des Heiligen Römischen Reiches großer Politik herum wie die rechten Krippenhengste, nicht ohne einen Schimmer von Würde, aber belastet mit einer Fülle grotesker Gaben. Es wird daraus ein sehr buntes Bild aus dem deutschen Barock. Heinrich Zillich

Zoltan Franyó. Rumänische Dichter. Eine Anthologie zeitgenössischer Lyrik. Genius Verlag, Temesvar, 1932. — Wir kennen Zoltan Franyó schon lange als guten Nachdichter. Unsere Zeitschrift brachte auch einige seiner Übersetzungen aus dem Chinesischen. Die Aufgabe, die er sich mit diesem gut ausgestatteten Buche stellte, in einer Auswahl ein Bild der rumänischen Lyrik zu geben, ist geglückt. Wir finden eine überraschende Vielfalt. Eine Vielfalt auch der dichterischen Mittel, die Franyó zu Gebote stehen und wir können in den meisten Fällen seine Formung als überzeugend empfinden. Mitunter sind kleine sprachliche Fehler festzustellen. Aber darüber wollen wir nicht vergessen, daß hier der erste Band rumänischer Gedichte in einer gültigen Nachdichtung vorliegt. Und das ist viel. Heinrich Zillich

Anton Maly. So starb Stephan Ludwig Roth. Die letzten Stunden eines Märtyrers. Drei Akte. Honterus-Verlag, Hermanstadt o. J. (1932). 110 S. Gr. 8°. Maly wollte ein Theaterstück, „drei Akte", schreiben, kein Drama. Sein Stofferlebnis führte ihn zur Einsicht, „daß der Phantasie des Autors ein starrer Riegel vorgeschoben und ihm die Aufgabe gestellt wird, sich an überlieferte Tatsachen zu halten". Überlieferte Tatsachen sind Wirklichkeit. Wirklichkeit ist nicht Dichtung. Den Zwiespalt hat Maly deutlich gefühlt. Er hat ihn als Regisseur und Theaterleiter zu lösen versucht, indem er die Tragödie St. L. Roths zum Theaterstück umschuf. Dazu ist nichts zu sagen, als was schon Goethe im Zwiegespräch zwischen Dichter und Direktor des Faustvorspiels gesagt hat. Auch der Erfolg gibt Goethen recht. Hermannstadt und Mediasch haben, wenn man Zeitungsmeldungen glauben darf, das Roth-Stück freundlich aufgenommen. — Obwohl nicht streng hierher gehörig, ist es auch in diesem Zusammenhang erwähnenswert, daß die überlieferten Züge des Roth-Bildes demnächst eine unerwartete Erweiterung erfahren werden. Otto Folberth wird im nächsten Heft der Siebenbürgischen Vierteljahresschrift einen Plan Roths aus dem Sturmjahr 1848/49 bekannt machen, der die Aufstellung und Ausrüstung sächsischer Schützenkompagnien bezweckte. Bei einem Aufstand der Ungarn sollten die Sachsen nach Roths Absicht mit bewaffneter Hand für Österreich eintreten. War Roth, vom Standpunkt des ungarischen Kriegsgerichtes also doch nicht so unschuldg, wie er sich fühlte? Hatte Graf Csányi von Roths Plan Kenntnis? Karl Kurt Klein

Hören und Sehen im lutherischen Gottesdienst. Von Egon Hajek, Pfarrer in Wien. Sonderabdruck aus der „Neuen Evang. Kirchenzeitung", Bielitz.

Nachdem jahrzehntelang das „Feiernde" im evangelischen Gottesdienst gegenüber dem Gedanklichen stark zurückgedrängt war, ist in den letzten Jahren das Verlangen wieder allenthalben fühlbar geworden, der feiernden Anbetung (im Liturgischen) auch in der evangelischen Kirche mehr Raum zu geben und das Hören und Sehen der feiernden Gemeinde entgegenkommender zu befriedigen. In seinem klaren und in die Tiefe dringenden Aufsatz weist Pfarrer Hajek darauf hin, daß dieser Zweck nicht erreicht werden könne durch einfache Übernahme früherer liturgischen Ordnungen in den evangelischen Gottesdienst, weil Sehen und Hören sich im Lauf der Zeit wesentlich wandeln und Gesehenes und Gehörtes auf uns heute vielfach anders wirkt, als etwa auf die Zeitgenossen Luthers und Bachs. Wie der Ewigkeitsgehalt der Liturgie mit ihrem in der Form nötigen Wandel für unsere Zeit zu einer Einheit verbunden werden kann, wird vom Verfasser entsprechend dargestellt. Der Aufsatz ist auch für uns — und zwar nicht nur Geistliche — sehr lesenswert. Lienert

„Siebenbürgische Vierteljahresschrift". Das vor kurzem ausgegebene Juni-Septemberheft ist volkskundlich eingestellt. Prof. John Meier, Freiburg, der Schöpfer des Deutschen Volksliederarchivs und wohl beste lebende Kenner des deutschen Volksliedes, gibt aus dem reichen Schatz seines Wissens Ergänzungen zu Gottlieb Brandschs Sammlung Siebenbürgisch-Deutscher Volkslieder, über die er sich sehr anerkennend äußert. Zur Frage der sprachlichen Beziehungen zwischen Rumänen und Sachsen bringt Georg Pascu bemerkenswerte Beobachtungen, Misch Orend stellt aus den Fragebogen des Volkskundeatlas die volkstümlichen Anschauungen der Deutschen Siebenbürgens über die Herkunft der Kinder zusammen. Auf eine aus Luxemburg ergangene Anfrage beschreibt Friedrich Krauß-Weilau das in vielen Orten Siebenbürgens zu Ostern oder Pfingsten übliche Hahnenschießen. Einen bei den Satmarer Schwaben üblichen Osterbrauch, der auch bei den Siebenbürger Sachsen im Schwange ist, schildert Albin Franz Scherhaufer: den „Fastnachtsfunken" und das „Eierlesen". Des Satmarer Schwabentums wird noch an anderer Stelle gedacht: Fritz Keintzel-Schön bringt einige satmar-schwäbische Dialektaufnahmen, Richard Huß zeigt das grundlegende Werk von Stefan Vonhaz über die Ansiedlung der Deutschen in der Satmarer Gespanschaft an. Außerdem teilt Huß altes Volkskundegut, Zaubersprüche und Segensformeln aus dem Nösnerland mit und geht in einem Forschungsbericht über Helene Palgens „Echternacher Mundart" auf die sprachlichen Beziehungen zwischen Luxemburgern und Siebenbürger Sachsen ein. Gustav Kisch-Klausenburg widmet dem vor kurzem verstorbenen Altmeister der germanischen Philologie, Eduard Sievers, Leipzig, einen warm empfundenen Nachruf. Nach kleineren Beiträgen und einer Reihe von Besprechungen und Forschungsberichten folgt eine aus kleinen Anzeigen zusammengesetzte reichhaltige Bücher- und Zeitschriftenschau (Bearbeiter: Friedrich Ziegler, Hermannstadt). Auf die wissenschaftlich-geistige Bewegung in unseren Gegenden und dem deutschen Mutterland bezughabende Nachrichten beschließen das fast 100 Seiten starke Heft.

Hans Carossa. Der Arzt Gion. Eine Erzählung. Im Inselverlag Leipzig, 1932. — Hinter dem letzten Buche Carossas bebt die verwirrte Zeit nach dem Kriege in Deutschland. Das Schicksal der Personen des Buches steigt aus dem Chaos und

wirkt auf uns wie ein einziges sich entfaltendes Symbol menschlicher Klärung und Orientierung in solcher Zeitirrung. Die Handlung nimmt keinen unmittelbaren Bezug auf diesen Hintergrund und doch unterstreicht sie ihn, wenn sie auch scheinbar völlig im Bereich des Persönlichen, des nur Menschlichen der Fabel verbleibt. Die Fabel selbst ist schon eigenartig, voll seltsamer Spannung und schicksalhafter Fügung. In dem klassischen Deutsch Carossas, getragen von einer sehr gütigen, aber vor allem wissenden und glaubenden Künstlerschaft wird hier das seltene Wunder der Dichtung wahr: daß sie den Leser in tieferen Bereichen faßt und bestimmt als auf der Oberfläche des Reizes und des ästhetischen Genusses; sie läutert, klärt und wandelt.

Dieser durchaus unzulängliche Hinweis auf den Roman muß hier genügen. Mögen das Buch viele lesen. Heinrich Zillich

Heinz Steguweit. Der Jüngling im Feuerofen. Albert Langen, München, 1932. — Man hat seine helle Freude an diesem Roman, der die Zeitprobleme, aus denen er gestaltet ist, mit freiem männlichen Mut und einer klaren Gesinnung anfaßt. Es ist die Geschichte eines deutschen Heimkehrers, der, als er das Gewehr niederlegt, nichts sein eigen nennt, als seinen Mut. Er gelangt in die bitterste Hölle deutscher Nachkriegszeit, in die Besatzungs- und Separatistenwirren des Rheinlands. In Abwehr gegen den Feind, in rastloser Tat, sich und seinem Volke zu helfen, reift dieser Prachtbursche, dessen Frische und Humor, dessen Güte und Stärke das ganze Buch in einzigartiger Weise adelt. Auch der Stil des Romans ist in jeder Hinsicht jung, neu, frisch und erfreulich. Wir haben in Steguweit nicht nur einen Dichter von Rang, sondern auch einen Menschen, der einem Wege zeigt, um durch die Zeit aufrecht zu schreiten. Man darf wohl sagen, daß sein Werk der wahre Ausdruck des wertvollsten Teils der Frontgeneration ist. Heinrich Zillich

Dr. Julius Moor: Zum ewigen Frieden. Grundriß einer Philosophie des Pazifismus und des Anarchismus. Verlag F. Meiner, Leipzig 1930. Preis Mark 2·80. Moor unternimmt es in der vorliegenden Schrift den Pazifismus und Anarchismus ad absurdum zu führen. Er verkoppelt die beiden deshalb miteinander weil er — und wie ich glaube überzeugend — nachweist, daß der Pazifismus nur ein besonders qualifizierter Anarchismus ist. Sie unterscheiden sich nämlich nur dem Grade nach voneinander und zwar so, daß der Pazifismus nur das Gewaltmittel des Krieges verwirft, der Anarchismus aber jedes staatliche Gewaltmittel. Moor unterscheidet ein ethisches, ein logisches und ein soziologisches Problem des Pazifismus. Das ethische Problem steckt in der Frage, ob der Friede an sich schon unbedingt wertvoll sei. Moors verneinende Antwort, in der man ihm zustimmen muß, ist in folgendem Satz formuliert: „Der Friede kann moralisch niederträchtiger sein als der Krieg. Der Krieg, der um der Gerechtigkeit willen geführt wird, ist ethisch ebenso berechtigt, wie der Friede, der Ungerechtigkeiten festhalten will, unberechtigt ist; der Friede der Gerechtigkeit ist dagegen ebenso richtig, wie der ungerechte Krieg unrichtig ist." (S. 51). Weniger befriedigend scheint mir die Behandlung des logischen Problems des Pazifismus, auf das der Verfasser übrigens gerade das Hauptgewicht legt. Es wird in folgender Frage formuliert „Hat es einen Sinn zu fordern, daß der ewige Friede „gesichert", daß er verwirklicht werde?" Es scheint mir, daß in dieser Frage zu viel gefragt sei. Das logische Problem des Pazifismus besteht wie ich glaube einfach in der Frage „Ist ein Zustand des gewaltlosen Miteinanderlebens der Men-

schen und Staaten widerspruchslos denkbar?" Und ein solcher ist zweifellos denkbar, dann nämlich, wenn eine solche sittliche Läuterung der Menschheit vorausgesetzt wird, daß jeder dem anderen gegenüber mit unbedingter Gerechtigkeit eingestellt ist, so daß niemand Gewalt anwenden *will*; dann ist Gewalt von innen heraus unmöglich gemacht. Dann sind auch jene „Sicherungen" nicht nötig, die Moor in seine Frage einbezieht, zu welcher Einbeziehung er nur kommt, indem er das logische Problem vereinigt mit der Frage der praktischen Verwirklichung der pazifistischen Idee in einer Menschheit, die obige sittliche Voraussetzung *nicht* erfüllt, in der also mit Gewaltaten Einzelner gerechnet werden muß. Dann zeigt sich allerdings, daß der praktisch werdende Pazifist den Fall vorsehen muß, daß zur Erhaltung des Weltfriedens vielleicht Strafkriege geführt werden oder eine zentrale starke Militärmacht geschaffen werde. Dann ergibt sich allerdings der logische Widerspruch, den Frieden mit Hilfe des Krieges aufrecht zu erhalten. Daß Moor es zurückweist einen solchen Frieden einen „ewigen" oder absoluten zu nennen und daß er es als weitgehende Selbsttäuschung bezeichnet einen solchen Zustand als die Verwirklichung der Gerechtigkeit und Eintracht unter den Staaten der Erde anzusehen, ist gewiß richtig. Das aber sind Fragen die aus der Sphäre der reinen Logik des Problems schon herausfallen und in die Frage der heutigen Realisierung der pazifistischen Ideologie gehören. Moor spricht also nicht eigentlich zur reinen Logik des Pazifismus, sondern zur Logik des praktisch werdenden Pazifismus und auch hiezu unter der Voraussetzung der grundsätzlichen Gewalttätigkeit der menschlichen Natur. Unter diesen Voraussetzungen ist sein Urteil, daß der Pazifismus logisch widerspruchsvoll sei, weil „das Mittel (Gewalt) durch das das Ziel (Gewaltlosigkeit) verwirklicht werden konnte, durch das Ziel selbst schon ausgeschlossen ist", richtig. Über das *soziologische* Problem des Pazifismus, nämlich die Frage: wird sich der ewige Friede tatsächlich verwirklichen, erklärt Moor, ließe sich wissenschaftlich nichts ausmachen, darüber könne nur die Erfahrung der Zukunft entscheiden. Alfred Pomarius

Heinz Brauweiler, Berufsstand und Staat. Betrachtungen über eine neuständische Verfassung des deutschen Staates. Ring-Verlag, Berlin 1925. Dieses Werk ist außerordentlich reichhaltig, so daß sich in einer kurzen Besprechung kaum ein Überblick über den Inhalt geben läßt, geschweige eine eingehende Würdigung desselben. Jetzt wo durch die Ausbreitung des Nationalsozialismus und seiner weltanschaulichen Einstellung jungkonservative Gedanken das deutsche Volk immer mehr durchdringen, beansprucht gerade das hier behandelte Problem des ständischen Aufbaues des Deutschen Staates mehr als je das Interesse jedes Deutschen. Und es gibt wohl wenig Bücher, die in so gediegener Form, in so ernster und gründlicher Art, wie das vorliegende, den Problemkreis dieser Fragen durchdringen und zu einer klaren Erkenntnis ihrer vielen Schwierigkeiten führen. Es ist besonders wertvoll, daß das Werk eine kritische Geschichte des Ständewesens und des Gedankens des ständischen Staatsaufbaus enthält, die vom Mittelalter, über die Gedankengänge des Freiherrn vom Stein und Bismarks, zu den Elementen ständischen Denkens führen, wie sie sich in der jüngsten Geschichte der Zentrumspartei und den Konservativen vor und nach dem Kriege erhalten haben. Eingehende systematische Betrachtnngen sind dem Wesen des deutschen Staates, dem Verhältnis von Recht und Staatsgewalt, dem Wesen von Klasse und Stand gewidmet, aus denen unter vielen wertvollen Aufklärungen die Feststellung hervorgehoben sei, daß erst das Christen-

tum den berufsständischen Gedanken eigentlich möglich macht, indem es ein Ethos des Berufs, beruhend auf dem Ethos der Berufsarbeit entstehen läßt und damit die Voraussetzung für Berufsehre und ein Standesgefühl gibt. Trotzdem ist die Grundlage für die ständische Gliederung der mittelalterlichen Gesellschaft nicht Zugehörigkeit zu bestimmten Berufen gewesen, sondern Zugehörigkeit zu bestimmten staatlich-politischen Untergemeinschaften, die politische Sonderrechte und Sonderstellungen gegeneinander hatten. Auch für einen kommenden deutschen Zukunftsstaat hält Brauweiler daran fest, daß allein die Verleihung politischer Sonderrechte und Sonderverpflichtungen aus irgendwelchen Untergemeinschaften, seien sie nun auf dem Prinzip der Berufsgleichheit oder sonstwie aufgebaut, „Stände" machen kann. Über die heutigen berufsständischen Bestrebungen urteilt Brauweiler wie folgt: „Was den berufsständischen Bestrebungen Bedeutung und Kraft gibt, das ist der in ihnen enthaltene Kern des ständischen Verfassungsprinzips. Sie lehnen sich auf gegen den Staatsabsolutismus und die Staatsomnipotenz, gegen den Gesetzgebungsdespotismus der Staatsgewalt, gegen die zentralistische Regiersucht der Parlamentsdemokratie und der Bureaukratie; sie fordern die Herstellung des wahren Rechtsstaates und der wahren Volksfreiheit. Noch ist dieser Kern überwuchert von dem Interessenegoismus, noch wagt das Bewußtsein der Pflicht und der Verantwortung gegenüber Staat und Gesellschaft sich über die sittliche Forderung nicht heraus, noch fehlt der Wille zur Gesamtverantwortung und zur Anwendung des Zwanges. Erst dann aber werden die berufsständischen Bestrebungen wahrhafte Aufbaukräfte werden." (S. 243)

Alfred Pomarius

Carl Zuckmayer. Die Affenhochzeit. Im Propyläen-Verlag, Berlin. — Zuckmayer der meist nur als erfolgreicher Bühnenautor bekannt ist, hat hier eine Novelle geschrieben, die — begleitet von Zeichnungen Emil Orliks — recht lustig und gut gebaut ist. Das Thema und der Inhalt sind wenig anspruchsvoll, der sentimentale Schluß erfüllt einen mit leichtem Unbehagen, denn eine Mutter, die einen Affen als Ersatz für den verstorbenen Sohn ins Haus nimmt, ist im Bereich der Humoreske höchstens erträglich, wenn sie selbst grotesk ist. Der Band ist hübsch ausgestattet und eignet sich besonders zu Geschenkzwecken.

Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Diesmal nimmt der klein gedruckte Teil des Heftes einen besonders großen Raum ein. Das liegt daran, daß wir vor dem Sachsentag und der Bischofswahl stehen und unsere Stellungnahme nicht verschweigen können. Die Fülle der Buchbesprechungen erklärt sich aus der Nähe der Weihnachten, vor denen unsere Leser einen Hinweis auf neue Werke finden mögen.

Berichtigung. In der Skizze „Kaleidoskop", die in der Augustnummer zum Abdruck gelangte, ist gleich am Beginn im ersten Satze der Satzteil: „. . mit Fliegenpunkten übersät." zu streichen. Der Satz lautet also richtig: Warmer, sonniger Schleier, von Gesumm durchlöchert."

Druckfehlerberichtigung. Im Septemberheft soll es auf Seite 321 in der zweiten Zeile des Gedichtes anstatt „ohne Wiederkehr" heißen „voller Wiederkehr".

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Joan Ratiustraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstad
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Waldemar Schachl, Singende Schüler

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
9. JAHR DEZEMBER 1932 HEFT 12

Ist der Weihnachtsmann ein Rumäne?

Von Heinrich Zillich

Jede Weihnacht ist wie ein Boot, das auf dem Schicksalsstrom des Jahres schwimmt. In ferner Jugend bemannten wir es mit Bändern und Lichtern. Es fährt vor uns her durch die Tage und wir holen es ein. Betreten wir es aber, so erscheint es uns immer anders als zum letztenmal. Auch wir können den Wind nicht, den Staub nicht abstreifen, durch den wir zogen. Von den Lichtern der Kindheit funkeln noch manche in uns, aber wir sehen nun die harten Bretter der Sitze. Wir fühlen den kalten Strom, darüber es gleitet auf der weiten Fahrt von dem verschwundenen Wunder zu einem anderen, das wir ersehnen und nicht erreichen.

So feierten wir Weihnacht in den eisigen Schützengräben der Alpen, in ärmlichen Studentenbuden, in den warmen Stuben des Vaterhauses und sie war nicht so schön, wenn sie uns auch stärker aufwühlte, als jene ferne Stunde, da wir selbst noch im Wunder standen, als das Boot der Christnacht noch nicht in den Strom des wachen Lebens hinausgestoßen war.

Aber weil ich den Strom schon lange befahre, verstehe ich manches, was sich in den verklungenen Wundernächten der Kindheit ereignete. Ich denke des Hirten, den das Geheimnis des Lichterbaumes wie ein Schlag erschütterte.

In deutschen Ländern gibt es zu Weihnachten keinen Fleck, wo nicht eine Tanne geschmückt wird. Da gibt es keinen Menschen, der nicht schon vor dem Baume stand. Bei uns aber in den östlichen Karpathen, in dem völkergemischten Land, wo Volksbewußtsein und Artstolz ehern und unwandelbar wirken, klingen wohl auch die Glocken der deutschen Dörfer — wer aber von den anderen Bewohnern hört es im Lichterglanz?

Im Frühling ziehen bei uns die Schafherden ins Gebirge. Auf allen Weiden bimmelt eintönig die Schelle des Leithammels. Die Hunde schlagen an. Die rumänischen Hirten stehen groß, mit gekreuzten

Armen auf den langen Stock gestützt, und sehen stundenlang ins Tal. Sie stehen unbewegt. Der Schatten wandert um ihre Gestalt. Sie stehen wie ein Baum, verwachsen mit dem Boden, und denken kaum etwas, wie der Baum nicht denkt und doch lebt. Sie blasen stundenlang die Flöte. Was ist Klang und Melodie anderes als ein Atmen der Natur? Taucht dann mitunter jenseits des Tales ein zweiter Hirte auf, um den es wimmelt von wolligen Leibern, so rufen sich die Burschen in langgezogenen Lauten etwas zu. Dinge wie Tabak und Brot werden umständlich verhandelt. Der Bär und der Wolf kommen manchmal in den Abendkreis und verschleppen ein Schaf. In großen Zeitabständen melden sich auch Räuber in den Bergen; meist sind sie früher selbst mit den Schafen über die Almen gezogen.

In den Schafpelzen schlafen die Hirten. Am Abend rußt sie das Reisigfeuer an. In den Hürden melken sie die Muttertiere und bereiten den Käse. Im Spätherbst erst steigen sie zu Tal und leben in den versteckten Gebirgsdörfern. Wer weiß denn recht, was sie während dieser Zeit treiben, wo die Schafe aus dem Schnee das Futter beißen? Manche ziehen über das Hochland und liegen mit den Herden in Winterhürden, frei auf dem Felde in elender Hütte, in entsetzlicher Kälte, und stehen tags stundenlang mitten im Schneefalle, mit gekreuzten Armen auf den Stock gestützt und blicken ins Weiße.

Ein Esel trägt manchen die Habseligkeiten. Ein solcher Esel hatte es meinem Vater angetan. Sagte ich schon, daß wir auf dem Teller der Ebene zwischen den Bergen wohnten, in einem Weiler, der aus etlichen Häusern und Gärten um eine Fabrik bestand? Da ging nun mein Vater am Nachmittag des heiligen Abends durch das Feld und sah eine Schafhürde. Davor suchte ein junger Esel gleich den Schafen sein Futter aus dem Schnee. Mein Vater fand Gefallen an dem Tier und kaufte es, um es mir zu schenken, dem Hirten ab, dem er noch die Weisung erteilte, es am Abend zur bestimmten Stunde in den Weiler zu führen.

„Dort bleibst du vor dem zweiten Haus stehen —“ Er zeigte in den weißen Nachmittag, „und wartest, bis ich dir den Esel abnehme. Das Geld gebe ich dir dort.“

„Ja, Herr,“ meinte der Hirte und ging um sein Tier herum, als schätzte er es nochmals zum Handel ein.

Ich war damals etwa acht Jahre alt und hatte schon die erste Atzwunde des Zweifels erlitten, aber je näher die Stunden mich trugen

an die eine große, wo das Glöckchen am Baume erklingt, wuchs aus allen Zimmerwinkeln der leise huschende Schauer der Erwartung. Seltsam verändert sah der Schrank aus und die Vorhänge der Fenster. Abgeschlossen war der Raum in seiner Wärme. Aber in den anderen Zimmern gingen Laute um. Und wie ich so horchte, ob die Stille nicht noch mehr des wachsenden Geheimnisses verkündete, wurde sie selbst wie ein goldenes Brausen, daß ich nicht mehr an mich halten konnte, auf und ab lief, der Mutter in die Quere und die kleinere Schwester mitriß auf meinen Irrfahrten der Erregung.

Derweil stand draußen schon im matten Licht der Fenster stumm der Hirte und hielt den Esel am Strick. Den einen Arm hatte er auf den Stock gelegt, das Kinn ruhte auf dem Ärmel. Er stand leicht gekrümmt über sein Warten und sah in die Wand des Hauses. Wenn der Wind aufsprang, wehten die Winterhaare des Esels hin und her. Auch an den Schläfen des Hirten bewegten sich die Büschel. Wie ein Veilchen so im unfruchtbaren Dezember verstrichen war, trat mein Vater über die drei Stufen, um den Esel abzunehmen. Er sah — wie oft erzählte er es später in guter Laune — er sah den schweigenden Mann, die dichten mattbeleuchteten Haare des Esels, den formlosen Pelz, den Hirtenstab, und hatte eine jähe Eingebung. Hastig lief er ins Haus zurück.

Hastig entzündete er die Christbaumkerzen und läutete das Glöckchen der heiligen Stunde. Die Türe öffnete sich und wir traten ein, kleine wunderverwandelte Spiegel für so viel Glanz und konnten die pochenden Herzen kaum auf dem Atem tragen.

Nun war es bei uns der Brauch, daß Vater die Geige spielte und wir alle, ehe wir noch die Geschenke ergriffen, das Weihnachtslied sangen. Auch diesmal begannen die Saiten zu tönen. Wir fielen mit dünnen Stimmen ein und sahen hinauf in den Baum und hinab zu den Gaben auf dem Boden. Doch plötzlich hörte die Geige zu klingen auf. Wir schickten noch einige Töne nach und blickten fragend umher. Vater war verschwunden. Aber nach einer kleinen Stille pochte es seltsam über den Flur, pochte durch ein Zimmer und ein zweites. Die Türe ging auf. Und da stand der Nikolaus. Sein weißer Pelz blitzte von tausend Schneesternen. Hinter ihm, den Vater ins Zimmer schob, kam langsam ein Esel in die Stube.

„Der Nikolaus ist selbst gekommen!“ rief mein Vater.

„Und den Esel bringt er dir!“ rief er in unsere Erstarrung. Ge-

wiß, das war ein großes Geschenk. In aller Angst fand ich noch ein Fünklein Zeit, dies selig zur Kenntnis zu nehmen. Gewaltiger war der Nikolaus, gewaltiger der Druck in unserer Kehle.

Der Nikolaus blickte den Baum an und sagte nichts. Er sah hinauf zu der Tanne. Die Lichter in seinen Augen schienen vertausendfacht. Was er wohl niemals verloren hatte, den langen Stab, er fiel krachend auf die Dielen. Langsam nahm die braune Hand die Mütze ab. Über die rote Stirn fiel gelbes Haar. Er schüttelte den Kopf wie im Traum. Sah noch einmal empor und schüttelte wieder das Haupt. Die braune Hand reckte sich, faßte einen Tannenzweig und fühlte ihn mit den Fingern ab, tastete über eine Kerzenklammer, ließ eine Silberkette lange in der Faust verweilen. Er stand verzaubert. Der Esel an seiner Seite blickte nach links, blickte nach rechts. Es sah aus, als bewegte auch ihn ein wunderbares Nichtbegreifen.

Niemand sprach ein Wort. Ich näherte mich ängstlich dem Tier, das nun den Kopf senkte und schnupperte. Ich faßte den Strick nicht, der auf den Boden gefallen war. Denn es geschah etwas, was uns alle bannte. Der Hirte schlug das Kreuz und begann zu beten. Fremd und unheimlich klangen seine Worte. Worte, die wir vielleicht schon gehört hatten, aber nie vor dem Christbaum. Er betete rumänisch. Mein Mund öffnete sich. Die Hände, die sich vor dem Weihnachtsbaume sonst so leicht falten, ich schloß sie nicht. Es verrückte mir beinahe den Verstand: der Nikolaus war ein Rumäne.

Vater nahm die Geige wieder auf und spielte: „Stille Nacht, heilige Nacht." Nein, wir sangen nicht. Wir hörten den Weihnachtsmann beten. Er stand breit und scheu vor dem Baume. Seine Lippen bebten. Er betete nichts Zusammenhängendes mehr. Er sagte in zitternden Abständen das eine dunkelste Wort: „Gott!" Immer wieder vor der leuchtenden Tanne: „Gott!"

Vater versuchte ihm Zuckerwerk in die Hand zu drücken. Er öffnete sie nicht. Da faßte Vater ihn an der Schulter und führte ihn zur Türe. Dort drehte sich der Mann noch einmal um, sah lange in die Kerzen, hob den Arm und kratzte sich hinter den Ohren. Dann beugte er wie in jähem Schreck den Kopf und küßte Vaters Hand.

Nach Jahren hörte ich, daß er draußen im Flur nur mühsam erfaßte, wo er sich befand. Das Geld für den Esel mußte man ihm in die Hand zwingen. Er schüttelte den Kopf. Er stolperte wie trunken

über die Stufen in die Nacht hinaus. Ein Dienstmädchen lief ihm nach und gab ihm den Stock; er hatte auch diesen vergessen.

Was war das für ein Nikolaus gewesen? Die Erwachsenen gaben unverständliche Antworten. Warum hatte er nicht zu uns gesprochen? Ja, wer konnte etwas Vernünftiges auf solche Fragen erwidern? Was konnte mir Vater sagen, als ich wissen wollte, ob der Nikolaus ein Rumäne sei? Ein Rumäne wie die Hirten, die über die Felder die Schafe treiben? Man sagte mir: Nikolaus rede mit jedem in der Muttersprache, aber hier habe er anscheinend vergessen, daß wir Deutsche waren. Das war lockeres Gerede. Die ätzende Wunde des Zweifels war offen.

Und sie schloß sich nicht, als am nächsten Tage ein Hirte im Flur stand, ein Hirte wie tausend andere auch, und fragte, ob der Baum bei uns noch immer brenne. Ich sah nicht seine gläubigen Augen, ich spürte nicht, wieviel Sehnsucht und Wunder in seinem Antlitz glänzte. Die Kerzen in meiner Brust zuckten vor dem Erlöschen. Ich hielt mich fest an der Türklinke und fragte tapfer: „Warst du gestern bei uns?“

Er verstand mich nicht. Er stotterte unentwegt nach dem Baum. Da fiel mir ein, daß er rumänisch und ich deutsch gesprochen hatte. Immer größer wurde der Schmerz in meiner Brust.

„Wie heißt du?“ fragte ich rumänisch und das Herz schlug mir in den Ohren.

„Nicolae!“ antwortete der Hirt und sah an mir vorbei, als wäre die Türe, vor der ich stand, aus Glas.

Nicolae — dies war ein Nikolaus. Aber ich forschte weiter. Jedes Wort schoß mit einer Träne hervor: „Nicolae — und wie noch?“

„Nicolae Comsa.“

In der nächsten Sekunde war ich im Zimmer und weinte.

Damals fuhr mein Weihnachtsboot in den Strom hinaus.

Ankunft des Herrn

Von Ady Endre

Da ich einst verlassen von Allen
schon die Kraft meiner Seele verlor,
hob mich unerwartet und leise
der Herr in seine Arme empor.

Nicht mit Posaunengeschmetter
hat er mir seine Liebe gebracht,
statt eines schönen feurigen Tages
kam er still in stürmischer Nacht.

Geblendet sind nun meine Augen,
meine Jugend, sie mußte vergehn,
doch ihn, den glanzvoll Erhabnen
werd ich immer und ewiglich sehn.

Übertragen von W. Koziarsky

Nächtliche Stunde

Von Arnold Roth

Ein tiefes Weh geht schweigend durch die Nacht,
Ich habe Leiden in die Welt gebracht.

Ich habe immer nur mein Blut gehört.
Ich hab die Sonne und den Mond zerstört.

Zwei schmale Kinderhände schlossen sich,
Zuckende Lippen beteten für mich.

Und es zerbrach ein mildes Augenpaar
In dessen Himmeln ich einst König war.

Auch meinem Leben gab Gott hohen Sinn,
Was wart ich noch? Mein Sommer geht dahin.

Ist niemand, der mit meiner Seele wacht?
Ich habe Leiden in die Welt gebracht.

„Die Sendung der jungen Generation"

Von Heinrich Zillich

„Große politische Leidenschaft ist ein köstlicher Schatz; das matte Herz der Mehrzahl der Menschen bietet nur wenig Raum dafür. Glückselig das Geschlecht, welchem eine strenge Notwendigkeit einen erhabenen politischen Gedanken auferlegt, der — groß und einfach — jede andere Idee der Zeit in seinen Dienst zwingt." Treitschke

Überall im Reich und sonstwo wird über die Jugend geklagt, die sich mit einer anscheinend unbegreiflichen Hartnäckigkeit weigert, die überkommenen Werte und Formen zu übernehmen. Sie ist rücksichtslos. Sie hat keine Ehrfurcht im Leibe. Wer dies jammernd feststellt, erinnert an die Alten, die Knut Hamsun mit den Worten geißelt: „Nun steht eine Jugend hinter mir, von aller Einfalt ..... bis zur Schamlosigkeit, bis zur Barbarei unterschätzt, nur weil sie jung ist." Was für ein Geschrei wird denn da erhoben über die Jugend, die einer Welt über den Kopf wächst. Wie lahm das Jammern nach Autorität, als ob man sie erbetteln könnte. Als ob man sie nicht selbst haben müßte!

Wenn Jugend rebelliert, dann stimmt es bei den Alten nicht. Dann ist irgendetwas faul. Dann wird zuviel gelogen in der Welt. Dann gibt es bei den voranmarschierenden Generationen wenig zu bewundern. Kraftvolles Alter, kraftvolle Männer sind, ohne Autoritätterich, von Natur aus Führer.

Es ist billig und falsch, den Unterschied der Generationen in unserer Zeit zu leugnen und die Gegensätze, die man doch nicht übersehen kann, auf den immerwährenden Kampf der Jungen, die in die Stellen der Alten einrücken wollen, zurückzuführen. Schon dieses Gerede beweist, daß man nicht versteht, worum es in der Welt geht. Es beweist, daß ein Kurzsichtiger eben nur das sieht, was vor seiner Nase liegt. Für den, der solches spricht, war alles vergebens, was geschah, der Krieg, die Revolutionen, der Wandel des Zeitgefühls, die innere Entscheidung, alles, alles. Er ist der hoffnungsselige Bürger, das optimistische unheroische Geschlecht vor 1914, das erst heute langsam ersetzt wird, das den Krieg nicht schlug, aber verlor, das von Maschinengewehren nicht umbrüllt war, aber sich bardisch an fremden Heldentaten erregte. Das oft die Würde der Front vergaß, wenn es in der Sicherheit des Hinterlandes stand.

Es gibt keinen mit klarem Sinne, der den Schnitt zwischen Gestern und Heute nicht spürte. Das Neue überfiel die Jugend schicksalhaft. Es gebar sie um. Sie stammelte davon. Sie war von ihm geblendet. Viele Jahre lang stand die Jugend nach dem Kriege beiseite. Sie bekannte sich krampfhaft zu ihrer Generation. Sie wußte noch kein Ziel. Sie lehnte nur ab, was man ihr als Ziel vorschwatzte, weil sie innerlich dessen Brüchigkeit empfand. In hundert Lagern verzettelte sie sich. Mehr als zehn Jahre dauerte es, bis sie aus der Größe ihrer Erlebnisse die Front dichterisch zu gestalten begann. So tief saß das Große. Doch dann brach es durch. In einer Flut von starken Büchern, unerhört in ihrer Neuheit, in ihrer Bekenntnisschwere, in einer ganz neuen literarischen Form, erschien Kriegsbuch auf Kriegsbuch. Das Thema fing an sich zu enthüllen — vorerst als Bestandsaufnahme des Erlebnisses.

Und als man an diesen Werken allmählich innerlich wieder erfaßte, was man durchlebt hatte, sah man auch die wirkenden schöpferischen Köpfe, die schon früher neue Wege angerissen hatten. Man wurde sich in einem Schauer der Beglückung darüber klar, daß es nur die deutsche Jugend war, die in solche Not geworfen war, daß es deutsche Aufgabe war, die da der Klarheit entgegen gor. Denn überall sonst war es stumm oder regte sich bloß oberflächlich. Eine Jugendbewegung hatten vor 1914 nur Deutsche; aus ihr wuchs der große Typ der jungen Frontsoldaten, aus diesen nach Qualen, nach Jahren maßloser Verkennung das Bewußtsein der deutschen Sendung, die Bejahung der deutschen Revolution.

Wir meinen nicht die Revolution von 1918. Wir meinen die Revolution mit dem Anspruch an die Welt. Wie es die englische, wie es die französische, die russische war. Eine Revolution, innerhalb deren die Meuterei von 1918 eine Episode bleiben wird, welche — wie das kürzlich ein Wort des „Tatkreises" ausdrückte — nur die Opposition Wilhelm II. an die Macht brachte; was konnte diese alte Welt der neuen Generation sagen! Sie wurde von ihr genau so abgelehnt wie die Vorkriegszeit. Sie war ihr viel zu wenig fruchtbar.

Ich sagte, in solchem Erkennen sah die Jugend des Reichs die schöpferischen Köpfe, die sie zu bejahen vermochte. Sie sah vor allem Moeller van den Bruck, der in seinem Werke „Das dritte Reich" nicht bloß das Schlagwort für die einzige, ganz aus der jungen Generation geborene Partei schuf, sondern auch deren besten Inhalt. Sein großes Wort, daß die Revolution zu bejahen sei, um „die Revolution zu

gewinnen", sein Wort vom Dritten Reich gab Klarheit darüber, daß eine wirkliche Revolution nur eine nationale sein könne. Erst durch ihn wurde die Revolution bewußt, wurde sie der Werdegang zur Synthese des revolutionären und konservativen Menschen, durch sie wurde der Nationalismus frei von der Bürgerlichkeit, offen für den Sozialismus, der nun sinnhaft, volkhaft, unmarxistisch ins Leben treten konnte und nicht bloß in die Partei. Moeller nahm vorweg, was die Zeit später ins Bewußtsein rückte. Er spürte, was werden mußte. Nach ihm faßte Edgar J. Jung in seinem Werke „Gegen die Herrschaft der Minderwertigen" wenige Jahre nach dem Kriege die Zeit unter eine unbarmherzige Lupe und zeigte gleich Moeller van den Bruck die Umrisse des Dritten Reiches.

Wenn Deutschland durch Jung die schärfste kritische Darstellung der Zeit erhielt, durch van den Bruck die erste Fassung der neuen politischen Ziele des deutschen Volkes, so gab nun ein ganz Junger, E. Günther Gründel in seinem Versuch einer umfassenden revolutionären Sinndeutung der Krise, in dem Werke „Die Sendung der jungen Generation", (bei C. H. Beck, München), eine Darstellung der inneren Struktur der jungen Generation und zugleich den Umriß ihrer Sendung.

Ich vermag niemand von der Lektüre des Buches zu befreien, wenn ich einige Hauptzüge daraus wiedergebe, wobei ich mich fallweise auch auf andere Werke und die eigene Erkenntnis berufe.

Was ist eine Generation? Zeitlich umfaßt sie dreißig Jahre. Ihrem Wesen nach ist sie eine Geburtsgemeinschaft, die durch bestimmte Erlebnisse, die in die fruchtbare Zeit der ersten bleibenden und lebensbestimmenden Eindrücke fällt, zu einer Jugendgemeinschaft wird. Früher waren die Generationen durch die Verschiedenartigkeit der Erlebnisse ihrer Zugehörigen nicht so klar gezeichnet wie heute. Die heutige Jugend aber ist als Erlebnisgemeinschaft einheitlich geprägt. Große Ereignisse, denen sich niemand entziehen konnte, gaben ihr gleiche Merkmale. Rechnen wir die Zeit zwischen dem 16. und 24. Lebensjahr als die Spanne der tiefsten Erlebnisfähigkeit, so fällt jener Jahrgang, der 1914 mit 24 Jahren ins Feld ging als ältester noch in die junge Generation. Der letzte Jahrgang, der ins Feld zog, war der von 1899. Diese Frontjahrgänge gingen an die Front als Jünglinge, unfertig, prägbar. Ihr wesentlichstes Jugenderlebnis war der Krieg. Die Schlacht der Prägstock. Diese zehn Jahrgänge, die wahren Trä-

ger des Fronterlebnisses, sind die älteste Schicht der neuen Generation: die Junge Frontgeneration. Etwa sechs bis sieben Jahrgänge, die darauf folgen, wurden durch das Heimerlebnis des Krieges zusammengeschweißt, durch Not des Hauses, des Volkes, durch Hunger, Revolution, Umsturz, die ihre entscheidenden Erlebnisse waren: die Kriegsjugendgeneration. Ihr folgen die jungen Jahrgänge, die den Krieg bewußt nicht mehr erlebten, auch die chaotischen Zustände der Nachkriegszeit nur im Dämmer der Kindheit erfaßten, durch die Krise jäh aufgeweckt, von der seelisch unruhigen, in den inneren Festen gärenden Welt bestimmt wurden: die Nachkriegsgeneration.

Die junge Frontgeneration war durch die Jugendbewegung der Vorkriegszeit angerührt. Sie allein ging unter allen Frontjahrgängen von einer lockenden neuen Welt der Naturverbundenheit beschwingt, offen vor Jugend ins Feld. Sie blutete am meisten. Sie wurde auf die Hälfte ihres Bestandes in Schlachten verringert. Sie hat mehr erlebt als alle, die vor ihr und nach ihr schritten. Sie „war mitten aus der Flachheit einer gesicherten bürgerlichen Welt vorgestoßen gleich bis zu den Quellen des Elementaren". Sie stand im Tode. Sie verlor jede Illusion des Hinterlandes, vor allem jede Lüge. Sie lernte sterben, lebte in der Kameradschaft, in den einfachen und großen Dingen des tragischen Lebens, des ganzen Einsatzes. Sie opferte sich. Und als sie heimkehrte, überfiel sie der Schmutz der Heimat, die Gier, Verlogenheit, Gemeinheit des Lebens ohne Todesbereitschaft, der Triumph der Daheimgebliebenen, die ihnen noch den Platz an der Sonne erschwerten, die ihnen nicht nur den in Blut und Tod erkämpften Einfluß auf die Nation wehrten, sondern auch das Brot. Sie sahen die „Heimkrieger", die Drückeberger, die nur durch ihr Fernsein Hochgekommenen überall vor sich stehen. Sie verzweifelten. Sie fanden nicht Ruhe. Sie fragten weiter wie in den Schützengräben nach dem Sinn. Sie lernten unsäglich verachten. Sie riefen: dafür haben wir geblutet und unsere Jugend geopfert, daß nun die Nichtkrieger uns kalt beiseite schieben. Sie rannten, wo es wieder einen männlichen Einsatz gab, sofort aufs neue an die Fronten. In allen Revolten führten sie. In hundert Freikorps kämpften sie weiter. Sie verzagten und empörten sich. Sie wollten mit dem Kopf durch die Wand. Sie, die tragische Generation! Aus ihnen entstanden die Kritiker der Zeit, aus ihnen die ersten Dichter des Krieges, aus ihnen die Schöpfer der Nationalsozialistischen Partei, die jungen Führer der

Kommunisten, aus ihnen wurde die Aufgabe, die Zielsetzung der ganzen dreigeteilten Generation in furchtbaren seelischen Kämpfen geboren. Sie sind die ersten Vorkämpfer, Ahner und Opfer einer neuen Zeit, eines neuen Jahrhunderts, eines neuen Gesichts der Erde.

Anders die zweite Gruppe. Sie ist kühler, gesammelter, untragischer, ungenialer, aber vielleicht deshalb dereinst die wahre Erfüllerin der Aufgaben, die die junge Frontgeneration stellte. Die Größe der Kriegszeit berührte sie, aber in anderer Art. Sie lernte die Not kennen. Sie feilschte mit hartherzigen Bauern um ein Stück geschmuggelten Brots. Sie sah den Verfall des Bürgertums mit jungen reinen Augen. Sie lernte, sich in diesem Babel, ganz anders als die jungen Frontkämpfer, zu tummeln. Sie wurde nüchtern. Doch mit dem Impuls der Jugend, mit dem Drang nach Gerechtigkeit. Sie, die nie sicher waren, daß morgen sich ihr Leben änderte, schärften den Blick für das Soziale; sie übersprangen die Standesgruppierungen; sie sahen sie kaum noch. Sie wurden bis in die Seele sozialistisch, wenn sie auch vom Marxismus, einer theoretischen Lehre, nichts hielten. Ein solcher Blick aber, ganz aus dem Leben und Erleben geschöpft, gab ihnen zugleich den nationalen Funken ins Blut. Sie sahen ihr Volk leiden und die andere Welt frohlocken. Sie glauben an die Weltverbrüderei noch weniger als die Frontsoldaten. Sie bekämpfen die Alten nicht mit jener inneren Wut der verratenen Brüder von der Front. Sie lehnten die alte Welt mit Kühle ab. Sie brauchten sie gar nicht. Sie schwimmen sicher in der unbürgerlich gewordenen, äußerlich bürgerlich getünchten Welt.

Die Nachkriegsgeneration ist die der Unproblematischen. Sie erlebte die Inflation, die die Kriegsjugendgeneration unerhört aufregte und täglich zu verschlingen drohte, kaum noch bewußt. Sie wuchs in einer trügerischen Ruhe auf, allerdings jenseits der Vorkriegsbürgerlichkeit, in einer seltsamen Unkompliziertheit und Sportluft; es war als atmete in ihr das ganze Volk nach furchtbarer Anstrengung einige Augenblicke lang ruhig aus. Ihr Erlebnis ist die Weltkrise. Sie wurde von dieser aufgeschreckt, in die Arbeitslosigkeit geschleudert und damit in die Front der zwei älteren Schichten eingereiht. Sie wurde vielleicht zum gnadenlosesten Gegner des wirtschaftlichen Weltsystems. Heute füllt sie vor allem die Bünde, die jungen großen Parteimannschaften.

Mit dem Satze über das Wirtschaftssystem haben wir ein Ziel ausgesprochen, das alle drei Gruppen eint. Was sie mit zum Aus-

druck einer neuen Zeit und zum wirklichen Träger der deutschen Revolution macht. Wir wollen den Begriff der Revolution klären. Wir müssen ihn von dem der Revolte abscheiden. Revolte ist der Ausdruck einer aktiven Unzufriedenheit, die vergänglich ist. Revolution der Umbruch einer Zeit. Revolutionen dauern viele Jahre. Sie gebären einen neuen Menschentyp. Die englische Revolution umfaßt mehr als ein Menschenalter. Als sie vorbei war, war der Engländer ein anderer geworden. Anstelle eines Kriegers ein welterobernder Händler. Er wurde für mehr als ein Jahrhundert der Typ, der die Erde wehrlos machte, der sie unterwarf. Die französische Welt schuf den Typ des liberalen Bürgers. Auch er wurde weltgültig. Auch seine Revolution dauerte ein Menschenalter. Heute, wo seine Ideen entartet und unglaubhaft wurden, ist die Zeit der deutschen Revolution gekommen. Wie alle Revolutionen ist auch sie eine nationale und zugleich eine weltbestimmende. Sie wird mehr als ein Menschenalter dauern, denn sie hat die einzigartige weltgeschichtliche Situation, auf eine andere Revolution zu prallen, die russische, auf eine Revolution allerdings, die innerlich brüchig ist, weil sie nicht aus der Tiefe des Volkes entstand, sondern aus dem Gehirn, der Theorie, dem Kommunismus. Sie findet ihren Ausdruck daher nicht in der Befreiung, nur in der Sklaverei, nur im Zwang.

Jede Revolution schafft einen neuen Wirtschaftsgeist. Jede Revolution ist verankert in einer Generation, die durchaus neu sieht, plant, denkt und lebt. Das noch herrschende Wirtschaftssystem ist der Kapitalismus, der noch herrschende Geist der bürgerliche. Wo steht die Jugend? Man kann heute alle Parteien unter den Reichsdeutschen — und Deutsche allein sind es, die diese Revolution tragen — sieben, die Jugend steht nur in den Parteien, die den Kapitalismus ablehnen. Wo sollte sie denn stehen! Es wäre eine schlimme Verlogenheit, wenn man von Millionen Arbeitswilligen, die nicht arbeiten dürfen oder wenn sie arbeiten, kaum zu essen haben, forderte, sie sollten die Welt der großen Besitzer vertreten. Ein System, das Arbeit nicht geben kann, ist alt. Ferdinand Fried hat in seinem „Ende des Kapitalismus“ (bei Diedrichs, Jena) nachgewiesen, wie die biologische Substanz des Kapitalismus entartet. Die Söhne der führenden Kapitalisten taugen als Kapitalisten wenig. Die Jugend, selbst die mit Geld, drängt weg vom System, durchaus nicht weg von der Technik oder vom Erwerb. Das Durchschnittsalter der Verwaltungsräte der größten deutschen Aktiengesell-

schaften schwankt zwischen 68 und 55 Jahren. Das hat seinen Grund nicht nur darin, daß junge Männer heute kaum noch „avanſieren" können, ſondern darin, daß ſelbſt die Erben großer Vermögen aus den kapitaliſtiſchen Formen flüchten. Sie werden „romantiſch", ſuchen andere Berufe. Fried hat dies im Einzelnen bewieſen. Die Jugend findet keine Idee mehr im Kapitalismus. Daß er keine mehr hat, hat wiederum Fried bewieſen.

Damit iſt als eine weſentliche Komponente deſſen, was die deutſche Revolution zur Aufgabe hat: die Beſeitigung des heutigen Wirtſchaftsſyſtems genannt. Nicht etwa durch den Kommunismus, nicht durch eine andere Art theoretiſcher Spekulationen, die den ewigen Erwerbtrieb des Menſchen und die Beſitzfreude unberückſichtigt laſſen. Die Ablöſung kann nur erfolgen durch einen neuen Geiſt des Wirtſchaftens, durch den die Wirtſchaftsformen natürlich auch weſentlich, aber entwicklungsgemäß verändert werden. Es iſt eine alte volkswirtſchaftliche Wahrheit, daß wir dieſe Entwicklung längſt ſchon gehen, die Entwicklung zum mehr kollektiven, zum planmäßigen, zum gemeinſchaftlichen Wirtſchaften, das das private Wirtſchaften nicht erſetzen, nur eingliedern wird. In dieſer bekannten Formulierung fehlt allerdings das Weſentliche, Ausſchlaggebende: die nationale, die volkhafte Gerichtetheit der Wirtſchaft, die erſt durch die deutſche Revolution aufleben wird und die wir Sachſen ſchon einmal in Anſätzen kannten und heute wieder zum Teil erſtreben. Die Ausrichtung des Wirtſchaftens auf einen großen weltgültigen Zweck, nicht auf ein Wohlbefinden, iſt dies Neue. Alſo nicht beſſere Wirtſchaftsſyſteme, damit es dem Einzelnen gut gehe, ſondern Wirtſchaftsſyſtemänderung im Dienſte einer nationalen Sendung. Hiemit iſt aber die Abſage an den bürgerlichen Subjektivismus ausgeſprochen. Wie könnte man auch eine ſolche Einſtellung in Verbindung bringen mit dem Opfergang des Krieges. Sie ſtarb ja dort ſchon in den Wurzeln ab.

Deutſcher Geſtaltwandel iſt eine Angelegenheit ganz Europas. Das war immer ſo. Deutſchlands geographiſche Lage iſt nicht nur ſein Schickſal, es iſt das Schickſal Europas. Und es iſt, da Europa noch immer die geiſtige Beſtimmung über die Erde in „alten gierigen Händen" hält, Schickſal der Welt. Es iſt kein Zufall, daß die Welt aufſtand, um Deutſchland zu bekriegen. Dies konnte nur einem Volke gegenüber geſchehen, von dem man in der Welt wußte, daß es in Kürze geiſtig beſtimmen werde. Die Wirtſchaft, die Politik, die zum Kriege

drängten, hatten ein Ohr für die Gefahren, die ein solcher Gegner bedeutet. Es ist aber der Sinn des Weltkrieges, daß er gegen der Völker Willen und trotz ihres Siegs nur förderte, was der Deutschen Weltaufgabe ist. Es ist die Schaffung des neuen weltgültigen Menschentyps.

Der entsteht nicht aus der Retorte der Theorie. Der wird aus Blut, das floß, aus der Revolution geboren, an deren Anfang das Reich steht. Wir können diesen Typ nur ahnen. Doch wir können seine Wege abstecken. Er wird sich entwickeln aus den inneren Wandlungskämpfen der Deutschen untereinander, das heißt also: aus dem Sieg der jungen Generation, die ihn in sich trägt.

Die deutsche Jugend fühlt also die Aufgabe, eine neue, bessere, weltgültige Lebensform zu finden. Die Deutschen regierten Jahrhunderte in Europa in tausenderlei Formen. Sie unterdrückten nicht. Mit der religiösen Auffassung des Volkstums, die ihnen gemäß ist und die durch das nach dem Kriege ausgeweitete Volkstumgefühl (Neuentdeckung der Auslanddeutschen) neuerlich zum Erlebnis wurde, mit jener nur ihnen angeborenen Mischung von individuellster Freiheit und straffstem Gemeinschaftsgefühl, haben sie das lebensordnende Verständnis, daß andere Völker in ihre Aufgaben miteinschließen und doch eigenwüchsig gelten läßt. Gewiß, der Weg geht der Selbststeigerung entgegen, aber er geht weiter, er geht in die Gerechtigkeit. Dadurch unterscheiden sie sich von den Franzosen. Gerechtigkeit bedeutet der „radikalste Gedanke unserer Revolution“: nämlich der nationale Sozialismus; gerecht ist der Drang zur Neuordnung Europas, die nur möglich ist in einem neuen Geist, der nicht demokratisch-schematisch ist, aber ebendeshalb auch nicht chauvinistisch. Als erstes faßbares Ziel wuchs daraus jener Gedanke, den Giselher Wirsing in seiner großen Konzeption „Zwischeneuropa“ (bei Diederichs, Jena) aufzeichnet: die wirtschaftsföderative Neuordnung aller in der Substanz unbürgerlich gewordenen Staaten, das heißt, aller Staaten von den französischen Grenzen bis zu den russischen. Ein Gedanke, den man — so klar aus den wirtschaftsgeographischen Gegebenheiten wurde er entwickelt — ganz ohne den seelischen Wandlungsvorgang der deutschen Revolution denken kann und der auch in den Vorzugszollforderungen der landwirtschaftlichen Staaten Osteuropas keimhaft vorgeahnt ist. Die eherne, kühle, darum nicht weniger begeisternde Sachlichkeit dieses Aspektes wird man immer wieder in allen Ansätzen der deutschen Revolution spüren. Man muß sich nur frei machen können

von der Eigensucht, von der Lüge und Enge der Gewohnheit, man muß sich frei machen können von der Bequemlichkeit und Dummheit der Masse, man muß als Generation, die solches will und schafft, nicht einen Haufen Menschen betrachten, sondern deren Ausdruck in den führenden und sprachfähigen Köpfen.

Jene Sachlichkeit faßt das Leben wie es ist, aber aus der Gerechtigkeit, wie sie sein soll; faßt die lebendige Idee, nicht die Theorie, nicht die blutleere Träumerei eines Pazifismus, einer Weltdemokratie. Sie weiß, daß der Wert bestimmt des Einzelnen und des vom Schicksal aufgerufenen Volks. Daher spürt sie die geschichtliche Stunde der deutschen Gemeinschaft. Sie ekelt das schäbige Wort „Enrichissez-vous!" des Bürgerkönigs. Sie wird gequält von der großen Aufgabe der Sachwalterschaft Europas. Die europäische Gemeinschaft ersteht vor ihr. Und die nationale Duldsamkeit auf der Grundlage einer äußersten eigen-nationalen Gebundenheit, die schon durchschauert wird von dem religiösen Aufdämmern späterer größerer Zeiten der Erfüllung.

Dies wird erst alles, dies kämpft sich erst frei. Niemand ist heute im Stande zu sagen, wie die Form jenes geordneten Europas sein wird, wie der Menschentyp, der sie schafft, formelhaft benannt werden kann. Europa wächst nicht aus ledernen Theorien, es wächst aus der Verpflichtung und einer sozial und national gebundenen, unter einer religiösen Verheißung stehenden Sachlichkeit. Es wächst nicht in der Jugend, die alldies ja schon jugendhaft ist; es wächst aus ihr.

Noch werden wir die Rückschläge der Bürgerlichkeit, des Franzosentums erleben. Unsäglich wird der Kampf um die Zukunft werden. Die Revolution wird unzählige Phasen haben, wie z. B, eben mit Papen ein groteskes Zwischenspiel einer wilhelminischen Gruppe, die man schon gestorben wähnte, ablief. Ehe die Jugend in ihren Zielen nicht klar und völlig sicher wurde, ehe sie nicht viel mehr führende Stellen erobert, wird die große Linie, in die sich die heute noch verwirrten Fäden einflechten, nicht scharf ausgezogen sein.

Aber die Eigenart dieser „heroischen" Jugend ist schon unverkennbar. Sie empfindet unzählige Ressentimentgefühle der früheren Generation nicht mehr; sie ist Träger eines neuen Lebensgefühls. Es fehlt hier der Raum, dies an den immer vorausahnenden Künsten und dem sich langsam entwickelnden neuen Generationsstil zu zeigen. Es sei nur bemerkt, daß die Maschine und die Technik, der Sport und der Körper, das Verhältnis der Geschlechter zueinander in dieser Ge-

neration eine einfachere, selbstverständlichere Rolle spielen als in den früheren. Erst diese Jugend schickt sich an, die Technik innerlich zu „verdauen". Ein Beispiel der neuen Lebensform sind auch die Bünde, die selbst in Siebenbürgen entstehen und auch unter andern jungen Völkern. Es tritt an Stelle der demokratischen Bindung die autoritative, zielhafte. Es wäre aber ein höchst bürgerliches Mißverstehen, wenn die ältere Generation meinte, diese Bünde durch Einschaltung älterer Menschen gängeln zu können. Das ist völlig ausgeschlossen. Nicht weil die Alten hinausgeworfen würden; nein, weil sie diese Lebensform nicht erfassen, würden sie scheitern. Denn diese junge Generation kann „sich nur auf sich selbst verlassen". „Sie traut niemand mehr." Sie erkennt ihre Glieder unfehlbar. Sie sieht die Parole der Zukunft allen vom Gesicht, die ihr angehören. Der Schnitt zwischen Jetzt und Morgen ist unüberbrückbar. Er wäre von den Alten aus überbrückbar nur, wenn sie große Taten aufweisen könnten, die über die Taten der Front gestellt werden müßten.

Die sinnhaft in drei sich ergänzende Gruppen geteilte junge Generation geht heute durch das Fegefeuer der Leibes- und Seelennot, wie ihre Ältesten durch die Sperrfeuer gingen; sie bereitet sich vor. Sie hat die Aufgabe, das Gesicht der Zukunft zu bestimmen. Sie hat eine Sendung, die grauenhaft groß und entsetzlich strahlend ist. Sie rannte schon aus den Schützengräben die Stellungen des Materialismus ein, „erst fahrig und wild, dann immer geordneter und zielbewußter. Die erste schwache Welle stand vor dem Weltkrieg auf ... aus den zerwühlten Gräben des Weltkriegs erhob sich die zweite Welle. Aber die Nation verstand sie nicht ... eine machtvoll aufsteigende dritte Welle nahm den Funken auf, ergriff eine alte Form, wurde zu einer ganz großen Partei und Bewegung... Die vierte Welle aber ist nun die mächtigste und eigentliche: sie quillt aus den Tiefen der ganzen neuen Jugend, aus allen Herzen, aus allen Lagern. Sie trägt einen ganz neuen Namen. Und sie trägt das Banner einer unerhörten, mitreißenden Idee." Als Werkzeug eines höheren Willens wird „aus der Generation der Enterbten jetzt die Generation der Berufenen, wird einst die Generation der Auserwählten werden!"

Verstehe es, wer die Zukunft spürt. Hier scheiden sich die Wege.

Wir aber, hier in Siebenbürgen, hineingestellt in den Blutkreis der deutschen jungen Generation — was sollen wir tun? Die Zeiten wandeln sich, wo immer Deutsche leben — auch diese Erkenntnis erneute uns

der Krieg! Auch uns Siebenbürger Sachsen dröhnt der Ruf in die Ohren, den Hellhörigen schon vor mehr als zehn Jahren, den hellhörigen Jungen, Zurückgedrängten, maßlos Mißverstandenen. Auch unser Weg ist der der Vorbereitung. Der Weg des Kampfes gegen die Lüge, den Schmutz, die Lauheit, die Kurzsichtigkeit in uns selbst, aber mehr als das: der Opfergang der Erneuerung für unsere ganze östliche Heimat und diesen Staat!

Volk und Kirche

Von Misch Orend

Wir stellen den folgenden Aufsatz zur Diskussion, gegen den sich sicherlich Einwände, besonders hinsichtlich der Exekutivmittel, regen werden, die dem Volksrat heute nicht, wohl aber der Kirche von staatswegen zustehen und die wir nicht völlig missen können. Die Schriftleitung

Seit dem Anfang siebenbürgisch-sächsischer Volksgeschichte wählt die Einzelgemeinde sich ihre Pfarrer. Und die Gesamtgemeinde, an deren Spitze der Sachsengraf oder sein Stellvertreter stand, wachte eifersüchtig darüber, daß dieses Recht dem Volk nicht verloren gehe. Die Gemeinde hat das Patronatsrecht über ihre Kirche und deren Vermögen. Die „Universität" wiederum hat das Patronatsrecht über die Gesamtkirche. Ja, es konnte ein Einzelner eine Kapelle stiften und das Patronatsrecht darüber ausüben.

Die Gemeinde als kleinste Rechtsgemeinschaft und damit Volksgemeinschaft, die Landesgemeinde oder Universität als umfassende Rechts- und Volksgemeinschaft, in heutigem Sinn also die kleinste wie auch die größte politische Volksgemeinschaft, übte das Patronatsrecht über ihre Kirche aus. Die Kirche war demnach ein Zubehör zur Universitas saxonum, allerdings ein ganz hervorragendes.

Aus dieser klaren Rechtslage heraus hat die Universität, nachdem sie der Überzeugung war, daß das Volk die neue Kirchenordnung für nötig halte, über die Köpfe der Geistlichen hinweg die Reformation durchgeführt. Genau so rechtmäßig, wie ihre Vorfahren einige Jahrhundert früher über die Köpfe der germanisch-heidnischen Goden hinweg das Christentum einführten.

Um ihre Belange zu vertreten, hatten die Priester ihre Synode, mit dem Generaldechanten an der Spitze, die das Disziplinarrecht und Eherecht ausübte. Als Gesamtheit bildete sie die geistliche Universität,

die bei Schmälerungen des Zehntens bei der weltlichen Universität Schutz suchte. Nach Annahme der neuen Kirchenordnung wurde aus dem Generaldechanten ein Bischof. Die Synode, in heutigem Sinn der Pfarrverein, war ein Glied des Volkes, der Universität, die doch ihr Patron war.

Erst am Ende des 18. Jahrhunderts bildete sich, über die Köpfe der geistlichen Universität hinweg, auf Anordnungen von Wien aus, ein Oberkonsistorium, das meistens ohne Anwesenheit des Bischofs entschied. Als dann 1876 die Nationsuniversität zerschlagen wurde, verselbständigte sich die konsistoriale bischöfliche Kirche und bildete ein selbständiges Kirchenregiment aus, das die Gesamtführung auch auf politischem Gebiet, zwar nicht bestimmungsgemäß und offen, aber in der Tat übernahm. Die Kirche selber nannte sich „Volkskirche".

Neben der Kirche bildete sich jedoch gleich eine politische Volksvertretung, der „Zentralausschuß", den die Kirche als praktisch politisches Werkzeug in Dienste nahm. Nach dem Krieg nannte sich diese rein politische Volksvertretung Volksrat und erklärte sich 1930 als „oberste politische Behörde" der Siebenbürger Sachsen. Damit nahm der Volksrat bewußt die Stellung ein, die seinerzeit die „Universität" dem Volk gegenüber, seinen Einrichtungen und damit der Kirche gegenüber einnahm.

Gegenwärtig sieht die Volksgliederung folgendermaßen aus: Der Volksrat ist die oberste politische Behörde, die auch die Belange der Kirche vertritt. Die konsistoriale bischöfliche Kirche übt ihr Kirchenregiment in Schulangelegenheiten, Disziplinarsachen und Kirchensteuern aus. Der Pfarrverein wiederum ist auf dem Wege, sich zur alten Synode zu entwickeln. Neben dem Pfarrverein gibt es andere kirchliche und nicht kirchliche Vereine, die bis jetzt ohne eine Oberste Leitung und Zusammenfassung nebeneinander und zum Teil gegeneinander sich betätigten. Seit einem Jahr besteht ein Zweckverband des Raiffeisenvereins, Landwirtschaftsvereins, der Selbsthilfe, der Vereinsbank, des Fürsorgeausschusses des Landeskonsistoriums, des Volksrates usw. zu einem gemeinsamen Zweck.

Nun hat der Volksrat, trotz seiner Erklärung, die oberste politische Behörde zu sein, den Umfang seines Aufgabenkreises noch nicht in Augenschein genommen. Als oberste politische Behörde und somit als Vertretung der Gesamtheit der Sachsen, der Universitas, hat er die Verpflichtung, sich auf seine geschichtliche Stellung zu besinnen. Er

ist heute die Universität, an seiner Spitze hat der Sachsengraf zu stehen, er hat das Volksregiment voll in die Hand zu nehmen und die Kirche sämtlicher Regimentsbefugnisse, soweit sie nicht religiöser Art sind, zu entkleiden, denn die Kirche ist eine Gemeinschaft der Seelsorge und nicht des Regimentes, weil alles Regiment weltlicher, volkspolitischer Art ist.

Der Sachsengraf und der Volksrat haben das Patronatsrecht über die Kirche auszuüben. Sie haben der Kirche innerhalb der Kirchengesetze alle Rechte, die sich auf Kirche und Schule, auf Pfarrer und Lehrer beziehen, zu schützen, sie haben z. B. Kirchensteuern einzutreiben und darauf zu trachten, daß der Staat selber seine Gesetze einhält. Sie haben die Gesamtkirche zu beaufsichtigen, wenn sie völkische Belange vernachlässigt, zum Beispiel in einer kleinen gefährdeten Gemeinde die Schule aufläßt, um Geld zu ersparen.

Ja sie haben das Recht, wenn die Mehrheit des Volkes, wie zur Reformationszeit, eine neue Weltanschauungsgemeinschaft zu bilden verlangt, diese durchzuführen, ohne Rücksicht auf die bisherige Kirche.

Die kirchenregimentliche Kirche ist offensichtlich ein Abfall von der rechtlichen Überlieferung unseres Volkes, ob sie auch ein Abfall vom Christentum ist, nach dem sie sich benennt, mögen andere feststellen. Die altüberlieferten Ordnungen unseres Volkes, aus ihm selber gewachsen und ihm vom Schicksal auferlegt, sind willkürlich gestört und sind heute dem Volk in allen seinen Schichten bewußt geworden. Die zeitliche Beschränkung des Volksrates als Universität in völkisch rechtlichem Sinne ist nur zeitlich bedingt, nicht grundsätzlich. Daher hat er die Verpflichtung, die Aufhebung der Beschränkung durchzusetzen, um die Ordnung wieder lebendig zu machen, die aus dem Volke im Laufe seiner Geschichte wuchs, die am Anfang seiner Geschichte richtungsbestimmend war und die allein ihm gemäß ist.

Man muß seine Maßnahmen nie darnach treffen, was erreicht werden kann, sondern immer nur danach, was erreicht werden muß. Bismarck

Die ethisch-politischen Grundlagen des Minderheitenrechtes

Von Árpád Török

Wenn man moderne politische Probleme behandelt, insbesondere solche die mit Macht und Recht, mit Herrschen und Beherrscht-sein zusammenhängen, so pflegt man als Ausgangspunkt nur zu gerne die geistigen Grundlagen der französischen Revolution zu wählen. Das wirkt natürlich schablonenhaft und mitunter langweilig, es sieht so aus, als hätten die geistig-politischen Kämpfer der vergangenen anderthalb Jahrhunderte nichts eigenes hervorgebracht und wenden sich daher immer wieder an diese Urquelle, um von ihr neue geistige Nahrung zu bekommen. Diese Annahme ist jedoch unbegründet. Dieser Ausgangspunkt ist deshalb berechtigt, weil die französische Revolution einen neuen politischen und rechtlichen Grundsatz hervorgebracht hat, der bis dahin nicht anerkannt war, aber heute unser politisches Leben beherrscht, nämlich den Grundsatz der Freiheit und Gleichheit. Diese beiden Ideen sind zur Grundlage der späteren politischen Entwicklung geworden, und wenn sie auch lange nicht verwirklicht sind, so gelten sie eben auch weiterhin als Grundsatz der politischen Ethik.

Die Zustände, die die französische Revolution überwinden wollte, bestanden im wesentlichen darin, daß die Einzelpersönlichkeit schon mit ihrer Geburt in gewisse Gruppen, in Stände, eingegliedert war, in welchen sie — mit wenigen Ausnahmen — ihr Leben lang verblieben ist. Die einzelnen Stände besaßen verschiedene Rechte und verschiedene Machtfülle. Die geistigen und seelischen Eigenschaften und Fähigkeiten haben auf das Schicksal der Einzelpersönlichkeit verhältnismäßig geringen Einfluß ausgeübt; die ständische Gebundenheit hat die volle Auswirkung die volle Geltung der Persönlichkeit verhindert. Der geistige und politische Kampf galt also der Befreiung der Persönlichkeit und der rechtlichen Gleichsetzung der nun befreiten Menschen.

Wie hat man die Ideen der französischen Revolution im wirtschaftlichen und im politischen Leben des ihr folgenden liberalen Zeitalters zu verwirklichen getrachtet? Der aufstrebende Kapitalismus hat das Zunftwesen und die, damals als selbstverständlich gehaltene, staatliche Bevormundung ungemein hinderlich empfunden für die volle Entfaltung der in ihm schlummernden Kräfte, er hat dieses Hindernis schließlich

niedergerungen, um die Epoche des wirtschaftlichen Liberalismus zu begründen. Ihr Grundsatz war der freie Wettbewerb, freies Spiel der wirtschaftlichen Kräfte. Damit war die eine Idee der französischen Revolution, die Idee der Freiheit im Wirtschaftsleben, verwirklicht. Hat das eine automatische Verwirklichung auch der Idee der Gleichheit mit sich gebracht? Der Wirtschaftsliberalismus hat die Freiheit im Wirtschaftsleben verwirklicht. Jedem wurde es frei gestellt sich nach eigenem Gutdünken zu betätigen, jene Methode der Produktion oder jenen Produktionszweig zu wählen, der ihm am einträglichsten erschien. Was war die Folge dieser unbeschränkten Freiheit? Eine arge Verletzung des Grundsatzes der Gleichheit. Der Kapitalismus hat sich zu einer Kraft entwickelt, gegen die jede Freiheit machtlos war. Vergeblich stand es dem Nichtkapitalisten frei sich kapitalistisch zu betätigen; diese Freiheit nützte ihm nicht viel, denn er konnte sich einfach die Mittel nicht beschaffen, die dazu erforderlich waren. Der Wirtschaftsliberalismus hat nicht nur den Kapitalismus groß gezogen, sondern auch ein Heer von gänzlich entwurzelten Nichtkapitalisten geschaffen, für die es einfach unmöglich war in einen höheren sozialen Stand hinaufzukommen. Hat sich die Gesellschaft mit der Verwirklichung der wirtschaftlichen Freiheit begnügt oder versuchte sie die verletzte Gleichheit wieder herzustellen? Wir wissen, daß man gegen die Schäden des Kapitalismus die Sozialpolitik erfunden hat und heute in fast allen Kulturstaaten ausübt. Was ist Sozialpolitik anderes als das Bestreben die Freiheit im Wirtschaftsleben auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, als die Freiheit der einzelnen soweit zustutzen, bis sie zur Gleichheit aller werden kann.

Wie haben sich nun die Ideen der französischen Revolution im politischen Leben der Völker ausgewirkt? Das Ziel der Revolution war, die Einzelpersönlichkeit aus ihrer sozialen Gebundenheit zu befreien und ihr die volle Entfaltung der geistigen und seelischen Kräfte zu ermöglichen. Sie hat deshalb die sozialen Einrichtungen, die das Individuum bisher gehemmt haben, zerstört und an ihre Stelle neue errichtet. Das neue System bestand darin, daß man jeden Menschen in die Lage versetzt hat, an der Bestimmung seines politischen Schicksales mitzuwirken, man hat ihm das Recht auf Mitbestimmung gewährt. Was uns an diesen Maßnahmen heute auffällt, ist, daß man zwar das Verhältnis des Einzelnen zur politischen Gemeinschaft geregelt hat, den Rahmen dieser Gemeinschaft jedoch unberührt ließ.

D. h. es wurde ein neues Verhältnis des Einzelnen zum Staate hergestellt, das Staatsgebiet jedoch als Erbe des monarchischen Zeitalters unverändert übernommen. Auch dies ergab sich aus dem Geiste der französischen Revolution. Der Staat als Machtmechanismus sollte ja weiter beibehalten werden, bloß sein Machtgehalt war zu verändern. An Stelle der Einzel- bezw. Klassenherrschaft hatte die Volksherrschaft zu treten. Der soziologische Begriff des Volkes ist jener Generation noch nicht ins Bewußtsein getreten. Die historischen, geistigen, wirtschaftlichen Bindungen der Menschen wurden nicht erkannt und nicht analysiert, man stempelte die Masse der Staatsangehörigen zum Volke und betrachtete dieses als eine politische Einheit. Zur Verwirklichung dieser Volksherrschaft erschien lediglich ein technisches Mittel erforderlich, welches man im Parlamentarismus zu finden glaubte. Um das normale Funktionieren dieser Körperschaft zu gewährleisten und gleichzeitig den Volkswillen weitgehendst zu verwirklichen, führte man das Mehrheitsprinzip ein.

Die nun folgenden Ausführungen sind von grundsätzlicher Bedeutung, denn wir gelangen damit zu dem Kernpunkt unseres Problems. Das neue System hat als Erbschaft einen Staatsapparat und Staatsrahmen übernommen und nur das Verhältnis des Staatsbürgers zum Staate neu geregelt. Die alten Kollektivitäten, die Stände mit ihren Privilegien wurden zerstört, man hat von nun an bloß Staatsbürger gleichen Rechtes kennen wollen. Wenn man daran ging, diese Staatsbürger als eine einheitliche, politische Masse zu betrachten und das zum Gesetz werden zu lassen, was die Mehrheit von ihnen beschloß, so konnte dies nur unter der Annahme erfolgen, daß jeder Staatsbürger zum Staate in gleicher Entfernung steht, daß jeder zum Staate grundsätzlich gleich eingestellt ist und daß der politisch aktive Wille des Staatsbürgers stets von dem Motiv des gesamtstaatlichen Interesses geleitet ist. Man betrachtete die Einzelpersönlichkeit als letzte Einheit, die erst im Staatswillen und keineswegs schon vorher zur Kollektiveinheit wird. Zwischen Staat und Staatsbürger konnte es demnach keine Einheit geben, die einen politisch aktiven Willen besitzt und die sich zwischen die beiden Pole als politische Willenstatsache einschieben könnte. Wenn diese Annahme zutrifft, wenn der Staatsbürger tatsächlich letzte Einheit ist, so kann er bei der Geltendmachung seines politischen Willens nicht ausschließlich, ja nicht einmal überwiegend, von seinen persönlichen Interessen geleitet sein,

denn diese Interessen erscheinen ihm viel zu gering, als daß sie im Staatsapparat, im Staatswillen überhaupt Beachtung finden könnten. Seine Interessen erscheinen ihm als vereinzelter Tatbestand, der mit dem kollektiven Tatbestand des Staates nichts zu tun hat. Das soll nun an einem Beispiel verdeutlicht werden. Der Schneidergehilfe Joseph Burg hat seine Stimme abzugeben und damit eine politische Meinung zu äußern. In seinem Alltagsleben ist er von seinen persönlichen Interessen erfüllt und kämpft redlich um deren Durchsetzung. In diesem Kampfe hat er aber weder mit den übrigen Schneidergehilfen, noch mit den Gehilfen anderer Berufszweige, noch mit dem Kleingewerbe als Wirtschaftsgruppe irgendeine Verbindung. Solche Gruppen lassen sich wohl in der Theorie konstruieren, nicht aber in der politischen Wirklichkeit, weil diese Gruppen keinen politisch aktiven, einheitlichen Willen besitzen. Das Schicksal des Schneidergehilfen mag im ganzen Lande das gleiche sein, da aber zwischen den Schneidergehilfen keine Solidarität, keine politische Verbindung besteht, vermag der Einzelne mit seinem Schicksal politisch überhaupt nichts anzufangen. Bei dem Akt der Mitbestimmung am politischen Schicksal der Staatsgemeinschaft wird er seine persönlichen Umstände mehr oder weniger zurücksetzen, schon aus dem Grunde, weil er keinen Vertreter finden kann, der sich dieser persönlichen Interessen öffentlich annehmen würde: er wird vielmehr gewisse allgemeine Richtlinien beobachten, die dem Gesamtinteresse und somit auf Umwegen auch seinen persönlichen Interessen dienen. Ein jeder Staatsbürger, der es mit der politischen Mitbestimmung halbwegs ernst nimmt, wird so denken, wenn es zwischen ihm und den übrigen Menschen kein anderes politisch aktives Gemeinschaftsband gibt als lediglich den Staat. Ein Staatsbürger, der unter solchen Verhältnissen lebt, kann zum Staate nur weltanschauungsmäßig eingestellt sein. Er hat sich ein bestimmtes Bild vom Staate und dessen Notwendigkeiten gemacht, was allein in seinem politischen Willen zum Ausdruck gelangt. In einer so gegliederten Gesellschaft ist die Idee der Freiheit und der Gleichheit durch das technische Mittel des Mehrheitsprinzips am weitgehendsten zu verwirklichen. Der Wille der Mehrheit kann ruhig zu jenem des Staates erhoben werden, weil sich Mehrheit und Minderheit in der gleichen Rechtsebene befinden. In einer solchen Gesellschaft kann es naturgemäß nur ein Recht des Einzelbürgers und ein kollektives Recht des Staates geben. Außer diesen beiden Polen kann es keinen weiteren

sittlichen Rechtsanspruch geben, denn es bestehen hier keine recht begründeten Kollektivitäten. Wenn wir von einem Recht und Rechtsanspruch sprechen, so ist damit implicite vorausgesetzt, daß es ein Einzel- oder Kollektivsubjekt gibt, das sittlichen Wert besitzt. Da es zwischen Staat und Einzelperson ein solches Subjekt nicht gibt, kann in dieser Sphäre auch kein Rechtsanspruch erwachsen.

Unter solchen Voraussetzungen war der Staat auch tatsächlich nur ein politisch-rechtlicher Rahmen, der in bezug auf sein Gebiet die Erbschaft des dynastischen Zeitalters ruhig übernehmen konnte, ohne dadurch mit den neuen politisch-rechtlichen Grundsätzen in Widerspruch zu geraten. Eine bewußte nationale Färbung war ihm noch fremd, weil die Nationalitäten politisch noch nicht aktiviert waren. Es muß nicht besonders hervorgehoben werden, daß es diese ideale Gesellschaft überhaupt nicht oder doch nur vorübergehend gegeben hat, man könnte sagen nur in statu nascendi. Das ist aber vom Standpunkt unseres Problems auch gar nicht wichtig. Wir forschen nach den sittlich-politischen Wurzeln des Minderheitenrechtes, weshalb wir zuerst die Entstehung der Mehrheit untersuchen müssen. Zur Entstehung der Mehrheit, als einer politisch aktiven und einheitlichen Gruppe hat es aber der liberalen Idee und der liberalen Institutionen bedurft. Die liberale Bewegung glaubte, durch die Begründung der politischen Freiheit und durch die Niederreißung der alten ständischen Gliederung auch gleichzeitig die Gleichheit begründet zu haben. Sie konnte nicht voraussehen, welche Folgen durch die institutionelle Verwirklichung dieser Ideen entstehen werden. Das Bürgertum, das das liberale Zeitalter begründet hat, wähnte sich als den Mandatar des universalen Menschheitsgedankens, als den Vorkämpfer einer allgemeinen Rechtsgleichheit. Nun mußte aber aus der neu begründeten Freiheit mit innerer Notwendigkeit die Ungleichheit erwachsen, weil es durch diese Freiheit möglich geworden ist, daß die Menschen politisch näher miteinander in Berührung kommen, daß sie auf der einen Seite die Interessengemeinschaften, auf der anderen die Interessengegensätze deutlicher erkennen und auch politisch aktivieren. Die Voraussetzung zur Bildung solcher Kollektivitäten lag sowohl im wirtschaftlichen, wie im sozialen Leben begründet. Die Klassenbildung ging der national-politischen Schichtung voraus, weil sich hier die Interessengemeinschaft, bzw. Interessengegensätze rascher offenbarten und politisch leichter auswirken konnten. Zur politischen

Aktivierung der Nationalitäten bedurfte es noch einer gewissen Entwicklung. Nicht nur eines allmählichen Herausbildens des kulturellen Bewußtseins hat es dazu bedurft, sondern auch einer schärferen Hervorkehrung der Interessensphären auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet. Die politische Aktivierung der Nationalitäten war zum nicht geringen Teil eine Folge der schon früher erfolgten Aktivierung der sozialen und wirtschaftlichen Interessengemeinschaften. Mit einem Wort, es entstanden unter dem Schutze der politischen Freiheit mehr oder weniger dauerhafte Kollektivitäten, die sich nun auch politisch zwischen Staat und Einzelmensch eingeschoben haben.

Die so entstandenen oder politisch aktivierten Kollektivitäten waren für den Staat und seine rechtlich-politische Struktur von verschiedener Bedeutung. Je flüchtiger und unorganischer eine solche Kollektivität war, umso weniger wurde dadurch das Prinzip der Gleichheit verletzt. Je organischer und dauerhafter sie war, um so größer mußte die Gefahr sein, die sie für das Prinzip der Freiheit und Gleichheit bedeutete. Denn was ist unter Kollektivität zu verstehen? Daß zahlreiche Menschen in bestimmten Sphären ihres Lebens, in bestimmten Lebensäußerungen einheitlich sind. Durch diese Einheitlichkeit werden sie zu Gemeinschaften verbunden. Im sozialen Leben übernehmen diese Gemeinschaften gewisse Funktionen der Einzelpersönlichkeit. Deshalb sind sie eben Gemeinschaften, weil ihnen gewisse Funktionen eigen sind. Gelangen sie nun in die politische Sphäre, d. h. werden ihre Funktionen politisch von Belang, dann vertreten sie politisch die Einzelpersönlichkeit, dann handeln in dieser Sphäre alle Einzelpersönlichkeiten der Gemeinschaft einheitlich. Die politische Bedeutung, die politische Dynamik einer solchen Gemeinschaft hängt zum großen Teil davon ab, wie breit die individuelle Lebenssphäre ist, die von der Gemeinschaft bedeckt wird, wie zahlreich die ursprünglich individuellen Lebensfunktionen sind, die nun von der Gemeinschaft übernommen werden. Das soll ein wenig erläutert werden. Als ein wichtiges gemeinschaftsbildendes Element gilt die Sprache. Die kollektiven Funktionen, die durch die Sprachgemeinschaft begründet werden, sind Erziehung, Bildung, geistiges Wirken usw. Die Sprachgemeinschaft wird sich aber erst dann politisch aktivieren, wenn diese Funktion in dem politisch freien Raum der Gesellschaft nicht mehr ausgeübt werden kann, wenn z. B. der Staat seine Kompetenz auch auf diese Sphäre ausdehnt. In einem solchen Falle wird mindestens in diesen Angelegenheiten

politisch die Sprachgemeinschaft an Stelle der Einzelperson treten. Die Sprachgemeinschaft bildet sich damit zu einer dauerhaften politischen Gruppe heraus. Die politische Bedeutung, die politische Intensität dieser Gemeinschaft kann sich steigern, wenn sie nicht nur sprachlich, sondern auch sozial und wirtschaftlich in die gleiche Ebene gelangt, d. h. wenn ihre Mitglieder neben der Sprachgemeinschaft auch durch eine gleiche soziale Schichtung und gleiche wirtschaftliche Lage mit einander verbunden werden. Theoretisch ist das nicht ausgeschlossen, praktisch ist das in dem Schicksal zahlreicher Minderheiten gegeben. Es gibt Minderheiten in Europa, die durch ihren Staat nicht nur sprachlich, sondern auch in ihrer sozialen und wirtschaftlichen Sphäre bedrängt werden. Ihre politische Aktion wird also eine viel breitere Fläche bedecken, ihre politische Einheit wird eine viel größere sein.

Die parlamentarisch-demokratische Institution der Freiheit ermöglicht es nun, daß bei Ausübung dieses Rechtes die Kollektivitäten in erster Linie ihre Kollektivinteressen berücksichtigen und nur in zweiter Linie die Interessen des Staates, also die der größeren Kollektivität. Die Einzelperson kommt nicht mehr in dem Maße zur Geltung wie in der nicht gegliederten Gesellschaft, ihre frühere Staatsunmittelbarkeit wird durch die Kollektivität, der sie angehört, unterbrochen. Der Fall des Schneidergehilfen besteht nicht mehr. Er hat sich mit seinen Berufsgenossen bereits zu einer politischen Gemeinschaft verbunden, wodurch die Möglichkeit gegeben ist, daß von nun an auch seine persönlichen Interessen stärker zur Geltung gelangen.

Von den zahlreichen Kollektivitäten, die sich seit der Begründung des liberalen Zeitalters herausgebildet haben, hat sich als stärkste, politisch aktivste, die nationale Kollektivität behauptet.

Die Nationalität hat sich als eine außerordentlich starke gemeinschaftsbildende Kraft erwiesen. Infolge der Gleichheit von Sprache, Geschichte, Abstammung, Lebensverhältnissen wurde an und für sich ein großer Teil der individuellen Lebensfunktionen bedeckt. Damit war aber gleichzeitig die Grundlage für ein einheitliches politisches Vorgehen gegeben. Die gemeinschaftsbildende Kraft beschränkt sich jedoch nicht nur darauf, jene Elemente, aus welchen sie zusammengesetzt ist, stärker zusammenzufassen und politisch zur Geltung zu bringen, die gemeinschaftsbildende Kraft erstreckt sich auch auf andere Lebensfunktionen, sie unterwirft sich weitere Lebensfunktionen, um dadurch einen noch breiteren Raum der individuellen Lebenssphäre zu bedecken.

Die Nation hat sich daher zu einer fast unerschöpflichen politischen Kraftquelle entwickelt, die alles, was in ihren Bereich fällt oder diesen berührt, politisch zu homogenisieren trachtet. Wenn wir diese Entwicklung der Nationalität vom Standpunkt des liberalen Staatsgedankens betrachten, so müssen wir uns sagen, daß dieser Staatsgedanke in einem Staate mit zahlreichen Nationalitäten untergehen muß. Er kann seine Aufgabe nicht mehr erfüllen, Freiheit und Gleichheit nicht mehr garantieren. Und das deshalb, weil in der politischen Auswirkung von Weltanschauung und Nationalität ein ungeheuerer Unterschied besteht. Die Weltanschauung kann schon bei ein und demselben Individuum wechseln. Noch leichter erfolgt das mit dem Wechsel der Generationen. Jede neue Generation kann sich von den Anschauungen der vorherigen mit Leichtigkeit losmachen und dies politisch auch zum Ausdruck bringen. Das hat zur Folge, daß zwischen Mehrheit und Minderheit recht fließende Grenzen entstehen, daß die politische Gruppierung außerordentlich elastisch wird, es kann nicht leicht zu dauernden Mehrheiten und Minderheiten kommen. Demgegenüber tritt die nationale Zugehörigkeit mit der Geburt ein und endet in der Regel mit dem Tod. Jede nachfolgende Generation wird sogleich fest an die eigene Nationalität gebunden, von der sie sich geistig und seelisch nicht so leicht entfernen kann. Eine Änderung in der Zusammensetzung der Nationalitäten ist zwar nicht ausgeschlossen, doch gehören Jahrzehnte bis Jahrhunderte dazu ehe eine tiefgreifende Änderung eintreten könnte. Die Mehrheitsbildung auf Grund der Nationalität wird somit zu einer dauernden. Damit ist aber das liberale Prinzip vernichtet. Die gleiche Entfernung der Staatsbürger zum Staate hat aufgehört, der Staat wird zum Machtmittel der Mehrheit. Die notwendige Korrektur dieser neuen Lage bildet das Recht der nationalen Minderheiten. Dieses ist somit kein Sonderrecht, sondern lediglich die Einbeziehung der nationalen Minderheiten in den gleichen Rechtskreis, in welchem sich die Mehrheit bereits befindet.

„Man soll die Geister scheiden, statt sie zu verschmieren. Reinliche Scheidung ist göttliches Leben. Reformieren ist das Gegenteil von Verschmieren." Julius Langbehn

Th. Fontane und Adalbert Stifter als Bauerndarsteller

Von Adolf Heltmann

Der Romandichter Th. Fontane schließt sich eng an Alexis* an. Auch im einzelnen ist der Roman „Vor dem Sturm" eine Fortsetzung von „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht". Während der Roman des Alexis „Isegrimm" mit demselben Stoff aber Jahrzehnte umfaßt, schildert Fontanes breitgeschriebener Roman „Vor dem Sturm" ein einziges Jahr: 1812 auf 1813. Das ist wesentlich für Fontanes Kunst. So gewinnt er Raum für Details, gibt einen richtigen Milieuroman. Fontane hat nicht das Pathetische, Dialektische, Abstrakte des Alexis, sondern ist viel feiner, intimer und skeptischer. Er ist nicht in dem Maße Politiker wie Alexis, sondern hat die Freude an der Erscheinung, an jeder Erscheinung, und eine seltene, unerhörte Menschen- und Weltkenntnis. Alexis' Humor ist grotesk, oft grimmig: Fontanes Humor ist viel farbenreicher, oft stark grotesk bis zur Karrikatur, aber immer gütig verstehend und oft wehmütig. Hier hat Fontane Alexissche Ansätze wunderbar ausgebaut. So glaube ich, daß die alte Botenfrau, die im Isegrimm entsetzt vor den heranfahrenden märkischen Adligen im Dämmerlicht, mitten im wüstesten Oderbruch, auf die Knie fällt mit dem Angstschrei: „Erbarmen meine gnädigen Herren Franzosen", daß diese Alte artverwandt ist mit dem bucklichen Original, Hoppenmarieken, einem Kobold von einer Botenfrau in „Vor dem Sturm". Ebenso grotesk ist der alte General und Landedelmann Bamme, der für junge verstorbene Bauernmädchen das Begräbnis zahlt, wenn die Angehörigen die Tote aufschmücken und ihm eine Stunde zu stiller Betrachtung überlassen. Dann wäre die wundervolle Gallerie von Bedienten, von Landgensdarmen, von Landgeistlichen, Geschöpfe unseres Herrgottes in allen Schattierungen, aufzuzählen, die wir in Fontanes Romanen aufgestapelt finden. Ebenso die Dorfpotentaten: Schulze, Müller, Dorfwirt, in den Romanen „Vor dem Sturm", „Unterm Birnbaum", „Quitt", „Cecile" usw. Diese Bauern im Krug leben vor uns in wundervoller Eindringlichkeit. Ebenso die Landmädchen als Dienstboten in der Stadt. Die paar Seiten, im Roman „Stechlin", in denen die hübsche, übermütige Hedwig auftritt, machen den breiten Dienstbotenroman der C. Viebig „Ums tägliche Brot" beinahe überflüssig. Hedwig wechselt häufig, weil entweder die Schlafgelegenheit (auf dem Hänge-

* Siehe den Aufsatz über Alexis im Maiheft S. 188.

boden neben dem Küchenofen, oder im Badezimmer neben der Wanne) schlecht ist, oder weil der Herr zu freundlich ist. Nicht nur Individuen, und nicht nur menschliche Raritäten zeigt Fontane, sondern auch den Bauern im Verhältnis zu Pfarrer und Gutsherr! Es ließe sich eine interessante Studie aus seinen Werken schreiben über Edelmann und Diener! Selbst bis nach Ungarn in die Pußta führt uns Fontane im „Grafen Petöfy"; ob der patriotische und weichherzige Verwalter, den Fontane boshaft Toldy heißt, wirklich ethnographisch echt ist, scheint mir nicht sicher.

Schließlich zeigt uns Fontane im Roman „Vor dem Sturm" den Bauern auch als Kollektivität. Er hat nicht den Schwung, auch nicht die gedrungene Energie des Alexis, aber die Szenen, in denen die Bauernkolonnen, an der Spitze der menschlich reine, kluge Schulze Kniehase, ausrücken, um die Franzosen in Frankfurt an der Oder zu überrumpeln, sind ergreifend und lebensvoll. Freilich stehen die Bauern hier dem Gutsherrn mehr gleich zu gleich gegenüber als bei Alexis; da trug Fontane die Lage seiner Zeit in die Vergangenheit hinein.

Nehmen wir nun die spezielle Bauerndichtung Fontanes: es sind die Erzählung: „Ellernklipp" und die Romane „Unterm Birnbaum" und „Quitt". „Ellernklipp" ist eine düstere Eifersuchtsgeschichte: der Förster tötet seinen Sohn, um die Pflegetochter selbst zu heiraten, und ermordet sich später an der Tatstelle. Viel Stimmung; viel romantischer Bauernaberglaube! Merkwürdigerweise ist das Werk, obwohl nach dem realistischen Roman „Vor dem Sturm" geschrieben, so geworden! Ich weiß nicht, ob man schon gefunden hat, daß es ganz unter dem Einfluß von Storm steht, mit dem Fontane viel verkehrte. Jedenfalls ganz unfontaneisch!

„Unterm Birnbaum" ist eine ausgezeichnete Kriminalgeschichte, die in einem märkischen Dorf spielt! Den Roman „Quitt" nennt Bartels eine Mordsgeschichte! Das ist es, eine sehr gute Mordsgeschichte, aber daneben noch etwas ganz anderes! Hier hat Fontane eine Bauerngestalt, den Lehnert, ohne ihm das angestammt Bäuerliche zu nehmen, in's allgemein Menschliche geweitet. Unerbittlich ist die seelische Logik, mit der der selbstbewußte Lehnert zur Ermordung des hochmütigen Försters, der ihn verfolgt, getrieben wird. Dieses seelische Schwanken zwischen Entschluß und Bedenken ist meisterhaft. Ebenso die seelische Weitung im Haus des Quäkerapostels Obadja in Amerika; seine Liebe zu dessen Tochter! Meisterhaft die Parallelität, wie der Förster

und der im Gebirge in Amerika verunglückte Lehnert sterben! Beide sterben, nach langem Leiden, schließlich mit bäuerlicher Gefaßtheit in's Unvermeidliche! Und daneben ist eine Fülle von köstlichen Nebengestalten. So Lehnerts Mutter, die altwendisches Blut hat, die sich so gerne selbst erniedrigt; die ihren Sohn anstachelt zu Taten, deren Folgen sie nicht bedenkt. Dann will sie ihre Schuld nicht wahrhaben. Andere sonderbare Menschenkinder: die alte Maruschka auf dem Gute Obadja usw.

Ich sehe im Roman einen Vorgänger von Grimm's „Volk ohne Raum", nur nicht politisch so betont. Solche kräftige Abenteurergestalten im guten Sinne hatten im stramm regierten, übervölkerten Deutschland damals keinen Platz. Ein Beispiel noch für Fontanes Kunst, Bäuerliches mit allgemein Menschlichem in höchster Stimmungskunst zu verflechten: Der alte Dubslav v. Stechlin fühlt, daß der Tod kommt. Er freut sich über die Sonne, über den Finken, der keck auf den Tisch fliegt; er läßt die schöne, blonde 10jährige Agnes, ein uneheliches Bauernkind, kommen; er und sein alter Diener, eine wahre Mumie, schleppen illustrierte Zeitschriften herbei, damit die Kleine beschäftigt ist, und damit der Freiherr Stechlin etwas Schönes, Junges, Gesundes ansehen kann. Seine unruhig energische Schwester, die Domina eines adligen Stiftes, grault er weg; er gibt vor, er sei eigentlich der Vater des Kindes, nur um sie zu empören und so wegzubekommen.

Adalbert Stifter, dessen kleineren und besten Erzählungen größtenteils schon vor 1848, also in der schon erwähnten Blütezeit der deutschen Dorfgeschichte geschrieben waren, ist im Gegensatz zu Alexis und Fontane ein *subjektiver* Dichter. Diese beiden schöpfen aus der gesättigten vollen Anschauung der wirklichen, vorhandenen Menschenwelt, sei es nun in Gegenwart oder Geschichte, Bartels lobt auch Stifter gerade, weil er *realistisch* sei, genau sei in Ausmalung auch der *kleinsten Dinge*. Das stimmt gewiß für die Naturschilderungen, namentlich für die Waldschilderungen. Ob aber auch für die Personen? Auch hier wird alles einfach und genau beschrieben, was mit den Personen geschieht! Nehmen wir die Edelfräuleins im „Hochwald", die vor den Schweden flüchten, von denen die eine einen Schwedenoffizier hoffnungslos liebt! Wir wissen eigentlich nichts über das Seelenleben, über die Art dieser Menschen; höchstens, daß sie eine Traumspiegelung der *reinen, sehnsüchtigen, nach dem Schönen verlangenden*

Seele des Dichters sind. Ein Beweis für meine Behauptung wäre: man kann sich die Fortspinnung der Handlung im „Hochwald" ganz anders denken, ohne daß der Charakter der Erzählung leiden würde. Denn Stifters Erzählung ist nicht durch den Charakter der Personen bedingt. So steht es nun auch mit Stifters Bauern: denken wir z. B. an den Felix im „Heidorf". Felix ist ein Bauernsohn; seine Großmutter eine arme, alte Bäuerin, die nicht sterben kann. Er kommt in's arme Dorf zurück, und mit gläubigem Vertrauen betet er um Regen für die verdurstete Landwirtschaft und erreicht auch wirklich die Rettung des Dorfes. Aber Felix ist tatsächlich nicht anderes als der fromme Dichter selbst. Selbst die angeblich so realistisch beschriebene Natur bekommt manchmal ein unheimlich traumhaftes Antlitz: ich denke an die Erzählung, in der zwei kleine Bauernkinder von einem ungeheuren Schneefall überrascht werden und tage- und nächtelang in der furchtbaren Schneewüste umherirren; oder an die Szene „aus Urgroßvaters Mappe", in der der Frost meilenweit die Waldbäume sprengt, so daß man in einer Schlacht zu sein glaubt.

Öfters hat Stifter das Motiv eines Naturkindes, eines in der Natur frei aufgewachsenen Mädchens. Poetisch alles erstrangig. Aber nie werden wir über die menschliche Art dieses Kindes klug. (Ähnliche Gestalten finden wir beim rumänischen Erzähler I. Todoreanu).

Betrachten wir nun seine ausgesprochenste Bauerndichtung „Den beschriebenen Tünnling". Die Hauptperson ist entschieden ein riesenstarker Bauernbursch, der alle Bewerber um seine schöne Hanna, ein armes Bauernmädchen, wegprügelt. Dieses Motiv hat später auch Anzengruber in seinem „starken Pankratz" realistisch handgreiflich behandelt. Aber bei Stifter ist Hanna keine Bäuerin, sondern irgendwie heimatlos, und nicht bodenständig. Ihr hat die Mutter Gottes zugewinkt und Gold versprochen. Tatsächlich verläßt sie den ihr ganz verfallenen Bauernburschen und heiratet einen Grafen. Der Betrogene wartet mit der Axt am „beschriebenen Tünnling", um den Grafen zu erschlagen. Aber die Mutter Gottes schaut ihn im Traum böse an, und er verzichtet auf Rache und Geliebte! Dies alles ist bei Stifter nicht so trocken, sondern wundervolle Poesie, aber es ist meines Erachtens die Logik und die Selbstverständlichkeit in allen Wendungen, wie wir sie im Traume haben, oder im Märchen.

So sind denn bei Stifter Bauern nur als Nebenfiguren realistisch echt: die Holzbauern vor dem Wirtshaus beim Abendessen; der reiche

Gebirgswirt, der mit Würde seine Tochter an einen Adligen verheiratet; der Großvater mit seinem Enkelchen spazierengehend usw.

Ich will damit nicht Stifter herabsetzen, der ja eben in seiner Art einzig ist. Und ich will noch bemerken, daß er in seiner Traumdichtung sehr viele Situationen und Motive gegeben hat, die auf spätere Dichter stark gewirkt haben. So hat die Erzählung „aus Urgroßvaters Mappe" den „Waldschulmeister" Roseggers beeinflußt. So hat das Naturkind, das wild aufgewachsene Mädchen, auf Raabe eingewirkt; ferner das Motiv der Mondsüchtigen, die sich in das Zimmer eines jungen Mannes verirrt, finden wir zuerst bei Stifter in den „Drei Schmieden ihres Glückes" und später in der Novelle „Maria" des Otto Ludwig. So hat Stifter wohl als erster in dem beschriebenen Tünnling ein derart herrliches Bild einer adligen Treibjagd mit Assistenz der Bauern und anschließendem Gelage gegeben. Und schließlich ist die Einwirkung von Stifters Naturschilderung, die seines Traumes vom reinen, schönen Menschen auf Rilkes Lyrik, namentlich im „Stundenbuch", nicht zu verkennen.

Rundschau

Bischof D. Dr. Viktor Glondys. Wir haben die Wichtigkeit der Bischofswahl in früheren Heften nachhaltig unterstrichen. Nun, da auf der Landeskirchenversammlung am 14. November die Entscheidung für D. Dr. Viktor Glondys fiel, ziemt sich nur noch ein Blick in die Zukunft. Es wird bei uns viel von Autorität und ihrer Notwendigkeit gesprochen. Mag sie auch an zahlreichen Stellen durchlöchert sein, was nach dem Wesen der Autorität niemals eine Schuld des Volkes ist, so steht doch das eine höchste Amt, das Amt des Bischofs, noch immer im Vollbesitze der Achtung und Autorität über dem Getriebe der Führer und der Masse. Daß sich diese unantastbare Stellung durch die Leistung und den Glauben des neuen Bischofs segensreich bewähre, ist unser aller Wunsch, der nicht aus dem Schoße einer Partei kommt, sondern aus dem heißen Willen zur tätigen Erneuerungsarbeit, die gerade die jüngeren Kreise unseres Volkes leisten wollen, an Seite des Bischofs, von dem wir ein starkes, neuartiges und gerechtes Wirken erwarten und fordern. In der Zuversicht auf die Zukunft grüßen wir ihn! Heinrich Zillich

Das Hauptproblem der Landeskirchenversammlungen. Über die 34. und 35. Landeskirchenversammlung, die vom 14.–20. November in Hermannstadt stattgefunden haben, sind in unserer Tagespresse so ausführliche Berichte veröffentlicht worden, daß es sich erübrigt, an dieser Stelle auf die Einzelheiten der Verhandlungen und Beschlüsse einzugehen. Daher sei hier nur ein Blick auf die ganz großen, geistigen Linien versucht, die sich aus der Arbeit dieser Versammlungen teils als Gegebenheiten, teils als Problem und Aufgaben herausgehoben haben. Da zeigt es sich dann sofort, daß es ein Problem vor allem war, das sich als der große Mittelpunkt zu erkennen gab, um den fast ausschließlich das zu vollbringende gesetzgeberische Werk zu kreisen hatte, ein Problem, in dessen beherrschendem Auftreten sich nur verrät, daß auch unsere Landeskirche an demselben Punkt innerer krisenhaften Schwierigkeiten angelangt ist, die die Führung aller demokratisch regierten Gemeinwesen heute belasten. Es ist das Problem der Verstärkung der Zentralgewalt. Es liegt hier, wenn man die Dinge ganz nüchtern betrachtet, weniger ein Problem, als eine Notwendigkeit vor, die gegeben ist durch ein Versagen des Kirchenvolkes und der Gemeinden an allen Ecken und Enden infolge von Zersetzungserscheinungen, die bekanntlich nicht örtlicher, sondern umfassend allgemeiner Natur sind. Das Landeskonsistorium hat also zunächst nur dieser praktischen Notwendigkeit Rechnung getragen, wenn es in seinen Hauptvorlagen (Änderung der Pfarramtsvorschrift, der Kirchenordnung, und Schaffung einer „Vorschrift für Übergangsmaßnahmen zur Sicherung unserer Kirchen- und Schuleinrichtungen in der gegenwärtigen Notzeit") in teilweise unnötigen Wiederholungen die Stärkung der Zentralgewalt und die Vergrößerung seiner Vollmachten erstrebte. Es scheint als sollte eine solche Notwendigkeit problemlos gelöst werden können. Das aber ist nicht der Fall. Sie muß aus zwei Gründen zum Problem werden. Einmal weil in einem demokratischen Gemeinwesen jedes Versagen des Volkes in verstärktem Maße auf die Führung zurückfällt, wodurch ein Zugeständnis größerer Macht gerade an diese Führung innerlich weitgehend unmöglich wird. Zweitens widerstrebt jede Stärkung der Zentralgewalt dem Geiste gewisser demokratischer Lebensformen, woraus wieder ein innerer Widerstand sich ergibt. Es war lehrreich zu beobachten, wie die Landeskirchenver-

sammlung alle Vorlagen des Landeskonsistoriums verwässerte und das Bestreben zur Stärkung der Zentralgewalt zu Gunsten der Selbständigkeit und des Eigenlebens der untersten Lebenseinheiten der Kirche zurückdrängte. Es kam hier in den meisten Fällen ein gesunder Instinkt des Volkes zum Ausdruck, das richtig fühlt, wie die Selbständigkeit der Einzelgemeinde als elementarer Lebenseinheit gerade in unserer Lage weitgehend gewahrt werden muß. Zur Stärkung der Zentralgewalt führen übrigens zwei Wege. Einmal die Vergrößerung der exekutiven Gewalt, die für uns praktisch nicht erreichbar ist. Zweitens die Stärkung des Vertrauens zur Führung. Dies aber ist der einzige für uns gangbare Weg. Wo die ausführende Macht geschwächt ist, kann nur der Wille zu gehorchen Gesetze und Verordnungen aus papierenem Dasein zu lebendiger Wirklichkeit erwecken. Dieser Wille zu gehorchen fließt aber aus dem Vertrauen zur Führung. So enthüllt auch die Arbeit der letzten Landeskirchenversammlungen nur wieder die schon so oft ausgesprochene Wahrheit, daß es letzten Endes eine Vertrauens- und Führerkrise ist, in die sich die Krisenerscheinungen auch unserer kirchlichen Gemeinschaft verdichten. Ganz besonders deutlich wird dies auch bei der Frage der kirchlichen Taxen, die einer sofortigen Lösung dringend bedarf, um Ordnung in das heute bestehende Chaos zu bringen, das zur vollkommenen Auflösung zu führen droht. Auch hier zeigt es sich, daß letzten Endes nur seelische Faktoren eine Heilung bringen können, die wachzurufen wieder die Führung berufen ist. Damit ist die Aufgabe für die nächste Zukunft gestellt. Es gilt das Vertrauen in die Führung im Kirchenvolk neu aufzubauen. Daraus allein können willige Gefolgschaft und damit Stärkung der Autorität und Macht der Oberbehörde fließen. Jenes Vertrauen aber kann nicht durch Überredung noch durch Anwendung von Zwangsmitteln wirksam erworben werden, sondern nur durch die Erbringung des Befähigungsnachweises mindestens einige der Lebensfragen lösen zu können, die die Kirchengemeinschaft heute in ihrer Existenz bedrohen. Wäre das Landeskonsistorium in weitgehenderem Maße erneuert worden als es geschehen ist, wären die seelischen Vorbedingungen für die Behebung der Vertrauenskrise günstiger gewesen. Heute knüpfen sie sich weniger an diese Körperschaft als an die Tatsache, daß wir ein neues oberstes Kirchenregiment, vor allem wieder einen Bischof haben. Auf seinen Schultern ruht heute das Geschick unserer Kirche. Alle aufbauenden Kräfte unseres Volkes stehen heute bereitwillig und erwartungsvoll zu seiner Verfügung. Möge er die Kraft haben, sie zum Neuaufbau zu sammeln und einzusetzen.

Alfred Pomarius

Sachsentag und Volksprogramm. Wir berichteten im letzten Hefte, das zwischen dem Klingsorkreis und der „Selbsthilfe" Verhandlungen bevorstünden, um die Verschiedenheiten der von den beiden Seiten ausgearbeiteten Entwürfe für ein neues Programm und ein Organisationsstatut des sächsischen Volkes auszuebnen. Diese Verhandlungen haben inzwischen stattgefunden und eine völlige Übereinstimmung ergeben. Die unterschiedlichen Punkte wurden angeglichen, so daß beide Teile den gleichen Standpunkt vertreten. Es folgten hierauf Verhandlungen mit Abgeordneten Dr. Hans Otto Roth, um womöglich in gemeinsamer Zusammenarbeit eine Einigung über den Entwurf zu erzielen, den Roth im Auftrage des Volksrates zu entwerfen übernommen hatte und der nach Bestätigung durch den Volksrat als offizieller Entwurf dem Sachsentag vorgelegt werden soll. An der Verhandlung mit Roth waren beteiligt Dr. Waldemar Gust, Alfred Pomarius, Professor Schunn, Erwin Wittstock

und Heinrich Zillich. Es gelang eine Übereinstimmung zu erzielen über die drei ersten Abschnitte des Programmes (siehe Oktoberheft). Der inzwischen von Roth ausgearbeitete sogenannte „erste Entwurf zum Volksprogramm", den der Vollzugsausschuß des Volksrates annahm und der gegenwärtig den Kreisausschüssen zur Begutachtung vorliegt, enthält alle Punkte des vom Klingsorkreis vorgelegten Entwurfes zum großen Teile in wörtlich übereinstimmender Fassung. Aufgenommen wurden in diesen Text zahlreiche Einzelforderungen der „Selbsthilfe" und eine Reihe wichtiger, von Roth vorgeschlagener Punkte, vornehmlich Forderungen an den Staat. Es ergab sich also erfreulicherweise eine Einigung über die Grundlagen unserer politischen und nationalen Existenz. Die auf diese Weise zusammengestellte Fassung weicht in keinem wesentlichen Punkte von dem ursprünglichen Klingsor-Entwurf ab. Daher sind die drei ersten Abschnitte des offiziellen Entwurfes für uns annehmbar.

Dagegen ließ sich in der Frage des Neubaus unserer Volksorganisation nur eine begrenzte Annäherung erzielen. Eine textliche Angleichung der Entwürfe war unmöglich, weil sich angesichts des umfangreichen vom Klingsorkreis vorgelegten Organisationsstatutes die Frage erhob, ob nicht einige der darin enthaltenen Bestimmungen praktischerweise in eine Geschäftsordnung einzureihen wären. Infolgedessen wurden nur die Grundsätze der Organisationsaufbaus beraten. Es ist überflüssig, den Gang der Besprechung wiederzugeben. Es sei daher nur angemerkt, worin sich der nachher abgefaßte offizielle Entwurf von dem des Klingsorkreises unterscheidet. Es fehlen alle Bestimmungen, die den Sachsentag zu einer periodischen Einrichtung machen, wie wir es wollen. Der Volksrat soll nicht, wie wir es verlangen, zur Hälfte von den Urwählern gewählt, sondern zur Gänze durch Beschickung aus den Kreisausschüssen gebildet werden wie heutzutage — eine Bestimmung, die wir ablehnen. Es fehlen alle Vorschriften des Klingsor-Entwurfes, die eine wirksame Kontrolle der Abgeordneten und Senatoren besonders auch hinsichtlich ihrer Kompatibilität ermöglichen. Es fehlen die Vorschriften über das Arbeitsamt, obgleich dieses selbst genannt wird. Es fehlt die Zweiteilung der obersten Volksführung in einen Volksobmann und einen Volksratsvorsitzenden, infolgedessen auch die Wahl des Volksobmanns durch das Volk, wie wir es im Einklang mit der Selbsthilfe von Dr. Hans Otto Roth verlangten. Es fehlen die Bestimmungen über die Möglichkeiten einer früheren Auflösung des Volksrates und der Kreisausschüsse, ebenso alle grundlegenden Vorschriften für das Nationale Gericht. Es fehlen die Bestimmungen über eine wirksame Festlegung der Verantwortlichkeit des Volksobmanns (Volksratspräsidenten) und der Kreis- und Ortsausschußobleute. Die nötige Machtstärkung des Volksobmanns ist nur durch die Bestimmung gegeben, daß die Kreisausschußobleute ihm persönlich verantwortlich seien. Der Titel „Komes„ wird nicht erwähnt. Begrüßenswert ist in dem offiziellen Entwurf die Bestimmung, daß der Volksrat das Recht erhalten solle, Vertreter in die völkisch wichtigen Berufsverbände und wirtschaftlichen und sozialen Einrichtungen des Volkes — hierunter sind auch Banken zu verstehen — zu entsenden; weiter die Einrichtung einer berufsständischen Vertretung im Volksrat, Kreis- und Ortsausschuß; und schließlich noch die Einführung des verpflichtenden Verhältniswahlrechtes in den Kreisen und des fakultativen in den Gemeinden. Der Schlußpunkt des offiziellen Entwurfes spricht aus, daß die Neuorganisierung bis Ende März 1933 zu erfolgen habe. Bis dahin sollen die gegenwärtigen Körperschaften die Geschäfte weiter-

führen. Das heißt also: die Neuwahlen der Körperschaften haben vor Ende März zu erfolgen.

Wir wollen gerne anerkennen, daß auch der offizielle Organisations-Entwurf, besonders durch die Einführung des Verhältniswahlrechtes einen Fortschritt gegen früher bedeutet, eine befriedigende Lösung stellt er nicht dar. Die von uns aufgezählten Punkte sind grundsätzlicher Art. Wir können von den Kontrollbestimmungen für die Parlamentarier, den Volksobmann, die Kreis- und Ortsausschußobleute nicht abgehen. Wir können die Forderung nach teilweiser Zusammensetzung des Volksrates durch die Urwähler nicht fallen lassen, ebensowenig die von uns vorgelegten Bestimmungen über den Sachsentag. Wir halten die genauere Abgrenzung der Aufgaben des Nationalen Gerichts und des Arbeitsamts für nötig.

Das offizielle Projekt wird — wie man erfährt — nach der Begutachtung durch die Kreisausschüsse dem Volksrat Mitte Dezember vorgelegt, der dann den Termin des Sachsentages beschließt. Wie mir Dr. Hans Otto Roth mitteilte, wird dieser Termin entweder noch in den Dezember oder in die ersten Tage des Januar fallen. Die kurze Verschiebuug ist nach der langen Verzögerung nicht wesentlich. Wichtig ist bloß, daß die Kreise, die die von uns vertretenen Forderungen zum neuen Volksprogramm mitunterstützen, für sie wirken.* Wir werden unsere Wünsche als Zusatzforderungen zum offiziellen Volksprogramm dem Sachsentag zur Abstimmung vorlegen.

Heinrich Zillich

Mediascher Volkstag. Es gibt kaum etwas Umstrikteneres in unserem Volk als die „Selbsthilfe" und ihr nationalsozialistisches Programm. Jeder behauptet zwar unter uns ebenso national wie sozial zu sein, aber dabei sind wir doch bereits so weit, daß es in mancher Umgebung als ein Zeichen von Mut gewertet werden kann, wenn einer sich vorbehaltlos auf die Seite der Selbsthilfe stellt. Das hat gewiß seine Gründe auch darin, daß es allzuleicht ist, auf die Schwächen der Selbsthilfebewegung hinzuweisen. Aber diese Schwächen wären weit geringer, wenn alle unsere gesinnungstüchtigen Leute nicht bloß Kritik übend daneben ständen, sondern positiv mitarbeiten wollten an der völkischen Erneuerungsbewegung.

Der Mediascher Volkstag am 6. November war keine Kundgebung, mit der man unsere Volksführung aus dem Sattel heben konnte. Das war auch gar nicht beabsichtigt. Aber wer am Morgen den Zug zur Kirche sah; wer unter dem Eindruck der Volksmenge in und um die Kirche her während des Gottesdienstes stand; wer am Nachmittag die Versammlung auf dem Sportplatz auf sich wirken ließ, der mußte

* Die führende, ausgezeichnete Zeitschrift „Die Tat", Jena, befaßt sich mit dem Sonderheft des Klingsor zum Sachsentag in einem Aufsatz, aus dem wir einige Stellen wiedergeben, weil sie beweisen, daß mitunter mehr Verständnis für produktive sächsische Vorschläge im Reich zu finden ist als bei uns selbst. Es lautet da: „Die dort entwickelten Vorschläge zur Bildung einer Volksexekutive außer der gewöhnlichen Volksvertretung durch die Wahl eines „Volksobmanns", zur Zusammensetzung der Volksvertretung aus gewählten Ortsvertretern und „Rechtsvertretern" einzelner Stände, Selbstverwaltungskörper, der evangelischen Kirche und der katholischen Gemeinden, sind in vieler Hinsicht vorbildlich für die Organisation deutscher Volksgruppen überhaupt. Das gleiche gilt von den Vorschlägen auf Kontrolle der Minderheitenvertreter in den Parlamenten des Staates durch die Nationalversammlung (Sachsentag) und die Vertretung (Volksrat) des Volkes. Die wesentlichste Leistung des um diese Zeitschrift gesammelten Kreises liegt aber in der klaren und schönen Herausarbeitung des Wesensunterschiedes von Volk und Staat und der Begründung politischer Sittlichkeit aus dem Geiste des Volkstums. Es läßt sich kein schärferer Gegensatz zum alten Nationalismus westeuropäischer Prägung denken. Das im besten Sinne Realistische des vom Klingsorkreis ausgearbeiteten Programmes wird nicht zuletzt durch die Art des dort gesprochenen Wortes bestätigt. Die Ausdrucksweise ist rein sprachlich so treffend und klar, wie es heute noch zu den Seltenheiten gehört. Und das ist nichts Geringes in unserer gegenwärtigen Verwirrung der Worte . . . und der Sinne. E. W. E."

sich sagen: hier marschiert eine Bewegung, die weder totzuschweigen noch aufzuhalten ist. Hier ist alles jung und werdend, hier drängt ein großer neuer Gedanke nach Gestaltung. Und noch eines. Wer die Selbsthilfe nur aus dem Kampfe kennt, ist nur zu leicht geneigt, die ganze Bewegung als revolutionär, aufrührerisch und volksverführend zu verdammen. Schon hört man allenthalben die ängstlichen Bürger nach ihrer durch die Polizei verbürgten Ruhe und Behaglichkeit rufen. Der Volkstag hat jedenfalls innerlich und äußerlich den vollen Beweis dafür erbracht, daß die Erneuerungsbewegung Ordnung und Aufbau zu ihren obersten Grundsätzen macht. Es sind auch diesmal wieder klare und unzweideutige Anklagen gegen die verschiedenen maßgebenden Faktoren unseres Volkslebens erhoben worden. Aber diesmal war auch für das Ohr des nicht ganz voreingenommenen Gegners das starke, arbeitswillige Bekenntnis zum Volksganzen zu hören.

Das Bedeutendste des Mediascher Tages lag aber gar nicht auf dem politischen Gebiete. Das war der Anblick der jungen Arbeitsmannschaft, die hier zum erstenmal vor großer Öffentlichkeit in die Erscheinung trat. Man sage, was man will, gegen die völkische Erneuerungsbewegung. Aber was ist an begeisterter Tat den Arbeitslagern und dem verwirklichten Arbeitsdienstgedanken an die Seite zu stellen? Wie ein Lauffeuer geht es durch die Jugend unserer Städte und Dörfer! In Mediasch sahen wir zum erstenmal 500 Mann unserer jungen Arbeitsarmee, die meisten schon im blauen Hemd, das nicht nur Uniform, sondern in sehr ernstem Sinne Bekenntnis ist. Während vom Turme herab „Ein' feste Burg" erklang, traten sie in langer Front auf dem Marktplatz an. — Es ist nicht von entscheidender Bedeutung, wie groß die Arbeiten sein werden, die diese Arbeitsmannschaft leisten wird. Vielleicht ist allerdings hier für viele Orte auch rein wirtschaftlich mit einem wichtigen Faktor zu rechnen (die Arbeitslager berechtigen zu großen Hoffnungen). Entscheidend ist jedenfalls der Geist, der hier in unsere Jugend einzieht. Setzt er sich durch, wird es eine Ehre in der S. A. angesehen zu sein und eine Schande, sich davor zu drücken, dann dürfen wir getroster in die Zukunft sehen. Der Mediascher Tag war nach dieser Richtung hin ein Lichtblick in der trüben Verwirrung unserer Zeit.

Konrad Möckel

Gedächtnisausstellung Arthur Coulin. In der Gedächtnisausstellung zum 20. Todestage Arthur Coulins in Hermannstadt hingen einige Bilder, die die echte Künstlerschaft dieses Frühverstorbenen verkündeten. Seine Anfänge gehören einer Zeit an, in der etliche Jünglinge unseres Volkes, im Kampfe gegen die sich erhebenden Widerstände eines vorsichtigen Bürgertums, alle Not des Lebens freudig auf sich nahmen, um ihrer Berufung zum Malen zu folgen. Während Fritz Schullerus mit einem Plaid um die Schultern, als Unikum von der Menge bestaunt, durch die Winterkälte Wiens schritt, weil er sich keinen Mantel kaufen konnte, schufftete Arthur Coulin in Budapest tagsüber in der Fron eines Fotografen, um in der Nacht in einer Malschule und vor einer Staffelei arbeiten zu können. Solch durchdringende Begabung, solch unermüdliche Begeisterung zeigen sich an dem Werke. Neben den nebelhaften, weichen Flußlandschaften des Fritz Schullerus, die die große Schwermut des Altlandes und seiner Todesahnung mit leiser Trauer ausströmen, stehen dann auch diese Menschenbilder Arthur Coulins, die mit sprechender Lebendigkeit zarte Beseelung vereinen. Über ihre Zeit hinaus

strömen sie jenen geheimnisvollen Zauber aus, der nur dem wahren Kunstwerk zu eigen ist.

Menschenbilder sehen uns an in dieser Ausstellung, die bei meisterlicher Könnerschaft durch die Kraft innerlichen Gefühls uns teuer sind.

Da ist die Gattin des Künstlers: aus grauem Duft und wallendem Gewand neigt sich uns die junge Braut, eine Frau von sicherer Schönheit, still besonnen zu. Da ist der Künstler selbst, der uns, den feinen, lebensfrohen Mund im flaumigen Bart verborgen, mit dunkeln, schönheitsdurstigen Augen unter kühner Stirn anblickt.

Da ist der Knabe Adolf Heßhaimer in braunem Samtanzug, der mit klaren Augen im morgenfrischen Antlitz in die Welt schaut.

Da strampelt sich ein pausbäckiges Kindchen fröhlich lallend in den Tag des Lebens.

Da eine meisterliche Zeichnung des Vierundzwanzigjährigen, ein früh dem Tode verfallenes Mädchen, verträumt und schmerzbewegt, den Blick einer unsichtbaren Welt zugewandt. Welche Größe liegt in dieser zarten, feingestrichelten Zeichnung.

Und da wieder der Künstler, von dem Schatten eines breitkrempigen Hutes, aber auch des Todes gezeichnet, das Leid der Kreatur, aber auch einen geistigen Schimmer vom Jenseits her im bleichen Antlitz, ein erschütterndes Bild.

Früh verzehrt von Arbeit und Not, von Krankheit und künstlerischem Feuer sind unsere Vorkämpfer der Malerei, sind Arthur Coulin und Fritz Schullerus in das Grab gesunken.

Ihre Werke aber strahlen ein Licht aus, das unvergänglich ist.

Dr. Ernst Jekelius

Erfolg eines sächsischen Buches. Wir verwiesen schon einmal auf den großen Erfolg, den Meschendörfers Roman „Die Stadt im Osten" in Deutschland errungen hat. Zum erstenmal ist damit ein Buch der siebenbürgisch-sächsischen schönen Literatur nicht bloß in einen großen Verlag aufgenommen, sondern durch zahlreiche anerkennende Würdigungen bedeutender und führender Männer in die vorderste Front des zeitgenössischen Schrifttums gestellt worden. Mag auch in den meisten Kritiken der nationale Wert des Romans, der in einer guten aufnahmsbereiten Stunde ins Reich kam, und sein für Deutschland unbekannter Stoff in erster Linie beachtet worden sein — die Zuerkennung der silbernen Medaille der Deutschen Akademie in München, die auch Viktor Orendi-Hommenau überreicht wurde, gehört in diese Kathegorie der Anerkennung — so ist die Prämie, die der Deutsche Sprachverein der „Stadt im Osten" zuerkannte, doch wieder neben anderen Würdigungen als literarische Wertung aufzufassen, deren wir uns alle schon deshalb freuen müssen, weil durch Meschendörfer hier ein Damm durchbrochen wurde, der unser künstlerisches Schaffen von Deutschland bisher stark abriegelte. Den ersten Damm riß Meschendörfer vor nun schon bald zwei Jahrzehnten bei uns selbst ein, als er der strengen Kunstkritik des Westens zu uns den Weg ebnete. Daß er nun auch als erster den äußeren Gewinn dieser Tat empfängt, ist eine schöne Gerechtigkeit der Vorsehung. Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Mattis Teutsch: Kunstideologie. Stabilität und Aktivität im Kunstwerk. Müller und J. Kiepenheuer-Verlag, Potsdam.

Die aktive Natur des Künstlers sucht den passiven Zustand des ästhetischen Empfindens in der Kunst zu überwinden. Aktivität und Stabilität im Kunstwerk sind als Errungenschaften der neuen Kunst und als Hauptstücke der Kunstideologie bestimmt. Die Haltung des Verfassers der Kunstideologie ist streng, ganz abgekehrt den Bindungen vergangener Kulturen, nur hingegeben seiner Zeit und ihrem Formwillen.

Mattis Teutsch ist ein in völlig abstrakten Formen schaffender und reflektierender Künstler. An einfachen geometrischen Formen entwickelt er die Grundlagen der neuen Kunst, läßt an vielen Beispielen die Linie nur als Führer und Betoner der Bewegung gelten und zeigt in Plastik und Bild den neuen, nicht physiognomischen Menschentyp in den verschiedensten Wirkungen des Einbaus. Mattis Teutsch's Kunstideologie — eine hervorragend straff gegliederte und in sich geschlossene Leistung — kann nur als durchaus persönliche Äußerung einer eigenwilligen Künstlerpersönlichkeit aufgenommen und verstanden werden. Erhard Antoni

Dr. Paul Englisch. Sittengeschichte Europas. Mit 230 Abbildungen. Gustav Kiepenheuer-Verlag, Berlin. Sittengeschichten pflegen meist sehr umfangreiche, mehrbändige Werke zu sein, die sich etwas lüsterne Leser für schweres Geld kaufen. Es ist der Vorzug der eben erschienenen, einbändigen Sittengeschichte ganz Europas, daß sie mit großer Sauberkeit verfaßt ist und viel interessantes Material zusammenträgt. Die Ausstattung ist sehr gut. Das Frappierendste ist der Preis von 6 Mark für einen dicken Band, der 230 ausgezeichnet wiedergegebene Bilder hat.

Heinrich Zillich

Walter Horwath, Siebenbürgisch-sächsische Kirchenburgen. Zweites Heft, Honterus-Buchdruckerei, Hermannstadt 1932.

Die Kirchenburg ist aus Geschichte, Kunst und Volkstum der Siebenbürger Sachsen nicht wegzudenken. Unsere Seele liegt darin und der Fremde, der unser Dorf betritt, spürt ihren ernsten Hauch. Man hört heute, daß englische und amerikanische Kunstfreunde voll Staunen die Einswerdung bäuerlichen Kampfgeistes und kirchlichen Baustrebens in den Kirchenburgen entdecken und sich mit Leidenschaft um das Verständnis dieser einzigartigen Erscheinung mühen. Von uns aber, die wir den Kirchenburgen innerlich am nächsten stehen, sind nur wenige, die sich mit der Formensprache und dem geistigen Gehalt dieser Bauten auseinandersetzen. Es sind wenige, die zu Walter Horwaths Beschreibungen der Kirchenburgen greifen.

Seine Verbundenheit mit den Kirchenburgen ist für uns alle Beispiel und zugleich Mahnung. Wir Sachsen müssen über jede unserer Kirchenburgen mit strengen Augen wachen. An uns ist es gelegen, einen wirksamen Denkmalschutz über alles uns von den Altvordern überantwortete Kunstgut zu schaffen. Träte eine Schar des freiwilligen Arbeitsdienstes zur Wiederherstellung einer Kirchenburg zusammen, sie erwiese unserem Volk den gleichen Dienst wie durch die Grabenarbeit.

Mag mancher auch von einer Veröffentlichung der Kirchenburgen mehr kunstgeschichtlichen Unterbau erwarten, in manchen Punkten auch strenges wissenschaftliches Arbeitsverfahren, so ist Horwaths Hauptverdienst doch, unter persönlich schweren Opfern und unter kaum zu überwältigender Verständnislosigkeit seiner Volksge-

nossen ein großes Werk begonnen zu haben: sämtliche siebenbürgisch-sächsischen Kirchenburgen zu vermessen. Wie viel neues kommt auch in dem vorliegenden zweiten Heft zu Tage, so wenn Horwath u. a. in Großschenk zum ersten Mal die Kirchenburg vermißt und die Ostansicht der romanischen Kirche vor dem Umbau nachzeichnet, wenn er mit viel Anteilnahme von den gekuppelten romanischen Kirchenfenstern in Rohrbach und Draas spricht, über deren rechten Zweck man sich nicht einig ist, wenn er bei der Hamrudener Kirchenburg im Gegensatz zu Fr. Müller im Erdgeschoß des Berchfrits das Chor der Kirche findet u. a. m. Zwei Aufsätze über die Kirchenburgen in Hamruden und Draas haben auch in der Zeitschrift „Der Burgwart" Aufnahme gefunden.

Wir haben alle Ursache, uns an den Aufnahmen von Horwath zu freuen. Wir können ihnen die weiteste Verbreitung in Stadt und Land wünschen.

Erhard Antoni

Hermann Stehr. Der Heiligenhof. Der Horen Verlag, Leipzig, hat nun den großen Roman Stehrs in einem Bande ungekürzt herausgebracht, zu einem ungewöhnlich billigen Preis, der es jedem ermöglicht, das entscheidende Werk zu kaufen.

Werner Beumelburg. Bismarck gründet das Reich. Verlag Gerhard Stalling Oldenburg i. O. 1932. — Werner Beumelburg setzt mit diesem Buche die Aufklärung der Nation über die wirklich bewegenden Taten ihrer Geschichte fort. Wir haben uns mit Beumelburg schon oft beschäftigt. Den großen Wurf seines Kriegsbuches „Sperrfeuer um Deutschland" und die „Gruppe Bosemüller" wird niemand vergessen. Hier nun wird Bismarcks Leben und Schaffen vom Jahre 1848 bis zur Reichsgründung mit der gleichen Kraft dargestellt. Durch die Beschreibung auf diesen, allerdings wichtigsten Abschnitt im Wirken des Kanzlers tritt dessen Werk, die geniale Konzeption seiner Ziele und seiner Politik besonders plastisch hervor.

Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Mit diesem Hefte schließt der Jahrgang und die Zeitschrift tritt nun in das zehnte Jahr ihres Bestehens. Wenn etwas ihre Notwendigkeit beweist, so ist es eben dies: daß Klingsor in das zehnte Jahr des Bestehens tritt. Keine der früheren deutschen literarischen Zeitschriften Siebenbürgens erreichte auch nur annähernd dieses Alter. Es wird unsere Bezieher beruhigen, wenn sie hören, daß trotz der Wirtschaftskrise der Bestand der Zeitschrift weiterhin gesichert erscheint, daß auch im letzten Jahre die Zahl der Abonnenten wuchs. Sorgenlos sind allerdings auch unsere Schritte nicht. Wir rufen wie schon im Dezember 1931 alle Abnehmer auf, ihre Bezugsgebühren pünktlich zu zahlen und für die weitere Verbreitung der Zeitschrift zu werben.

Das 10jährige Bestehen der Zeitschrift wird im nächsten Jahre in einer Reihe von Veranstaltungen, wahrscheinlich in Kronstadt und in Hermannstadt, gefeiert werden.

Wer sein Abonnement nicht kündigt, gilt auch als Abnehmer des 10. Jahrganges, dessen Bezugsgebühren unverändert bleiben. Umschläge zum Binden des abgelaufenen Jahrgangs sind von der Verwaltung zum Preise von 60 Lei zu beziehen.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Joan Ratiustraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg

Universal Test Target

Image Engineering

Image Engineering Scan Reference Chart TE263

L 46.0 a 64.0 b 35.0 | L 53.0 a -45.0 b 38.0 | L 18.0 a 24.0 b -61.0 | L 48.0 a -34.0 b -31.0 | L 49.0 a 56.0 b -14.0 | L 82.0 a 3.0 b 90.0 | L 64.0 a 20.0 b 19.0 | L 32.0 a 20.0 b 23.0 | L 1.0 a 0.0 b 0.0 D 2.4 | L 10.0 a 0.0 b 0.0 D 1.95 | L 15.0 a 0.0 b 0.0 D 1.72 | L 20.0 a 0.0 b 0.0 D 1.52 | L 45 a 0.0 b 0.0 D 0.84

L 50.0 a 0.0 b 0.0 D 0.73 | L 55.0 a 0.0 b 0.0 D 0.64 | L 85 a 0.0 b 0.0 D 0.18 | L 90.0 a 0.0 b 0.0 D 0.12 | L 95.0 a 0.0 b 0.0 D 0.06 | L 86.0 a -19.0 b -1.0 | L 85.0 a 13.0 b 0.0 | L 85.0 a -2.0 b -9.0 | L 87.0 a 10.0 b 18.0 | L 85.00 a -11.0 b 26.0 | L 86.0 a 13.0 b 7.0 | L 85.0 a -14.0 b -9.0 | L 85.0 a 4.0 b -6.0

Serial No. , Type: standard, manufactured by Image Engineering (www.image-engineering.de)